Wilhelm Grimm
Kleinere Schriften
1

53.505
1

Dr. Fuhrmann

KLEINERE SCHRIFTEN

VON

WILHELM GRIMM

HERAUSGEGEBEN

VON

GUSTAV HINRICHS

ERSTER BAND

BERLIN

FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG

HARRWITZ UND GOSSMANN

1881

Staatl. Bibliothek
Bamberg

VORWORT.

Der längst gehegte und oftmals geäusserte Wunsch, nach dem Erscheinen der Kleineren Schriften Jacob Grimms auch die seines Bruders Wilhelm gesammelt und herausgegeben zu sehen, ist durch die Schwierigkeit, welche der erstere Theil dieser Aufgabe darbot, bisher immer vereitelt worden. Herr Professor Dr J. Zacher in Halle hatte bereits vor zehn Jahren eine Zusammenstellung alles Vorhandenen übernommen (s. Herman Grimms Schlusswort in J. Gr. Kl. Schr. V, S. 506), war aber am Beginn dieser von ihm lebhaft gewünschten Arbeit verhindert. Nach Vermittelung meines Freundes Dr Chr. Belger, an welchen sich Zacher gewandt hatte, und des Herrn Professor Dr W. Scherer hatte Herr Professor Dr Herman Grimm die Güte, mir im März 1879 die Herausgabe der Kleineren Schriften seines Vaters anzuvertrauen.

Bei der Aufstellung des Schriftenverzeichnisses war ich auf das eigene Durchsuchen der Litteraturzeitungen und kritischen Jahrbücher und auf zahlreiche schriftliche Erkundigungen angewiesen. Ausserdem überliess mir Belger eine ihm von der Göttinger Universitätsbibliothek ausgefertigte Liste der W. Grimm'schen Recensionen aus den Göttingischen gelehrten Anzeigen, welche auf meine wiederholten Anfragen Herr Oberbibliothekar Professor Dr Wilmanns nach den Honorarverzeichnissen, Herr Bibliothekar Dr Schubart in Cassel nach dem Exemplar der ständischen Landesbibliothek und die Verwaltung der Tübinger Universitätsbibliothek nach dem Reussischen Exemplar mit der grössten Bereitwilligkeit haben revidiren und ergänzen lassen.

Für alle Abweichungen von der Übersicht, welche A. Rassmann in seinem Artikel „Wilhelm Grimm“ bei Ersch und Gruber Bd 91 (1871), S. 275—307 zum Theil auf Grund eigenhändiger „Verbesserungen“ W. Grimms im Casseler Exemplar gegeben hat, kann ich also unbedingt eintreten; letztere beschränken sich, wie mir Herr Lohmeyer aus Cassel gütigst mittheilte, auf vier Fehlerverbesserungen und ein Zusatzwort. Eine neue Controlle bot sich, als mir nahe vor dem Abschluss des Verzeichnisses und nochmals nach dem Beginn des Druckes eine Anzahl J. Grimm'scher Sammelbändchen von Göttinger und Heidelberger Recensionen, im Ganzen fünfzehn, von denen jedoch nach ihrer Numerirung zu schliessen noch einige oder mindestens zwei mehr vorhanden gewesen sind, in die Hände kamen. Zweifelhaft bleibt nur die Recension von Simrocks Waltherübersetzung 1833, Stück 94, welche J. Grimm auf dem Umschlag mit deutlichem Wh. versehen, Benecke aber in den Honorarverzeichnissen auf seinen Namen eingetragen hat; auf welcher Seite der Irrthum liegt, ist nicht entschieden. Andererseits fehlen in diesen Ausschnittssammlungen einige sicher belegte Anzeigen. Damit auch im übrigen eine möglichst grosse Genauigkeit erreicht werde, schien es nach Jahresfrist rathsam, das bis dahin zusammengebrachte chronologische Schriftenverzeichnis allein drucken zu lassen und mit der Bitte um Vervollständigung zu versenden. Durch einzelne Nachträge bin ich den Herren Professoren Dr K. Weinhold, L. Holland, K. Goedeke zu grossem Dank verpflichtet, vor allem aber der Verlagsbuchhandlung der Leipziger Litteraturzeitung, für welche fast jeder Anhalt fehlte, den Herren Breitkopf und Härtel in Leipzig, welche mir nach freundlichst wiederholter Nachforschung einen Contoauszug über sämmtliche auf den Namen des Legationssecretärs Jacob Grimm eingetragene Recensionen zugehen lassen konnten. Die Frage, welchem von beiden Brüdern elf bis jetzt unbekannte Kritiken zu vindiciren sind, ist nur für wenige mit Sicherheit zu entscheiden, da leider auf der hiesigen Universitätsbibliothek nur ein Quartband mit der Bezeichnung „Recensionen II“, welcher von 1814 bis 1817 reicht, aufzufinden ist; ich glaube aber nicht irre zu gehen, wenn ich sie sämmtlich Wilhelm zuschreibe und

demgemäss aufnehme. Durch Lectüre von Grimm- und Arnimbriefen haben sich noch andere Beiträge ergeben; dieser Umstand muss zur Vorsicht mahnen, und ich wage nicht zu behaupten, dass die angestrebte absolute Vollständigkeit auch überall erreicht sei. Nicht verantwortlich bin ich für das Fehlen der Recensionen aus dem Litterarischen Centralblatt. Auf meine wiederholte Bitte um ihre Mittheilung schrieb Herr Geh. Hofrath Prof. Dr Zarncke Herrn Prof. H. Grimm, dass es der ausdrückliche Wunsch seines Vaters war, dass sein Name nicht genannt werde. Prof. H. Grimm hat deshalb die ihm angebotene Namhaftmachung dieser Beiträge nicht angenommen. Auch die zu den ältesten gehörenden Aufsätze der Brüder für V. L. Klopstocks Hamburgische Neue Zeitung, auf welche in den Jugendbriefen (Weimar, H. Böhlau, 1881) mehrfach hingedeutet wird, konnten leider bis jetzt nicht nachgewiesen werden. Allen hier genannten oder nicht ausdrücklich genannten Herren, deren Bemühung ich in vielen, wenn auch zum Theil resultatlosen Fragen mir in Anspruch zu nehmen erlaubt habe, sei hierdurch für ihre geneigteste Auskunft und aufmunternde Theilnahme herzlichst gedankt.

Was die Herausgabe anlangt, so hat als Grundsatz gegolten, dass nicht eine Auswahl, sondern eine möglichst vollständige Sammlung der Kleineren Schriften geboten werden soll. Ausgeschlossen wurden nur reine Textesarbeiten, die Übersetzungen der altdänischen Balladen in Trösteinsamkeit und einzelne später nachgetragene Märchen. Der in der Übersicht vorliegende Stoff zerfällt in Recensionen, Abhandlungen und eine Masse von Aufsätzen, Übersetzungen, Reden usw. Letztere können mit Recht ein allgemeineres Interesse beanspruchen, wenngleich nicht ein solcher Reichthum glänzender Vorträge erwartet werden darf, wie in Jacobs Sammlung. Wilhelms Kleinere Schriften bewegen sich in engerem Kreise.

Es schien angemessen, den chronologischen Gesichtspunkt in freier Weise mit einer sachlichen Gruppirung zu vereinigen. Der erste Band umfasst allerlei Vermischtes zur Litteraturgeschichte und Märchenkunde, der zweite soll die wissenschaftlichen Recensionen vom Jahre 1811 an (die Heidelberger von 1809 über Herzog Ernst steht bereits in Jacobs Kl. Schr. IV,

S. 34—43), und der dritte die akademischen und übrigen Abhandlungen enthalten. Dieser Gang ist der historische, denn nach dem Jahre 1841 scheint W. Grimm keine Kritiken mehr geschrieben zu haben ausser von 1851 bis 1855 für das Centralblatt. Abgewichen ist von dieser Abgrenzung insofern, als einige allgemeine Recensionen, welche sich auf die schöne Litteratur und die Zeitgeschichte beziehen, schon in den ersten Band herübergenommen sind. Damit der Inhalt desselben nicht als willkürlich zusammengewürfelt erscheine, ist er unter verschiedene Gruppentitel vertheilt worden, von denen die beiden letzten als Anhang angesehen werden können. Dabei bedarf es der Entschuldigung, wenn das erst während des Drucks aufgefundene Bruchstück über Gleichnisse im Ossian und Parzival, welches der Zeit nach wohl nach 1811 fällt (vgl. Görresbr. II, S. 267. 253) und seinem Platze nach eher vor oder hinter die Altschottischen Lieder gehörte, zu den Wissenschaftlichen Anfängen und der Aufsatz über die trojanischen Franken, weil er aus den Altdänischen Heldenliedern stammt, zur Naturpoesie gestellt worden ist. Zwischen der Rubrik Kunstpoesie und Zu den Märchen bildet Arnims Persönlichkeit das Bindeglied.

Die Autorschaft anonymer Stücke ist meist durch Briefstellen bewiesen. Die Übersetzung aus Öhlenschläger hat Arnim, welcher eine solche erwähnt, für das Pantheon eingeliefert, weshalb wohl Büsching im Mitarbeiterverzeichnis ihren Verfasser nicht genannt hat. Die Aufnahme des Artikels aus dem Rheinischen Merkur über hessische Stände, in welchem Arnim W. Grimm erkannt hat und den ich in den Jugendbriefen S. 524 fälschlich dem von Cassel abwesenden Jacob beilegte, sowie zweier anderer aus Hessen (vgl. Görresbr. II, S. 452 f.) hat Herman Grimm nach einer stilistischen Prüfung, welche er auch der zuletzt noch entdeckten Mathesiusrecension zu Theil werden liess, gutgeheissen. Zu den Berichten im Preussischen Correspondenten bekennen sich die Brüder durch Einzeichnung im Handexemplar. An den beiden Vorreden und Einleitungen der ersten und zweiten Märchenauflage, welche auf besonderen Wunsch aufgenommen sind, hat wohl Wilhelm den grössten Antheil; Jacob wird bei den letzteren für die Beschaffung des

Materials und die Revision kaum mehr geleistet haben, als bei der Elfeneinleitung. Nachzutragen ist, dass der letzte Abschnitt der Recension über Horn S. 258, wie das von mir nachträglich aufgefundene Blatt des Manuscripts ausweist, von Arnim zugesetzt ist. Die Reden sind ebenso wie Jacobs zweimal erhaltene Rede De desiderio patriae bisher ungedruckt.

In den Vortrag über das Deutsche Wörterbuch sind einige eigenhändige stilistische Änderungen und Streichungen aufgenommen. Auch sonst sind die von W. Grimm selbst angemerkten oder von mir corrigirten Lese- und Druckfehler ohne ausdrückliche Bezeichnung geblieben. Neue Anmerkungen sind als solche benannt und mit Ziffern angefügt, meine Zusätze sind durch Sterne und eckige Klammern kenntlich gemacht.

Die benutzten Textstellen sind unverändert, wie sie vorlagen, wieder abgedruckt. Ebenso ist die alte Orthographie wenigstens bei den Eigennamen genau bewahrt, abgesehen davon, dass Composita meist ohne Bindestriche und die Namen Jacob, Carl, Cassel in der Selbstbiographie und der Abtheilung Zeitgeschichtliches nach Grimm'scher Schreibung mit C, Deutschland usw. in den Artikeln aus dem Rheinischen Merkur nicht mit T gedruckt sind; im übrigen habe ich sie aufgegeben und y stets in i usw. verwandelt. Auch durfte die Angabe der ursprünglichen Seitenzahlen hier unterbleiben.

Dem letzten Bande wird das Schriftenverzeichnis in seiner neuen Gestalt und ein ausführliches Register beigegeben werden.

Mein aufrichtigster Dank gebührt schliesslich den Herren Professor Dr W. Scherer und Bibliothekar Dr R. Köhler, welche das Erscheinen dieses Bandes von Anfang an mit regstem Interesse begleitet und mich durch freundliche Rathschläge und gütige Mittheilungen gefördert haben.

Berlin, den 26. Dezember 1880.

Gustav Hinrichs.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Vorrede	III—VII
Biographisches	1— 27
Selbstbiographie	3— 26
Nachträge	26— 27
Wissenschaftliche Anfänge	29— 57
Einige Bemerkungen zu dem altdeutschen Roman Wilhelm von Oranse	31— 34
Über die Originalität des Nibelungenlieds und des Heldenbuchs	34— 35
Beitrag zu einem Verzeichnis der Dichter des Mittelalters	36— 45
Über einige unbekannte Ausgaben von Salomon und Markolf	45— 47
*Gleichnisse im Ossian und Parzival	48— 57
Naturpoesie	59—233
Der Nibelungen Lied, herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen	61— 91
Über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zu der nordischen	92—170
Räthsel aus der Hervararsaga	171—172
Ankündigung der altdänischen Heldenlieder	173—175
Zu den altdänischen Heldenliedern	176—203
Über die Sage von der trojanischen Abkunft der Franken	204—211
Die Lieder der alten Edda	212—227
Drei altschottische Lieder	228—233
Kunstpoesie	235—314
Sigurd der Schlangentödter. Ein Heldenspiel in sechs Abenteuern von Friedrich Baron de la Motte Fouqué	237—244
Christi Wiedererscheinen in der Natur	245—247
Palnatoke von Adam Öhlenschläger	248—260
Der Goldfaden, eine schöne alte Geschichte. Wieder herausgegeben von Clemens Brentano	261—265
Die schöne Litteratur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts. Dargestellt von Franz Horn	266—288
Armuth, Reichthum, Schuld und Busse der Gräfin Dolores. Von Ludwig Achim von Arnim	289—297
Die Kronenwächter von L. Achim von Arnim	298—310
Vorwort zu Arnims Werken	311—314

Seite

Zu den Märchen . 315—490
An die Frau Bettina von Arnim 317—319
Vorrede (zum ersten Band) 320—328
Vorrede (zum zweiten Band) 328—332
Einleitung. Über das Wesen der Märchen 333—358
Einleitung. Kinderwesen und Kindersitten 359—398
Kinderglauben 399—404
Einleitung über die Elfen 405—490
Reden . 491—520
*Göttinger Rede 493—496
*Göttinger Rede über Geschichte und Poesie 497—504
*Antrittsrede in der Akademie 505—507
Bericht über das Deutsche Wörterbuch 508—520
Kosmos . 521—525
Über die Naturbeschreibung in dem deutschen Volksepos und dem Minnegesang 523—525
Zeitgeschichtliches 527—570
Nachträge zu den [Kriegs-]Berichten aus Cassel 529—535
Über die Ständeversammlung in Hessen 536—543
Aus Hessen . 543—547
Aus Hessen . 548
Über Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in unserer Zeit . . 549—555
Kunstwerke . 556—557
Casseler Künstler, Censur und Schlossbau 558
Teutoberg . 559
Golownins Gefangenschaft in Japan 560
Golownins Gefangenschaft in Japan 561—563
Rikords Fahrt nach Japan und Müllers nordische Sagenbibliothek 563—568
Predigten des alten Herrn Magister Mathesius. Mit einer Vorrede herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim 569—570
Erzählungen . 571—586
Der Sünder unter den Gerechten 573—574
Der büssende Wolf 575—577
Karls des Grossen Heimkehr aus Ungerland 577—581
Brod und Salz mit Gottes Segen 582—583
Der Segen des Vaters und der Mutter 584—586
Anzeige . 587

BIOGRAPHISCHES.

SELBSTBIOGRAPHIE.

K. W. Justi, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- Schriftsteller- und Künstler-Geschichte von 1806—1830. Marburg 1831. 8. S. 164—183.

Grimm (Wilhelm Carl). Ich bin zu Hanau geboren, am 24ten Febr. 1786. Obgleich ich erst fünf Jahre alt war, als die Eltern diese Stadt verliessen, sind mir doch noch Erinnerungen aus jener Zeit geblieben. Dreissig Jahre später gieng ich an dem Hause vorüber, wo wir gewohnt hatten, und die offene Thüre reizte mich in die Flur einzutreten; ich erinnerte mich gar wohl der innern Einrichtung und sah über die Mauer des anstossenden Gartens noch den Pfirsichbaum, dessen rothe Blüthe mich als Kind ergötzt hatte. Im Jahr 1790 hatte der Landgraf von Hessen zum Schutz der Kaiserwahl bei der Frankfurt nahe liegenden Stadt Bergen ein beträchtliches Corps zusammengezogen; um die grosse Revüe an einem festlichen Tage mit anzusehen, waren die Eltern in das Lager hinausgefahren, und ich besinne mich deutlich, wie ich, zum Kutschenfenster herausschauend, die Regimenter mit den im Sonnenscheine blitzenden Gewehren vorübermarschieren sah und der Donner der Kanonen jedesmal den Wagen erschütterte. Nicht minder lebhaft steht mir noch in Gedanken, wie wir beide, Jacob und ich, Hand in Hand über den Markt der Neustadt zu einem französischen Sprachlehrer giengen, der neben der Kirche wohnte, und in kindischer Freude stehen blieben, um dem goldenen Hahn auf der Spitze des Thurmes zuzusehen, der sich im Winde hin und her drehte. Zwei Wege waren es besonders, die wir gemeinschaftlich machten, den einen zu der Schwester des Vaters,

einer kinderlosen Wittwe, die in unserer Nähe wohnte, den andern zu den Eltern der Mutter. Die Tante war eine verständige, wohlmeinende, aber ernste Frau, die uns den ersten Unterricht gab und einen grossen Einfluss ausübte, da ihre Autorität unbedingt galt. Sie hieng mit grosser Liebe an unserm Vater, den sie als ältere Schwester in der Jugend gepflegt hatte, und als dieser zum Justizamtmann in Steinau ernannt wurde, verkaufte sie ihr Haus in Hanau und zog mit dorthin. Sie hat ihn auch nicht lange überlebt. Die Festigkeit ihres Geistes verliess sie nicht, bis zu ihrem Ende. In der Nacht, wo sie die Annäherung des Todes fühlte, bat sie die Mutter, ihr ein Gebet vorzulesen; die Mutter fieng das Gebet eines Kranken an, „nein, Frau Schwester, sagte sie, suchen Sie das Gebet eines Sterbenden auf.“ Sie hatte eine Vorliebe für Jacob, ohne minder theilnehmend für uns übrige Geschwister zu sein, vielleicht trug die Ähnlichkeit mit dem Urgrossvater Friedrich Grimm, die ein erhaltenes Ölbild ausser Zweifel setzt, dazu bei, vielleicht auch die frühe Äusserung natürlicher Anlagen. Die Mutter erzählte wenigstens gerne, er habe schon lesen können, bevor andere Kinder anfangen zu lernen, und eine ganze Gesellschaft so sehr in Verwunderung gesetzt, dass alle sich hätten überzeugen wollen, ob er wirklich aus einem Buche ablese. Zu den Grosseltern giengen wir nicht täglich, wie zu der Tante, aber doch ein paarmal in der Woche zu bestimmten Tagen. Zwei Ölbilder aus jener Zeit vergegenwärtigen uns ihre Züge auf das lebendigste. Der Grossvater, Kanzleirath Zimmer, schon damals hoch bejahrt, lebte im Ruhestand. Er war um die Person des Landgrafen Wilhelm VIII. gewesen, als der siebenjährige Krieg diesen Fürsten nöthigte, sein Land zu verlassen, und eine gleichmässige Freundlichkeit, Milde und Nachsicht war ihm wohl aus dieser Stellung eigen geworden. Er starb oder vielmehr er schlief ohne Krankheit ein im Jahr 1803 in einem Alter von fast 90 Jahren, noch im vollen Besitze seiner Geisteskräfte; die Grossmutter war ihm, doch auch schon sehr bejahrt, vorangegangen. Beide behandelten uns mit jener grossen Zärtlichkeit, die Enkeln gewöhnlich zu Theil wird, und ich erinnere mich noch sehr gut, wie der

Grossvater, wenn wir späterhin ihn von Steinau aus besuchten, oft stundenlang sich zu uns setzte, seine zitternde Hände auf den Tisch legte und zusah, wie wir aus Niebuhrs arabischer Reise die Kupfer kopierten. Bis zu seinem Ende, als er die Feder nur noch mit Mühe halten und nur mit grosser Anstrengung schreiben konnte, ertheilte er uns in Briefen die liebreichsten Lehren. — Des Abzuges der Eltern nach Steinau erinnere ich mich noch als eines wichtigen Ereignisses; ich sass im Wagen auf einem Kästchen zu Füssen der Mutter und sah den blühenden Weissdorn an den Fenstern der Kutsche vorbeieilen, wenn diese zwischen Hecken hinfuhr. Ich kann übergehen, was Jacob schon von unserm Aufenthalte in Steinau erzählt hat. Ich erfreute mich in der ersten Jugend der vollkommensten Gesundheit und that es darin allen Geschwistern zuvor; ich erinnere mich nicht einmal eines leichten Übelbefindens und selbst die Blattern, an welchen wir Geschwister alle darnieder lagen, konnten mir nichts anhaben. Jacob war von dieser furchtbaren Krankheit heftig ergriffen, das ganze Gesicht, auch die Augen waren bedeckt, und fünf oder sechs Tage lag er völlig erblindet. Ich weiss noch, wie er nach seiner Genesung zum erstenmal an einem sonnigen Tage spazieren gefahren wurde und mit dem fleckigen und narbigen Gesichte, aber ganz unentstellten Zügen im Wagen sass. Die Narben sind hernach bis auf wenige Spuren völlig verschwunden, und der natürliche Ausdruck hat im mindesten nicht gelitten. Die Gegend von Steinau hat etwas angenehmes. Oft sind wir zusammen in den Wiesenthälern und auf den Anhöhen umhergegangen; der Sinn für die Natur mag uns, wie Vielen, angeboren sein, aber er ist doch auch auf diese Art genährt und begünstigt worden. Noch jetzt weiss ich nichts, was so sicher die friedliche Stimmung der Seele, in welcher alles Glück beruht, hervorrufe, als ein einsamer Spaziergang, wo kein Gespräch und Unterhaltung uns an die Bemühungen des Lebens erinnert und wir die Natur frei auf unsere Gedanken wirken lassen; ungesucht und unerwartet ist mir hier oft das Beste eingefallen. Darum gewöhne ich mich auch am letzten an eine neue Gegend, und unter so manchen schönen Punkten, die ich

hier in Göttingen sehe, erscheint mir der Meissner, den ich Jahre lang aus meinem Fenster in Cassel betrachten konnte, allein bekannt und zutraulich. Der Neigung zum Zeichnen ist schon gedacht, auch ein gewisser Sammlergeist zeigte sich frühe: schon damals brachten wir Insekten, Schmetterlinge u. dgl. heim und zeichneten es ab und späterhin ward es noch fortgesetzt. Einiges hat sich davon erhalten und ich kann versichern, dass die Abbildungen nicht schlecht gemacht und der geringen Muschelfarben ungeachtet treu illuminirt sind. Rechnet man dazu, dass wir niemals Unterricht im Zeichnen erhalten haben, (damals war keine Gelegenheit, hernach keine Zeit dazu), so darf man wohl einige natürliche Anlage voraussetzen. Auch die radierten Blätter meines Bruders Ludwig, fast lauter Zeichnungen nach der Natur, deucht mich, beweisen einen sicheren Blick. Genaue und sorgsame Monographien, wie etwa Lyonets Werk über die Weidenraupe, haben immer meine Bewunderung erregt. Solche Beiträge für die Wissenschaft können an Umfang gering sein, aber ihr Einfluss ist unberechenbar und ihr Werth unvergänglich. Geist, grossartiger Sinn, Theilnahme an den höchsten Fragen des Lebens werden sich auch hier nicht verläugnen, sind sie nur wirklich vorhanden. Ich möchte am liebsten das Allgemeine in dem Besondern begreifen und erfassen, und die Erkenntnis, die auf diesem Wege erlangt wird, scheint mir fester und fruchtbarer, als die welche auf umgekehrtem Wege gefunden wird. Leicht wird sonst als unnütz hinweg geworfen, worin sich das Leben am bestimmtesten ausgeprägt hat, und man ergiebt sich Betrachtungen, die vielleicht berauschen, aber nicht wirklich sättigen und nähren. — Im Herbst 1826 führten mich Geschäfte nach Steinau, wo ich in zwanzig Jahren nicht gewesen war. Der wohlbekannte viereckige Schlossthurm, von welchem Sonntags, wenn wir nach der Kirche mit der Mutter in feierlicher Stille an dem Schlossgarten hergiengen, die Posaunen einen Choral ertönen liessen, die Kirchen und andere höhere Gebäude zeigten sich an dem reinen Himmel aus der Ferne ganz wie sonst; in der Nähe war Manches verändert, neue Häuser waren auf fruchtbare Gartenfelder gebaut, ein paar Thürme über den Stadtthoren abge-

tragen, ein Theil des Schlosses, den noch die Mutter des verstorbenen Kurfürsten (eine Prinzessin von Engelland, Tochter Georgs II.) bewohnt hatte, war in der französischen Zeit in ein Gefangenhaus verwandelt und die Fenster vergittert worden. Wir fühlen es nicht immer, wie unaufhaltsam alles versinkt, aber ich kann mich der Bewegung nicht erwehren, wenn eine Erinnerung mich auf einen Augenblick in eine längst untergegangene Zeit, die andern Schmerz und andere Freuden hatte, mitten hinein rückt. Der Vater hatte mir erzählt, dass als er, noch ein kleiner Knabe, nach dem Tode seiner Mutter der Landgräfin begegnet sei, sie theilnehmend gefragt und angehört habe, warum er Trauerkleider trage. Dabei fiel mir ein, dass, als der verstorbene Kurfürst einmal in dem Städtchen angelangt und in dem Schloss abgestiegen war, ich von dem Amtsdiener auf die Mauer gehoben wurde, um den Herrn besser sehen zu können. Er zeigte sich auch wirklich in der glänzenden Uniform am Fenster und war ein schöner Mann in seinen besten Jahren. Einige Jahre vor seinem Tode musste ich ein paar Tage lang den Dienst in seiner Privatbibliothek zu Wilhelmshöhe versehen, er war ein Greis und klagte über innern Frost, aber mit sichtbarer Belebung und Freude erzählte er bei zufälliger Veranlassung, wie er in seiner Jugend mit seiner Mutter, eben jener Landgräfin, seine erste Reise an den Rhein gemacht habe und verlangte, ich sollte ihm ein Buch mit Bildern aus diesen Gegenden herbeiholen, in welchem er lange blätterte. — Ich liess mir die Schlüssel zu der Kirche bringen, in welcher der Grossvater vor etwa hundert Jahren seine Antrittspredigt gehalten hatte, und gieng ganz allein hinein. Die Sonne schien durch die hohen Fenster auf den ganz mit Leichensteinen bedeckten Fussboden der Kirche, wovon mehrere in das 16te Jahrhundert gehörten. Auf dreien, gerade vor dem Altar, fand ich die Namen meiner Familie: zwei Brüder des Vaters lagen da (er war der einzig übrig gebliebene), einer, der Friedrich hiess, war in der Jugend gestorben, und eine lateinische Inschrift gedachte der ungewöhnlichen Gaben des Kindes und des tiefen Schmerzes der Eltern bei seinem Verlust; der andere war schon Prediger in Hanau

gewesen. Über beiden zwischen dem Altar und der Kanzel lag die Grossmutter, und so war der Grossvater zwanzig Jahre lang jeden Sonntag über ihr Grab zur Kanzel geschritten. Die jetzige Zeit scheut dergleichen Erinnerungen, mir scheint es würdiger, das Andenken der Verstorbenen auf diese Weise zu ehren. Der Grossvater selbst war auf den vor der Stadt angelegten Kirchhof begraben worden, das wusste ich und fand dort seinen Leichenstein, auf welchem eine kurze Erzählung seines Lebens steht. Er war 47 Jahre an demselben Orte Prediger gewesen. Wie beneidenswerth schien mir dieses Loos: ein segensvolles Amt, Liebe und Achtung der Gemeinde, Musse zur Betrachtung und zum Nachsinnen und ein lebendiges und freudiges Gefühl des Daseins. Ich suchte auch den Garten auf, den die Eltern ehemals besessen hatten. Der Baum stand noch, an welchem der weisse Mantel der Mutter zu hängen pflegte, den wir von weitem sahen, wenn wir nach beendigter Schule nachkamen, und es war mir, als sähe ich sie selbst langsam über die Wiese hergehen. Als ich mit diesen Ernnerungen in dem Garten auf und ab gieng, kam ich mir selbst wie ein abgeschiedener Geist vor, der zu der ehemaligen Heimath wieder einmal zurückgekehrt ist. Ob das heftige Gefühl, das mir die Seele erfüllte, Schmerz oder Freude war, weiss ich nicht, es war wohl beides zugleich. Die Liebe zu meiner Mutter ist noch jetzt, nachdem sie länger als zwanzig Jahre im Grabe liegt, unvermindert in meinem Herzen, der Traum führt mich manchmal zu ihr hin, sie sitzt meist, wie in den letzten Jahren ihres Lebens, auf einem kleinen Teppich vor einem Arbeitstischchen, reicht mir die magere, aber sanfte Hand und fragt, warum ich so lange nicht bei ihr gewesen sei? Hätte es Gott gefallen, ihr Leben zu verlängern, welche Freude, wenn wir ihr die mühseligen, uns geopferten Jahre mit eben so viel stillen und ruhigen hätten vergelten können. Alte Leute kehren wohl, wenn keine Sorge und Arbeit sie mehr unterbricht, zu den Beschäftigungen der Jugend zurück, sie pflegen Blumen, einen Lieblingsvogel, und die Bücher, die der ernste Drang des Lebens ihnen verschlossen hatte, werden wieder geöffnet. Die Mutter las gerne, der Grandison war ihr Lieb-

lingsbuch, dessen verschlungene Begebenheiten und vielfältige Charaktere sie sehr wohl behalten hatte; manchmal bei recht heiterer Stimmung sagte sie uns Stellen aus Gellerts beschämter Schäferin vor, worin sie als Kind eine Rolle gespielt hatte. — Ich habe zu dem, was Jacob von unserm Aufenthalte in Cassel, wohin wir im Herbste 1799 [1798] geschickt wurden und wo wir das Lyceum besuchten, erzählt hat, Weniges hinzuzufügen. Eine ältere Schwester der Mutter sorgte dort für uns so liebreich, wie die Mutter selbst. Ich war eifrig im Lernen, wie es auch sehr nöthig war, aber der Übergang zu dieser sitzenden Lebensweise, denn der ganze Tag war mit Lehrstunden besetzt, wirkte nachtheilig auf meine bisher so feste Gesundheit. Nach einem an sich gar nicht heftigen, glücklich überstandenen Anfall des Scharlachfiebers fieng ich an über beschwerten Athem zu klagen, wozu sich bald Schmerzen in der Brust gesellten. Ob mein schnelles Heranwachsen auch Schuld hatte, wie man versicherte, weiss ich nicht, aber wir Geschwister hatten meist alle Vater und Mutter, die eher von kleiner Statur waren, überwachsen. Die Lehrstunden hatten dabei ihren Fortgang, und der Weg nach dem Lyceum ward mir oft sehr sauer, wenn mir der kalte Wind, der über den Friedrichsplatz oft herzieht, entgegenblies. Sammlungen mancherlei Art wurden angelegt, auch aus Büchern, die wir uns nicht kaufen konnten, Excerpte gemacht; die reinlich geschriebenen Hefte sind lange Zeit aufbewahrt worden. Als die Zeit heranrückte, wo wir die Universität beziehen sollten, war ich einem so heftigen Anfall von Asthma ausgesetzt, dass nur durch sehr starke Mittel die ganz nahe Gefahr abgewendet wurde. Ich durfte nach dieser Krankheit ein halbes Jahr lang das Zimmer nicht verlassen, das Zeichnen war meine einzige Erholung, aber dazu ward mir täglich nur eine kurze Zeit gestattet, ein reinlich ausgeführtes Blatt ist noch aus jener Zeit übrig, an die ich selbst mit einigem Behagen denke. Ich glaube Krankheiten in diesem Lebensalter können bildend wirken: die Nächte, in denen man vergeblich auf Schlaf hofft, die Stunden, in welchen Beschäftigung untersagt oder unmöglich ist und welche der Selbstbetrachtung zufallen, führen schneller zum Bewusstsein und zur Erkenntnis

unserer Natur, als es bei ungestörter, soll ich sagen übermüthiger? Gesundheit der Fall sein mag. Es entgehen doch nur wenige gänzlich der Krankheit, und ich habe auch darin eine gerechte Austheilung bemerkt, dass gewöhnlich nur eine Lebensperiode davon betroffen wird, und wessen Jugend davon frei blieb, in männlichen Jahren einen Theil der allgemeinen Schuld hat übernehmen müssen. Ich hatte mich einiger Massen erholt, als mich im Frühjahr 1804 [1803] Jacob nach Marburg abholte, wohin er vorangegangen war. Ich besuchte die Collegia und zwar unausgesetzt, ohne im Grunde an eine Wiederherstellung zu glauben. Schon damals erfuhr ich von Hofr. Conradi, der dort Professor war, die freundschaftlichste Theilnahme, und sein ärztlicher Beistand wurde mir auch späterhin und aus der Ferne nicht versagt. Ich habe mit meinem Bruder dieselben Lehrer gehabt und so ziemlich dieselben Collegia gehört; auch ich darf mich Savignys Wohlwollen rühmen und ich weiss nicht leicht etwas, das so grossen Eindruck auf mich gemacht hat, als sein Vortrag. Ich glaube, es war die Freiheit und Lebendigkeit, zugleich das Gemessene und Ruhige dabei, was so sehr anzog und festhielt. Rhetorische Gaben können für eine Zeitlang blenden, aber sie fesseln nicht. Er sprach frei und blickte nur von Zeit zu Zeit auf ein einzelnes beschriebenes Blatt, und es war bei vollkommner Klarheit und dem Ausdruck innerer Überzeugung eine gewisse Zurückhaltung und Mässigung in seiner Darstellung, deren Wirkung kein rednerischer Überfluss würde erreicht haben. Seine ganze äussere Erscheinung war diesem Eindrucke völlig angemessen. Ich hörte zuerst Rechtsgeschichte nach Hugo, dann Institutionen. Savigny richtete zuweilen, während der Vorlesung, Fragen an die Zuhörer, schwierigere wurden schriftlich beantwortet. Ich schrieb nach, aber was ich mit nach Haus brachte, ward durch das, was in Gedanken geblieben war, ergänzt und das Ganze überarbeitet. Wir beide erhielten die Erlaubnis, Savigny zu besuchen und uns Raths bei ihm zu erholen; die Anregung, die nicht bloss von seinen Vorlesungen ausgieng, die Einsicht von dem Werthe geschichtlicher Betrachtung und einer richtigen Methode bei dem Studium war ein Gewinn, den ich nicht hoch

genug anschlagen kann, ja ich weiss nicht, ob ich sonst je auf einen ordentlichen Weg gekommen wäre. Für wie vieles andere hat er uns den Sinn erschlossen, und wie manches noch unbekannte Buch ward aus seiner Bibliothek nach Haus getragen! Die anmuthige Weise, mit welcher er wohl gelegentlich etwas vorlas, eine Stelle aus Wilhelm Meister, ein Lied von Goethe, ist mir noch so lebhaft in Gedanken, als habe ich ihm erst gestern zugehört. Manchmal kommt es mir vor, als sei heut zu Tage strenger Eifer für Gelehrsamkeit wohl zu finden, eine solche Richtung nach freier Ausbildung aber seltener und dem Ernste die Heiterkeit entzogen worden; oder täusche ich mich und sollte ich bloss beklagen, dass die Zeit der ersten jugendlichen Anregung und der eben erwachten Theilnahme für das Geistige vorübergeht? Die Verschiedenheit von Savignys Vortrage hatte ich volle Gelegenheit zu bemerken, als ich in die Pandekten zu Weiss kam. Sie waren gewiss nicht schlecht, aber bei aller natürlichen Lebhaftigkeit des Mannes fehlte doch das rechte, fortschreitende Interesse an der Sache, und mitunter ins Geschmacklose zu gerathen ward ihm auch nicht schwer. Bei Erxleben, der Kirchenrecht vortrug, herrschte eine langweilige und abgelebte Zierlichkeit des Ausdrucks, die für den Inhalt entschädigen sollte. Im Frühjahr 1807 [1806] wurde ich examinirt, und wahrscheinlich hätte ich im Laufe des Jahrs eine Anstellung erhalten, wenn nicht das Vaterland von den Franzosen wäre überzogen worden.

Jener Tag des Zusammenbruchs aller bisherigen Verhältnisse wird mir immer vor Augen stehen. Ich hatte am letzten Oktober Abends die französischen Wachfeuer in der Ferne mit einiger Bangigkeit gesehen, aber dass Hessen unter fremde Herrschaft gerathen sollte, konnte ich nicht eher glauben, als bis ich am andern Morgen die französischen Regimenter bei dem alten, jetzt niedergerissenen Schlosse in vollem militärischen Glanze einziehen sah. Bald änderte sich alles von Grund aus: fremde Menschen, fremde Sitten, auf der Strasse und den Spaziergängen eine fremde, laut geredete Sprache. Keine andere deutsche Stadt hat so vielfachen Wechsel erlebt, als Cassel, und manchmal scheint es mir, als habe ich mehrere

Menschenalter verschlafen, wenn ich bedenke, welche ganz verschiedene Zustände ich dort erlebt habe. Die Zeit nach der Wiederherstellung war doch in manchen Dingen von der früheren ab, und seit der Regierung des gegenwärtigen Kurfürsten hat sich Vieles wieder gar sehr verändert. Bei der westfälischen Zeit kann ich eine Bemerkung nicht unterdrücken, weil sie zu oft in die Gedanken zurückkehrt. Ich habe stets die Schmach gefühlt, welche in der fremden Herrschaft lag; an harten, unerträglichen Einrichtungen, an Ungerechtigkeiten aller Art fehlte es nicht, und ich weiss wohl, mit welchem Gefühl ich die armen Menschen habe durch die Strasse hinwanken gesehen, welche zum Tod geführt wurden; aber dieser Zustand drückte mich nicht nieder, wie er, selbst im geringeren Grade, würde gethan haben, sobald Gesetzlichkeit, Ordnung und Wahrheit an der Spitze stehen sollten. Aber damals entsprang das Unrecht aus der Lage der Dinge, die in vielen Fällen mächtiger war, als der Wille des Gewalthabers selbst; es schien mir eine Naturnothwendigkeit zu sein oder eine strenge Fügung Gottes.

Das Drückende jener Zeiten zu überwinden half denn auch der Eifer, womit die altdeutschen Studien getrieben wurden. Ohne Zweifel hatten die Weltereignisse und das Bedürfnis, sich in den Frieden der Wissenschaft zurückzuziehen, beigetragen, dass jene lange vergessene Literatur wieder erweckt wurde; allein man suchte nicht bloss in der Vergangenheit einen Trost, auch die Hoffnung war natürlich, dass diese Richtung zu der Rückkehr einer andern Zeit etwas beitragen könne. Was Bodmer früher angeregt hatte, war längst erstorben, dieses Gebiet konnte für ein eben entdecktes gelten, auch schien sich, wo man den Blick hinwendete, dem Auge etwas Neues darzubieten. Dazu kam die Zufriedenheit, die mit den ersten Versuchen verbunden zu sein pflegt, wo man die Schwierigkeiten noch nicht kennt und alles aufs Beste gemacht zu haben glaubt. An Empfänglichkeit bei dem Publikum hat es niemals gefehlt; einige Ungunst ward hier und da durch die natürliche Neigung zum Widerspruche hervorgerufen, am widerwärtigsten wirkte der abgeschmackte Enthusiasmus unwissender Lobredner, welche

ich dem Mehlthau vergleiche, der auf die gesundesten Pflanzen fällt und sie eine Zeitlang im Fortwachsen hemmt. Eine gerechte Würdigung scheint nicht mehr allzufern, und nachdem eine sichere Grundlage gelegt worden, ohne welche die einzelnen Bemühungen leicht wieder zusammengebrochen wären, so steht eine abermalige Vergessenheit nicht mehr zu befürchten. Die geistige Bildung des Mittelalters lässt sich kaum mit einer andern vergleichen: in ihrer Eigenthümlichkeit ist zugleich Leben und Wahrheit, in ihrem Reichthume Mannigfaltigkeit, in einer nicht geringen Anzahl ihrer Erzeugnisse ein ausgezeichneter innerer Werth; wie sollte jemand an einem für die Geschichte des menschlichen Geistes so wichtigen Zeitpunkte gleichgültig vorüber gehen können oder sich vorsätzlich davon abwenden? Ein glücklicher Umstand scheint mir, dass der Charakter dieser Bildung einer flüchtigen, bloss geistreichen Betrachtung widerstrebt und die Geschicklichkeit, mit allgemeinen Formeln das Ganze zu erfassen, oder, wie man sagt, sich anzueignen, dabei zu Schanden wird. Es sind schon Bücher in diesem Geiste geschrieben worden, vielleicht mit Talent. Wer die Dinge nicht kennt, mag hoffen, etwas daraus zu lernen, wer sie kennt, dem wird der Widerwille vor grundlosen Einbildungen und leeren Spiegelfechtereien alle Nachsicht unmöglich machen. Hier muss jedes einzelne nach seiner freien und unabhängigen Natur untersucht und gewürdigt werden, und nur auf diesem mühsamsten Wege darf man hoffen, zu einem wahrhaften Bilde jener Zeit zu gelangen. Es wird den meisten paradox lauten, dennoch ist es wahr: was die Gegenwart, der es nicht an Feinheit des Geistes und einer gewissen Schwelgerei in subtilen Gedanken fehlt, als ihr Eigenthümlichstes preisen möchte, sie könnte in den Gedichten des 13ten Jahrhunderts das Gegenstück finden und dabei eine Gewandtheit im Ausdrucke des Einzelnen, deren die heutige Sprache nicht mehr fähig ist. Freidanks Werk allein bewährt einen Grad von einem Selbstbewusstsein und unbefangener Beobachtung der Welt, dessen sich die besten unserer Zeit nicht zu schämen brauchten. Das Mittelalter zu erforschen, um es in der Gegenwart wieder geltend zu machen, wird nur der beschränktesten

Seele einfallen; allein es beweist auf der andern Seite gleiche Stumpfheit, wenn man den Einfluss abwehren wollte, den es auf Verständnis und richtige Behandlung der Gegenwart haben muss. In dieser Beziehung scheint es mir auch wichtig, dass die altdeutsche Literatur Veranlassung gab, auf Sitten, Gebräuche, Sprache und Dichtung des Volks die Aufmerksamkeit zu richten, und es verletzt schon jetzt den gelehrten Anstand nicht mehr, davon in ernsthaften Büchern zu reden und die Spuren des hohen Alterthums darin nachzuweisen. Ich erwähne hier die altdeutsche Literatur gewiss nicht, um Gelegenheit zu haben, eine Recension meiner Schriften zu liefern, nur eine Bemerkung sei mir erlaubt, die vielleicht als eine Entschuldigung gilt. Studien und Richtung derselben haben wir in der Gewalt und dabei sollen wir nach einem bestimmten Plane verfahren; die allgemeinere und breitere Anlage pflegt sich in der Folge zusammen zu ziehen und der Umkreis durch Beschränkung mehr Festigkeit und Sicherheit zu erlangen. Ich setze dabei voraus, dass äussere Verhältnisse nicht hemmend dazwischen treten und höhere Sorgen und Pflichten nicht andere Wege vorzeichnen. Dagegen ist die Ausarbeitung der Bücher selbst bei mir mehrmals von einem blossen Zufalle abhängig gewesen. Zu der Schrift über deutsche Runen veranlasste mich ein Fund in einem alten Grabhügel, der an sich sehr zweifelhaft war und in dem Buche selbst als eine geringe Nebensache erscheint. Ich bin schon längere Zeit mit einer Ausgabe von Freidanks Sprüchen beschäftigt; schnell können Arbeiten dieser Art nicht zu Stande kommen, weil die Handschriften, deren Werth erst auszumitteln ist, nicht so schnell anlangen, als man wünscht oder Versprechungen hoffen lassen. In der Zwischenzeit sorgte ich für die Herausgabe des Grafen Rudolf, wovon die Fragmente in meine Hände kamen, und als diese Arbeit beendigt war, bemerkte ich, dass meine fortgeführte Sammlung für die deutsche Heldensage zu stark herangewachsen war, als dass ich sie länger ohne Ausarbeitung übersehen könnte. Ich entschloss mich also dazu, aber sie kostete mehr als die dafür bestimmte Zeit, und die Untersuchung selbst führte mich weiter, als ich anfänglich geglaubt hatte. Zwar kehrte ich wieder zu der

früheren Aufgabe zurück, denn eine gewisse zähe Anhänglichkeit an einen einmal gefassten Plan ist an mir, ich weiss nicht ob zu rühmen oder zu tadeln, aber nun kam die neue Ausgabe des Liedes von Hildebrand dazwischen, veranlasst durch den bevorstehenden Abschied von Cassel. So lange ich den alten Codex wie oft ich wollte in die Hand nehmen konnte, hatte ich eine Abbildung desselben, deren Nutzen ich wohl einsah, immer aufgeschoben, jetzt gedachte ich damit ein Stück des bisher besessenen mitzunehmen, und der Sorgfalt, mit der ich sie fertigte, mag dieser Gedanke nicht geschadet haben. Meinem Bruder habe ich die paar Blätter zugeeignet, nicht als ein Zeichen der Liebe oder als eine Erinnerung der dort verlebten Jahre, weder des einen noch des andern bedarf es, sondern weil ich sie als die einzige Arbeit von mir betrachte, die nicht leicht durch eine bessere könnte ersetzt werden. Ob ich jetzt ohne Störung den Freidank beendigen kann, der doch nur von geringem Umfange ist, wird sich zeigen, bei der Mehrung meiner Berufsgeschäfte rückt er doch nicht so schnell, als ich wünsche, fort. Doch die Arbeit selbst ist es ja, worin die eigentliche Freude liegt, wenigstens nach meinem Gefühle. Sie wächst in dem Grade, in welchem jene sich ihrem Ende nähert, aber das fertige Werk lege ich gerne weg, und mich reizt nur der Gedanke, die Aufgabe das nächstemal besser zu lösen.

Nach dieser Abschweifung, in der ich vieles voraus genommen habe, kehre ich wieder zu den Ereignissen in den sieben Jahren der französischen Herrschaft zurück. Meine Kränklichkeit hatte nach dem Tode der Mutter (1808) immer zugenommen; zu dem beengten Athem, der mir das Ersteigen weniger Stufen zu einer grossen Last machte, und den fortwährenden stechenden Schmerzen in der Brust gesellte sich noch eine Herzkrankheit. Der Schmerz, den ich mit nichts vergleichen konnte, als dem Gefühl, es fahre von Zeit zu Zeit ein glühender Pfeil durch das Herz, war mit beständiger Beängstigung verbunden. Manchmal brach er in ein heftiges Herzklopfen aus, das ohne äussere Veranlassung auf einmal kam und eben so mit einem Schlag endigte; einigemal hat es ununterbrochen zwanzig Stunden gedauert und mich in dem

höchsten Grade der Erschöpfung verlassen; ein Gefühl, ich sei dann dem Tode sehr nah, war gewiss nicht ungegründet. Viele Nächte habe ich schlaflos, aufrecht sitzend, ohne mich zu bewegen, zugebracht und auf das Grauen des Tages gewartet, das mir immer einigen Trost zu bringen schien. Eine Wachtel, die vor dem Fenster eines Nachbars hieng, hat mir ihn oft zuerst angekündigt, und noch jetzt kann ich den eigenthümlichen Schlag des Thieres nicht ganz gleichgültig anhören. Es ist unglaublich, wie viel man körperlich ertragen kann, und zwar lange Jahre hindurch, ohne doch die Freude am Leben zu verlieren. Das Gefühl der Jugend mag dabei geholfen haben, aber gänzlich fühlte ich mich durch diese Krankheit nicht niedergedrückt und in den leidlichen Stunden arbeitete ich fort, selbst mit Vergnügen. Über meinen Zustand täuschte ich mich nicht, und jeden Tag, den ich noch lebte, betrachtete ich als ein Geschenk Gottes; dass ich bei diesen Leiden noch ein halbes Jahr fortleben könnte, schien mir oft ganz unmöglich. Nur so lange ich zweifelhaft war und an Genesung dachte, war ich gequält und erst von dem Augenblicke ruhig, wo ich alle Hoffnung aufgab, und ich glaube, dass es im Grunde dieser Augenblick war, wo meine Bessrung anfieng. Im Frühjahr 1809 reiste ich nach Halle, wo ich Gelegenheit hatte, den berühmten Reil über meine Krankheit um Rath zu fragen. Ich sehe ihn noch, wie er, den Bericht anhörend, die grossen, blauen Augen unverwandt auf mich richtete. Er war eine grosse Gestalt und in den festen, fast scharfen Gesichtszügen lag zugleich etwas Mildes, in seinem ganzen Wesen aber die Sicherheit und volle Überzeugung, die bei einem Arzte so sehr das Zutrauen erregt. Er legte die Hand lange auf mein Herz, um die Bewegung desselben zu beobachten, endlich äusserte er, dass bei einem so anomalen Zustande nichts übrig bleibe, als Versuche. Er bat mich späterhin sogar, einige ältere französische Abhandlungen über Herzkrankheiten nachzulesen, da ihm seine vielfachen Geschäfte und die Untersuchungen über das menschliche Gehirn, welche er eben vorhatte, dies selbst zu thun nicht erlaubten. Er sendete mir wirklich Bücher, und ich habe ihm daraus referirt, kann aber doch ein solches Studium nicht empfehlen.

Ob nun die gebrauchten Mittel: Einreibungen starker Essenzen, Eisen- und Soolbäder, Elektrisieren von Wirkung waren, oder ob der Rath, den mir Reil ertheilte, eine Veränderung in den Gewohnheiten des äusseren Lebens anzufangen und regelmässig eine Zeit lang durchzusetzen, oder das Fernhalten jeder Arbeit und Anstrengung und die Spaziergänge in den reizenden Gegenden von Giebichenstein das Wohlthätigste waren, weiss ich nicht, aber ich musste doch am Ende der Kur eine Besserung meines Zustandes anerkennen. Ich blieb bis zum Herbst in Halle und erfuhr von der Familie des Capellmeisters Reichardt, die mich eigentlich zu der Reise dorthin bestimmt hatte, die herzlichste Freundschaft. Reichardt war bei manchen Eigenheiten und einem starken Selbstgefühl ein Mann von leicht bewegtem, edlem Herzen. Unter seinen musikalischen Erzeugnissen stelle ich die Compositionen zu Goethes Liedern oben an. Wer sie von den Gliedern seiner Familie hat vortragen hören, hat sie vielleicht erst in ihrem ganzen Werthe kennen gelernt. Bei dem jetzigen Geschmack für eine Musik, die nicht Reize genug anhäufen kann, Mozarts Werke nur im Ganzen für schön, im Einzelnen für längst übertroffen hält, sind diese Compositionen meist zurückgestellt; einem einfachen Geschmack, der die natürlichen Früchte lieber, als den siebenmal abgezogenen Geist geniesst, und in den überfüllten Blumen eher einen krankhaften Trieb, als eine Schönheit erkennt, sagen sie vielleicht wieder zu.

Die Theilnahme an den grossen Ereignissen jenes Sommers war allgemein: es war in jener Periode das letztemal, wo die Hoffnung einer Befreiung aufleuchtete. Der Kriegsschauplatz war nicht so sehr fern, das Corps des Herzogs von Braunschweig-Oels und eine Abtheilung der Schill'schen Husaren zogen nach einander durch Halle. Ich sah den Herzog auf dem Markte halten und seine ernsten, von den weissen Augenbraunen beschatteten Züge sich ein wenig erheitern, als er einem Bürger, den er von seinem früheren Aufenthalt in Halle her kennen mochte, die Hand vom Pferde herab reichte. Damals schien er bei seinem Abzuge uns Allen verloren, aber er hatte recht gehabt, dem Glücke zu vertrauen, und er glich dem

Muthigen, der bei dem Sturm sich aus dem Schiff herab ins Meer wirft und von den Wellen glücklich ans Ufer getragen wird. Nachdem der unglückliche Friede abgeschlossen war, schien Alles verloren und die französische Gewalt das feste Land von Europa auf eine Weise zu umstricken, dass man glauben musste, es dürfe ohne ihren Willen fortan kein Glied mehr frei bewegen. Allein mitten in solchem Zustande völliger Hoffnungslosigkeit, der, gewöhnlicher Ansicht nach, keinen Zweig mehr darbietet, nach dem der Herabstürzende greifen kann, ersteht in dem menschlichen Herzen das Vertrauen auf Gottes Beistand: das Äusserste, das eingetreten ist, scheint zugleich der Anfang einer bessern Zeit, und man fühlt sich von der Sorge befreit, nachzusinnen, auf welchem Wege die Hilfe kommen werde. Im Spätherbste reiste ich nach Berlin, Achim von Arnim zu besuchen, den wir schon früher hatten kennen lernen und dessen liebevolle Gesinnung zu allen Zeiten unverändert geblieben ist. Berlin war damals stiller und einsamer als je, das königliche Haus noch in Königsberg, nur die Kurprinzessin, jetzige regierende Kurfürstin von Hessen, bewohnte einen Theil des Schlosses. Ich sah in ihrem Vorzimmer das von Bury gemalte Bild des kleinen Prinzen, der in kindlichem Spiele eine weisse Fahne muthig aufrecht hielt, in welcher kein Wappen mehr war, gleich als wolle er es von neuem erobern; mir gefiel dieser sinnvolle Gedanke, aber nur meiner Wünsche dabei war ich gewiss. Mich trieb hessische Anhänglichkeit, der Kurprinzessin persönlich meine Verehrung zu bezeigen, und diese erhabene Frau, durch Geist und reiche Bildung ebenso ausgezeichnet, als durch Adel der Gesinnung, hat sich hernach bei der Wiederherstellung gegen mich und die Meinigen allzeit gnädig erwiesen. So trübe damals die Aussicht in die Zukunft war, so erinnere ich mich doch mit Vergnügen der in Berlin zugebrachten Monate und selbst der fröhlichsten Stunden. Ein gutes Naturell verläugnet sich auch unter solchen Umständen nicht, und nur als Beispiel nenne ich Buttmann, dessen frische Lebendigkeit gewiss in den glücklichsten Zeiten sich nicht steigern konnte.

Auf dem Rückwege durch Weimar, am Schlusse des

Jahrs, ward mir das Glück zu Theil, Goethe zu sehen. Noch deutlich bin ich mir der Stimmung bewusst, mit welcher ich zum erstenmale sein Haus betrat, und über die bequeme Treppe und das oft beschriebene Salve in sein Zimmer gelangte. Jemand, den wir früher oft und genau in mannigfachen Bildern angesehen, ist uns nicht fremd und überrascht uns doch; in der Wirklichkeit liegt noch eine Macht, von der die Kunst nichts weiss. Er äusserte Theilnahme für die Bemühungen zu Gunsten einer lang vergessenen Literatur und Geneigtheit sie zu unterstützen, wie mir denn auch späterhin durch seine Fürsprache die Benutzung einiger Codd. der dortigen Bibliothek gestattet wurde. Ich bin während meines Aufenthaltes in Weimar, wo Madame Schoppenhauer ein ebenso glänzendes als angenehmes Haus machte und mich auf das gütigste empfieng, noch einigemal bei Goethe gewesen, habe ihn in der Eigenthümlichkeit seines Wesens gesehen, seine Rede gehört. Ich glaube, ihn selbst gesehen zu haben, ist zu dem Verständnisse seiner Gedichte ungemein förderlich. In ihnen ist dieselbe Mischung der grossartigsten, reinsten und edelsten Natur, die ein sinnvoller Mensch sogleich anerkennt und verehrt, und jener höchsteigenthümlichen, besonderen Bildung, deren Gang man nur zuweilen erräth. Erregt doch auch der wunderbare Blick seiner Augen ebensowohl das vollste Zutrauen, als er uns ferne von ihm hält. Wenn in einer Zeit eine nationelle Gesinnung herrscht, mag es von geringerer Bedeutung sein, die Persönlichkeit des Dichters kennen zu lernen, der den Charakter des Volks in höchster Blüthe darstellt; anders verhält es sich, wo eine solche Nationalität fehlt und ein Geist, je grösser er ist, desto freier und kühner, innern, unausmessbaren Bedürfnissen gemäss sich entwickelt und bei höherem Aufsteigen immer einsamer sich fühlen muss. Man findet diese Einsamkeit, meine ich, in den meisten seiner Werke und das Ansprechendste und Einleuchtendste mit dem Seltsamsten und Fremdartigsten verbunden. Aus diesem Verhältnis wird auch das Verlangen unserer Zeit gerechtfertigt, die Geschichte der Bildung eines ausgezeichneten Mannes zu erfahren, die oft das Verlangen nach dem unmittelbaren Genuss seiner Werke übersteigt.

Das Jahr 1809 kann ich als den Wendepunkt betrachten, wo meine Genesung anfieng. Sie schritt jedoch nur langsam vorwärts, und die Anfälle von Herzklopfen kehrten zurück, wiewohl seltner und minder heftig; doch von Jahr zu Jahr fühlte ich mich besser, und etwa im Jahre 1815 schien mir der Zustand meiner Gesundheit im Vergleich zu dem früheren selbst ein Wunder. Der kurze Athem, der Druck auf der Brust war nach und nach verschwunden, ich konnte frei und tief athmen, mich an einem von Beängstigung erlösten Schlaf erquicken und schon, während ich sonst unfähig war, eine Seite laut abzulesen, eine Stunde lang ohne Beschwerde sprechen, selbst mit verstärkter Stimme vorlesen. Auch äusserlich erholte ich mich, dass wer mich früherhin bleich und auf das äusserste abgemagert, wie ich war, gesehen hatte, mich kaum wieder erkannte. Mit dem Gefühl, als sei mir das Leben nochmals geschenkt, lernte ich jetzt erst die Umgebungen von Cassel, die so schön und mannigfach sind, auf Spaziergängen kennen. Nur mehrere Stunden gehen durfte ich nicht, wenn das Herz nicht in ungewöhnliche und doch ängstliche Bewegung gerathen sollte, und auch jetzt darf ich es nicht wagen, so dass das Übel wohl beruhigt, doch nicht gehoben scheint.

Das Ende der französischen Herrschaft nahte im Jahre 1813 heran. Die Bewegung der Maschine stockte in den letzten Tagen nach und nach, die Reste der Gewalt machten keinen Eindruck mehr, nur Gewohnheit und Sitte dauerten fort und erhielten die Ordnung. Seltsam wie in solchen Augenblicken, wo die Spannung nachlässt und geistig die Luft umschlägt, die Aussenwelt daran Theil zu nehmen scheint: die Linien der Berge und Gegend, selbst die Formen der Gebäude zeigen sich unserm Blicke verändert oder in einer fremdartigen Beleuchtung. Als schon die Lage der Dinge bekannt war, einen oder zwei Tage vor seinem Abzug, ritt der König noch einmal mit glänzendem Gefolge, wie gewöhnlich, und ziemlich langsam durch die Strassen. Vor dem Fenster, hinter welchem ich stand, stürzte, als er vorbei war, einer von den rothen französischen Husaren, welche die militärische Bedeckung übernommen hatten, er ritt zurück, hielt still, und ich konnte ihn genau betrachten.

Auf seinem gelben, italiänisch feinen Gesichte war eine künstliche Kälte und in seinem ganzen Wesen Sorge für äussere Haltung ausgedrückt. Er ertheilte Befehle und wendete sich, ohne weiter Theilnahme zu zeigen, wieder ab. Der Verlust der im Traume gewonnenen Krone mag ihm verdriesslich gewesen sein. Schmerz kann er, der seinen Unterthanen absichtlich gewiss nichts Böses zufügen wollte, aber wie ein wirklicher Fürst kein Wohlwollen für sie fühlte, nicht eigentlich empfunden haben; ohnehin war er an den Wechsel des Geschicks gewöhnt. Als auf seiner Flucht zwei seiner Begleiter, die neben dem Wagen herritten, einen Refrain aus der alten Oper Hieronymus Knicker, der auf sein Schicksal nicht übel passte, in lustiger Laune absangen, erkundigte er sich nach dem Inhalte des Gesangs und lachte selbst mit, als ihm das Orakel so schicklich als möglich erklärt wurde, das er freilich, da er kein Deutsch gelernt, niemals vernommen hatte. Die Wiederherstellung von Hessen ist von uns mit der reinsten Freude gefeiert worden, und ich habe niemals etwas Bewegenderes und Ergreifenderes gesehen, als den feierlichen Einzug der fürstlichen Familie. Das Volk zog die Wagen nicht mit einem tobenden, für den Augenblick erregten Eifer, sondern wie jemand, der ein lang entbehrtes, von Gott wieder gewährtes Gut in die Heimath zurückführt. Mir schien in diesem Augenblicke, als könne keine Hoffnung auf die Zukunft unerfüllt bleiben.

Ich rücke der Gegenwart näher und würde mich schicklicherweise kürzer fassen, selbst wenn es nicht meine Absicht wäre, bloss einzelne Erinnerungen aus meinem Leben mitzutheilen. Die damaligen Ereignisse hatten auch auf meine Familie Einfluss. Zwei Brüder kamen nach langer Abwesenheit aus der Ferne zurück, um den Feldzug mitzumachen. Der Maler trat als Offizier in ein Regiment ein, und die Besorgnis, dass eine leichte Verwundung ihn für seinen Beruf unfähig machen könne, kam ihm doch kleinlich vor. Jacob gieng bald zu der Gesandtschaft ins Hauptquartier ab, und ich blieb mit der Schwester allein zurück, ich könnte sagen, in dem mütterlichen Hause, denn es schien uns beiden Ältesten, als hätten

wir die Pflicht, die Verbindung der ganzen Familie fortwährend zu erhalten.

Zu Anfang des Jahres 1814 bewarb ich mich um die zweite Bibliothekarstelle an der Bibliothek im Museum, die vacant war. Ich glaubte dazu nicht ungeschickt zu sein, und was mir fehlte, durch Fleiss und Neigung zu diesem Amte zu ersetzen. Der geheime Hofrath Strieder, der an der Spitze der Bibliothek und bei dem Kurfürsten sehr in Gunst stand, ein Mann von redlicher, aber finsterer und bitterer Gesinnung (er hatte aus Hass gegen die Franzosen während ihrer Anwesenheit sieben Jahre lang keinen Fuss aus seinem Hause gesetzt und konnte, ohne heftig zu werden, sie nicht nennen), rieth mir, um die Stelle bloss mit dem Titel eines Bibliotheksekretärs zu bitten, weil der Kurfürst der nöthigen Ersparnisse wegen den Bibliothekarsgehalt zu ertheilen nicht geneigt sei und sonst die ihm nicht sehr dringend erscheinende Besetzung der Stelle aufschieben möchte: in der Sache mache dies keinen Unterschied, und bei der ersten Gelegenheit werde sich meine Stellung verbessern. Dieser Rath war so gut als eine Entscheidung; meine Bitte ward nun schnell erfüllt, und am 15ten Febr. trat ich mein Amt an. Mit dem ersten Bibliothekar, Oberhofrath Völkel, stand ich von Anfange in dem besten Vernehmen, er war reich an Kenntnissen, von gemässigtem, freundlichem Charakter, er hat mich niemals anders als collegialisch behandelt, alle Geschäfte der Bibliothek wurden ebenfalls gemeinschaftlich besorgt. Als Völkel, die Antikensammlung zu reklamiren, nach Paris gesendet wurde, blieb mir die Verwaltung der Bibliothek, selbst die Auswahl der anzukaufenden Bücher eine geraume Zeit allein überlassen. Nach Strieders Tod, der schon im Jahre 1815 erfolgte, würde ich vorgerückt sein, aber mehr werth als eine Beförderung war mir die Hoffnung, dass mein Bruder, der die diplomatische Laufbahn aus mehr als einem Grunde zu verlassen sehnlich wünschte, die Stelle erhalten könnte. Wir waren bisher nie getrennt gewesen und entschlossen, so lange es in unsern Kräften stehe, beisammen zu bleiben, aber ein solches gemeinschaftliches Amt erfüllte unsern liebsten Wunsch. Fast gegen Erwartung wurde die Bitte ge-

währt. Dankbar haben wir die glückliche Zeit genossen, wo wir eine willkommene und belehrende Beschäftigung in dem pünktlich verwalteten Amte fanden, daneben Musse zum Studieren und zur Ausführung mancher literarischer Pläne. Wir dachten nicht, dass wir je diese Stellung aufgeben würden, und Anträge, dieses zu thun, selbst solche, die uns nicht getrennt haben würden, wie viel glänzender auch die äussere Lage dabei gewesen wäre, haben wir ohne langes Bedenken abgelehnt. Wir haben sie auch niemals benutzt, um eine Gunstbezeugung ausser der gewöhnlichen Ordnung zu veranlassen, und hegten keine andere Hoffnung, als dass wir einmal in beide Bibliothekarstellen mit dem damit bisher verbundenen, mässigen Gehalte eintreten würden, auf den unsern Vorgängern wohl ohne Ausnahme bewilligten höheren Rang und Titel machten wir weder Rechnung noch Anspruch. Dass diese, wie ich glaube, nicht unbescheidene Hoffnung, die in der Regel jedem erfüllt wird, auf dessen Leben und Amtsführung kein Tadel haftet, uns getäuscht hatte, zeigte sich, als nach Völkels Tode dessen Stelle einem Gelehrten übertragen wurde, dem anderweitige Beschäftigungen vielleicht eben so wenig als seine Neigung gestattet hatten, sich irgend mit bibliothekarischen Arbeiten zu befassen. Ich bin 14 Jahre bei der Bibliothek gewesen und hätte, wenn ich nach der allgemeinen Sitte die französische Zeit hinzurechne, 21 Jahre im Dienste sein können. Bei der Bibliothek war in dieser Zeit das ganze Personal, das ich bei meiner Anstellung gefunden, gestorben. Verlassen habe ich sie am 2ten Nov. 1829.

Ich bin seit dem 15ten Mai 1825 verheirathet mit Henriette Dorothee Wild und habe niemals aufgehört, Gott für das Glück und Segensreiche der Ehe dankbar zu sein. Ich habe meine Frau schon als Kind gekannt, und meine Mutter hat sie als ihr eigenes geliebt, ohne dass sie dachte, sie könnte es jemals werden. Sie ist eine Urenkelin von Johann Matthias Gesner, der eine der ersten Zierden der hiesigen Universität war, und dem Ernesti in der einfachen Lebensbeschreibung das schönste Denkmal gesetzt hat. Gesners Tochter war mit dem Professor Huber, der von hier aus einem Rufe nach Cassel folgte, ver-

heirathet. Sie hatte, nach einem guten Miniaturbild zu urtheilen, noch in ihrem Alter lebendige, ausdrucksvolle Züge, und noch vorhandene, lateinische Briefe, die sie an den Vater schrieb, beweisen ihre gelehrte Bildung, die man der einzigen Tochter eines ausgezeichneten Philologen wohl vergönnt. Auch von ihrer Mutter besitzen wir noch ein werthgehaltenes Andenken, das ich wohl als ein Beispiel einfacher Sitten anführen darf: ein Tafelzeug von der feinsten Art, welches sie mit eigenen Händen hier gesponnen hat. Als ihre Enkelin, die Mutter meiner Frau, mit ihrem Bruder, dem vor etwa zehn Jahren verstorbenen geheimen Hofrath Huber, der vom Vater Anhänglichkeit an Göttingen geerbt hatte und sich Blumenbachs Freundschaft erfreute, nach dreissig oder mehr Jahren wieder einmal hierher kam, erinnerte sie sich bei dem Anblick der Bibliothek deutlich, wie sie als kleines Kind auf den Stufen der Treppe in der Nähe des Brunnens gesessen und in einem von dem Grossvater (der quer gegenüber wohnte) erhaltenen Buche gelernt habe. Sie war mit Hrn. Rudolf Wild, Apotheker zur goldnen Sonne in Cassel, verheirathet, dessen menschenfreundliche, mildthätige Gesinnung, noch jetzt, nachdem er schon fünfzehn Jahre todt ist, bei vielen Bewohnern Cassels im Andenken steht.

Mir wurde im April 1826 ein Knabe geboren, der von meinem Bruder den Namen Jacob erhielt; das liebe Kind starb schon im Dezember desselben Jahres und liegt neben meiner Mutter begraben. Der Zweite, im Januar 1828 geboren, ward nach dem mütterlichen Grossvater Hermann, nach dem väterlichen Friedrich genannt. Der Dritte ist hier, im März 1830, zur Welt gekommen und ein neues Band, das mich an Göttingen knüpft. Er heisst Rudolf nach meinem Schwager, dem Obermedizinalassessor Dr Wild in Cassel, ebenso hiess aber auch dessen Vater und Grossvater, (welcher aus Bern nach Cassel gezogen war und den das Heimweh früh ins Grab gebracht hatte); Georg heisst er nach Hofr. Benecke, dessen bewährter Freundschaft wir es verdanken, wenn wir uns bei unserer Ankunft hier nicht fremd fühlten; Ludwig nach meinem Bruder,

dem Maler, und dem Obergerichtsrath Hassenpflug in Cassel, mit welchem unsere einzige Schwester verheirathet ist.

Möge etwas von dem Geiste Gesners auf meine Kinder übergehen! Treue Ergebenheit für das neu erworbene Vaterland, fühle ich, ist sehr wohl vereinbart mit fortwährender Theilnahme und Zuneigung für das angeborne, und ich werde die wohlwollende Aufnahme in Göttingen so wenig vergessen, als die rührenden Beweise herzlicher Freundschaft und Liebe, die ich und die Meinigen bis zu dem letzten Tage in Cassel empfangen haben.

Das Diplom als Doctor der Philosophie habe ich von der Universität Marburg am 1ten Januar 1819 erhalten. Correspondent der königl. Societät der Wissenschaften bin ich seit dem 28ten Dezember 1824 und Mitglied seit dem 11ten April 1830; Mitglied der Gesellschaft für niederländische Literatur zu Leiden seit dem 5ten November 1816, der Skandinav. Lit. Gesellschaft zu Kopenhagen seit dem 6ten November 1816; der Berlin. Gesellschaft für deutsche Sprache seit dem 29ten Februar 1816; des Frankfurter Gelehrten-Vereins für deutsche Sprache seit dem 9ten Oktober 1818; der deutschen Gesellschaft zu Leipzig seit dem 23ten Dezember 1827; des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens seit dem 27ten März 1828; Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen seit dem 1ten Juni 1829.

Zu dem Verzeichnisse der gemeinschaftlich verfassten Bücher füge ich hier noch die, welche von mir allein herrühren.

Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen. Heidelberg 1811. in 8.

Über deutsche Runen. Mit 11 Kupfertafeln. Göttingen 1821. 8.

Zur Literatur der Runen. Nebst Mittheilung runischer Alphabete und gothischer Fragmente aus Handschriften. Wien 1828. 8. (Aus dem 43sten Bande der Wiener Jahrb. der Literatur besonders abgedruckt.)

Grâve Ruodolf. Göttingen 1828. in 4.

Bruchstücke aus einem Gedichte von Assundin. Lemgo 1829. 8. (Aus Wigands Archiv für Geschichte Westfalens besonders abgedruckt.)

Die deutsche Heldensage. Göttingen 1829. 8.

De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum. Gottingae 1830. fol.

Abhandlungen habe ich geliefert in die Studien von Creuzer und Daub und in den Hermes (die altnordische Literatur in gegenwärtiger Periode im Jahrg. 1820.); Recensionen in die Heidelberger Jahrbücher, in die Leipziger Literaturzeitung, in den Hermes und (seit 1818) in die Göttinger gel. Anzeigen. Nur ausnahmsweise und aus besondern Gründen habe ich mich unterzeichnet, in den Götting. Anzeigen nur einmal bei Lachmanns Walther von der Vogelweide [ausserdem 1826 S. 366 bei Liljegreens und Brunius' Nordiska Fornlemningar].

NACHTRÄGE.

Geschichte der Universität Göttingen. Vierter Theil von 1820 bis zur ersten Säcularfeier der Universität im Jahre 1837. Vom Universitätsrathe Dr Oesterley. Mit 7 Kupfern. Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1838. 8. S. 468 — 469. § 220.

Wilhelm Carl Grimm, geb. zu Hanau 24ten Februar 1786, besuchte seit 1799 [1798] das Lyceum zu Cassel und studierte von 1804 — 1807 [1803 — 1806] zu Marburg die Jurisprudenz. Seine angegriffene Gesundheit veranlasste ihn zu Reisen nach Halle, Berlin, Weimar usw., bis er wiederhergestellt 1814 das Amt eines Bibliothekssekretärs in Cassel antrat. Er folgte einem Rufe nach Göttingen, wo er unter dem 10ten November 1829 zum Unterbibliothekar, 18ten Februar 1831 zum ausserordentlichen und 22ten Juni 1835 zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt wurde. Er war bisher zu Göttingen als Professor 6 J., von 1831 — 1837, alt 45 — 51 J. [1]).

[1]) Ehrenbezeugungen [s. Justi. Fortsetzung]: C. der Berliner Ak. der Wiss.; E. M. des thüringisch-sächsischen V. für Erforschung des vaterländischen Alterthums; corresp. M. der schleswig-holstein.-lauenb. G. für vaterländische Geschichte; M. des V. für hessische Geschichte und Landeskunde zu Cassel; M. des k. sächsischen V. zu Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer; E. M. der oberlausitzischen Ges. d. Wiss. wie auch corresp. M. des V. für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.

Sein Leben: in Justis hessischer Gelehrtengeschichte. Neues Conv.-Lex.*) und Reichenbach Conv.-Lex. Sein Bildnis mit dem von Jac. Grimm gezeichnet von Ludwig Grimm auf einem Blatte.

Seine Schriften [s. Justi. Fortsetzung]: 7) [De Hildebrando fragmentum ist übergangen]. Der arme Heinrich. 8) Vrîdankes Bescheidenheit, G. 1834. 9) Der Rosengarte, G. 1836. 10) Ruolandes liet. Mit einem Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschrift. Unter der Presse....... 13) In den altdeutschen Blättern von Haupt und Heinrich Hoffmann Bd II, Heft 1, 1837. Ein Segen aus dem zwölften Jahrhundert.

In seinen Vorlesungen erklärt er das Nibelungenlied mit ausführlicher Einleitung, Gudrun und Freidanks Werk.

*) [Brockhaus' Conversations-Lexicon. „Ich habe den Artikel in der letzten Ausgabe vor dem Druck durchgesehen." Mittheilung W. Grimms an C. Goedeke, Dez. 1859].

Verzeichnis im Jahre 1845 in Berlin lebender Schriftsteller und ihrer Werke. [Von W. Koner, Dr phil.]. Verlag von Th. Scherk. Athenaeum in Berlin 1846. 8. S. 114 — 115.

[Das vorige ist aus Oesterley wiederholt. Fortsetzung]: Im J. 1837 wurde er, wie sein Bruder Jacob Grimm seiner Stellung enthoben, lebte darauf privatisirend in Cassel, wurde 1841 als Mitglied der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen und hält in dieser Eigenschaft auch Vorlesungen an der hiesigen Universität. Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

Schriften [s. Oesterley. Fortsetzung]: Wernher von Niederrhein. Ebend. [Göttingen] 1839. 8. Konrads von Würzburg Goldene Schmiede. Berlin 1840. 8. Konrads von Würzburg Silvester. Ebend. [Göttingen] 1841. 8. Die Sage vom Ursprung der Christusbilder. Berlin 1843. 4. Graf Rudolf. Zweite vermehrte Ausg. Göttingen 1844. 4.

WISSENSCHAFTLICHE ANFÄNGE.

EINIGE BEMERKUNGEN ZU DEM ALTDEUTSCHEN ROMAN WILHELM VON ORANSE.

Neuer literarischer Anzeiger. Herausgegeben von Chr. v. Aretin in München. 4. Jahrgang II (1807) Bd II, No. 21 (26. Mai 1807), S. 334—336.

Man kennt den Streit der französischen Literatoren, ob die provenzalische oder nordfranzösische Poesie den Vorzug verdiene, welche für die letztere Partei nehmen (hauptsächlich Legrand), werfen jener Mangel an Phantasie vor, indem sie bei so vielen Anreizungen der Heldenthaten ihrer Zeit, eines südlichen Himmels nicht einen Liebes- oder Ritterroman hervorgebracht, währenddem die Nordfranzosen eine ungemein grosse Anzahl aufweisen können. Denn von den vier Romanen, welche man den Provenzalen zuschreibt,[1]) gehören drei eigentlich nicht dazu, als blosse Chroniken und Legenden, und es bleibt nur das Rittergedicht Guillaume au Cort-nes (Court-nez).

Wenn wir die kurzen Notizen des Legrand und des St. Palaye[2]) mit dem altdeutschen Roman Wilhelm von Oranse, der häufig Akurnoys (au court-nez) genannt wird, vergleichen, so lässt sich schon daraus fast mit Gewissheit schliessen, dass diese eine Übersetzung des provenzalischen Gedichts enthält; ob sich gleich Casparson, welcher durchaus ein deutsches Original haben wollte, nicht davon überzeugen konnte.

[1]) S. Legrand, Contes et fabliaux du 12 et 13 siècle, préface p. 35 und daraus Eichhorn, Geschichte der Cultur, Bd I, Erl. 590 ff.

[2]) In einem Briefe, welcher in der Vorrede zu Casparsons Wilhelm von Orange [1784] steht.

Indessen bin ich im Stande, auf eine andere Art zu beweisen, dass der altdeutsche Roman „Wilhelm von Oranse“ eine Übersetzung des Guillaume au court-nez sei.

Nämlich in dem nordfranzösischen Roman „Tirard [Gerart] de Nevers ou le roman de la Violette“, welchen Fr. Schlegel unter dem Namen der „schönen Euryanthe“ in dem zweiten Theile der romantischen Dichtungen übersetzt hat, und der sich handschriftlich zu Paris befindet (Bibl. impériale No. 4107, bei Montfaucon Bibl. Mss. p. 1108, No. 763), kommt ein Lied vor, welches heisst: „Das Lied des Wilhelm von Orange mit der kurzen Nase“, und also lautet:[1])

Grant fust la joye en la sale alaon
Moult y eust tables oyseaulx et venoison
Quique mangeast la char et le poisson[2])
Oncques a Guillaume nen passa le menton
Ains mangea tourte et beust eaue a foison
Quant eust mangier le cheval Baron
Les mappes trayent sergens et eschaneon
Lequel Guillaume mist le roy a raison
Quas tu emprins gentilz filz a charlon
Secouras moy vers la gestes mahom
Ja deussent estre les os a charrion
Et dist le roy nous en conseilleons
Et le matin sauoir le vous ferons
O le Guillaume si tant comme charbon
Comment size se plaidera ou don
Est a la fable du leu et du mouton
Lors se baissa si prinst un gros baston
Puis dist aau rety vĩe fief vous rendon
Nequiers de vous tenir ung esperon
Ne vĩe ami ne seray ne voz homs
Et si vennrez ou vous viellez ou non.

[1]) Bei Schlegel II, 60. 61. In der Bibliothèque universelle des Romans Juillet 1780, 2. vol., p. 1—154 befindet sich ein weitläufiger, modernisirter Auszug dieses Romans von Trestan unter dem Titel: „Les apparentes trompeuses“, die hierher gehörige Stelle p. 62.

[2]) Wilhelm von Oranse [= Willeh. IV, 176, 10—13 L.]

Der Marcgrave nicht mere
Kheiner spise gerte
Wan daz her brot merte
In wazzere. —

Was dieses Lied enthält, passt genau in den Zusammenhang der Geschichte des Wilhelm von Oranse und wird dort erzählt Bd II, S. 80—82, freilich ausführlicher; allein jede deutsche Übersetzung französischer Romane war eine freie Bearbeitung, kein strenges Übertragen. Indessen finden sich auch mehrere Verse fast wörtlich wieder.

Übrigens ist der Wilhelm von Oranse so ganz in dem Geiste der nordfranzösischen Ritterromane, dass den Provenzalen nichts als die Sprache zugehört, welches als ein Zufall betrachtet werden kann. Vielleicht finden sich auf diese Art noch mehrere provenzalische Gedichte, wie es eben mit dem Roman de la Violette der Fall zu sein scheint; denn der Verfasser sagt, er habe das Buch aus dem Provenzalischen „langage provental et moult difficile à entendre“ in das Französische übersetzt.

Hier ist es wohl kein unschicklicher Ort, noch einige Notizen über das hiesige Manuscript von dem 3ten Theile des Wilhelm von Oranse, der sein Mönchsleben und die Abenteuer des Rennewart enthält, mitzutheilen. Diese Abtheilung, bekanntlich bei weitem die beträchtlichste, ist in der hiesigen Handschrift von geringem Werth, indem sie an mehreren Orten bedeutende Defecte hat. Man bemerkt nicht nur fehlenden Sinn und Reim, sondern man sieht auch ziemlich deutlich, dass verschiedentlich mehrere Blätter ausgeschnitten sind. Wie Casparson sogar dieses nicht gesehen haben sollte, und eine mit Mühe verfertigte Abschrift bedauert (s. Eschenburg, Denkmäler p. 79), begreift man nicht, und er muss sich eigentlich für meine Meinung (mit Gründen zu unterstützen, wenn etwas genommen würde) bedanken, die weder an seine Abschrift glaubt, noch dass er viel in diesem Theile gelesen. Kommt es jemals zum Abdruck desselben, so dürfte der ohnehin vorzüglichere Codex in Wolfenbüttel zu benützen sein. Zu München sollen sich zwei Manuscripte befinden†); was dasjenige betrifft, welches

†) Adelung in dem chronologischen Verzeichnisse und andere aus dieser Quelle führen zwei pergamentene Handschriften des obigen Gedichts auf der Münchener Bibliothek an; es ist aber nur eine da, die mit dem ersten Verse anhebt, wo Ulrich von Thürheim (der auch von H. Grimm mit Ulrich von dem Turlin verwechselt wird) die Erzählung unmittelbar weiter fortzusetzen beginnt. Der Defect ist sehr beträchtlich. A. d. R.

in Bragur Bd IV kürzlich angezeigt wurde, so bemerke ich nur, dass es (ohnehin am Ende defect) erst mit dem 179sten Verse der Cass. Handschrift „nun geschach eyn ſchunpferture“ anfängt, die eine Einleitung religiöses Inhaltes hat.

An innerem Gehalt steht dieser Theil den übrigen gleich, d. h. es fehlt nicht an Schönheiten (so ist der Charakter des Rennewart und seine Liebe zur Alise gut dargestellt. In der Brautnacht verkündigt ihm eine himmlische Stimme, dass sie an der Geburt eines Sohnes sterben werde). Allein das Ganze ist zu weitläuftig gehalten und nirgends begrenzt.

Noch ist zu bemerken, dass Ulrich von Thürheim diesen Theil nicht, wie den ersten, in regelmässige Abschnitte von meist 31 Versen, wovon die drei letzten in demselben Reim endigen, abgetheilt hat.

Wilhelm Carl Grimm.

ÜBER DIE ORIGINALITÄT DES NIBELUNGENLIEDS UND DES HELDENBUCHS.

Neuer literarischer Anzeiger. Herausgegeben von Chr. v. Aretin in München. 4. Jahrgang II (1807) Bd III, No. 30 (27ten Juli 1807), S. 477—478.

Die Recension der Geschichte der deutschen Poesie von Franz Horn in den Göttinger gelehrten Anzeigen No. 94 v. J. enthält folgende Stelle:

„Wollte der Verfasser die poetischen Bestrebungen in dieser schönen Periode der genialischen Jugendkraft auch nur einigermassen treffend charakterisiren, so hätte er doch wenigstens zeigen müssen, — — wie durch Nachahmung der nordfranzösischen Ritterepopöen die epischen Werke entstanden, unter denen das Lied der Nibelungen und das Heldenbuch die originalsten und vorzüglichsten sind.“

Die gemeine Ansicht, die sich, wie ich glaube, mit Gründen unterstützen lässt, gieng bisher dahin, dass das Nibelungenlied ein deutsches Original sei, entfernt von allem Einfluss der nord-

französischen Poesie. Andere (z. B. Jördens) führen an, dass es nach nordischen Sagen bearbeitet worden, wozu dasjenige, was Bodmer in der Vorrede zu Griemhildens Rache aus dem Torfäus anführt, mag Veranlassung gegeben haben.

Was den Ottnit und Wolfdieterich betrifft (man sollte das Heldengedicht nicht als ein Ganzes citiren), so kann man zugeben, dass die Üppigkeit einiger Stellen die Farbe des Südlichen trägt und einige Züge Ähnlichkeit mit denen haben, die in den nordfranzösischen Romanen gefunden werden; allein abgesehen, dass dieses noch nicht für eine Abstammung von denselben beweist, so ist das Gedicht in dem noch epischen nationalen Ton und in der klaren objektiven Darstellung so gänzlich von jenen verschieden, dass schon deshalb an eine gemeinschaftliche Abkunft nicht kann gedacht werden. Das Rosengartenlied ist sicher deutschen Ursprungs.

Hierzu kommt, dass man in den nordfranzösischen Romanen keine Spur von dem Ottnit und Wolfdieterich (geschweige vom Nibelungenlied und dem Rosengarten) findet.

Die Ansicht des Recensenten ist demnach völlig neu und hätte billig einige Gründe verdient.

Wenn ferner in jener Recension die regelmässigen Stanzen in den drei ersten Theilen des Heldenbuchs als eine merkwürdige Verschiedenheit vom Nibelungenlied erwähnt werden so ist hierbei übersehen, dass die alten Manuscripte sowohl des Ottnit und Wolfdieterich, als des Rosengarten genau dasselbe Silbenmass haben, welches im Nibelungenliede vorkommt, wodurch dieser Unterschied ziemlich unbedeutend wird.

W. C. G—m.*)

*) [Mit einem Zusatz von Docen, der hier fehlen durfte.]

BEITRAG ZU EINEM VERZEICHNIS DER DICHTER DES MITTELALTERS.

Neuer literarischer Anzeiger. Herausgegeben von Chr. v. Aretin in München. 4. Jahrgang II (1807) Bd III, No. 47 (24ten Nov. 1807), S. 737—746.

Die Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters geht ungefähr mit dem 15ten Jahrhundert zu Ende.[1]) Wenn es nun wahr ist, dass erst eine völlige Durchdringung und Beherrschung des Details möglich macht, gedeihliche Resultate aufzustellen (wobei auch keineswegs braucht befürchtet zu werden, dass sich die Ansicht für das Ganze verliere), so kann niemand die Sorgfalt, auch das Geringere und unbedeutend Scheinende in dieser Periode zu berücksichtigen, verwerflich finden: eins steht mit dem andern in Verbindung und klärt sich gegenseitig auf. In dieser Hinsicht habe ich ein Verzeichnis aller Dichter des Mittelalters entworfen und theile daraus die weniger bekannten mit, in der Hoffnung, dass Freunde dieser Literatur dadurch bewogen werden, die unvollständigen Notizen, die ich oft

[1]) Ich postulire diesen Satz, weil ich glaube, dass hier nicht der Ort ist, ihn zu deduciren. Diese Bemerkung soll zu der weiteren führen, dass ich es überhaupt für meine Aufsätze in dem „Neuen Literarischen Anzeiger“ unpassend finde, Behauptungen von grösserem Umfang zu beweisen, weil sie doch erst in der Vereinigung mit dem Ganzen vollständig erläutert werden können, und weil manches sonsther bekannte aufgeführt werden müsste, hier, wo man nur etwas gänzlich Neues oder irgend ein Detail ausführlich untersucht zu sehen wünscht. Wenn z. B. Herr B. D[ocen] die paar Worte, die ich über die Originalität des Nibelungenlieds, um eine andere Meinung unbegründet zu nennen, gesagt habe, mit Gründen unterstützte, so erkenne ich allerdings die Ehre seiner Aufmerksamkeit, allein die angegebenen Beweise konnten mir, unter andern, nicht leicht entgangen sein. Das Fragment des ältesten Romans, wie es heisst, [das Hildebrandslied] befindet sich nicht nur auf der hiesigen Bibliothek, sondern wird auch in dem bekannten Kochischen Compendium zweimal und in Kinderlings Geschichte der Niedersächsischen Sprache angeführt und beschrieben. Die Stelle aus dem Loblied auf den heiligen Anno ist schon in den Noten zu dem lateinischen Gedicht: „De prima Attilae expeditione“ (welches selbst mit dem Nibelungenlied in offenbarer Beziehung bestehend, ein weit mehr bedeutender Beweis) angeführt, und zu der [aus der] Quedlinburgischen Chronik citirten Stelle (die vielleicht nicht eine directe Anwendung leidet) könnte ich mehrere, und unter diesen eine ungleich wichtigere aus einem anderen Schriftsteller des 12ten Jahrhunderts stellen.

nur geben kann, aus ihren Studien zu ergänzen und zu berichtigen.

Dangbrotsheim [Dangkrotzheim] von Hagenau. Von ihm finden sich Gedichte zu Colmar Bragur I, 380. Er verdient nur dann hier zuerst genannt zu werden, wenn er der von Hagenau ist, dessen Gottfried von Strassburg in dem Tristan V. 4659 als eines verstorbenen berühmten Dichters gedenkt [Reinmar, V. 4777]. Erst die nähere Kenntnis des Colmarischen Manuscripts kann hierüber helleres Licht geben.

Ecke von Rebkow. Der bekannte Verfasser des Sachsenspiegels. Er wird in der Singschul[1]) und auch von Harsdörfer (Gesprächspiele I. 44—46) als „Rebken" unter den Dichtern genannt. — Es ist vielleicht bloss auf die gereimte Vorrede des Sachsenspiegels zu beziehen, allein aus ebenderselben wäre auch zu schliessen, dass Ecko schon mehr gereimt habe.

Volcnant. Walther von der Vogelweide erwähnt dieses Dichters als seines Zeitgenossen, aber nicht im Guten. Maness. Samml. T. 113. col. a.:

Her Volcnant habt irs ere *)
das ir den meistern tretten welt
ir meisterlichen sprüche
lat iu geschehen niht mere
— — — — — —
— — — — her Walther —
singent ir eins er singet driu.

Otto der Bogener. **) Da mein Bruder schon früher [N. 23, S. 368] die Stellen angezeigt hat, welche von diesem Dichter reden, so will ich nur einem [von Docen N. 24, S. 374] geäusserten Wunsche gemäss die hieher gehörigen Verse aus dem Manuscripte des Wilhelm von Oranse anführen:

Swer hat daz vorder leit gelesen
difes buches der muefte wefen
in clage alfe herz gelas
alse sin danne niht mehr in was

[1]) Der vollständige Titel nebst der hieher gehörigen literarischen Stelle ist abgedruckt in Gottscheds Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst Th. 1, S. 186 ff.

*) [Lachmann 18, 1. Hêr Wîcman.]

**) [Vgl. Lachmann Wolfr. S. XLI. *)]

ſo begunde er ſprechen owe
daz her uns nicht des buches me
in tutze hat geſprochen
her hat iz abe gebrochen
da iz was allir beſte
nu wil ich biz zu leſte
durch gute lute machen
an kunſte nicht verſwachen
daz die meistere muzent iehen
iz kunde nummer ſin geſcehen
nicht wan ein gevuoge man
di uns ein walſch buch gewan
und daz her zu lande brachte
daz her daz i gedachte
des wil ich in ummer minnen
mit allen minen ſinnen
wi ſin name ist benant
daz wil ich uch tuon bekant
Otto der bogenere
ungerne ich verbere
ich in ſeite wo her ſeze
ob ich des hi vergezze
ſo were miner vuoge mat
her ſizet zu ovsburg in der ſtat
waz der vil gerne mit ſlize tut
ſwaz gude lute dunkit gut
der ungevuoge hat her haz
vil wol hat her hir gesagit daz
an diſſeme ſelben buche hie

Noch bemerke ich, dass bei dem Walther von der Vogelweide folgende Worte vorkommen. Maness. S. T. 127. a. [= 80, 27—29 L.]

ich bin dem Bognere holt
gar ane gabe vnd ane ſolt
er ist milde ſwie klein ich ſin geniusse

Dass sich dieses auf den Dichter beziehe, wird schwer bewiesen werden. Es scheint ein Fürst damit gemeint zu sein.*)

Vasolt. Bloss aus der Anführung des Rudolf von Montfort in dem Wilhelm von Orlienz bekannt.

Dietrich von Basel. Conrad von Wirzburg erwähnt seiner im trojanischen Kriege:

*) [Vgl. J. Grimm zu Lachm. 81, 4, S. 195.]

ich wil ein mere tichten
das allen meren ist ein herre
— — — — — —
V. 244. das ich es heb mit willen an
darauf hant wol gestueret mich
der werde ſenger Dieterich
von Basel.

Müllerische Samml. Bd III, S. 3. a. Diese Stelle ist auch abgedruckt in Oberlins diatribe de Conrado herbipol. p. 16. b.

In einer holländischen Bearbeitung des Romans von Floris und Blanchefleur wird ein Dietrich genannt, der dieses Gedicht aus dem Wälschen ins Deutsche gebracht habe. Siehe N. lit. Anz. 1806 p. 99.

Der von Yfunde. Friederich von Sonnenburg sagt V. 207 (Müller. Samml. Bd 2):

wil her von mir han richez lob der sich keyen mir also vurſicht
Das ryet mir der von Yfunde ander gute meiſter nicht

Wiewohl wahrscheinlich, ist es doch nicht evident, dass hier ein Dichter gemeint sei.

Von Sluwenburg. Wird neben anderen in einem Gedicht genannt, das sich im Vatican befindet, Cod. 350. Adelung fortgesetzte Nachrichten S. 251. Für die daselbst geäusserte Meinung, den Friederich von Sonnenburg darunter zu verstehen, weiss ich keinen Grund.

Ulrich von Budinberg. Kommt an demselben Orte vor. Die Vermuthung, den von Bubenberg darunter zu sehen, scheint nichts, als einige Ähnlichkeit des Namens vor sich zu haben.

Peterlein Sachs. Peter von Sassen. Dieser Dichter wird im Renner V. 1187 neben Reinmar angeführt. Zu Colmar befinden sich Gedichte von ihm (Bragur I, 380) und Vogt [1]) nennt ihn ebenfalls unter den 12 alten Meistern.

[1]) Auf der jenaischen Universitätsbibliothek befindet sich ein starkes Manuscript von Meistergesängen, eigenhändig von Valentin Vogt, Bürger in Magdeburg, geschrieben. Die Dedication ist von 1568 datirt und an Kurfürst Johann Friedrich[s] hinterlassene Kinder gerichtet. Sie enthält verschiedene interessante Sachen, auch ein Verzeichnis von den Meistersängern. Hier sind nur die angeführt, welche er unter der Überschrift „die 12 alten Meistere“ nennt. Siehe Tenzels monatliche Unterredungen 1691, p. 934 ff. Wiedeburgs Nachrichten p. 140—148.

Chunrat von Helmsdorf. Ist mir nur aus einer Note in Goldasts paraeneticis p. 370 und aus der Ausführung des Harsdörfer in den Gesprächspielen Th. I, p. 44 ff. bekannt.

Heinrich Graff zu Wirtenberg. Steht als Verfasser über mehreren Minneliedern, welche in einer im 15ten Jahrhundert geschriebenen interessanten Sammlung Clemens Brentano besitzt.

Johann Sasse. Kommt an demselben Orte vor. Einmal nennt er sich selbst:

> Der vns dis nuwe lytgene fancke
> Johann Sasse ist er genant
> er hat vns wol gefungen.

Johann von Nürnberg. Von ihm rührt eine kleine Erzählung mit dem lateinischen Titel: „De vita vagorum", welche ich handschriftlich in einer Sammlung fabliaux besitze.

Ruprecht ein Würzburgere. Verfasser einer Erzählung von: zwein Kauffmann, handschriftlich in der genannten Sammlung.

Hermann Fressant. Verfasser eines Fabliau, das sich zu Dresden im Manuscript befindet. Siehe des älteren Adelung Notizen in der Vorrede zu den fortgesetzten Nachrichten p. XXI. XXII.

Der Velschberger. Ihm gehört eine Fabel zu in No. 367 der vaticanischen Manuscripte. Adelung cit. S. 302.

*) Sigmar der weise, Römer v. Zwickau. Bei Wagenseil unter den 12 alten Meistern angeführt, eben so bei Vogt. In der Singschule gleichfalls citirt.

Der Schweitzer. Veesenmeyer hat schon (in den Nürnb. lit. Blättern 1804, p. 310—312) bewiesen, dass Joh. v. Morssheim nicht, wie im Kochischen Compend. (T. 150) steht, von Geburt ein Schweizer, sondern dass, wenn man die Quelle jener Angabe richtig fasst, unter Schweizer ein besonderer Dichter zu verstehen sei. Hierzu kommt, dass Spangenberg im Adelspiegel II, 172 b eines Dichters Schweizer gedenkt, während dem er auch den Morsheim anführt.

*) [Barthel Regenbogen fällt aus, s. S. 784.]

Wolfgang Rohm, Rohn, Röne. Ein Ritter. Wird beim Wagenseil unter den 12 alten Meistersängern (andere setzen an seine Stelle den Heinrich von Ofterdingen) genannt. Auch in der Singschul kommt er vor.

Der Bügler. Vogt führt ihn an zwischen Heinrich von Brun und Hugo. In dem versificirten Roman: „Von eines Kuniges tochter in Frankreich“ (als heutiges deutsches und französisches Volksbuch hat er den Titel: „Die geduldige oder schöne Helene“) ed. 1508 (s. Panzer, deutsche Annalen T. 300) nennt sich der Dichter fol. 13

alſo ſprich ich der Büheler.

Zu Colmar befinden sich Gedichte von dem Buchenlin. Bragur I, 381.

Hans Zukunft. Verfasser eines Gedichts, das sich im Vatican (No. 355) befindet. Adelung cit. 288.

Peter Zwinger. Vogt citirt ihn zwischen Graf Helderung und Friedr. v. Sonnenberg. Zu Colmar befinden sich Gedichte vom Zwinger. Adelung cit. 327 führt ein Gedicht „im guldin Zwinger“ an und Wagenseil „den roten Ton Peter Zwingers“ von 15 Reimen.

Johannes Simon. Erste Hälfte des 15ten Jahrhunderts. Verfasser eines langen Gedichts vom Leben Johannes II., Bischofs von Wirzburg. Stellen bei Lorenz Friess nach Ludewigs Ausg. p. 702, 727, 771, 777.

Thomas Prischuch von Augsburg. Verfasser einer versificirten Geschichte der Kirchenversammlung zu Konstanz. Adelung cit. 200.

Johann Selitz. Er hat dem Püterich von Reicherzhausen zu Ehren ein Gedicht gemacht, welches dieser erwähnt. (p. 25 ed. Adelung.)

Der Cluser. Wird in der Singschul citirt. Aventin in der baier. Chronik gedenkt seiner S. 33 b. „Wolffram von Eschenbach der Cluser vnd Schaber — haben der alten teutschen Herren vnd Fürsten thaten — — in Bulerei verkehrt.“ Spangenberg ebenfalls im Adelspiegel II, 172 b.

Der Schaber. S. Aventin und Spangenberg l. c.

Bernkopf. Zu Wirzburg ein Dichter, nannte sich Frawenzucht. S. Lorenz Friess (ed. Ludewig) p. 728.

Frosch. Genannt in der Singschule. Im Vatican befindet sich ein Gedicht im „Frosch don", Adelung cit. 326. Spangenberg Adelsp. II, 172 b führt ihn gleichfalls an.

Jörg Schilcher. In dem Ton dieses Meistersängers zu Rom zwei Gedichte. Adelung cit. p. 304. Ein Schiller Ton wird p. 330 erwähnt. — Einerlei mit Georg Schüler?

Der Holzunger. Bei Spangenberg im Adelsp. II, 172 b und in der Singschule genannt. Vogt führt zwischen Druckler und Wagener den Hultzingk und fol. 15 die Hölzlingsweis an.

Frauenehr. Bei Vogt zwischen Wilhelm von Toetze und Heinrich von Brun. In einem vaticanischen Manuscripte wird unter andern Überschriften der Meistergesänge auch „Frawere ton" angeführt. Adelung 304.

Der Scholer Joh. Schuler. Wird in der Singschule und von Vogt als Hentz Schuler genannt.

Maienschain. Bei Vogt zwischen Frauenpreis und Grosswengkel citirt. Derselbe hat fol. 21 ein Gedicht im langen Ton Meyenscheins. S. auch das Manuscript der jen. d. Gesellsch. bei Wiedeburg S. 149.

Der Spet. Kommt in der Singschule und bei Spangenberg l. c. vor.

Albr. Lesch. Vogt führt zwar diesen nicht unter den 12 alten, sondern unter den 12 Meistern aus Nürnberg an, indessen befinden sich von ihm Gedichte zu Colmar und in dem Manuscript der jen. d. Gesellsch. kommt er gleichfalls vor. Adelung cit. 529 erwähnt eines Gedichtes, das im „Leschen don" (Zigelweis) gedichtet ist.

Augustin von Hammerstetten. Ende des 15ten Jahrhunderts. S. Gottscheds Büchersal S. VI, p. 129. 130.

Fritz Zorn. Vogt nennt diesen ebenfalls unter den 12 Meistern aus Nürnberg, doch vor dem Hans Sachs. Dass mit dem Hans Folz ein Kunz Zorn gelebt, ist bekannt.

Noch werden folgende Dichter genennt, von denen ich aber weiter keine Notiz mittheilen kann. In dem Codex zu Colmar: Peter von Arberg, Peter von Reichenbach,

Meffrid, Ernball Spiegel. S. Bragur I, 380. 381. In dem Manuscript der jen. d. Gesellsch.: Hieronimus Grabalt, Hans Rosengart Nester, der von Speyer, der Vngelert. Wiedeburg 149. Bei Vogt: Cunz Bast, der Ehrenreiche, der Elb Graf von Helderung, Hermann von Barburgk, Joringer, Molke, Pfalz von Strassburg, der Polster, Romter von Biber, Graf Dietrich der Druckler, Ehrenbot, Kungklin von Strassburg, Peter Pitter, Wendel von Görz, Wilhelm von Soetze, Peter Wolff, der Zcirgker, Eibann von Gengenn, Ermfrow, Frauenpreis, Fritz Kothner, Lilienfein, Mich. Nachtigall, der Süchesinn, Veit Wagner, der gros Wengkel.

ZU DEM GANZEN FOLGENDE ANMERKUNGEN.

1) Ich habe mich gehütet, verschiedene Dichter wegen entfernten Gleichlauts der Namen zu einer Person zu verbinden, wie leicht es auch gewesen wäre, bei dem Dietrich von Basel den Graf Dietrich, bei dem Zcirgker den Thomasin von Zirklern usw. wiederum zu citiren. Dadurch bin ich zwar einer Gewohnheit entgegen, welche Casparson, Adelung u. f. geübt haben, allein ich hoffe mit Recht; denn durch ein solches Verfahren sind nicht nur öfters die verschiedensten Dichter für einen erklärt worden, sondern, was schlimmer, diese Meinung hat sich, gestützt auf die Autorität dieser Schriftsteller, in jenen für diese Literatur unkritischen Zeiten erhalten und durch Tradition das Ansehen gewonnen, als beruhe sie auf besondere[n] Forschungen.[1]) Nur einigemal habe ich, bei auffallender Über-

[1]) So ist erst neuerlich bemerkt worden [oben S. 33†)], dass man nicht befugt sei, den Ulrich v. Türheim und Ulrich v. Turlin für einen Dichter zu nehmen. Indessen thut Herr Docen denjenigen, welche diese Meinung gehegt hatten, insofern ich darunter gehöre, zu viel, wenn er ihnen keinen andern Grund als Leichtsinnigkeit zuzuschreiben scheint. Nicht nur hatte Bodmer schon jenen Glauben geäussert (s. Vorrede zu Casparsons Wilhelm von Oranse, p. II.) sondern im Püterich von Reicherzhausen findet sich auch eine Stelle, die ohne die Behauptung eines geraden Irrthums nicht leicht widerlegt ist, S. 13:

Das erst und auch das letſte
ſannd Wilhalmbs Puecher zwey
hat ſonder Rhue und Reſſte
Vlrich von Türhaimb ain hubscher lay
— — — — — gedichtet.

einstimmung, verschiedene Namen zusammengesetzt, z. B. beim Bücheler, ohne anders als wahrscheinlich eine Identität dadurch behaupten zu wollen.

Auf der andern Seite ist es jedoch nöthig zu erklären, dass ich die Möglichkeit einer Einheit verschiedener hier genannter Dichter, unter sich oder mit andern schon bekannten, keineswegs ableugne, nur muss diese anderswoher vollständig erwiesen werden; wie ich zugebe, dass manche Namen, z. B. die aus dem Vogt angeführten, corrumpirt sind; ferner auch, da es keinen Zweifel leidet, dass Dichter der spätern Zeit (14te 15te Jahrhundert) sich einen uneigentlichen sog. poetischen Namen gegeben, z. B. der Unverzagte, Ehrenreiche usw., ein solcher, den ein anderer unter seinem bürgerlichen Namen citirt, doppelt vorkommen könnte. Dennoch (wenn ich darin nicht irre, dass die möglichste Vollständigkeit zu wünschen) muss einmal der Anfang gemacht werden, und ich wiederhole meine Bitte um Beiträge und Kritik des hier gegebenen Verzeichnisses, das seiner Natur nach nicht vollkommen sein konnte.

2) Es war meine Absicht, die Dichter nach der Zeitfolge zu ordnen. Wer indessen weiss, wie wenig sichere Punkte wir haben, von wo aus sich die Chronologie der Dichter festsetzen lässt, der wird begreifen, dass sie nur ins Ungefähre zu bestimmen war; so wie er die leitenden Gründe bald erkennt. Ein Theil der genannten Poeten ist aus Vogts Notizen genommen, bis auf ein Paar ausdrücklich angegebene Ausnahmen habe ich nur die angeführt, die er neben den 12 alten Meistern aufzählt, und die wahrscheinlich alle wenigstens vor dem 16ten Jahrhundert gelebt haben.

3) Herr Docen hat in No. 19 und 20 des N. lit. Anz. ein Verzeichnis aller Dichter von 800 bis 1500 geliefert, welches recht nützlich ist, und noch nützlicher hätte ausfallen können, wenn es zugleich auf das Kochische Compendium bezogen wäre (denn es darf ein grosser Mangel an diesem Buche genannt werden, dass der erste Band nur ein sehr fehlerhaftes, der zweite gar kein Register hat). Das Verzeichnis, welches auch nicht so nachlässig sollte abgedruckt sein, ist nicht vollständig, vielleicht aus Vorsatz, weil Docen befürchtet, „durch das An-

denken elender Reimer die Literaturgeschichte zu beschimpfen", ein Grundsatz, dessen Richtigkeit ich nicht einsehe. Es ist nicht mein Willen gewesen, es zu vervollständigen, indem ich weder die aus dem Kochischen Compendium oder Docens Miscellaneen bekannten Namen hier wiederholen, noch überhaupt alles nennen wollte, was sich zusammenbringen liess, bei der grossen Unbestimmtheit und Zweideutigkeit, die manche aufgefundene Notiz an sich trägt. Zudem steht bei dem jetzigen Eifer für diese Literatur zu erwarten, dass bald neue Aufklärungen sich zeigen, mithin doch nur eine sehr relative Vollständigkeit zu erlangen gewesen wäre.

Wilhelm Carl Grimm.

ÜBER EINIGE UNBEKANNTE AUSGABEN VON SALOMON UND MARKOLF.

(Zu Eschenburgs Denkmälern, S. 178 ff.)

Neuer literarischer Anzeiger. Herausgegeben von Chr. v. Aretin in München. 4. Jahrgang II (1807) Bd III, No. 50 (15ten Dec. 1807), S. 797—798.

1) Eschenburg führt eine defecte Ausgabe dieses Gedichts in Reimen an. Eine, wo nicht complete, doch vollständigere befindet sich auf der herzogl. Bibliothek zu Gotha, woraus erhellt, dass dieses seltne Buch 1499 gedruckt worden und ein Zusatz zu Panzers deutschen Annalen ist. Nämlich am Ende heisst es:

das helffe vns ihesus gottes kint
von dem wir alle gesegnet sint
hie mit hat dis buch ein ende
Gott alles leit von vns wende
Amen.

Hie hat ein ende das buch morolff daz do sagt zum ersten von künig Salomon vnd von Salome ſiner frouwen wie ſy der künig fore verzouwert vn̄

ſy enweg fürt auch wie ſy morolff wider gewan vnd den kunig fore an einen galgen hing vn auch zum leſten von dem künig princiã wie er künig Salomon ſyne ſchöne frouwe ſtal vnd ym die vber mer hien weg fürte vnd ſy morolff zum anderen mal widerbracht vnd lieſz ir taſſen in eym waſſer badt daz ſy ſtarb. vnd iſt getruckt zu Straſzburg durch Mathis hüpffuff Im jar noch Christ. geburt MCCCCXCIX.

Eschenburg vermuthet richtig, dass der Druck nur den ersten historischen Theil des Gedichts enthält und in jenem Exemplar nur wenige Blätter fehlen. Doch geht hier die Erzählung etwas weiter als im Manuscript, indem kürzlich angeführt wird, wie Morolf, Busse übend, todt hinfällt, die Königin aus Trauer über ihn, der König aus Trauer über sie, an demselben Tage stirbt, und wie darnach der eine Sohn Robam ins Kloster geht.

2) Auf der hiesigen Bibliothek befindet sich eine nirgends angeführte Ausgabe des zweiten Theils oder des heutigen Volksbuchs in Prosa. Der Titel ist nicht mehr vorhanden, wird aber im Catalog angegeben: „Frag und Antwort König Salomonis u. Marcolphi“. 30 Blätter in kl. 8 mit kleinen Holzschnitten. Custoden und Signaturen finden sich, aber keine Seitenzahlen. Auf der ersten Seite des letzten Blattes steht:

Gedruckt zu Cölln, bey
Heinrich Nettiſsen in Ma-
riengarten Gaſsen. Im Jahr
M. DXCIII.

3) Ebendaselbst eine lateinische Edition mit dem Titel:

Marcolphus disputa-
tiones quas dicuntur habuis-
ſe inter se mutuo rex
Salomon ſapientisſimus, & Marcolphus fa-
cie deformis & turpisſimus: tamen, ut fer-
tur eloquentisſimus, latinitate dona-
tae & nunc primum animi &
falſi leporis gratia
editae.

Unten als Custos: Cum- (denn der Text fängt gleich auf der zweiten Seite an). 18 Blätter in kl. Octav, nicht paginirt, mit Custoden und Signaturen. Auf dem letzten Blatt:

Francofurti ad
Moenum ex officina
haeredum Christiani Egenol-
phi, impenſis Adami Loniceri Joan-
nis Cnipij Andronici ſecundi,
Doctorum, & Pauli Stein-
meyeri
MDLXXXII.

Wenn Eschenburg die in den Denkmälern S. 179 angeführte Ausgabe nicht aus eigener Ansicht kennt, so möchte ich glauben, dass die hier genannte dieselbe ist. Denn die einzigen Verschiedenheiten, das unrichtige Falsi und V. statt II. im Druckjahre, könnten eben aus einer flüchtigen Ansicht entstanden sein. Hierzu kommt, dass die hiesige Edition ebenfalls in den Zusammenhang eines grösseren Werks zu gehören scheint, indem die Signaturen, und zwar auf dem Titelblatt mit y. 4 anfangen.

W. C. Grimm.

GLEICHNISSE IM OSSIAN UND PARZIVAL.*)

OSSIAN.

In dem Ossian ist zweierlei zu erkennen, entgegengesetztes (insofern überhaupt eins ohne das andere sein kann), was sonst durch die Zeit weit getrennt erscheint: eine Dichtung in der Fabel und in dem Gemüth. Es ist gar kein Zweifel, dass es alte Heldensagen sind, lebendig unter dem Volk erwachsen: die Gewalt und das Weltergreifende, das ihnen stets eigen, lässt sich wohl erkennen; dennoch ist es, als wären diese Sagen der Betrachtung eines einzelnen übergeben worden. Wie nun alles, was aus dem Bewegenden des Lebens zurücktritt und bloss vor der einsamen Beschauung steht, seine feste[n] Umrisse verliert und anfängt in Farben mannichfach zu luxuriren, so hat auch die alte Fabel ihr Zusammenhalten und ihre Macht hier aufgegeben, man kann nicht sagen ganz, aber sie gefällt sich mehr, einzelne Momente darin aufzusuchen und dabei zu verweilen. Nicht in den Mittelpunkt der Sage laufen die Fäden zusammen, sondern in die Brust des Dichters, aus dieser ist die Dichtung gesponnen, sie verhält sich zu dem reinen Epos wie der Traum zu dem Leben des Tags. Nur so weit wird der Geschichte gedacht, als nöthig ist die einzelnen Situationen daraus zu verstehen: wie flüchtig eilt der Dichter in Calhon und Culwala an der Fabel vorbei, nur in wenig Worten redet er davon.[1]) Es sind andere Forderungen anderer Zeit, man nennt den Ossian darum lyrisch, nicht ganz recht, denn die Stimmung ist auch wieder von der lyrischen verschieden. In Finjal ist die Fabel gänzlich unbedeutend: Cuchullin, Cormacs Vormund, wird von Suaran bedroht, Finjal kommt ihm zu Hilfe und schlägt und sendet fort den Feind, der Cuchullin schon besiegt hatte; dagegen sind die einzelnen Situationen der Helden, der einsame, über sein Unglück erhaben traurige Cuchullin, Finjal, der seinen

*) [Bisher ungedruckt. Die Abfassungszeit ist unbekannt. Vgl. die Anm. am Schluss.]

[1]) V. 42 ff. (III S. 381).

Feind zum Mahl der Muscheln einlädt und dem Besiegten geliebter Erinnerungen wegen vergiebt, herrlich; ebenso sind die von den Barden besungenen einzelnen Sagen recht wunderbar schön: unglückliche Liebende werden verherrlicht, die der Tod trennte und meist wieder vereinigte. Man kann in ihnen den Grund der Volkslieder noch sehr klar erkennen, am schönsten ist das Lied von Comal und Galwin im dritten Gesang. Auch in Timora, dem anderen grösseren Gedicht, ist dasselbe Verhältnis, ein loser Zusammenhang im Ganzen, aber eine reiche Dichtung im Einzelnen; der sechste Gesang ist der schönste in einfacher Erzählung wie in der Darstellung. Im vierten[1]) kommt ein Bild vor von so heimlicher Anmuth, dass sich kaum etwas Zärteres erdenken lässt: Sulwalla schläft ein am schilfigen Rande des Baches, von ihrem Haupt fällt der Helm, in ferner Heimath ist ihr Traum, dort glänzt Morgenroth auf den Gefilden, dort zieht die Jagd, dort wandelt auf den Höhen ihr Geliebter, und jungfräulich wendet sie den Blick von ihm: sie weiss es nicht, dass er nah über ihr weint und zum verderblichen Kampf fortgeeilt, eh sie erwacht; doch ihre Seele hat ihn empfunden. Die Lieder von Selma zeigen eine lind trauernde Seele und sind eigenthümlich erwärmt und ansprechend, doch die Klage allein verknüpft das Einzelne. In Carhon nur ist noch Gleichmass zwischen Fabel und Darstellung, und dies kleine Lied darum das vollkommenste zu nennen; darnach folgt Oïhonna und Cahlin von Clua.

Wie die Fabel im Ganzen, so haben die Charaktere der Helden ihren scharfen und individuellen Umriss verloren, es ist in allen eine schwermüthige, erhabene, fast überirdische Gesinnung, durch Grade darin unterscheiden sie sich, nur die eigenthümliche Trauer, einmal unterlegen zu haben, wirft auf Cuchullin ein eigen gefärbtes Licht. Gut und bös allein ist in den Helden entgegengesetzt, dunkel, finster blickend sind die Bösen, rothhaarig wie Dunromma in Oïhonna[2]) und Carbre in Timora[3]). Finjal aber ist der Mittelpunkt, um den sich alles

[1]) V. 370 ff.
[2]) V. 153.
[3]) I, 137. 176.

Grosse sammelt: umgeben von seinem Sohne, dem die weltlichen Augen zufielen, weil die geistigen ihm aufgiengen, dem Fürsten des Gesanges;[1]) von seinen muthigen Söhnen und Enkeln, umschwebt von den Schemen, die auf den Wolken herbeigeführt zu ihm herniederschauen, mit einem Schwert, dessen erster Hieb tödtet[2]), mit einem Speer, an dessen Spitze das Blut Tausender wallt[3]) (wenn er die Hand ausstreckt darnach, nahen sich tausend Schemen, sie sehen den Tod des Volks voraus[4]): so siegreich in allen Kämpfen, steht er überirdisch da wie ein Geist[5]), wie die Flamme des Todes, die die Beherrscher der Welt schreckt[6]); ja den feindlichen Gott selbst haut er durch, dass er wie Rauch zusammenstürzt und sich fürchtet vor ihm[7]).

In diesem Helden, wenngleich göttlich im Kampf, doch mild im Frieden[8]), ist die höchste Blüthe des Lebens entfaltet, die mit ihm abstirbt, und hierin gleicht der Ossian wieder allem Epos, das stets in solchem Ausgang erhaben tragisch ist. Er, dessen eigene Thaten vor seinem Feuergeiste hinschwinden, wie Nebelwolken zerfliessen, wenn strahlend die Sonne emporsteigt[9]), er fühlt den Untergang seines Geschlechts, seine Söhne fallen und sein Enkel, der jugendliche Oscar: „ich sehe deine Stürm', o Morwehn, die meine Hall' einst niederschmettern, wann in Schlachten gefallen mein Stamm[10])!“ und „nach und nach fällt hin mein Stamm, dem Ziel naht Finjals Geschlecht[11])!“ ruft er aus. Nur der Gesang überlebt die Helden, so lang er vermag: „vergleichbar ist meine Stimme dem letzten Gesäusel des Winds, wenn sein Hauch schwebt aus dem Wald“, spricht

[1]) Timora I, 35.
[2]) Timora I, 71. Carrighura 428.
[3]) Timora I, 65.
[4]) Dschärdul 243.
[5]) Timora VI, 275.
[6]) Carhon 486.
[7]) Carrighura 255. 299. 660.
[8]) Carrighura 475.
[9]) Sulwalla von Lumon 61.
[10]) Dschärdul 125.
[11]) Timora I, 343.

der hinsterbende Ossian [1]). Die Söhne des schwachen Geschlechts bewohnten die Hallen der Väter, der Helden nicht einer war übrig als Ossian, er der letzte Laut der Stimme Conas [2]).

Der Geist des Lieds zeigt sich auch im Gleichnis, fast immer ist das Allgemeine im Besondern dargestellt, eine Neigung der einsam betrachtenden Seele, die durch die ganze Natur sich ausbreitet, während das reine Epos, der Inbegriff des ganzen Lebens eines Volks, durchaus in seinen Bildern das Allgemeine im Besondern zeigt. Die Bilder sind gar nicht mannigfach, die Kämpfe werden meist durch zwei Donner, die auf Bergeshöhen gegenüber gestanden, oder durch zwei gegen einander brausende Ströme verglichen, allein sie sind in demselben Farbenton unendlich verschieden und eigenthümlich lebendig, oft von unbeschreiblicher Schönheit. Sie sind alle aus der umgebenden Natur genommen, die Seele, die sie gefunden, hat alle Geheimnisse derselben erforscht: was ein frischer Mensch, der durch die Wälder, Berge und Thäler hinzieht, gefühlt und gesehen, reicht dahin nicht, sein Weg führt ihn bald hindurch, zu den heimlichsten Gegenden führt keiner, die Thiere fliehen vor ihm. Vor diesem Geist aber sind sie nicht geflohen, er hat sie nicht erschreckt; mitten in der Einsamkeit hat er geruht, wie der erste Lichtstrahl durch das Laub gebrochen und jedes Blatt in grünen Flammen sich erhoben und den Thau glänzend von sich geschüttelt. Er hat gesehen, wie die Vögel erwachend ihr Haupt aufgerichtet und herabspringend zur Quelle sich gebadet und schauernd nach der Sonne sich umgesehen, wie die Rehlein, aufgestiegen vom Lager, an den grünen Hügeln gespielt. „Das Haupt des Birkhahns deckt der Flügel, die Hindin ruht beim Hirsch der Heide, sie werden erwachen beim Frühlicht und grasen am mosigen Strom [3]).“ Dann ist die Sonne aufgezogen, jeder Baum hat nach seinem Leben in den Lüften sich bewegt, der blaue Himmel, die weissen

1) Barhonna 414.
2) Barhonna 114. 137.
3) Cuchullins Tod 26.

Wolken haben über dem Wald gestanden, und in jener tiefen Einsamkeit am hellen Mittag, die gleich der um Mitternacht kein Mensch ohne inneres Erschrecken empfindet, sind die Geister auf der Heide hingeschwebt. Sind alle Wunder des Tags vorübergegangen und die Schatten der Nacht haben die Erde verhüllt, hat er die Sterne betrachtet, die unergründliche Milde des Monds und den Schlaf alles Lebens, und das Brausen des ewig bewegten Meeres gehört. Solche tiefe Naturanschauung ist in allen Gleichnissen offenbart, sie sind nur leis angeknüpft an das, was sie bezeichnen sollen, und der Witz hat wenig Antheil an ihnen. Der Dichter vergisst bald, dass es Gleichnisse sind, ihn freut das eigenthümliche Leben dieser Bilder, es ist eine eigene Lust daran sichtbar, die alle andere Beziehungen vergisst, daher man sie als eigene kleine Gedichte betrachten kann. So, wenn er gedenkt, wie die Sage alter Zeit lieblich sei, vergleicht er sie mit einem stillen Morgenthau, der mild herniedersinkt, und nun fährt er weiter fort: wie er auf den Büschen und Hügeln des Rothwilds gelegen, wann die Sonne langsam steigt über die Stille der grauen Gebirg und kein Tosen trübt den See, der im Thale glänzt sanft und blau[1]). Oder er sagt, sein Schmerz habe sich in Liedern ergossen am Wind, wie ein schattender Baum in wüster Berghöhen engem Thal höre sanft die Stimme des Frühlings umher; hier schliesst sich das Gleichnis, aber Ossian hält das Bild fest: von Blättern umrauschet das Haupt; dem sonnigen Strahl sie entfaltend schüttelt er einsam die zitternden Zweige, umsummt von der Biene des Bergs. Froh schaut sein Weben der Jäger von kahlen und dörrenden Höhn[2]).

PARCIVAL.

Drei Bilder bleiben uns aus diesem grossen Gedicht hell vor Augen: Gawan, Parcival und der heilige Graal, die Säulen, auf welchen das reiche Gebäude ruht.

[1]) Finjal III, 3.
[2]) Timora III, 433. 492.

Am nächsten in weltlicher Lust steht uns Gawan, ritterlich wie kein anderer, bringt er für treue Freundschaft und zierliche Liebeshändel kämpfend sein Leben hin. Die Frauen sind ihm alsbald geneigt, wie sie ihn sehen, Obilot nimmt sich seiner schon an, als sie ihn, mit ihrer Schwester auf der Mauer stehend, in der Ferne erblickt; er wird bald ihr Ritter, dem sie zärtlich den linken Ermel ihres Hemdes als Kleinod in den Kampf mitgiebt. Gawan heftet ihn auf seinen Schild und bringt ihn zerstochen der Dame wieder, die ihn nun an dem blossen Arm trägt. Doch diese Liebe kann ihn nicht halten, so wenig als es die Gunstbezeugungen der schönen Antikonye vermögen, die doch eingeschlossen mit ihm in einen Thurm, die Schachfiguren, es sei König oder Roch, auf die Feinde geworfen, während das Schachbrett selber sein Schild war. Er begegnet der Orgeluse de Logroys, bezwungen von ihrem Stolz und ihrer spröden Schönheit folgt er ihren Befehlen und trägt Spott und Hohn von ihr, dass die Leute weinen, wie sie einen so werthen Ritter verderbe. Endlich aber, als er den gefährlichen Kranz von dem Baum geholt, den Gramoflanz hütete, da demüthigt sich ihr Stolz vor seinem Muth und sie wird sein eigen. Ja, die Umarmungen Gawans haben sie erweicht, dass sie der Rache gegen Gramoflanz, der ihr den geliebten Cidegast erschlagen, entsagt und in eine Sühnung willigt.

Ist Gawan so glücklich in allem Beginnen, so bleibt Parcival die Welt immer fremd. Aus dem Gegensatz zwischen beiden geht ein jeder recht hell hervor. Parcival ist wie ein Mensch, der einen grossen Schatz besitzt, den er nicht kennt, den er aber ahnt: immer werden seine Gedanken von dem andern dahin zurückgerufen, er sinnt darüber und wie halb träumend wandelt er fort, und seine Füsse stossen überall an. Er fühlt, er ist in Gottes Hand und zu Grossem berufen, fast unbewusst, führt ein reines Leben, und doch, als er zum Einsiedler kommt, weiss er nichts vom Gottesdienst: er trägt zwei grosse Sünden, weil er seinen Verwandten Ither im Kampf getödtet, und weil seine Mutter aus Herzeleid über ihn gestorben[1]),

[1]) V. 14912. [499, 20.]

aber er trägt sie in Unwissenheit und ohne Schuld. So ist ein beständiges Missverhältnis in seinem Handeln und in seinem Wollen: schon als Kind von Natur zu ritterlicher Übung getrieben, weint er über den Vogel, den er geschossen, weil er vorher ihm gesungen. Er ist dumm, nicht aus Armuth, sondern aus Reichthum, nicht wie die, welche den Himmel nicht sehen, sondern wie die, welche vor dem Licht der Sonne die Welt nicht recht sehen: das Weite ist ihm zu eng, das Breite zu schmal, alle Grüne däucht ihm fahl, sein rother Harnisch blank[1]; in einem glänzend gerüsteten Knappen glaubt er Gott zu begegnen; nicht er kommt näher dem Thurm, sondern dieser wächst[2]. Er versteht jede Unterweisung schlecht, und statt Geschick giebt sie ihm Unglück, weil er sie verkehrt anwendet, immer aber zeigt er sich herrlich treu und rein bei diesem Missgeschick: es sind die Schläge, die das reiche Goldgestein anbrechen. Als er auszieht, giebt ihm Herzeloide gute Lehren mit auf den Weg, sie machen ihn ungeschickt bei Jestute [Jeschute], der er Kuss, Ring und Fürspann nimmt, und die er dadurch ins Elend bringt. Die Mutter hat ihm Thorenkleider gemacht, damit er, verlacht, wieder heim kehre, die will er, treu ihrem Willen, nicht ablegen. Gurnemanz giebt ihm die Lehre der Ritterschaft, er gedenkt sie zu befolgen und stiftet dem Anfortas, indem er bei allen Wundern, die an seinen Augen vorübergehen, nicht fragt, unsägliches Leiden, sich selber wendet er nahes Glück ab. Doch wie er Jestute [Jeschute] wieder befreit, so kann ihn auch kein Missgeschick seiner Bestimmung entziehen: es ist in himmlischer Schrift geschrieben, dass er Herr des Graals werden soll.

Schön ist der Gegensatz zwischen Gawan und Parcival in der Liebe ausgedrückt, welcher Leichtsinn in jenem, welche lindenweisse Reinheit in diesem! Er vergisst es nie, dass Cuneware Schläge um ihn erduldet, weil sie ihm zugelächelt und rächt sie, Liaze pflegt ihn lieblich, aber er, der alle besiegt hat, schämt sich vor Frauen[3]. Nur Conduiramur ist er er-

1) V. 5337. [179, 18.]
2) V. 4806. [161, 25.]
3) V. 20796. [696, 3.]

geben, sie kommt zu ihm in der Nacht, legt sich neben ihn, und er verspricht ihr, sie nicht zu berühren, und als sie ihm vermählt worden, lässt er sie noch drei Nächte eine Magd. Dann will er nicht für Orgeluse streiten, weil seine Frau schöner sei. Und wie ist diese Minne lebendig in seinem Herzen: ein ungewöhnlicher Schnee ist gefallen, ein Falk hat eine Gans gestossen, drei Tropfen Blut liegen auf dem weissen Grund, da hält Parcival still und versinnt sich seiner Liebe, zwei Tropfen Blut bedeuten seiner Fraue rothe Wangen, der dritte das Kinn. Nichts kann ihn von diesem Sinnen abwenden, bis Gawan ein Feiel auf das Blut wirft, oder, wie es noch schöner in einer anderen Recension heisst, bis die Sonne den Schnee weggeschmolzen. Auf derselben Stätte aber, wo über den drei Tropfen sein Herz in Liebe sich geregt, da findet er seine geliebte Conduiramur und die beiden Kinder, die sie ihm geboren, ruhend und schlafend in einem lichtsüssen Frühling wieder, gleichsam als sei in Blüthe ausgebrochen, was dort gesät war.

Steht Gawan nah vor uns in einem blumen- und quellenreichen Thal, Parcival höher auf Bergen, wo seltnere, aber auch köstlichere Pflanzen wachsen, vom Morgenroth beschienen, das dorthin nicht dringt, so ist der heil. Graal und sein Mysterium diese Morgensonne selbst, die lichtglänzend, geheimnisreich und wunderbar in das Gedicht hineinleuchtet. Zu ihr ist der Held gewendet wie jene Blume, die unwillkürlich ihr Haupt nach ihr dreht. Nicht so gegenwärtig wie im Titurell ist der Graal hier, mehr wie ein fernes Ziel erscheint er, doch sehen wir ihn einmal in überherrlicher Pracht hervorgetragen, Anfortas, den siechwunden, wie er zu einem frischen Jüngling genest; Trevrizent, der arm lebt, um Gott zu dienen. Auch Sigune erblicken wir, klagend um ihren geliebten Todten, eine Klage, wie sie tiefer, rührender, königlicher die Welt nicht vernommen.

Im Anfang waren diese Sagen einfach, in sich und ihrer Bedeutung reich, jedem klar und auch unergründlich. Hätte der Geist je ein Ziel erreicht, um dabei zu ruhen, so musste er hier stehen bleiben bei dem, was keines Zusatzes bedurfte, um besser zu werden und keiner Erklärung um deutlicher. Man kann den epischen Ursprung der Poesie einer Blume vergleichen,

die einfach, voll und recht ihre Blätter auswächst. Dann kommt eine Zeit, die sie gefüllt sehen möchte, aber oft wird dadurch die ursprüngliche Gestalt fast ganz zerstört, das gesetzliche Auswachsen des Einzelnen verhindert, und wen nur das ergötzt, was unmittelbar und in sich vollkommen lebt, der sucht nach jener ersten einfachen Form zurück. Die epische Dichtung ist überall ein klarer, stillfliessender Strom gewesen, in dem die Sonne sich gern beschaut, der vom Sturm bewegt, auch wohl grosse, brausende Wellen geschlagen, aber nie kunstreich aufgesprungen ist. Auch hier erscheint die Sage schon künstlich geleitet und auf mancherlei Weise verwickelt, wovon die Darstellung an verschiedenen Orten recht eigentlich gedrückt wird: es ist so vieles zu erklären und in Zusammenhang zu bringen, wovor die reinen Worte der Erzählung zurücktreten müssen. So geschlossen wie im Tristan ist das Ganze nicht und hinterlässt als solches keinen so befriedigenden Eindruck. Redet man dagegen von Einzelheiten, wo die schlichte Sage zum Wort kommt, so mag dies Gedicht sich gar wohl jenem geleichen, Vieles ist sehr gut, manches ungemein trefflich dargestellt, wie die einzelnen Abenteuer des Parcivals, vor allen wie er zum Anfortas gelangt und der Gral vor ihn getragen wird. In lieblicher Ausführlichkeit ist auch die Erzählung, wie Gawan nach dem Kampf mit den Ungeheuern von Marvale ermüdet niedergesunken ist. Eine Jungfrau sieht oben durch ein Fenster und ihr lichter Schein wird bleich, als sie ihn wie todt da liegen sieht. Zwei werden abgesendet zu sehen, ob er noch lebe, eine bindet ihm den Helm ab, ein kleiner Schaum liegt vor seinem rothen Mund, sie will warten, ob er noch athme, das liegt im Streit, sie reisst Haare aus ihrem Zobel und hält sie ihm vor die Nase, da regt sie der Athem. Dann muss die Gespielin schnell Wasser holen, sie schiebt ihr Fingerlein ihm zwischen die Zähne und giesst Wasser nach, sanft und immer mehr, doch nicht zu sehr, bis er die lichten Augen aufschwingt, den zwei süssen Kindern Dank sagt und Dienst entbietet.

Auch nicht so reich an Bildern ist der Parcival wie der Tristan, noch sind sie so ausgeführt und gleichsam in die Dichtung hineingeschmolzen wie dort. Zum Theil liegt dies in

dem Gegenstand selber, dessen eigene bildliche Bedeutung hier näher steht, als in jenem Liebesgedicht, ausserdem ist auch sonst Wolfram von Eschenbach nicht so freigebig mit Gleichnissen wie Gottfried, wiewohl die seinigen alle ein eigenthümliches Gepräg haben und oft kühn genug sind. Als Gawan die Orgeluse mit einem andern Ritter in der Zaubersäule sah, „da kam durch sein Herz enge die Herzogin, wie Nieswurz in der Nase herb und strenge ist". Ebenso als Gawans Augen weinen müssen lernen, spricht er: „zu einer Zisterne hätten sie schlecht getaugt, denn sie hielten das Wasser nicht". Diese Art Humor ist überhaupt dem Dichter eigen und bezeichnet wohl die Freiheit langer Übung der Kunst. Als in der Nacht die Jungfrau, den Schlaf sich abbrechend, zu Gawan gegangen und sich auf den Teppich vor das Bett gesetzt, spricht Wolfram: „die klare Jungfrau bei mir ich selten schau, dass mir Abends oder früh solche Aventüre schleiche zu[1])." Wie Fairefiz die Urepanse küsst: „ihr Mund war eh so roth, der leidet von Küssen nun die Noth, dass er mich müht, und ist mir leid, dass ich nicht habe solche Arbeit[2])." Der Löwe springt auf Gawan zu und droht ihn zu zerreissen: „wollte man ihn solcher Speise gewöhnen, dass er gute Leute ässe, ungern ich bei ihm sässe[3])".

Wolfram hat aber in den gewagten Gleichnissen niemals die Grenze überschritten und man kann von keinem sagen, dass es abgeschmackt sei, vielmehr bewähren sie die Sicherheit und den festen Grund dieses reichbegabten Dichters.

1) V. 16544. [l. 16543 = 554, 3.]
2) V. 24023. [l. 24123 = 807, 5.]
3) V. 17087. [572, 8.]

[Diesen beiden Aufsätzen liegen noch vier Notizen bei: J. J. Breitinger, Abhandlung über Gleichnisse, herausgegeben von Bodmer. Zürich 1740. Bibl. Cass. Philol. 8° 32, ferner: ὁ λόγος τῆς ψυχῆς εἴδωλόν ἐστι und zwei Citate aus Goethes Farbenlehre mit den Bemerkungen: ad p. 11, zu p. 15. Sie gehören, wie es scheint, zu anderen nicht vorliegenden Theilen der gleichen Arbeit über Gleichnisse.

NATURPOESIE.

DER NIBELUNGEN LIED, HERAUSGEGEBEN DURCH FRIEDRICH HEINRICH VON DER HAGEN.

Berlin bey Unger. 1807. Ohne Dedication 598 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang II (1809) Band I, Heft 4 (11), 5 (15), S. 179—189, 238—252.

Es ist eine merkwürdige Wendung in unserer Literatur, dass die eigentliche Poesie beständig zurückgeleitet wird zu einer Quelle, die ein fernes unzugängliches Land umschliesst, nur dort ströme sie frisch und rein, und bevor der Weg dahin gebahnt, sei eben kein Heil zu hoffen. Sie bedenken nicht, dass sie da überall fröhlich quillt, wo sich das Leben frisch und lebendig regt, und dass, eh man zu einer neuen Poesie gelangen könne, erst das Leben neu anzufangen sei. So wie jetzt, nachdem man die schöne Poesie der Griechen kennen gelernt, keine Scheu gehegt wird, sie kalt und gemüthlos zu nennen, und nur in Indien die Sonne leuchtete und die Erde grün war, auf dass sie gedeihen konnte, so war eine Sitte (welche die Nachahmer noch nicht ablegen wollen), die Vortrefflichkeit der Poesie unter dem Namen der romantischen in das geheimnisreiche Dunkel des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zu setzen, und den Lüsternen, was man selbst für zu mühsam hielt, dort nach der Quelle graben zu heissen. Auf der andern Seite, wo man das schöne Streben einer neuen Zeit nach Freiheit und Erkenntnis aus Stolz oder Verstocktheit nicht anerkennen wollte, fährt man fort, mit noch geringerer Einsicht jenen Erzeugnissen des Mittelalters einen nur sehr relativen Werth für Historie oder Sprache beizulegen, nicht ohne sich selbst und alle diejenigen zu bedauern, die sich eines so peinigend mühsamen Studiums unterziehen müssten. Man braucht, um diese Ansicht zu finden, nur irgend ein literarisches Handbuch nach-

zuschlagen, und selbst der frühere Bodmer mit seiner Empfänglichkeit für das Poetische dieser Dichtungen fand wenig Glauben bei solchen. Es konnte nicht fehlen, jener immer doch lebhafte Anstoss musste zu einer gründlichen Untersuchung anregen, und so zeigt sich denn jetzt eine allgemeine Neigung und Lust für das Studium der altdeutschen Poesie und berechtigt die gedeihlichsten Resultate zu erwarten. Daher dürfte es in seiner Zeit und keineswegs Anmassung erscheinen, wenn wir jetzt unsere Meinung über den Werth der altdeutschen Poesie, wie sie die Folge eines redlichen Studiums derselben ist, aussprechen, denn es wird vor allem nöthig sein, dass der Punkt, auf welchem sie stehen, bestimmt werde: jede Verkleinerung oder Übertreibung rächt die Zeit unausbleiblich. Zuerst also diejenigen Gedichte, die man unter dem Namen der romantischen vernünftiger Weise begreifen kann, sind die aus dem Romanzo übersetzten, und hier müssen wir aufrichtig gestehen, dass wir solche keineswegs für jene unübertrefflichen Rittergedichte halten, für die sie häufig ausgegeben werden. Der Grund selbst ist schön, aber gänzlich entstellt durch die Behandlung. Es zeigt sich darin, was sich überall zeigen muss, sobald die Unschuld der Naturpoesie (in welcher sie sicher und unbewusst auf einer Höhe steht, zu welcher die Kunst erst allmählich aufsteigen muss) verloren gegangen: jene Hilflosigkeit und innere Armuth, jener Mangel an Freiheit in Beherrschung des Stoffs. Diesem unterliegend, umfassten die Dichter niemals das Ganze, welches daher los und unbegrenzt von einander fällt: eine unbeschreibliche Geschwätzigkeit drängt sich durch die Geschichte und treibt sie, mit Vernichtung jedes Interesses, nach allen Seiten hin, wie Laune oder Zufall will. Ja, man hat durchgehends den Eindruck, als sei die Darstellung der Geschichte das ausserwesentliche, bloss vorgenommen, um darüber reden zu können. Hierzu kommen die hart aufeinanderfallenden Reime, fast immer ohne Rhythmus, so dass die langmüthigste Geduld dazu gehört, ein Gedicht von zwanzig- oder vierundzwanzigtausend solcher Verse durchzulesen. — Was aber nun das Schöne dieser Gedichte sei? Eben jener unverwüstliche Grund, der immer noch durchbricht, und da es

Dichter waren, die die Sprache in ihrer Gewalt hatten, so kann es nicht fehlen, dass einzelne Situationen sehr lieblich und reizend erzählt sind, währenddem gleich darauf ein paar hundert Verse anheben zu sagen, woher das Gedicht gekommen oder was die Minne sei: denn dabei sind sie gar unerschöpflich, und weil das immer von neuem wiederholt wird, so ist es auch dann zuwider, wenn es gut gesagt sein sollte. Bei weitem das Vorzüglichste ist der Tristan, wo freilich auch manches Breite vorkommt, indessen sehr viele Situationen eine überaus anmuthige Frische und zarte Schönheit haben, wir nennen nur Tristan und Isaldens Liebesleben in der heimlichen Grotte. Neben diesem ist der Tyturell anzuführen, dessen Silbenmass und ungemeine Zierlichkeit der Rede sehr einschmeichelnd ist, und dessen mystische und allegorische Tendenz sich auszeichnet durch Tiefe und innere Lebendigkeit. — In dem Leben Carl des Grossen leuchtet noch viel von dem schönen Grund durch. Der Parzifal ist sehr verwickelt und hat in dieser metrischen Bearbeitung wenig Ergötzliches. Bei den übrigen: Iwain, Wilhelm von Oranse, Flor und Blanchefleur usw. ist mehr oder weniger derselbe Fall. So verhält es sich mit den Gedichten, die man unter der altdeutschen romantischen Poesie versteht. Sämmtlich Übersetzungen fremder Sagen (die von Carl dem Grossen in Frankreich entsprungen, und von Artus und der Tafelrunde in England, und dort allein in ihrer Reinheit zu suchen) sollten sie eigentlich nicht für Erzeugnisse altdeutscher Poesie ausgegeben werden, denn selbst der Nation waren sie damals fremd; sie konnten nicht aus dem Volk entspringen, auch nicht zu ihm zurückkehren. Die Ritter jener Zeit erhielten durch ihr Herumziehen, durch die Kreuzzüge eine gewisse eigenthümliche Bildung, in welcher sie diese Gedichte übersetzten und eine adeliche Poesie stifteten. Es war gleichsam eine gelehrte, ihnen allein zuständige Poesie, die aufgeschrieben wurde, nicht vom Volk gesungen (daher der Mangel an Rhythmus), und weil diese Handschriften in grosser Anzahl übrig sind, so beurtheilt man die ganze Poesie der damaligen Zeit darnach und nennt das altdeutsche Nationalgedichte, was doch nur als eine besondere Erscheinung in der-

selben, als die Kunstpoesie einer gewissen Klasse, darf berücksichtigt werden, nicht als das Resultat einer allgemeinen Volksbildung. Das Volk sang damals ganz andere Lieder, die freilich untergiengen, da sie im Leben und nicht auf dem Pergament waren, für deren Existenz wir indessen Zeugnisse haben, und welche allein die Poesie jener Zeiten ausmachten. — Dass jene Romane späterhin als Prosa zu Volksbüchern wurden, das hat in ganz andern Umständen seinen Grund und kann hier nicht erörtert werden. Meist aus dem Französischen übersetzt, zum Theil auch nicht, sind diejenigen Gedichte, in welchen irgend ein Factum, aus der spätern Geschichte oder sonst woher genommen, nach der geläufigen Manier bearbeitet wurde. Hier geht die Poesie noch mehr unter, und statt des Rittergeists ist es nur eine Liebesbegebenheit oder irgend ein anderes Verhältnis, wovon alles ausgeht, und was geschieht, soll das nur erweitern oder zu Ende bringen; daher keine rechte Thatenlust, und alle Handlung, wenn auch durch Worte tüchtig hinaufgetrieben, steht matt und unlebendig da. Wilhelm von Orleans, einer der bessern dieser Art, hat nur einige artige Liebesscenen, Wittich vom Jordan ist sehr unbedeutend, Apollonius von Tyrland ganz schlecht. In dem Herzog Ernst sehn die Wunderdinge gar fremdartig aus. Eine besondere Klasse in der Literatur, nicht in der Poesie, haben die Bearbeitungen einiger durch die zweite Hand erhaltener griechischer und römischer Gedichte, der trojanische Krieg, die Eneidt usw. Sie sind nach Art der übrigen behandelt und von gleichem Werth; die Schönheit z. B. des Homers, der nicht einmal zum Grund liegt, wiederzufinden, daran darf nicht gedacht werden. Wie auffallend vielen die Meinung sein mag, wir gestehen es offenherzig: diese Gedichte erscheinen wiederum viel reiner und poetischer in den später manchen zu Theil gewordenen prosaischen Bearbeitungen. Hier ist durch Wegschneidung des Geschwätzigen das Ganze strenger zusammengefasst, und die reizend naive Sprache der eben entstehenden Prosa spricht das Poetische viel klarer aus, als jene oft mühsam sich aneinander drängenden Reime. Das hat das Volk auch wohl empfunden, daher alle die Volksbücher in Prosa aufgelöst sind.

Was die Minnelieder betrifft, so sind sie zwar nicht Übersetzungen provenzalischer Lieder, erscheinen aber durchaus als die Kunstpoesie jener adelichen Bildung, und diejenigen verkennen ihre Natur sehr, die sie als eine grosse Erscheinung deutscher Nationaldichtung ausrufen. Wie ganz entfernt sind sie von der Einfalt, dem Epischen und dem natürlichen Rhythmus (sie haben einen sehr feinen künstlichen, den kaum die gebildete Kunst in der jetzigen Sprache erreicht) der Volkslieder, wie sie z. B. im Wunderhorn gefunden werden. Das Zarte, Anmuthige, die wehmüthige Klage in diesen Liebesmelodien wird nicht leicht verkannt werden, aber dennoch sind es nur Variationen eines einzigen Themas, und wiewohl sehr reich und üppig, stellen sie nur eine einzige Seite des menschlichen Gemüths dar. Was nach der heiligen Geschichte oder nach Legenden bearbeitet worden, zeichnet sich in nichts aus, z. B. Werners Gedicht der Jungfrau Maria; die Quellen sind allezeit vorzuziehen. Die goldene Schmiede Conrads von Würzburg ist merkwürdig durch eine künstliche, höchst bilderreiche, zuweilen dadurch lächerliche Sprache. Sodann die gnomologischen und Lehrgedichte: Der Freygedank, als eine Sammlung deutscher Sprichwörter sehr interessant; der Renner, in mancher Erzählung recht brav; König Tyro von Schotten gehört zu dem Besten in der Art; die übrigen Lehr- und Spruchgedichte entbehren mehr oder weniger eines organischen Lebens, einer lebendigen Anschauung, um als Poesie genannt werden zu können. Von den scherzhaften Erzählungen gilt, was von den Romanen: grösstentheils aus dem Französischen übersetzt, sind sie viel angenehmer zu lesen in den spätern prosaischen Bearbeitungen der Gartengesellschaft, Schimpf und Ernst usw. Noch ist übrig von dem zu reden, das ungleich das Wichtigste und Grösste ist in der altdeutschen Poesie: wir meinen das Nibelungenlied, die in diesen Cyklus gehörigen noch bekannten Stücke und die Gedichte, die unter dem Namen des Heldenbuchs zusammengedruckt sind. Sämmtlich keine Übersetzungen fremder Sagen, sämmtlich gehört ihnen in keiner Hinsicht der Name einer romantischen Poesie. Wenn man die Müllerische Sammlung zur Hand

nimmt und liest das Lied der Nibelungen neben den andern, so erstaunt man, wie es in diese Gesellschaft gekommen, das so gross und so unendlich viel höher steht, dass ihm nichts von der romantischen Poesie an die Seite gesetzt oder nur verglichen werden kann, wie man z. B. vom Tyturell behauptet. Noch unbegreiflicher ist es, dass die Stimme eines Johann von Müller (Bodmer selbst hatte es nicht bedeutend hervorgezogen) im Ganzen unbeachtet blieb und Friedrich der Grosse so schnöd darüber sprach, wenn man nicht bedenken müsste, wie eisern die Bande sind, die eine conventionelle Ansicht um ihre Zeit schlägt, und wenn man nicht noch täglich sähe, wie alles Grosse und Genialische ringen muss gegen die Gemeinheit, die es so gern mit dem Sand ihrer Wüsten zuwehen möchte. Dennoch ist es erfreulich, wie es durchdringt und selbst den unfruchtbaren Boden zwingt ihm zu dienen. Tie[c]k war der erste in neuerer Zeit (und er allein hatte ein Recht, davon zu reden, der mit Neigung und Liebe der altdeutschen Poesie ein gründliches Studium widmete), welcher in seiner Vorrede zu den Minneliedern auf die Hoheit dieses Gedichts aufmerksam machte. In ihm wurde erhalten, was nicht wieder ersetzt werden konnte, das Bild einer vergangenen Zeit, in welcher ein grosses Leben frei, herrlich und doch wieder so menschlich erscheint. Denn das ist es, was uns in der Poesie entzückt, jene Verbindung des Göttlichen und Irdischen: wie der Mensch fest und liebend steht auf der Erde, sein Haupt aber aufwärts richtet zum Himmel, so soll die Poesie sein; tief in die Erde dringen ihre Wurzeln, ihre Zweige geben Schatten und Obdach, ihre Blüthen aber steigen hinauf in den blauen Tag, wo sie im Abendroth stehn, an seinem Thau sich erfrischen, dann die Sterne schauen und die heilige Nacht. Ein solches Heldenleben ist in dem Nibelungenlied, wie es blüht in Liebe, Krieg, Zorn und Lebenslust, endlich sich selbst gewaltsam vernichtet: und darüber weht eine klare und heitre Ruhe der Dichtung, wie die Sonne auch über eine zerstörte Welt leuchtet, still und unbekümmert in hellem Glanz. Wer mag ohne Rührung das Treuliche an Siegfried lesen? oder wie Rüdiger Leib und Seele hingiebt im Kampf mit seinen Freunden, denen er die Waffen hin-

reicht gegen sich selbst, dass den grimmen, Könige spottenden Hagen die Gabe erbarmt und er absteht vom Streit gegen ihn? oder wie Wolfhart nicht beklagt sein will, da er von Königs Händen so herrlich todt liege? Ja, dieser Kampf mit einem ungeheuern Schicksal, das alles unaufhaltsam hinunterreisst, gehört mit zu dem Grössten, das je in der Poesie aufgestanden, wogegen Homer nichts Ähnliches aufzuweisen hat, der wohl reicher ist und geschmückter, aber nicht von solcher Tiefe. Dennoch, wie sich hier ein grosses Gemüth offenbart, so scheut sich auch keiner, seine Furcht und alles, was menschlich, zu bekennen, denn das ganze Leben, wie es sich äussert, ist poetisch, nicht das Einzelne darin, und nur aus dem gemeinsamen Boden kann das Grosse aufwachsen. Und diese Unschuld, die nur der Ausdruck des innersten Gemüths, ist, was das Gedicht so weit erhebt über alle andere, und das allein in einem solchen Volkslied gefunden wird, weil keine Kunst dahin gelangt. — Das Heldenbuch ist durch viele Entstellungen zu uns gekommen. In dem Ottnit und Wolfdieterich ist vieles noch erhalten von der eigenthümlichen Vortrefflichkeit, und ein kurzes Fragment aus der alten Zeit steht in der Reinheit des Nibelungenlieds. Das leidet keinen Zweifel, es sind Nationalgedichte im Geiste desselben; über das historische Verhältnis damit enthalten wir uns hier aller Bemerkungen. Wie noch viel reizender der Rosengarten im Original sei, davon geben die Proben aus dem Münchener Codex Zeugnis. Die übrigen zu diesem Cyklus gehörigen Stücke: der König Laurin, der hörnerne Siegfried, Ecken Uzfahrt (nach einigem, was wir daraus gelesen) usw. haben an gleichem innern Werth durch spätere Bearbeitungen gelitten. Das lateinische Gedicht: de prima Attilae expeditione hat nur historischen Werth. Viele sind noch aufzufinden, deren Existenz bewiesen werden kann. —

Wir glaubten es deshalb nöthig, diese Ansicht über den Werth der altdeutschen Poesie, wobei wir natürlich nicht in das Detail eingehen konnten, auszusprechen, weil sie unser Urtheil über die Art, wie dieselbe zu behandeln ist, begründet und das schon eigentlich hierher gehört. Jene aufgeregte Neigung zeigt sich nämlich in Bearbeitung der beiden möglichen

Wege: des kritischen, wissenschaftlichen und des poetischen. Wir unterlassen es hier von dem erstern zu reden, wo, was zu thun sei, leicht erkannt wird, und wenden uns zu dem zweiten, der schwieriger scheint. Denn nach beiden Seiten hin finden sich Anhänger, welche die Frage: ob man diese Gedichte durch Modernisiren in die jetzige Zeit herüber bringen dürfe? verneinen und bejahen. Und wenn nun in dem Glauben an die Richtigkeit des letztern ein Werk erscheint, welches das Höchste begreift, was die altdeutsche Poesie hat, so ist es doppelt nothwendig, die Sache zur Sprache zu bringen. Es kann das Modernisiren zweifach gedacht werden, einmal, dass die alten Formen bloss in neue sollen verwandelt werden, sonst aber das Ganze unverändert bleibt, oder dass die Idee des Gedichts aufgefasst und aufs neue nach den Ansichten der neuen Zeit wieder gestaltet werde. — Das erste ist in aller Hinsicht zu verwerfen aus folgenden Gründen. Erstens: jedes Gedicht ist als solches ein organisches Ganzes, jeder Ausdruck, jedes Wort ist Abdruck der zum Grunde liegenden Idee und darf durchaus nicht weggenommen werden oder durch Fremdartiges ersetzt, ohne diese zu zerstören, ohne einen Widerspruch mit dem andern; kurz dieses Modernisiren ist ein heilloses Zertrennen und Auflösen. Denn das ist eben das Zeichen einer echten Poesie, dass sie allein das Wort gefunden hat, in dem der Gedanke sich ausdrückt, das sich gleichsam fest auflegt auf das Bild, welches in der Tiefe des Gemüths ruht und es bedeckt. (Für die Nachahmer altdeutscher Poesie, die das voraus haben, dass sie nichts verderben, als andern auf eine Zeit die Lust daran, fahren wir fort: daher Manier entsteht, wo das nicht ist, und daher jede Nachahmung Manier wird, weil das Wort nicht freiwillig quillt aus der Sache selbst und sie erst aufbauen soll, es ist ein abgerissener Zweig in dürren Grund gesteckt, der bald welkt.) Auch das ist wahr; jedes Volksgedicht ist es nur, insofern es in seiner Zeit steht, und aus dieser herausgenommen verliert es seine Bedeutung. Es erscheint dann, wie etwas, das uns nicht anregt, weil es nicht eingreift in unser Leben, für jene Zeit aber die innere Wahrheit verloren hat, durch die wir es allein verstehen können.

Denken wir uns eine solche Modernisirung des Nibelungenlieds, so leidet das Gesagte völlige Anwendung; hier hängt jeder Ausdruck so innig zusammen mit dem, was er bezeichnen soll, dass er nicht weggenommen werden darf, ohne zu zerreissen, und das gilt von jeder Zusammenfügung, Folge, ja Stellung der Worte in demselben. Was aber die romantische, gereimte Poesie betrifft, so kann es nicht eben darauf bezogen werden. Diesen Gedichten fehlt jenes helle organische Leben des Nibelungenlieds, sie sind schon einmal, so zu sagen, übersponnen, und Veränderung oder gar Auslassung möchte nicht als zerstörend, vielmehr als Gewinn zu betrachten sein. Damit wollen wir nicht aufmuntern zu einer solchen Modernisirung dieser Gedichte, indem wir es gern abzuwenden wünschten, womit man schon gedroht hat; sie würden ihren einzigen Vortheil, die reine Sprache, verlieren, aber das Langweilige, Unpoetische und Unrhythmische ihrer Manier noch härter heraustreten. Die prosaischen Bearbeitungen erfreuen sich schon jenes Gewinns auf die allein mögliche Art. Weiter: bei einer Übersetzung kann wohl ein gleiches Verhältnis zum Grund liegen zwischen der fremden und einheimischen Sprache, durchaus nie beim Modernisiren, daher auch deshalb nothwendig eine gänzliche Untreue entsteht. Wie man einen Dialekt als solchen wieder in einen andern übersetzen könnte, nicht aber in die ausgebildete Sprache, so und noch viel weniger kann man eine solche kindliche und naive Sprache in eine gebildete oder Schriftsprache übersetzen, die immer in einiger Hinsicht steif und unlebendig bleibt. Es ist eine Verbindung zwei gegen einander streitender Punkte, deren Zerstörendes man leicht fühlt, und die Sprache, die daraus entsteht, alte Worte und Wendungen in neuen Formen, ist wie zerschlagen, dann zusammengepresst, gewaltsam und ungefüg. Endlich: dem schönen natürlichen Rhythmus, der ein jedes Volksgedicht belebt, geht es nicht besser; auf eine ungeschlachte Weise wird er vernichtet oder ein fremdartiger untergelegt, wie sich überall im Einzelnen wird ausführlich zeigen lassen. Es fehlt nicht an solchen, welche auch die andere Art der Modernisirung: neue Gestaltung der Idee verwerfen und fragen: woher die Nothwendigkeit, diese

Gedichte zu modernisiren? es liegt etwas Unheiliges darin, einzugreifen in das Eigenthum eines Dichters oder einer Nation; warum lässt man jener Zeit nicht das Ihrige? Diejenigen, welche sich Kenntnisse der altdeutschen Sprache verschaffen, was zu diesem Zweck nicht allzu schwer ist, mögen sie lesen und sich daran erfreuen, und die Kritik hat nur einen reinen Text zu liefern; den andern überlasse man, was ihre Zeit giebt. Wir antworten darauf also: In jener schönen Unersättlichkeit des menschlichen Gemüths, in dem beständigen Fortstreben und daher in dem liebevollen Umfassen und Ansichziehen, das besonders die deutsche Literatur charakterisirt, und dass ihr die Ausdehnung und Freiheit gegeben, der sie sich erfreut, darin liegt auch die Nothwendigkeit des Modernisirens. Gehen wir zurück auf die frühen Zeiten (um allein bei der deutschen Nation zu bleiben und nicht von dem zu reden, was aus andern Gründen als Nothwendigkeit betrachtet werden kann: von den Übersetzungen der Bibel), so zeigt sich diese Neigung schon eben in der Übertragung jener Menge nordfranzösischer Gedichte, des Virgils, des Homers, dann, wie es die Kräfte erlaubten, eines jeden ausgezeichnet erscheinenden Buchs; ebenso wurde jedes Product einheimischer Poesie nach den Bedürfnissen und Ansichten der Zeit verändert. Hans Sachs stellte bei einer ungemeinen Belesenheit das Leben der Alten mit sichrer Hand in den Kreis seiner Welt. Wie sich dieses Bestreben weiter geäussert, darüber kann die ausführliche Literatur der Übersetzungen belehren, und es ist wohl nicht nöthig zu erwähnen, auf welchem Punkt es in der neuern Zeit steht. Was aber historisch sich als richtig zeigen lässt, was die Zeit anerkannt hat, dagegen sollte man vor allem sich nicht wehren und sich freuen, wenn eine tüchtige Modernisirung das Schönste der altdeutschen Poesie uns wiedergiebt und zu eigen macht. Und dieses kann nicht für ein freches Eingreifen gelten, da das Alte unberührt bleibt, nur jenes Modernisiren durch neue Formen macht den Anspruch, dasselbe Gedicht zu sein, währenddem es, ohne ihn durchsetzen zu können, viel weniger ist. In der Art aber, wie jenes Übertragen geschah, kann allein das Muster liegen, das wir jetzt zu befolgen haben. Vor der

Poesie verschwindet alle Rücksicht auf wissenschaftliche Bearbeitung, auf Alterthümlichkeit usw.; sie will bloss in ihrer Zeit sein. Aeneas erscheint als deutscher Ritter und muss seine griechische Abkunft verleugnen, wenn er neben den andern stehen darf; ähnlich ist es im trojanischen Krieg. Es war ein sehr richtiges Gefühl, wenn man die Romane späterhin nicht lesen mochte und sie durch Auflösung in Prosa verständlich und eigentlich erst national machte: andere wurden durch ein regelmässigeres Silbenmass und erneuerte Sprache der Zeit accommodirt. Das ist die Vortrefflichkeit des Hans Sachs, dass er alles Ferne, das Griechische und Römische, (er konnte es doch keinen Griechen und Römern geben, die es allein verstanden) und wenn auch zuweilen herab, doch weg, wo es unerkannt blieb, in eine warme, lebendige Nähe rückte, in der es ein jeder sehen und mit Freud und Lust betrachten konnte.

Was nun die sogenannte romantische Poesie angeht, so steht uns diese noch so nahe durch die prosaischen Ausgaben des 16ten Jahrhunderts, ja diese leben noch immer als Volksbücher fort, dass durch einen treuen Abdruck mit Beobachtung der heutigen Orthographie am besten gesorgt wäre; oder auch, dass ein Dichter sie aufnehmen und geschmückt mit allem, was sein reiches Gemüth oder die Bildung seiner Zeit giebt, wieder erzeugen wolle; denn durchaus modern soll die Modernisirung unter uns stehen, jedem verständlich und jeden ansprechend. In diesem echten Sinne hat Tie[c]k die Volksmärchen, die heil. Genoveva, den Kaiser Octavian modernisirt, ja er ist derjenige Dichter, in all dessen Poesieen der altdeutsche Geist herrscht und sich so gestaltet hat, wie er jetzt wieder lebendig werden konnte. So hat Goethe den Reinecke Fuchs bearbeitet, und wenn Schlegel dem Tristan die reizenden Octaven geben will, so haben wir uns dazu Glück zu wünschen. Für die eigentlich altdeutsche Poesie behaupten wir, dass sie durchaus uns in dem Geiste eines grossen Dichters wiedergeboren werden müsste[1]). Man hält eine solche Bearbeitung des Nibelungen-

[1]) Proben, wie das Nibel.-L. nicht dürfe behandelt werden, enthalten einige Stücke des diesjährigen deutschen Merkur.

lieds für unmöglich, das ist aber eine Eigenschaft grosser Dichter, dass sie uns mit dem überraschen, was andern unerreichbar scheint. Wie wir denjenigen nicht tadeln, der das Schwert seiner Vorfahren, für seinen Arm zu schwer und gross, abbricht, weil er sich vertheidigen muss, noch auch den, der sich aus einem grossen Tempel, den die Götter verlassen haben, eine Kapelle aufbaut, die er seinem Gott weiht, so kommt hier die Frage nicht in Betracht: ob solche neue Gestaltungen besser seien, als das Original? die auch viel allgemeiner ist und eigentlich fragt: ob die Poesie unserer Zeit besser sei, als jene? darauf wird aber niemand jetzt unparteiisch antworten können, wo jeder von seiner Zeit befangen ist, entweder dafür oder dagegen; und jeder mag nach seinem Glauben leben.

Das vorliegende Werk soll eine Erneuung und Wiedererweckung des Originals sein durch eine genaue und getreue Übertragung aus der Sprache und Mundart jener Zeit in die jetzt lebende (S. 488. 489). Es soll der Nation ihr Epos gegeben werden und einem Dichter Gelegenheit, ein nationales Drama zu erschaffen (S. 479). Unser Urtheil über eine solche Bearbeitung haben wir schon oben ausgesprochen: wir halten die Idee, von der sie ausgeht, für durchaus falsch und erklären diese Arbeit geradehin für etwas Misslungenes. Ehe wir dieses Urtheil begründen, wollen wir eine Bemerkung vorausschicken. Ein jedes Nationalgedicht kann nicht gedacht werden ohne das Volk, in welchem und für welches allein es entstand, verändert die Zeit das Volk, so hört es auf, diesem, so wie jedem andern, ein solches zu sein, unbeschadet der Fähigkeit des menschlichen Geistes, es in dieser Eigenschaft zu erkennen. Um dies durch ein Beispiel zu erläutern: das Nibelungenlied ist uns ebenso fremd und ebenso nah, als der Homer, und eine moderne Bearbeitung desselben würde demnach jeden Gebildeten interessiren, aber der Nation in keinem Betracht ein Werk gegeben werden, wie es das Nibelungenlied seinen Zeiten war. So kann auch von einem Nationaldrama, welches daraus entstehen soll, (auf das besonders der Rec. in der Hallischen Lit. Zeitung frohe Erwartungen hegt) nicht die Rede sein, weil ein Parterre dazu gehört, das seine

Geschichte, wie sie in dem Andenken eines jeden lebt, seine Mythologie dargestellt sieht, dem es aber nicht kann gegeben werden in einer ihm gänzlich unbekannten Begebenheit, an welcher der Umstand sehr zufällig ist, dass sie aus den frühsten Zeiten der Entstehung seiner Nation genommen wurde. Wenn der Homer die Vorrathskammer der attischen Tragiker war und Aeschylos seine Tragödien Brocken von dem grossen Gastmahl desselben nannte, so konnte und musste das der Fall sein, da Homer in dem Munde und dem Herzen eines jeden Griechen war, wir aber das Nibelungenlied kaum auf dem Papier haben. Hierin soll übrigens nicht die Behauptung liegen, dass das Gedicht einer vorzüglichen dramatischen Behandlung unfähig, indem wir vielmehr wünschen, dass es eher auf diese Art, als in vorliegender Gestalt, eingeführt worden sei.

Wir wenden uns nun zu der Hagenschen Arbeit selbst. Betrachtet man den allgemeinen Eindruck, welche diese Accommodation giebt, so ist es derselbe, den man bei Betrachtung eines alten Gemäldes hat, das mit frischen Farben dünn überzogen den alten Grund durchblicken lässt; dieser harte Contrast hat alle feinen Töne vernichtet, und nur die Idee des Ganzen, der grosse Gedanke der Composition, hat sich erhalten. Es ist eine Modernisirung, die schlechter ist als das Original, und doch nicht modern. Folgende Stelle kann nur obenhin verglichen werden, um zu sehen, wie die Naivetät des Ganzen entstellt durch die Vermischung der alten und neuen Formen, wie der schöne Rhythmus zerstört, und wie gar nichts dafür zum Ersatz gegeben worden:

V. 7078. (M. A.)[1] [1771—74 L. 280, 4—7 Z.]

Volker, der vil snelle, zu des sales want
sinen schilt, den guoten, leinte von der hant;
do gie er hin widere, die videln er genam,
do dient er sinen friunden als ez dem degene gezam.

[1]) Die mit lateinischer Schrift gedruckten Verse sind Text der Müllerischen Ausgabe, die mit Fraktur- [hier *Cursiv*-] Schrift aber aus der Hagenschen Bearbeitung. Die gesperrten Worte und Silben zeigen die Abweichungen der Hagenschen Arbeit an, so wie die über einigen Worten stehenden Ziffern die Versetzungen, welche Hagen unternommen hat.

Under die tur des huses saz er uf den stein,
chuner videlläre die sunne nie beschein,
do im der seiten dœnen so suozlich erchlanch:
die stolzen ellenden, sagten im des grozen danc.
do chlungen sine seiten, daz al daz huz erdoz;
sin ellen zu der fuoge, diu beide waren groz.
senfter und suezer videln er began,
do entswebter an dem bette vil manigen sorgenden man.
do sie wol entslafen waren, und er daz ervand,
do nam der degene widere den schilt an sine hant,
do gie er uz dem huze fur die ture stan,
und huote siner friunde vor den chriemhilden man.

V. 7353. (H. B.)

Volker, der viel schnelle, zu des Saales Wand
seinen Schild, den guten, den lehnt er von der Hand;
da ginge er hinwiedere, die Fiedelen er genahm:
da dient er seinen Freunden, als es dem Degene wohl gezan.
Unter die Thür des Hauses gesass er auf den Stein, —
kühneren Fiedelere thät nie die Sonne bescheìn' n —
da ihm der Saiten Tönen so süssiglich erklang:
die stolzen Elenden, die sagten ihm dess grossen Dank.
da klungen seine Saiten, dass all das Haus ertoss;
seine Stärke und seine Fuge, die waren[2] beide[1] gross.
Sänfter unde süsser Fiedelen er begann:
da entschwebt er in dem Bette viel man()chen sorgenden Mann.
da sie()entschlafen waren, und er das wohl erfand,
da nahm der Degen biderbe den Schild wieder an die Hand;
da ging er aus dem Gademe vor die Thüre stahn
Und hutete seiner Freunde vor Frauen Chriemehilden Mann.

Fragt man, ob denn durch diese Arbeit das gewonnen, dass jemand, dem Kenntnis der alten Sprache abgeht, wenigstens ungehindert fortlesen könne, so muss dies schlechterdings verneint werden, und man sieht nicht, für wen sie eigentlich unternommen. Der Verf. sagt (S. 493): „jeder, der hier ordentlich etwas will, muss sich gleichsam erst ein Publicum erschaffen, sich dafür beschränken, in diesem Falle befinde ich auch mich“; wir sind zwar auch der Meinung, dass ein Schriftsteller ausser seiner Zeit sein müsse d. h. nicht von ihr beherrscht werden, eben so gut aber muss er auch in derselben

sein d. h. wissen, was seiner Zeit darf geboten werden, und es ist eine der ersten Forderungen an ein Buch, dass es das erfülle, was ein besonderes Publicum verlangen kann, z. B. was sehr trivial scheint, dass ein ihm geschriebenes Buch in seiner Sprache geschrieben sei. Daher glauben wir, dass uns ein Recht zusteht auf die Frage: für wen diese Bearbeitung bestimmt sei? Da der Verf. selbst nicht glauben wird, dass sie besser sei als das Original, für diejenigen nicht, welche dieses lesen können. Für die übrigen auch nicht, denn diesen ist es immer noch unverständlich, theils der ungewöhnlichen Wortstellung, theils einer Menge dunkler und veralteter Worte wegen, so dass sie bald abgeschreckt werden und nicht weiter lesen: und das ist das Urtheil, welches Rec. aus dem Munde geistreicher Personen gehört hat. S t r e n g d e m n a c h g e n o m m e n, als ein p o e t i s c h e s Werk, und wir glauben damit einen grossen Tadel auszusprechen, h a t d a s B u c h k e i n P u b l i c u m. Wahrscheinlich im Gefühl dafür sagt der Verf. folgendes (S. 494): „ich darf mir wenig gemeine Theilnahme versprechen, und es bleibt mir nichts übrig als an ein gewisses höheres unsichtbares Publicum zu appelliren, das in Deutschland gleich einer jetzt heilsamen Vehme zu existiren scheint, und welches geheime Tribunal aus den grössten und vortrefflichsten Männern besteht — die ausser und über ihrer Zeit stehn". Einmal ist es sehr bequem, dann aber auch ungerecht sich auf etwas Unsichtbares zu berufen, weil es der Verf. wieder der Nation entrückt (wodurch besonders dem Hallischen Rec. Leid geschieht, der es als ein Werk ankündigt, das den Blick der ganzen Nation auf sich ziehe, ja ein wichtiger Wendepunkt in der Literatur werde) und eigentlich an der Kritik, indem nur ein solcher Unsichtbarer darüber urtheilen könnte. Wir denken uns die Sache also: diese Accommodation ist leichter zu verstehn als das Original und denjenigen, denen es Ernst war, das Gedicht kennen zu lernen, musste sie als Hilfsmittel immer angenehm sein; was sie aber von der Schönheit des Gedichts empfanden, wie sie sich auch hier noch zeigt, (das leugnen wir nicht, wir reden überhaupt bloss von ihr im Verhältnis zum Original) das wurde übergetragen auf die Be-

arbeitung selbst. Hieraus erhellt auch der einzige Vortheil, den sie gewähren kann, ein leichteres Verständnis des Originals, allein zu diesem sehr relativen Zweck sie abdrucken zu lassen scheint uns nicht gerathen. (Es sei denn in merkantilischer Hinsicht, da die altdeutsche Poesie fast Mode geworden, so mag sie vielen angenehm kommen; und in dieser Rücksicht auch ein Publicum haben.) Überhaupt haben wir Grund zu glauben, dass der Verf. selbst unserer Ansicht nicht sehr abgeneigt sei, indem er an einigen Orten darauf hindeutet, wie er geschwankt und erst durch die Stimmen anderer Sicherheit erlangt. Es ist aber wohl nirgend misslicher gewesen, als gerade hier, einer fremden Ansicht zu vertrauen, wo der allein recht das Unzulässige der Idee einsehen konnte, der sie zu realisiren unternahm. — Wir sind jetzt schuldig unser Urtheil im Einzelnen durchzuführen.

Sprache. Die hier vorkommende ist eine solche, wie sie zu keiner Zeit gelebt hat. Wir halten dies für etwas gänzlich Unerlaubtes; denn nur in der Hand der Dichter und Schriftsteller liegt die Bildung der Sprache, und nur diese dürfen sie leis und allmählich ausbauen, nicht darf es geschehn durch gewaltsames Eingreifen eines Einzigen. Sie zeigt sich hier, wie sie oben charakterisirt wurde, in einem zerstörenden Contrast: währenddem auf der einen Seite alte Worte mit neuen Endigungen und noch gangbar moderne stehn, sind auf der andern ganz veraltete beibehalten. Wir führen Beispiele an: wesen (sein), hörnein, gewarnot, Mage, ferren, anderthalb, zerführen (zerreissen), aufgebahrot, aufempört (aufgehoben), klait (klagt), Aufschwiff, gedolt (was durch geduldet im Glossar nicht einmal genau übersetzt ist, da es vielmehr dem latein. *doleo* entspricht), ermorderot (der Hallische Recensent freut sich, dass diese schöne alte Form beibehalten worden, wie viel grösser würde diese Freude sein, wenn das ganze alte Gedicht beibehalten wäre, müsste er nicht eben dadurch die Accommodation überhaupt verwerfen, was, meint er, nur ein „Oberflächling“ kann), erbolgenlich usw. Zuweilen ist inconsequent die alte und neue Form zugleich gebraucht, wie es gerade die Nothdurft erforderte, so ist *gezemen* und

gezam (wie V. 203) beibehalten des Reims wegen, an andern Orten aber in: geziemen und ziemt (wie V. 208. 505) abgeändert; *gescham* (V. 4810), das eben so gut bleiben konnte, ist in: Schande han (V. 5071) verwandelt. Oft ist durch das blosse Übertragen in die neue Form Härte, z. B.

4307. [1080, 4]. *so enkunden sis in selben noch ander niemen gegeben*
4568. so kunnten sie'n nicht ihn'n selben noch anders jemanden geben,

doch davon im folgenden Abschnitt ausführlicher; oft Steifheit:

15. [4, 4]. *diu frouwe was ir swester, die fursten hetens in ir pflegen*
— — — — die Fürsten hatten sie im Pflegen,

zuweilen Unverständlichkeit erzeugt worden, so wird den Vers:

628. dess bat er ihm die Mähre den König Gunther gestehn.

niemand, ohne die alten Wendungen zu kennen, begreifen. Dabei hat eine natürliche Täuschung gewaltet: jedem, der die alte Sprache kennt, mithin dem Verf. und wahrscheinlich denen er das Werk vorgelesen hat, fällt das Sonderbare der alten Formen und Wendungen ungleich weniger auf, als dem sie gänzlich fremd; einem solchen sind sie öfters unverständlich. Wollte daher der Verf. Nutzen ziehn aus dem Vorlesen, so mussten seine Zuhörer nothwendig zu den letztern gehören. Wenn er übrigens selbst zu erkennen giebt, dass er geschwankt habe, inwiefern das Alte beizubehalten sei: „und so bedenklich ich auch anfangs nach der andern Seite hin war, so fürchte ich jetzt fast, doch eher noch zu viel als zu wenig gethan zu haben“ (S. 495); so glauben wir selbst, dass es unmöglich war, eine strenge Grenzlinie zu ziehen: es musste jene Inconsequenz des Contrasts entstehn; aber das beweist nur die Unstatthaftigkeit der ganzen Idee. Einige alte Formen sind, wahrscheinlich aus einer gewissen Vorliebe, häufiger angebracht, als sie im Original gefunden werden. So wird zuweilen das Geschlechtswort noch vor das Pronomen gesetzt und statt: mein Gold, seine Lust, das meine Gold, die seine Lust gesagt. Dieses ist angewendet, so oft es nur angieng, selbst wo es gänzlich unnöthig war:

4766. [1195, 4]. *ein teil begund ir senften do ir grozer ungemach.*
— — — das ihr viel grosse Ungemach,

wir führen nicht weiter Beispiele an, da sie leicht zu finden sind. Ebenso ist es mit dem Fall, wo das Geschlechtswort hinter das Hauptwort gestellt wird:

365. Hort, der Nibelunges, der war gar getragen,

im Original:

357. [90, 1] *der hort Niblunges der was gar getragen.*

Hier ist es sonderbar genug, dass die Modernisirung alterthümlicher ist als das Original. (Dass übrigens *gar* müsse *dar* heissen, bemerkt man gleich.) Manchmal erscheint es, als habe der Verf. das Werk nur ein paar hundert Jahre, etwa in das 15te Jahrh., weiter rücken wollen, denn er bringt Alterthümlichkeiten hinein, die sich nicht in dem Original befinden, für deren Erklärung dann wieder das Glossar zu sorgen hat (es sind die mit einem Stern bezeichneten Wörter); und mit Recht, denn wir wissen z. B. nicht, ob „dickmalen“ deutlicher ist als: *vil dike*. Zu diesem Zweck sind verschiedene Mittel angewendet worden (siehe S. 500); z. B. Ausdrücke des Kurial- und Kanzleistils, wohin das uns immer unangenehm vorgekommene „massen“ (für *wande*) gehört. Dieses künstliche Treiben ist durchaus unmöglich, und jede Nachahmung irgend einer Zeit auf diese Art immer Manier, wie es denn auch hier gar nicht die Sprache jenes Jahrhunderts ist, noch hätte sein können, wenn damals das Nibelungenlied modernisirt worden wäre.

Silbenmass und Rhythmus. Der Verf. äussert die Grundsätze, die er befolgt S. 524. 525: „die Verse seien in ihrer Freiheit und Mannigfaltigkeit wiedergegeben, jedoch die darin zum Grunde liegende Regelmässigkeit hervorgehoben, der nicht selten trochäische Rhythmus zwar nicht gänzlich vertilgt, aber auch oft in den vorherrschenden jambischen verwandelt“ usw. Wir haben folgende Ansicht: jede Beschränkung durch Silbenmass und Reim führt sich ein als Gesetz, innerhalb welchem die Poesie, die zugleich Gesang ist, sich bewegt; nothwendig, weil sie sich in einer gänzlichen Ungebundenheit nicht bewegen kann. Um aber so frei als möglich zu bleiben, nimmt sie diese Beschränkung nur so weit an, als höchst nöthig ist, daher nur ein gewisses gleichförmiges

Accentuiren, ohne strenges Abmessen, dann die unvollkommenen Reime oder blosse Assonanzen; daher aber auch, weil Gesang damit verbunden ist, ein schöner natürlicher Rhythmus, der überall unbewusst, wie es der Sinn verlangt, steigt und fällt, aus einem Silbenmass übergehend in das andere. Dieses alles findet sich, wie in jedem Volkslied, auch im Nibelungenlied. Je mehr nun die Poesie zur Kunst sich neigt, desto mehr Abmessung und Regelmässigkeit des Silbenmasses, Verschlingung und Richtigkeit der Reime; vorher bildete sich der Rhythmus und das Silbenmass nach dem Gedicht unwillkürlich aus innerer Nothwendigkeit, jetzt erst wird eine Norm constituirt, welche gewählt wird, und dann das Gedicht darnach abgemessen; das ist das Entscheidende, und dieses schreitet beständig fort, dass es sich in Einseitigkeit und blosse Form verlieren kann, wie z. B. bei den spätern Meistersängern. Eben so geht jener natürliche Rhythmus verloren und wird ersetzt durch einen nach und nach entstehenden künstlichen, auf Speculation beruhenden, der doch jenem an Wirkung oft nachstehn muss. Daher ist die Idee des Verf. durchaus falsch, anzunehmen, dass dem Nibelungenlied ein gewisses bestimmtes Silbenmass zum Grund liege, wovon die vorhandene Unregelmässigkeit Abweichung sei und wieder hervorgehoben werden müsse; er legt etwas hinein, das nicht darin ist. Jene Ansicht wird sich auch historisch beweisen lassen: die Abtheilung des Verses, wie sie im gedruckten Heldenbuch und in einer HS. aus dem 15ten Jahrh. vorkommt, (und das kann in Ansehung des Silbenmasses dem Nibelungenlied gleich gehalten werden) mit den doppelten Reimen, findet sich erst später und immer entschiedener. So ist sie in dem Manuscript zu Rom schon häufig, in dem Wenigen aber, was von einer früheren Recension bekannt ist, fehlt dieser Reim gänzlich, und es ist genau das Silbenmass des Nibelungenlieds. Wenn er sich in diesem aber an einigen wenigen Orten findet, so ist dies Zusatz späterer Zeit und berechtigt etwa nicht zu dem Schluss, dass dieses die ursprüngliche Form sei. Ferner: in allen Volksliedern zeichnen sich beständig die ältern durch ein regelloseres Silbenmass aus, und wenn man verschiedenzeitige Recensionen desselben Lieds

vergleicht, so sieht man deutlich, wie immer das neuere abgemessner und geregelter wurde. Dieses Ausdehnen nun und Ebnen zu einem regelmässigeren Silbenmass, dann der Verlust der vocalreichen alten Formen hat den natürlichen Rhythmus, der im Nibelungenlied sehr schön ist, fast gänzlich vernichtet. Wir wollen einige Beispiele geben:

∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ –
1605. [404, 1. 2]. *den stein sol er werfen* || *und springen darnach,*
∪ – ∪ ∪ – ∪ – ∪∪ – ∪ ∪ –
den ger mit mir schiezen || *lat iu sin niht ze gach,*

wie lebendig und bedeutend ist hier der Rhythmus, und wie ganz ist das aufgehoben zu flacher Regelmässigkeit:

1709. den Stein den soll er werfen, und springen auch darnach,
2 1
den Ger dann mit mir schiessen, lat euch nicht sein zu jach.

Es ist bis auf den Reim der Bruder Veiten Ton, der wohl die Grundregel sein soll.

∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ –
1463. [368, 1. 2]. *Sifrit do balde* || *ein schalten gewan*
∪ – ∪ ∪ – ∪ – ∪ ∪ –
von stade er schieben || *vaste began*

ganz aus einander gedrängt:

1539. Siegefried da balde einen Schalter gewann
von Stade begunte schieben faste der kräftige Mann.

∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪∪ – ∪ ∪ –
2457. [618, 1. 2]. *do er niht wolde erwinden* || *diu maget ufspranch,*
∪∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪∪ ∪ ∪ – ∪ ∪ –
iu cimet mich niht zerfuoren || *min hemde so blanch.*

völlig geebnet:

2681. Da er nicht wollt () ablassen die Maget auf da sprang,
2 1
euch ziemt nicht mir zerführen mein Hemde also blank.

– ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – –
3508. [831]. *einen eber grozen* || *vant der spurhunt,*
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – – ∪ ∪ –
als er begunde vliehen, || *da kom an der stunt*
des geiedes meister, || *er bestund in, uf der sla,*
– – ∪ ∪ – ∪ – – ∪ – ∪ – ∪ –
daz swin zornechlichen || *lief an den kunen degen sa.*

3757. Einen Eber grossen, den fand der Spürehund;
als er begunte fliehen, da kame an der Stund
des Gejagdes Meister, er bestand ihn auf der Stell,
2 1
das Schwein lief zorniglichen, an den kühnen Degen schnell.

– – ◡ ◡ – ◡
3947. [990, 4]. *do kunde ir nieman trost neheinen gegeben.*
4207. da kunnt ihr Trost noch einen zu der Welte niemand geben.

– – ◡ ◡ – ◡
5423. [1362, 2]. *do flugen disiu mere von lande ze lande.*

wie ungeschickt ist hier der Daktylus vernichtet:

5694. da flogen diese Mähre von Lande bass zu Lande.

Wir können des Raums wegen keine grössere Stücke hersetzen, man vergleiche, wenn man will, die Erzählung von der Bärenjagd (V. 3841 ff.) usw. — Bei dem Anfang einer Rede wird gewöhnlich der Rhythmus lebendiger gemacht durch einen kürzern Halbvers mit einem Daktylus, dies ist ebenfalls übersehen und gänzlich verwischt worden. Z. B.

– ◡ ◡ – ◡ –
3025. [760, 1. 2]. *do sprach aber kriemhilt: sihestu wie er stat!*
◡ – ◡ – ◡ ◡
wi rechte herliche er vor den reken gat! ||

◡ – ◡ – ◡ –
3272. da sprach aber Chriemhild: nun siehst du wie er staht
wie rechte herreliche er vor den Recken gaht.

Freilich war der Verf. im Nachtheil, wenn er solche volltönende Formen wie: *fruo, tuot, errochen, edeliu, huote, laza, minna, huob, vaha, liebiu* aufgeben und die Worte: *der buoze miniu leit* nur eintönig: der büsse meine Leit übersetzen musste. (Des Vortheils, die wohlklingenden Namen *Liudgast, Liudger, Hunen, Huniburg etc.* beibehalten zu können, hat er sich, wie es scheint, ohne Noth begeben, indem er Lüdeger, Lüdgast, Heunen, Heunenburg usw. schreibt.) Wir haben nun zu sehen, welche Mittel angewendet worden, sowohl diesen Verlust zu ersetzen, als auch das Silbenmass auszudehnen. 1) Zuweilen hat sich der Verf. durch Einrückung von Adjectiven, wie sie eben zur Hand waren, durch Wiederholung eines Prädicats und dergleichen geholfen. Man muss gestehn, dass dies meist mit Schonung und behutsam geschehen, wiewohl sie zuweilen sehr überflüssig sind, z. B. keine V. 4465, gross V. 1740, beides V. 4546, dazu übellautend usw. 2) Weit bedeutender ist die Anwendung einer Menge nichtssagender Flickworte: mehr, hie, jetzt, all, da, um, so, denn, her u. a. m. Vorzüglich häufig ist: viel hineingeschoben, fast auf

jeder Seite; in V. 1802, 3 und 5 ist es viermal, wovon nur eins im Original steht, so auch V. 1857—59. 5348. 59. — Diese Zusätze sind grösstentheils verwerflich, wie schleppend ist denn V. 56, gar V. 3974 und 4497; der V. 406, es V. 559, doch V. 766, so V. 1476, da V. 7972, nun V. 9169; wie unpassend endlich V. 4573. 5553, denn V. 7073. Eben so zerstören sie den Rhythmus:

927. [233, 4]. *des vil ze sagene were her in Burgonden lant*
952. dess viel zu sagene were her zu der Burgonden Land

3058. [768, 2]. *und du uber uns beidiu || so gewaltig bist*
3306. Und dass du über uns beide also gewaltig bist

5829. [1463, 4]. *Sifrides wunden taten kriemhilde we.*
6100. die Siegefriedes Wunden die thaten Chriemhilden weh.

Wie sehr hat der Nachdruck dieses schönen Verses verloren durch die zweifache Einschiebung des Pronomen, noch mehr im Zusammenhang. Folgender Vers ist sehr schwerfällig geworden:

7886. [1961, 4]. *darumbe si aber raten an die geste began.*
8176. darumme sie aber starke, wider die Gäste rathen da begann.

und flach regelmässig:

1395. [351, 1]. *Frouwe merket rehte, waz ich iu sage.*
1453. Ihr sollt viel rechte merken, was ich euch Fraue sage.

1661. [417, 4]. *der ihr da gert diu ist des tiuvels wip.*
1764. der ihr da gehrt zu minnen, die mag wohl sein des Teufels Weib.

3) die Ausdehnung der Pronomina: *ir*, *in*, *der*, *den* usw. in die neue Form ihrer, ihnen, derer, denen. Wir bemerken dies besonders, weil der Rhythmus dadurch fast immer gelitten:

45. [12, 1. 2]. *von des hoves krefte, vnd von ir witen kraft,*
von ir vil hohen werdecheit unde von ir riterschaft.
Von des Hofes Kräfte und von ihrer weiten Kraft
von ihrer viel hohen Würdigkeit, und () von ihrer Ritterschaft.

Wir glauben nicht, dass Verse von solcher Lahmheit im Original können aufgefunden werden; andere sind dadurch entstanden ohne Cäsur:

4558. Chriemhild | ihren | Schaden || grossen | klagen | da | begann.

Öfter behält der Verf. die alten Formen bei, indem er sie als zusammengezogen betrachtet (wenigstens drückt er sich zweideutig aus S. 513, sie sind es aber durchaus nicht) und ihn'n, den'n, der'r, ihr'r, ein'n, mein'n schreibt. Dieses ist sehr hart und ganz zu verwerfen. 4) Eins der wichtigsten Mittel war die Einschiebung des e. Schon manches Wort erhält durch blosse moderne Form diesen Buchstaben, und da er nun hier noch in grosser Anzahl eingerückt worden, so ist eine solche unverhältnissmässige Überfülle und daher Eintönigkeit entstanden, dass es höchst unangenehm auffällt. Verse wie folgende sind nicht selten:

2129. Nun bittet Siegefrieden derselben Boteschaft.
1977. [498, 1]. *nu bitet sifriden furen die botschaft.*

271. Bis dass sie da gefertiget die Siegefriedes Kleid
263. [66, 3]. *Unze man geworhte die sifrides wat*

960. Er bringet reiche Geisel her in das Guntheres Land
935. [235, 4]. *er bringet rike gisel in Gunthers lant*

3676. des Königes Guntheres Weib usw.
3427. [860, 4]. *Kunig Gunthers wip etc.*

Jedes Wort, das nur irgend Veranlassung hat geben können, ist durch diesen Buchstab erweitet worden. Von Wormes wollen wir nicht reden, weil das Original dazu einigemal Gelegenheit giebt, ebenso von herrelich, Siegefried, Gerenot usw., wiewohl es unrecht ist, dass diese Worte fast nur in solcher Ausdehnung vorkommen, aber auch andere haben eine gleiche Behandlung erleiden müssen, bei denen diese Entschuldigung nicht statt findet, z. B. Nicht*e*s (Nichts), Pfing*e*stmorgen, wie hart! Spür*e*hund, Ort*e*wein, Gelf*e*rat usw. Fast scheint es, dass der Verf. ein besonderes Wohlgefallen daran gehabt (wer hätte sonst *herbergen* noch in herebergen erweitert?) und geglaubt Wohllaut dadurch zu erlangen, denn an vielen Orten ist dieser Buchstab selbst für seine Zwecke ganz unnöthig zugesetzt, wo er freilich nur das Gegentheil bewirkt,

4153. [1042, 2]. *wit und vil mikel rich unde groz.*
4414. weite | und er | haben || reiche | unde | gross.

4461. da sie vergessen wollte, auf Guntheren den Hass.
[1054, 1]. — — — *uf Gunther den haz.*

289. [73, 1]. *ir schilde waren niwe lieht und breit.*
396. ihre | Schilde | waren | neue | lichte | unde | breit.
— — *einen helm glanz.*

7115. [1779, 2]. *luotter und herte veste vnd ganz.*
7394. lauter | unde | harte | feste | unde | ganz.

6334. [1565, 1]. *wi nu fruint Hagne*
6505. wie nun Freunde Hagene

8926. [348, 7. Z. = 2218, 1. L.]. *Gerbart und Wichart, Helpfric und Rischart.*
9229. Gerbart | unde | Wichart | Helfrich | unde | Ritschart.

denn besonders ist das häufig vorkommende: unde, wo es nicht im Original gestanden, sehr zuwider; wir wollen einige Beispiele nicht weiter anführen, sondern nur darauf hinweisen: V. 567. 3810. 4792. 6773 u. a. m. Wir wissen keine genügende Ursache anzugeben, warum der Verf. den trochäischen Rhythmus hat unterdrücken wollen, indem wir ihn gewöhnlich an seinem Ort gefunden haben. Auffallend ist es aber ihn in der Modernisirung nicht selten anzutreffen, wo er im Original fehlt. Schwerlich dürfte in diesem ein Vers sein wie folgender:

– ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪
2180. So wär ihre hohe Minne || uns zu grossen Schaden kommen.

Ferner:

– ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ –
61. Nun verred es nicht zu sehre || ihre Mutter sprach da so.

– ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ –
249. da vernahm auch diese Mähre || seine Mutter Siegelind.

– ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ –
973. die durch ihren Übermuthe || widersagten an den Rhein.

Mit ungünstiger Wirkung ist er in folgende Halbverse eingeführt, wenn sie im Zusammenhang gelesen werden:

4144. Nun lass ihnen Gott gelingen — —
895. Dass man ihnen Lob gestände — —
2444. meine Schwester nur alleine — —

weitere Beispiele: V. 589. 150. 911. 1517. 1562[a]. 5275 usw. Wir glauben hiermit ausführlich bewiesen zu haben, wie weit die Modernisirung dem Original nachsteht an vollem Wohllaut

und schönem bedeutendem Wechsel des Rhythmus, und wie so falsch als nachtheilig die Idee, eine grössere Regelmässigkeit unterzulegen.

Treue der Übersetzung. Wir reden davon zuletzt, weil wir eigentlich nicht im Stande sind, vollständig darüber urtheilen zu können, denn die Münchner Handschrift steht uns nicht, wie dem Verf. zu Gebot. Die meisten Abänderungen hat nach seinem eignen Geständnis der Reim verursacht, so musste deshalb *iehen* auf verschiedene Art übersetzt werden, *gemeit* durch: viel bereit usw.; wir wollen darüber nicht besonders rechten, da es nothwendige Folge der angenommenen Idee war, auch hat sich meist der Verf. auf eine leichte Art durchgeholfen. Überhaupt zeigt er gründliche Kenntnis der altdeutschen Sprache, und Untreue ist uns, so weit wir urtheilen konnten, wenig vorgekommen; wie denn auch das Nibelungenlied bei seiner klaren Einfachheit viel leichter zu verstehen ist, als manches andere altdeutsche Gedicht, z. B. der Tyturell oder einige Minnelieder. Wenn *erlich gewand* V. 1086 durch ehrlich Gewand, nicht wie sonst richtig durch herrlich übersetzt ist, so scheint das ein blosses Versehen. An die Richtigkeit der Übersetzung des V. 676 werden wir erst glauben, wenn wir sie von der Münchner HS. bestätigt wissen. V. 5137. [1290, 4 f.] *da si den fursten edele mit kussen guotlich enphie*, *uf ructes ir gebende etc.* hier übersetzt der Verf. aufrückte sie ihr Gebäude; wir glauben, dass es auf das Küssen bezogen werden muss, das ihr die Bänder aufschob, und würden diese Erklärung vorziehn, selbst wenn der Münchner Codex jene begünstigte. Dieses müssen wir bemerken: es ist eine für die Kunstsprache etwa nöthige Regel, das Aufeinanderfolgen gleicher Worte zu vermeiden, worauf die Volkspoesie nicht achtet in ihrer Unschuld, und wo es sich bei ihr ereignet, da ist es immer passend. Daher sagt Lessing irgendwo, es sei ein elender Grund gewesen von der Dacier, wenn sie jener Regel wegen dasselbe Wort beim Homer durch zwei verschiedene übersetzt habe, und daher müssen wir es auch an dem Verf. tadeln, dass er dieselbe gern anzuwenden sucht. In folgenden Beispielen ist es geschehen, entweder durch Aus-

lassung oder durch Umtausch mit einem andern Wort, wie uns däucht, aber immer mit schlechtem Erfolg.

1625. [408, 4]. *von porten lieht gewurhte schein liehte daran.*
1727. von Borten licht Gewirke das sach man scheinen () daran.

1901. [477, 4]. *si furent segel wize die sint noch wizer denne sne.*
2036. sie führen Segel weisse, die sind noch blanker denne Schnee.

2213. [557, 1]. *da wart von guoten Knehten vil guoter kleider abgeriten.*
2409. da ward von guten Helden viel () Kleider abgeritten.

3350. [841, 2. 3]. *ich bevilhe dir uf triwe man den lieben min,*
daz du wol behutest mir den lieben man.
3598. ich befiehle dir auf Treue den holden Friedel mein,
dass du wohl behütest den meinen lieben Mann.

Wir haben dies angeführt, wie wir überhaupt darum in das Detail gegangen sind, um zu bewähren, wie wenig es geräth, dieses Gedicht zu irgend einer Umänderung auch nur zu berühren. Es ist bekannt, dass der Text in der Müllerischen Sammlung incorrect und defect ist, der Verf. musste ihm daher erst eine kritische Bearbeitung angedeihen lassen (S. 489), eh' er zur Übersetzung schreiten konnte. Dies ist so natürlich, dass wir uns mit nichts zu verantworten wüssten für die Behauptung: es sei wohl eine solche Übersetzung möglich, durchaus aber keine kritische Ausgabe, welche z. B. der Hallische Recensent aufgestellt hat in folgenden Worten: „es wird wohl einige geben, die behaupten werden, dass Hagen weit besser gethan hätte, eine kritische Ausgabe zu liefern, und die seine Bearbeitung für unnöthig, ja wohl gar für zweckwidrig erklären möchten. Ihnen und allen denjenigen, die uns jetzt kritische Bearbeitungen und Ausgaben, die sie vorhaben, ankündigen, sei hiermit gesagt, dass dazu noch lange nicht die Zeit in der altdeutschen Literatur erschienen ist," und dann: „jede kritische Bearbeitung ist nichtig und unzeitig für jetzt." Wir freilich gehören zu denen, welche glauben, dass es gerade an der Zeit sei, eine kritische Ausgabe zu besorgen; ja dasjenige, was sich davon noch in der Hagenschen Bearbeitung zeigt, ist bei weitem die glänzendste Seite des ganzen Werks. Es enthält nicht nur eine bedeutende Menge Ergänzungen aus der Münchner HS., schätz-

bar und merkwürdig an sich selbst, dann durch die Art, wie sie ergänzen, sondern auch glückliche Verbesserungen einzelner Ausdrücke, wodurch das Ganze an Lesbarkeit und Deutlichkeit ungemein gewonnen hat (z. B. 5196 Herberge für Berge, 5198 Burgeren für Burgunden), und darum ist das Buch jedem nothwendig, bis wir einen Abdruck des Münchner Manuscripts erhalten. — Noch haben wir über die Art, wie der Verf. diese Handschrift benutzt hat, zweierlei zu sagen. Erstens: der Verf. hat überall die Lesart des Münchner Manuscripts vorgezogen, wo diese mehr Deutlichkeit gewährt: dagegen ist nichts zu erinnern, und der Grundsatz an sich richtig, aber der Verf. hat ihn zuweilen auch da angewendet, wo schon Deutlichkeit genug war, und um noch eine genauere zu erlangen, deren die Poesie nicht bedarf, eine bessere Lesart hintangesetzt, z. B.

9104. [2262, 3=355, 3, 3—4, 1 Z.]. *einen schilt vil vesten den nam er an die hant,*
nach schaden in do troste der vil chune Hildebrant.
da sprach von Tronege Hagene: ich sihe dort hergan

Hagen liest:

9412. Einen Schild viel festen den nahm er an die Hand:
Sie gingen balde dannen, er und Meister Hildebrand,
da sprach — —

Die erlangte Deutlichkeit ist sehr überflüssig, da Hagen sie kommen sieht, mithin nicht braucht gesagt zu werden, dass sie abgehn. die Variante des Müllerischen Textes aber vorzuziehn. Weiterer Beispiele enthalten wir uns, da nach des Verf. Meinung vielleicht einige zu der andern Bemerkung noch hierher gehören. Zweitens nämlich finden wir eine Menge Abänderungen, Versetzungen der Worte u. dergl., die Nachtheil, zum wenigsten keinen Vortheil bringen, und welches Missbilligung verdient, da es bei dem Nibelungenlied darauf ankommt, so viel als möglich Einem Text zu folgen, indem jeder Originalcodex Abweichungen enthalten wird. Wir wissen nicht, ob es eigenmächtige des Verf. oder dem Münchner Codex zuzuschreiben sind, wollen aber das letztere vermuthen.

8817. [344, 7, 4 Z.].	*mich nimmt des michel wunder was wir den rechen haben gethan.*
9120.	ich wähn, es an das Übel uns viel Elenden wolle gahn.
1064. [268, 1].	*die in den beten lagen und heten wunden not.*
1089.	die in den Betten hatten überwunden ihre Noth.
6388. [254, 5, 4 Z.].	*die giengen in engegene vnd wolden si enpfan.*
6663.	die gingen ihnen entgegen mit manchem kühnen Mann.
1791. [450, 1].	*so sicet niht ze lange — —*
1928b.	so seid auch nicht zu lange — —
4779. [1199, 2].	*— — sit ich vriunde than* *also vil gewinnen — — —*
5041.	sint ich Freunde han also viel gewonnen — —

viwer rote vanchem 759 [185, 3] ist besser als: rothe Feuer Funken; weitere Beispiele sind: V. 3515. 3912. 4066. 4705. 634. u. a. m., die man vergleichen kann mit dem Original.

Dem Nibelungenlied ist die Klage angehängt. Dieses Gedicht hat wenig poetischen Werth und ist ein wortreiches Hinundherreden über die Klage und den Jammer Etzels, Dieterichs, des alten Hildebrands und anderer, dass, wiewohl es arg genug mit Worten gemacht wird, sie beständig laut schreien und das Blut ihnen gleich vor Schmerz aus dem Munde bricht oder sie auf ein paar Tage unsinnig hinfallen, dennoch niemand davon besonders ergriffen wird. Es ist nicht mehr die schöne Wahrheit des Nibelungenlieds, das Nationale, sondern jene Unsicherheit wo anzufangen und aufzuhören, jenes Einhüllen der Sache in langweilige Worte und das beständige Zurückkehren zu derselben, weil der Dichter doch immer fühlt, dass noch nichts gesagt sei. Da wenig Handlung in dem Ganzen liegt — wie leer ist das erste Abenteuer — so mag es sein, dass ein Dichter des 13ten Jahrh. einige Züge aus einem Nationalgedicht auffasste (so ist auch hier noch schön, wie Wolfharts Hand auch im Tode das Schwert nicht loslassen will, wie der alte Hildebrand entkräftet hinsinkt, wie die Markgräfinnen träumen von dem Unglück und es verkündet wird) und nach seiner Art bearbeitete. Daher darf dieses Gedicht in keiner Hinsicht neben das Nibelungenlied gestellt oder

auch nur damit verglichen werden, und es ist nicht zu vertheidigen, dass es der Verf. doch damit gewissermassen verbunden. Was er zur Entschuldigung anführt, will wenig sagen: es finde sich in jedem Manuscript des Nibelungenlieds — heisst das in mehr als zweien? und dann rührt dieses bloss von den Abschreibern her, da in den Gedichten keine Vereinigung ist; hernach: er sei gesonnen, ein ganzes Heldenbuch herauszugeben, wozu das gehöre — wir glauben nicht, da es in dieser Gestalt weiter keinen poetischen Werth hat.

Bei der Modernisirung der Klage hat der Verf. dieselben Grundsätze, wie beim Nibelungenlied, befolgt, sie kann daher, wenn man will, eben so beurtheilt werden, nur der Abschnitt über Rhythmus leidet keine Anwendung, da hier eben keiner zu zerstören war.

Darauf folgt ein Anhang. Dieser enthält eine kurze Andeutung zur Geschichte der Poesie des Mittelalters, worin nichts Neues; die Ansicht des Verf. über die Behandlung der altdeutschen Gedichte, eine Geschichte der Bearbeitungen des Nibelungenlieds, Grundsätze über die Behandlung der Sprache desselben: sehr fleissig; über ihren Werth wird derjenige urtheilen, der eine Grammatik der altdeutschen Sprache unternimmt, vielleicht entschliesst sich der Verf. zu dieser verdienstlichen Arbeit, wozu er die Neigung in eben diesen Bemerkungen zeigt; endlich über die Behandlung des Formellen. — Eine Menge Noten enthalten: Literatur der altfranzösischen, spanischen, englischen und deutschen Poesie (1—12), dann meist der modernen Bearbeitungen (12—22). Sämmtlich bekannte Dinge, bloss die Erfurter Märchensammlung war uns neu. In den folgenden (22—67) eine Bemerkung über Schlegels Alarkos, über Bodmer, Hinweisungen auf eine noch herauszugebende historische Einleitung zu dem Nibelungenlied, über Tie[c]ks zukünftige Bearbeitung ff., 67 über hochdeutsche Sprache und Dialekte, 101 eine Abhandlung über Beugung der Bei- und Fürwörter in der deutschen Sprache.

Endlich ein Glossar, geht von S. 529—595. Für die Übersetzung selbst bestimmt, ist die Existenz desselben schon ein scharfes Urtheil, für den Grammatiker, dem es der An-

merkung nach ebenfalls eingerichtet ist, kann nur weniges sein, und ohnehin wird sich dieser viel lieber an das Original halten. Sehr schätzbar sind die zugegebenen Erläuterungen von Alterthümern und zeigen von gelehrtem Fleiss, aber für das Glossar an sich können wir uns kein Publicum denken; wen interessirt es zu wissen, dass die Worte: allerkühnst, allermeist, endlich Schwert usw. gebraucht sind? und wer glaubt wohl, dass man geschmacklos genug sein könne, Wörter auf folgende Art zu erklären: allesammt durch insgesammt, angstlichen d. angstvoll, Armesspange d. Armspange, baldiglich d. bald, behutet d. behütet, beschweren d. betrüben, betriegen d. betrügen, Bettdach d. Betthimmel, dargehn d. dahergehn, dartragen d. darbringen, ehrenfest d. treu der Ehre, entsenden d. hinsenden, fleissiglich d. fleissig, fruh d. früh, funden d. gefunden, gehort d. gehört, grosste d. grösste usw. Wir hören hier auf, denn in den folgenden Buchstaben verhält es sich nicht besser, und aus diesen haben wir nur einiges genommen, fast das ganze Glossar ist dieser Art. —

Sollen wir noch zum Schluss eine Bemerkung über das ganze Buch machen, so ist es diese: wie in der Bearbeitung des Gedichts zwei Punkte gegen einander laufen, so zeigt sich auch in der Anlage des Ganzen ein Schwanken zwischen einer kritischen und ästhetischen Edition; was man von jedem Werk verlangen darf, ein bestimmtes Ziel, auf das streng hingearbeitet wird, das hatte der Verf. nicht: es sollte für jeden gerecht sein [1]), und ist es für niemand geworden. Eine historische kurze Einleitung, die am schicklichsten gewesen wäre, ist gerade in ein besonderes Werk verwiesen; der Anhang gehört so wenig hieher, als das Glossar. Welche gänzlich unnütze Erklärungen enthält dieses, und welche verschiedenartige Dinge (weshalb wir den Inhalt angegeben) sind in jenem zusammen-

[1]) Es ist für die ganze deutsche Nation bestimmt, aber nur für wenige Unsichtbare eingerichtet. Für den wissenschaftlichen Bearbeiter der Anhang, für den Literator die Noten, für den Grammatiker das Glossar, die Erläuterungen darin für den Antiquar. Zugleich ist das Ganze der Anfang eines grossen Heldenbuchs der Klage wegen.

gebracht! so dass der Verf. wohl nie daran gedacht hat, was auszulassen, sondern nur, was noch hinzuzufügen. Jedem andern würde es schwer geworden sein, so viel Noten aufzubringen, in denen noch dazu bekannte Dinge wiederbegegnen müssen. Überhaupt genommen: es mag gut sein, sich der Seichtigkeit entgegenzustellen, aber echte Gelehrsamkeit hat gerade diesen Aufwand nicht nöthig, um sich geltend zu machen. Citate, gelehrte Notizen haben Werth, in so fern sie zur Sache selbst gehören und neu sind, an sich keinen, und es ist geschmacklos, sie bei bekannten Dingen immer wieder aufzustellen. — Hiermit soll aber nichts gegen die Gelehrsamkeit des Verf. gesagt sein, das Buch ist überall mit Gründlichkeit und Neigung bearbeitet und verdient in dieser Hinsicht alle Achtung.

[Anonym; im Verz.: Von (W. C.) Grimm.]

ÜBER DIE ENTSTEHUNG DER ALTDEUTSCHEN POESIE UND IHR VERHÄLTNIS ZU DER NORDISCHEN.

Studien. Herausgegeben von Carl Daub und Friedrich Creuzer. Heidelberg. 8. Bd IV (1808), S. 75—121, 216—288)*).

Überall, wo wir zurückgehn auf die frühsten Zeiten eines Volks, ist es leicht zu bemerken, wie Poesie und Historie ungetrennt von einem Gemüth aufbewahrt und von einem begeisterten Munde verkündet wurde. Beide vereinigen sich darin, das Leben mit all seinen Äusserungen aufzufassen und darzustellen. Erst eine spätere wissenschaftliche Ansicht muss sie trennen, welche der Poesie nur ein unbeschränktes Aufwachsen gönnt, die Historie aber, nachdem der Glauben an die Treue der Volksgedichte verloren gegangen, auf jene kritische Wahrheit beschränkt, die an sich nichts gewährt und nur dann Werth hat, wenn sie verbunden ist mit jener höhern poetischen; denn nicht irgend ein blosses Ereignis, sondern in seinem Zusammenhang mit dem Leben wollen wir es erkennen; was will auch die Geschichte zuletzt anderes, als dass das Gemüth ein Bild der Zeiten gewinne, welche sie darstellt? und darum muss die kritische Historie auf einem andern Weg dahin wieder zu gelangen suchen, wo sie schon früher gestanden hatte, eins mit der Poesie, als Nationalepos. In solchem Sinne haben auch

*) [Dazu folgende Bemerkung in der Vorrede: Die zweite Abhandlung dieses Heftes über die Entstehung der altdeutschen Poesie steht mit der in den Heidelbergischen Jahrbüchern (2ter Jahrg. Fünfte Abthl. 1ter Bd) eingerückten Beurtheilung des v. Hagenschen Nibelungenliedes in genauer Berührung und liefert zu dem, was dort kurz angedeutet ist, den vollständigern Beweis. Die Verlagshandlung.]

die besten Historiker gedacht. Und warum giebt die Poesie des Nibelungenlieds, des Homeros eine viel reinere und lebendigere Anschauung, als alte Geschichte? Die Heldenschar bewegt sich vor uns, und wir ziehen mit ihr in den Kampf, wir stehen mitten in ihrer Versammlung, wir sehen die Zucht edler Frauen und eine ganze schöne Menschheit in Lust und Trauer, währenddem die Geschichte nur hinzeigt auf die öden Felder, wo einst diese Männer hergeschritten, oder ein Schwert ausgräbt, auf welchem die Jahrzahl entdeckt werden kann.

Wenn es aber wahr ist, dass Poesie und Geschichte nur zu gleicher Zeit sich erzeugen, so kann jene nicht mehr sein, wo diese aufhört; nur da wird sie geboren, wo der Mensch in freiem Ringen mit der Welt die Glieder übt und muthig das Leben umarmt.

Darum ist jener Punkt so herrlich in der Geschichte, wo ein Volk vereinzelt oder in Ungebundenheit lebend, nun das Bedürfnis fühlt nach Ordnung, Cultur und Sitten. Wie überall, geht auch hier erst aus einem wilden Kampf, aus einer ungeheuren Gährung die Ruhe hervor, aber eben in solchem Zustand des Werdens, wo jeder Augenblick erwirbt und jeder Augenblick das Erworbene verlieren kann, wo einer wie alle das Ganze festhält, immer bereit, davon zu geben, was ihm nur theuer; in solchem Zustand einer beständigen Anregung ist es, wo die Tugend des Menschen aufgeboten und alle geheime Kraft wach wird. Dann werden alle Quellen des Lebens aufgethan, dass es in jugendlicher Freiheit ströme, und jene göttlichen Menschen stehen auf, die wie Riesen sich erhebend, gewaltsam hingehen über die Erde und sie ordnen nach ihrem Sinne.

Und ist nach solch grossem Streit die Welt erworben, dann kommt die Ruhe des Friedens, in der sich Häuser und Städte aufbauen. Gesetze, mildere Sitten, Eintracht der Geselligkeit ordnen das Leben. Die Lanzen des Kriegs ergrünen in der fruchtbaren Erde und fügen sich zu blüthenreichem Laube, in dem Fröhlichkeit und Lebenslust wohnt; bald tritt die Poesie herzu und verkündigt in schlichten Worten die Thaten jener Zeit. Wie die Wipfel hoher Berge steht unter

ihnen das Andenken daran, und in dem ewigen Tag derselben wandeln die Helden, unsterblich, allen sichtbar, und den Göttern am nächsten. —

So treibt Poesie und Historie, als Epos, aus einer Wurzel, und beide blühen neben einander. Auch späterhin wird jene immer von dieser begleitet, d. h. wo wirklich etwas geschieht und das Leben sich regt, da fehlt es nie an einem bewegten Sinn, der es aussprechen kann.

Bei jeder Nation blickt der Moment einer neuen Grundbildung eines neuen Entstehens durch, in hellerem oder trüberem Lichte, wie verschieden die Umgebungen und Motive sind. Carl der Grosse erschuf Frankreich und lebte viele Jahrhunderte lang in der Poesie desselben. Um aus spätern Zeiten ein Beispiel anzuführen: wie der Cid Spanien erst Sicherheit und Dauer gegen die Araber, so gab er ihm auch eine Nationalpoesie, welche das Andenken an sein Ritterthum in schönen Liedern bewahrte.

Gross und welterregend, wie noch alles, was aus dem Leben dieser Nation durchbrechen konnte, hat sich jener Punkt bei den Germanen gezeigt. Schon aus den frühsten Zeiten haben wir Zeugnisse fremder Schriftsteller von ihrer Existenz.[1]) In einem langen Zeitraume schweigt alle Geschichte, und wo sie wieder anhebt, etwa mit der christlichen Zeitrechnung, da finden wir noch ein ungezähmtes Volk, meist als Nomaden, in herumziehendem Leben. Allmählich erscheint das Streben nach Cultur in der Entstehung einzelner Völkerschaften und besonderer Verbindungen, endlich aber erzeugte es jenen ungeheuren Kampf, den nicht bloss ein neues Herandrängen aus dem Mutterlande, aus Asien, sondern dieses innere Bedürfnis herbeiführte: die Völkerwanderung. Das ist das grosse Resultat derselben, dass aus ihr Germanien neu geordnet hervorgieng. Sie legte den Grund zu der Form, in welcher es sich entwickelte, und sie wies den Völkern die Plätze an, die sie noch jetzt im Ganzen behaupten. Es erscheinen Gesetze, welche den Staat und das Privatleben bestimmen, und die milde Religion der christlichen Kirche fieng an Eingang zu gewinnen.

[1]) s. Adelung älteste Geschichte der Deutschen.

Wenig haben die Geschichtschreiber von den Thaten jener Zeiten aufbewahrt. Alle Völker waren aufgeregt, aus dem Norden nach Süden, aus Osten nach Westen, wie nach einem verborgenen Schatze ziehend: Gothen, eine grosse Nation, die aus dem Norden kommend, durch Preussen, Pohlen und Russland sich ausdehnte bis ans schwarze Meer, Burgundionen, Sachsen. Und wie mussten sie kämpfend unter einander sich Leben, Erhaltung und Heimath erwerben! Von Helden, wie Attila, Dieterich, König der Westgothen, sagt die Geschichte, aber wie vieles ist geschehen und untergegangen.

Aber die Poesie bewahrte es auf, die jetzt entstand. Was Fremden oder Geistlichen mit fremder Bildung, nicht mehr zur Nation gehörig, in ihre trocknen Bücher aufzuschreiben unmöglich war, das lebte fort in dem Munde und dem Herzen eines jeden unter dem Volk. Sie erzählten sich und den Nachkommen das Leben ihrer Väter, und bald entstand eine gewisse Klasse, die ganz eigends sich diesem Geschäfte widmete: die Sänger. Sie waren gerade nicht die Dichter dieser Lieder, und nahmen sie auch nicht zu ausschliessendem Besitze dem Volke ab, aber sie waren besonders fähig zu dem Absingen derselben. Jordanes (um 540—50) erzählt [1]), wie bei den Gothen die Geschichte der Vorzeit, fast auf historische Weise, durch alte Gedichte unter ihnen gelebt, und [2]) wie sie die Thaten der Vorzeit nach Weisen und unter Begleitung der Cither gesungen, vor denen sie eine so grosse Verehrung gehabt, dass kaum das wunderbare Alterthum solcher Helden sich rühme. In dem Leben des heil. Lüdger wird angeführt, wie ein Blinder, Namens Bernlef, vor ihn gebracht worden, den seine Nachbarn sehr lieb gehabt [3]), weil er gesprächig und die Thaten der Vorfahren und die Kriege der Könige mit Gesang angenehm zu erzählen gewusst. Die Sänger bei Attilas Gastmahl sind be-

[1]) De rebus Geticis cap. 4. quemadmodum et in priscis eorum carminibus pæne historico ritu in commune recolitur.

[2]) Cap. 5. Maiorum facta modulationibus citharisque canebant — quorum in hac gente magna opinio est, quales heroas fuisse mirando iactat antiquitas.

[3]) Quod esset affabilis et antiquorum actus et regum certamina bene noverat psallendo promovere. L. 2. § 31.

kannt genug. — Ein solch edler Spielmann war Volker von Elsass, der vor Gotelinde spielte[1]), und wo ist wohl schöner die Macht der Poesie angewendet worden, als wie er seine Freunde nach dem grossen Verderben in den Schlaf singt und den Schmerz im Gesang mildert[2]).

Es leidet keinen Zweifel, solche Lieder, deren Inhalt die Kämpfe und Thaten vergangener Zeiten waren, liess Carl der Grosse (nach der oft citirten Stelle beim Eginhard) sammeln, aufschreiben, und lernte sie auswendig.[3]) Daran muss man nicht denken, dass sie damals allgemein verzeichnet wurden, nicht als ob dies unmöglich gewesen[4]), sondern weil es der Natur eines Volksliedes entgegen ist. Überhaupt war alle Bildung ausländisch, welche dieser Lieder nicht achtete, und darum waren sie Ludwig dem Frommen, der griechisch und lateinisch wie seine Muttersprache redete, zuwider, dass er sie weder lesen, hören, noch hersagen wollte.[5]) So ist nur zweierlei aus dieser Periode, aber nicht in ursprünglicher Reinheit übrig geblieben: die Erzählung im altsächsischen Dialekt von Hildebrand, wahrscheinlich ein solches Volkslied, dessen Inhalt unrhythmisch vielleicht zur Übung aufgezeichnet wurde[6]), und

[1]) Nibelungenlied V. 6550. [260, 4, 1—3 Z., 1643, 1—3 L.]
Volker mit siner videlen dan
chom gezogenliche fur Gotelinde stan,
er videlt sueze done, und sang ir siniu liet.

[2]) Nibel. L. V. 7083 ff. [280, 5 Z., 1772 ff. L.].

[3]) — memoriae mandavit. Dies scheint der rechte Sinn zu sein, wenn man damit in Verbindung bringt, was unten in der Stelle von Ludwig dem Frommen gesagt wird. Wahrscheinlich war es Sitte, dass die Jugend die historischen Lieder früh auswendig lernte.

[4]) Die Deutschen hatten wohl Runen in dieser Zeit, wahrscheinlich aber nur zu Inschriften. Dass Geistliche schreiben konnten, zeigt schon Wulfila, eben Carl der Grosse, einerlei, ob er selbst schrieb oder aufschreiben liess, und Ludwig der Fromme, der die Volksgesänge nicht lesen wollte. Das Volk aber hatte keine Schrift, denn Ottfried aus dem 9ten Jahrhundert sagt sehr klar: res mira usum scripturae in propria lingua non habere.

[5]) Theganus de gestis Ludewici c. XIX. apud Schilter SS. RR. GG. p. 74.: poetica carmina gentilia, quae in iuventute didicerat, respuit, nec legere nec audire nec docere voluit.

[6]) Neu übersetzt im Neuen literar. Anzeiger 1808, No. 3 [von W. F. H. Reinwald.].

dann das lateinische Gedicht: „de prima Attilae expeditione", das ganz nach römischen Mustern umgebildet, alle Eigenthümlichkeit und poetischen Werth hat aufgeben müssen und uns geschichtlich merkwürdig ist.

Bei dem Volk indessen lebten diese Gesänge fort. In Unwissenheit und Unschuld entfaltete sich die Poesie immer mehr und zog an sich, was neuere Begebenheiten, Volksglaube usw. Grosses und Reizendes darbot, alles vermischend und verwechselnd. An jedem Ort mussten sie nach und nach einheimisch sein, und darum brachte sie das Entfernte herbei und setzte die Nähe in geheimnisreiche Ferne, Gegenden, Zeit und Völker umtauschend. Wie jede Nation eine ihr mehr eigenthümliche Sage gehabt hat, so scheint der hörnerne Siegfried, Wittich, Wielands Sohn, etc. nordisch, Wolfdietrich und Ottnit und die constantinopolitanischen Geschichten südlich, wahrscheinlich später etwas entstanden zur Zeit, wo die Longobarden in Italien blühten, das Nibelungenlied, Attila, Hagen, Günther, Chriemhilde eigentlich deutsch zu sein. Denn so zeigt sich in den ersten die nordische Tiefe, das Ungeheure und Riesenhafte, in den andern schon ein viel farbigeres und wärmeres Colorit, manche Erinnerung an den Orient und seine Üppigkeit, in dem letztern eine schöne Vereinigung, eine gemilderte Grösse, und die Liebe, die in den nordischen Sagen fast frech, gewaltsam und wild ist, erscheint hier in Schamhaftigkeit und deutscher Zucht.[1]) Die nordischen Sagen aus diesem Cyklus sind genau verbunden mit den deutschen, deuten auf sich hin und ergänzen sich gegenseitig. Dieterich von Bern, wiewohl im Einzelnen von andern übertroffen, ist am Ende immer der Sieger, der Tapferste und Menschlichste und der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Dichtung. Merkwürdig ist, dass sich in den nordischen Sagen keine Spur von jenen südlichen findet, die auf eine spätere Entstehung deutet, wo Scandinavien schon mehr von Deutschland abgeschlossen war. In jenen tritt zwar der nordische Alberich auf, aber nur dem Namen nach, denn

[1]) In den nordischen Gedichten geniesst Siegfried wirklich Brynhilldens heimliche Umarmung, wie edel und rein dagegen die Erzählung des Nibel.-Lieds.

es ist nicht der ernsthafte Zwerg des Nibelungenlieds, sondern ein neckender Kobold, wie er in deutschen und französischen Sagen vorkommt. Mit letztern scheinen diese constantinopolitanischen Sagen wieder einigen Zusammenhang zu haben, worüber eine weitere Bekanntschaft damit Auskunft geben wird.

So nämlich urtheilen wir über deutsche Nationalpoesie nach der Gestalt, in welcher sie auf uns gekommen: in den Bearbeitungen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Damals nämlich war die Schrift schon allgemeiner worden, und die Sänger fiengen an, die Gedichte, deren Umfang sich immer mehr erweiterte, aufzuzeichnen, und wie sie jetzt lebten und ausgesprochen wurden, nach den Veränderungen vieler Jahrhunderte hindurch, so wurden uns diese Gesänge ältester Zeit erhalten. Dies ist unsere Ansicht von der Entstehung des Nibelungenlieds (wir nennen bloss das Vorzüglichste und bezeichnen damit den ganzen Cyklus) und wir wollen hier so kurz als möglich die Resultate anführen, die sich daraus ergeben.

I) Das Nibelungenlied beruht auf Wahrheit und es liegt durchaus Geschehenes zum Grund. Streng genommen kann überhaupt nichts rein erfunden werden in der Poesie, als Abdruck des Angeschauten, und jede Nachahmung selbst durch viele Gründe hindurch weist immer zurück auf das Ursprüngliche und bleibt in so fern wahr. Attila, Dietrich von Bern, Günther, Hagen, Siegfried haben gelebt, die grossen Thaten, von denen diese Lieder singen, sind geschehen, und Chriemhildens entsetzliches Schicksal hat jene Helden in das Verderben gezogen. Es fehlt auch nicht an äusserlichen Beweisen, die lateinischen Geschichtschreiber nennen diese Männer und erzählen von Gonthakars Tod durch Attila. Am klarsten redet eine Stelle in der Chronik des Joh. de Thwrotz[1]), die wir vor allen anderen anführen wollen, sonstige Anspielungen und Hindeutungen, die bei den Geschichtschreibern gefunden werden, für das Detail aufbewahrend. Sie erzählt (Cap. 23), wie nach

[1]) Er schrieb im 16. Jahrhundert, aber sein Werk ist treue Abschrift und Zusammenstellung alter Chroniken. Es ist am besten abgedruckt in Schwandtneri script. rer. Hungaricar. Vindeb. 1746—48. im 1. Tom.

Attilas Tod alle ihm unterthänige Völker, erschrocken, nicht gewusst, ob sie sich freuen oder beklagen sollen. Unter Attilas Söhnen, wovon einer Chaba geheissen, von der Tochter des griechischen Kaisers Honorius geboren, der andere Aladaricus[1]), dessen Mutter die oft genannte Frau Chriemhild, aus einem berühmten Geschlecht deutscher Herzöge gewesen, sei Uneinigkeit entstanden. Viele deutsche Fürsten in Attilas Dienstbarkeit, unter denen Dieterich von Bern, einer der ausgezeichnetsten (excellentiam habuit non ultimam[2]), hätten, nicht treu gesinnt, sich auf die Seite des Aladaricus ihres Landsmannes gewendet, auf alle Art sich bemühend, die Hunnen zu trennen und innerliche Zwietracht zu erregen; das sei auch gelungen, und durch Dieterichs Anstiften unter beiden Brüdern, die die Regierung gehabt, heftiger Zwiespalt erregt worden. Da habe ein ungeheurer furchtbarer Kampf begonnen, in welchem die Hunnen, erfreut über den Untergang fremder Nationen, erst alle Deutsche und Ausländer, endlich sich selbst gegenseitig aufgerieben. In alten Chroniken sei aufgezeichnet[3]), wie dieser Bruderkrieg, dieses Würgen unter einander, funfzehn Tage lang gedauert und die Donau, die bei Ofen vorbeifliesse, von dem Blute deutscher und anderer Völker bis Pantela hin für Menschen und Thiere untrinkbar gewesen. Chaba habe immer die Oberhand behalten, bis auch er zuletzt durch Dieterichs List überwunden, mit seinen sechszig jüngern Brüdern und funfzehntausend übriggebliebenen Hunnen nach Griechenland zum Honorius geflüchtet.

[1]) Alter vero Aladaricus de illustri prosapia Germaniae ducum orta, domina Crimiheldina (al. Crumheldina Kremheilch) vocitata. cap. 23.

[2]) Er heisst Vogt über ganz Deutschland. Thwrotz c. II Detricus de Verona — omni Germaniae praesidebat und c. 13 wird erzählt, dass, als ein Pfeil ihn umsonst an der Stirn verwundet, er sich deshalb unsterblich genannt — immortalitatis nomen usurpasse.

[3]) Scribitur etiam in antiquis Hungarorum chronicis, quod hoc fraternum certamen, haec intestina tanti populi clades, vix diem per quindecim consumata fuisset — ut Danubius secus Sicambriam defluens, ea Germanica ceterarumque nationum caede, in ipsum decurrenti sanguine, in tantum permixtus fuisset, quod neque homines neque animalia a Sicambria deinceps usque ad Colentianam aquam illius puram sine sanguine potare valuissent.

Staatl. Bibliothek Bamberg

Es ist derselbe vernichtende Kampf zwischen Brüdern und Freunden, der freilich anders gestaltet und von einem andern Verhängnis herbeigeführt, im Nibelungenlied vorkommt. Ein weiteres Beispiel, die Geschichte des Ermanarikus, wird unten angeführt.

Wenn es aber wahr ist, dass dem Nibelungenlied Geschichte zum Grunde liegt, so müssen diejenigen eine falsche Ansicht haben, die eine künstliche Übertragung alter aus Asien herstammender Sagen darin finden und das Gedicht auf diese Art entstehen lassen; oder gar den Homer darin wiederfinden, in dem nur an einer Stelle verwundbaren Siegfried, etwa den Achilles. Einmal ist dagegen die Unschuld und Bewusstlosigkeit, in welcher das Ganze sich gedichtet hat, die es gar nicht anders denken konnte, daher die Sicherheit, mit welcher immer das Beste ergriffen worden, und daher alles von so frischem Leben angehaucht ist und fest steht auf deutscher Erde. Es hat alles ein so einheimisches Angesicht, keinen fremden Zug darin. Zu einer solchen Übertragung, die das Fremdartige ganz ausgewischt hätte, gehört ein sehr künstliches Bewusstsein, eine Speculation, die sehr hoch gestanden wäre, um so frei herrschen zu können. Dann aber bewahrt ein Volk das Andenken an seine Herkunft ganz anders. Germanien wurde wahrscheinlich von Scandinavien her bevölkert, nicht in grossen Massen, und die Erinnerung an die Vorzeit, wie bei einem zerstreuten einzelnen Leben leicht möglich, verlor sich gänzlich. In dem Norden aber erhielt sie sich in den Gesängen einer besonderen Klasse, die wohl aus dem Mutterlande sich herleitet, der Skalden. Und welches war die Art? Gerade wie dort von Priestern, so wurden hier in Gesängen einer kurzen, schweren und verwickelten Sprache (wie möchte sonst diese bei den Skalden erklärt werden, da alle unter dem Volk lebende Nationalpoesie so klar und einfach ist?) die Urväter, die Asiaten, als Götter, die Ereignisse der Vorzeit als Mythus dargestellt, als die Philosopheme einer schon gebildeten Nation.

II) Die ursprüngliche Form der Nibelungen, wie überhaupt einer jeden Nationalpoesie, war das kurze Lied oder mit einem uneigentlichen Ausdruck die Romanze. Wen innere Lust und

Kraft dazu antrieb, d. h. wer Dichter war, der besang die Helden der Nation, und weil er sich nicht anders bewegen konnte, nach einem gewissen Takt, nach einem ordnenden Gesetz. So erzeugte sich das Lied mit Rhythmus und Reim.[1]) Keineswegs aber darf dies gedacht werden, als ein festbestimmtes, überall war es ein anderes, wie Sprache, Sitten, Denkungsart oder die Sage verschieden war; denn kein Volkslied wird an verschiedenen Orten übereinstimmend gefunden, dennoch leuchtete aber immer derselbe Grund durch.

III) Die bald sich bildende Klasse von Sängern erweiterte solche Lieder und verband sie zu einem grösseren Ganzen.[2]) Man könnte sagen, dass die Abtheilung in Abenteuer im Wolfdieterich und Nibelungenlied, das aus „alten mæren" zusammengesetzt ist, auf diese Art entstanden wäre. Solche Gedichte wurden abgesungen vor dem Volk, bei Versammlungen und an den Höfen der Fürsten. Es darf nicht bezweifelt werden, dass in den Stellen, wo die Schriftsteller von dem Absingen der historischen Lieder reden, wovon mehrere oben angeführt sind, diese verstanden werden. Der erste ganz klare Beweis derselben ist die Übersetzung eines derselben in das Lateinische, das Gedicht de prima Attilae expeditione, welches genau mit dem Nibelungenlied zusammenhängt.[3])

[1]) Es ist lächerlich von dem Reim als einer besondern, von andern Völkern erborgten Erfindung zu reden, er führte sich von selbst ein, um den Satz zu einem Ganzen zu beschliessen und abzurunden, wie aus ähnlichem Grund der Refrain bei vielen Volksliedern gefunden wird.

[2]) Etwa wie Herder in richtigem Sinn die Romanzen vom Cid.

[3]) In folgenden Stellen bezieht es sich darauf: V. 5413. [1359, 4.]
dem (Hagen) sin die Wege von kinde herzelichen wol bekant.
V. 6759. [268, 4 Z. 1694.]
ez wurden mine gisel zwei waetlichiu kint:
er (Hagen) und von spane walther die wuchsen hie zeman,
hagenen sande ich widere, walther mit hiltegunde entran
V. 6922. [1735, 274, 4 Z.]
er und der von spane die trafen manigen stic
da si hie bi ezelen vahten manigen wic.
V. 9178. [358, 2, 2—3 Z., 2281, 2. 3.]
nu wer was der uf eime schilde vor dem waschenstein satz
do im von span Walther so vil der friunde sluoc?

IV) Wie die Lieder des Volks, so dauerten auch diese grösseren Gedichte fort stets, mit dem Fortgange der Zeit in veränderter Gestalt. Niemals standen sie in irgend einer fest, und es ist eine ganz falsche Ansicht, die das Nibelungenlied, im Ganzen eben so, wie wir es jetzt haben, gleich anfangs und auf einmal, wie das Werk eines Einzelnen, entstehen lässt, so, dass nur zu gewissen Perioden die Sprache etwas modernisirt worden sei; niemals hatte es eine bestimmte Form, sondern immer beweglich und anschmiegend musste es fast in jedem Munde verschieden sein.[1]) Eben so wenig waren die Grenzen irgend eines einzelnen Gedichts abgesteckt, da in diesem grossen Kreis die ganze Welt, wie sie damals erkannt wurde, aufgestellt war, so blieb jedes Einzelne mit dem Ganzen in Verbindung und hatte seine Stelle darin, wie es auch mit andern zusammengerückt und verknüpft wurde. Darum deuten sie auf einander hin und ergänzen sich. Z. B. das Nibelungenlied wird [weist?] auf den hörnernen Siegfried, wie er die Nibelungen besiegt, mit dem Lindwurme gekämpft und seine Unverwundbarkeit erhalten.[2]) Dann auf die Geschichte des Walthers von Spanien, wovon die Stellen vorhin angeführt sind; nachdem Attila von ihm erzählt, heisst es V. 6762 [268, 4, 1 Z. 1695, 1]:

er gedachte langer mære diu waren ê geschehen.

Auch Nodungs Schicksal erwähnt Gotelinde.[3]) — So hatten sie sämmtlich innern Zusammenhang.

Für dieses alles ein Beweis, wird es interessant sein, in einem Beispiel durchzuführen, wie dieselbe Sage bei den verschiedenen Völkern einer Hauptnation sich verschieden aus-

[1]) So war z. B. von Etzels Tod eine verschiedene Sage:
Klage V. 4373. [2161—62 BC.]
sumeliche iehent er wurde erslagen
so sprechent sumeliche nein.

[2]) Nibel.-L. V. 345 ff. [88, 1.]

[3]) Nibel.-L. V. 6528. [259, 5, 3. 4 Z. 1637, 3. 4.]
do gedachte si vil tiure an nuodunges not;
den het erslagen witege, des twanc si iæmerliche not.

Dieser Witege ist Wittich, Wielands Sohn, von welchem wiederum ein besonderes Gedicht existirt hat.

bildete, mit andern mannigfach verwebte und Namen und Orte verwechselte: das Gedicht von dem König Ermanaricus.

Zuerst Jordanes (de reb. get. cap. 24) erzählt, wie der gothische König Ermanaricus ein treuloses Weib Sanielh von wilden Pferden habe zerreissen lassen, deren Bruder, ihren Tod rächend, den König in die Seite verwundet. Leidend daran sei er lebenssatt, hundert und zehn Jahre alt, gestorben. — Sodann in der Edda des Snorro erscheint doch noch kenntlich dieselbe Sage ausgebreiteter und poetischer. Dämesaga 77.[1]) „König Jormunrekur hörte nun von der Schönheit der Suanhilldur, da sendete er seinen Sohn Randver um sie zu bitten. Und als er kam zum Jonakur, ward Suanhilldur ihm in die Hände gegeben, dass er sie führe zu dem Jormunreke. Da sagte Bicke, Rathgeber des Königs (er fuhr mit Randver dem Sohne Jörmunreks), es wäre besser gethan, dass Randver sich der Svanhillde vermähle, da sie beide jung wären. Darauf sagte Bicke solches dem König, da liess Jörmunrek seinen Sohn greifen und zum Galgen führen, da griff Randver seinen Habicht und pflückte ihm die Federn ab und bat ihn zu senden seinem Vater, und als Jörmunrek den Habicht sah, da kam ihm in den Sinn, dass er war federnlos, so auch wär sein Reich verlassen, da er wär alt und sohnlos." Dämesaga 78. Schwanhilldur Ermordung und von Hamde und Saurla den Brüdern. „Da liess Jormunrekur, als er aus dem Wald ritt mit seinen Leuten vom Jagen und Svanhilldur sass beim Haarwaschen, über sie reiten und sie unter den Füssen der Rosse zertreten. Und als dies Gudrun hörte, rief sie ihre Söhne, zu rächen Svanhildur, und wie sie zur Fahrt eilten, da gab sie ihnen Panzer und Helme, und so stark, dass nicht ein Schwert sie verletze, und gab ihnen Rath, dass, wenn sie zu dem Jörmunrek kämen, sie zu ihm gehen sollten zur Nacht da er schlafe. Saurla und Hamder sollten Hände und Füsse von ihm hauen, und Erpur das Haupt." Aber Erpur wird unterwegs von den beiden andern Brüdern getödtet, die zwar zu dem Jörmunrek dringen

[1]) Ex edit. Resenii. Hier eine wörtlich treue Übersetzung des isländischen Texts.

und ihm im Schlafe Hände und Füsse abhauen, doch können sie ihn nicht tödten, da Erpur fehlt, der ihm das Haupt abschlagen sollte. Daher werden sie selbst von des Königs Leuten todt gesteinigt. Mit ihnen gieng das ganze Geschlecht zu Grund. — In der Edda, die dem Sämund zugeschrieben wird, kommt ebenfalls die Sage vor. Brynhilde auf dem Scheiterhaufen prophezeit:

„Swanhillde werden Biccos Rathschläge vernichten,
Es lebt Jormunrecer zum Unglück anderer.“

Saxo Grammaticus (historia danica lib. 8. p. 156. 157. ex edit. Stephanii) stimmt, bei manchen kleinen Abänderungen, im Ganzen damit überein. Jarmericus hatte den Bicco, eines Königs Sohn, seiner Brüder beraubt und dieser Rache suchend schmeichelt sich ein und verführt ihn zu dem Abscheulichsten. Auf sein Anstiften ermordet er zwei Schwestersöhne in Deutschland und treibt ihn, gegen seine Blutsfreunde zu wüthen. — — Sein Sohn, der Broderus heisst, wird nur scheinbar an den Galgen gehängt, und wie dessen Lieblingshund zu klagen anhebt und der Habicht die Federn sich selbst auszieht, sendet der König, solches als Vorbedeutungen betrachtend, hin und lässt ihn unbeschädigt abnehmen. Suavilda wird fest an die Erde gebunden und soll von Pferden zerrissen werden. Aber sie war (erzählte man) von solcher Anmuth, dass selbst die wilden Thiere, erschrocken, die schönen Glieder mit ihren schmutzigen Füssen nicht berühren gewollt, bis Bicco, herbeieilend, Leib und Gesicht zur Erde hinwenden liess. — Auch in der Volsunga Saga kommt die Erzählung davon vor. Torfäus (in serie dynastar. ac regum Daniae. Hafniae 705. 4. p. 326—28) führt sie an, wie sie von seinen Landsleuten erzählt werde: fast wie in der Edda, der Sohn heisst Randver, und die Thiere wollen eher nicht die Suanhilde anrühren, bis ihr Gesicht und der schimmernde Glanz ihrer Augen bedeckt ist.

Wie verschieden wird nun in Deutschland diese Sage gefunden und dennoch in denselben Grundzügen: ein König durch die Anschläge eines Rachsüchtigen verleitet, tödtet Kinder und Verwandte und muss so sich selbst verderben. Was dort ausführlich erzählt wurde, ist hier kaum angedeutet und umgekehrt,

hier hat die Poesie bei einem Punkt verweilt und ihn entfaltet (z. B. die Ermordung der Geschwisterkinder), der dort nebenhin angeführt war, so auch sind die Fäden, mit welchen die Sage dort an andern hieng, hier ganz verschieden eingeschlungen. Die schöne Erzählung z. B. von der Schwanhilde fehlt in den deutschen Recensionen.

Das Dasein dieser Sage in Deutschland kann schon aus einer Stelle des Wolfram von Eschilbach (lebte am Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts) in seinem Parcival bewiesen werden, worin er darauf anspielt:

V. 12577. [421, 23—28.]
Gibche [Sibche] nie swert erzoch,
er was ie bi den da man vloh;
doch muose man in vlehen.
groze gebe und starchiu lehen
enpfieng er von E[r]meriche gnuoch,
nie swert er doch durch helm gesluoch.

Erhalten ist sie für uns nur in der Übersetzung der Wilkina Saga, wo sie cap. 249 ff. vorkommt:

Ermenrekur, ein mächtiger König, dessen Gebiet bis an die Bulgarei (Bolgeraland), Griechenland und das adriatische Meer sich ausdehnte, sendet einen seiner Räthe Sifka nach der Stadt Farkastein, um Streitsachen zu beendigen. In seiner Abwesenheit verführt er dessen Gemahlin Odilia mit Gewalt. Sifka erfährt von ihr die erlittene Schmach und rächt sich nun, dass er den König verleitet, seine Kinder und Anverwandte umzubringen. Zuerst veranlasst er, dass dessen Sohn Fridrek zu dem König Osantrix in Vilkinaland geschickt wird, dort lässt ihn Sifka von dem Burgvogt, seinem Anverwandten, ermorden, und Ermenrekur muss die Schuld auf Osantrix schieben. Der andere Sohn Reginbald wird vom Sifka genöthigt, auf einem zerbrechlichen Schiff eine Fahrt zu unternehmen, und er versinkt mitten auf dem Meer. Auf einem Jagdzug klagt er darauf den dritten Sohn Samson an, dass er seine Tochter geschändet, der erzürnte Vater greift den schönen Jüngling an den Haaren und wirft ihn vom Pferd, wo er alsbald von den Thieren zertreten wird. Wie der König nach Haus kommt, wird ihm die Nachricht von Reginbalds Tod gebracht, und

nun ist er kinderlos; Eddgard und Aka, Geschwisterkinder des Königs, beschuldigt Odilia böser Sitten, und als strebten sie der Königin nach. Ermenrekur nimmt sie nach tapferer Gegenwehr gefangen und lässt sie aufhängen. Gegen den König Dieterich, seinen Verwandten, reizt ihn Sifka zum Krieg, dass dieser sein Reich verliert. Wie Ermenrekur todt ist, sucht Sifka die Regierung zu erlangen. — Doch wird dieser Verräther endlich von Alebrander (einen Sohn des alten Hildebrand) im Kampf getödtet.[1])

Der Anhang des Heldenbuchs erzählt nun folgender Gestalt[2]): „Der Berner hat noch drey Brüder. einer hiess Ementrich. der ander Künig Harlung. der drit der jung Dieterich der erschlagen ward. Zu wissen das keiser Ementrich ein marschalk hat. der hyess der getru Sibiche, der hette gar ein schöne frumme Frawen. die het der keiser geren beschlaffen. Das wolt sy jm nit verhengen. do gedachte er den Marschalk hinweg zu schicken. do musste er tzwölf Wochen auss syn. — — Do ward ein böser Fund erdacht mit bösen Weibenn das sy muste synen willen thun über jres hertzen willen. Vnd mit grossem Leid. also ward sy gar sehr betrübet biss an jr ende. Do nun Sibich jr man her heim kam. do saget jm die frawe wie die Sach ergangen was. Do sprach Sibich nun byn ich allwegen ein getreuer frummer man gewesen und ward mir der Nam geben der getreu Sibich. nun wil ich werden d'vngetreuwe Sibich. Vnd darnach sprach er tzu synem herren keiser Ementrich. er solte syns Bruder kinden jr landt vnd eyn schloss nach den andern abgewinnen. das was das landt in dem preüssgawe vnd vmb brisach. wa syn Bruder Harlinge hete gelassen tzwen süne. die waren zwen jung starck kunig. do was der getreu Eckart den zweyen künigen zu vogt vnnd zuchtmeister geben. Vnd was gesessen auff eyner Burge nydwendig Brisach also schickt der König nach den jungen Harlingen seines Bruders kind vnd liess sy hencken.“ Nun folgt, wie der getreue Eckart mit dem Berner dem Ementrich ins

[1]) Wilkina Saga cap. 378.

[2]) Nach der Ausgabe von 1509. Eine Vergleichung dieser mit einer andern s. l et a. aus dem 15. Jahrhundert giebt wenig Abweichungen.

Land fällt, dass er entfliehen muss, doch hat er acht Helden des Dieterich gefangen, und um diese zu befreien, giebt letzterer Ementrichs Söhne und das eroberte Land zurück.

Hier also ist der treue Eckart mit hineingeflochten, der auch zu den altdeutschen Helden gezählt werden muss; im Rosengarten zu Worms kämpft er mit dem Hagen. Seine Treue an den jungen Harlingen erwarb ihm den schönen Beinamen. Agricola in seinen Sprüchwörtern[1]) erzählt das auch, nur dass er nach diesem den Ermentfried tödtete. Sibichs Falschheit scheint ebenfalls sprüchwörtlich gewesen zu sein. In den Fragmenten und kleineren Gedichten im dritten Band der Müllerischen Sammlung (pag. XV. col. 6. v. 47.), wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert, heisst es:

venútzen súbichen ist manig guot geselle entwichen.

Dieses Beispiel zeigt recht deutlich den Gang, welchen die Poesie nahm. Wie, was in frühster Zeit geschah, sich ausbreitete nach allen Gegenden und nun Gestalt, Ton und Colorit erhielt, von der Region, in welche es gepflanzt wurde, und so überall eingehend in den Charakter und das Leben, überall Eigenthum und einheimisch ward. Eine solche auch ist die Wahrheit dieser Sagen: nicht eine diplomatische, sondern eine innere, welche auf lebendigem Begreifen und Anschauen ruht, bei der wir aber mehr gewinnen, als bei jener, eben weil diese nur uns lebendig ansprechen kann.

V) Erst zu der Zeit, wo die deutsche Schrift aufkam, im 12. und hauptsächlich im 13. Jahrhundert konnten die Dichtungen mehr fixirt werden, durch eine zufällige, das Gedächtnis eines Einzelnen unterstützende Aufzeichnung. Denn Zufall war es allerdings, keine innere Nothwendigkeit bei einem immer fortlebenden Volksgedicht, welche das Nibelungenlied erhielt, wie es im 12. Jahrhundert war. Wie wäre es sonst zu erklären, dass von so vielen Nationalgedichten, deren Existenz in jenen Zeiten erwiesen werden kann, nur so wenige auf uns gekommen,

[1]) No. 667. Hagenau 1534 bei dem Sprüchwort: du bist der trewe Eckard, du warnest jedermann; was sich auf die Sage vom Tannhäuser bezieht, wo er auch vorkommt.

währenddem fast alle Producte der Ritterpoesie, auch die unbedeutendsten, oft in zahlreichen Abschriften sich erhalten? So wie übrigens allzeit das Gedicht verschieden war, so musste es auch jeder Originalcodex werden, und höchst wahrscheinlich hat z. B. auch eine in der Erzählung abweichende Recension von dem Nibelungenlied noch existirt, nämlich diejenige, aus welcher im Anhang des Heldenbuchs ein Auszug gegeben, und die übereinstimmt mit der in der Wilkina Saga. Merkwürdig ist es auch, wie die grösseren Ergänzungen des Münchner Manuscripts (die man in der Edition von Hagen findet) ganz wie bei Volksliedern, wiewohl genau einpassend, doch auch, ohne den Sinn zu zerstören, weg sein können.

Es scheint, dass bis zum zwölften Jahrhundert die deutsche Poesie in ihrer Eigenthümlichkeit fortgeblüht habe, immer reicher und anmuthiger, und fände sich das Nibelungenlied in früheren Zeiten aufgeschrieben (wozu jedoch wenig Wahrscheinlichkeit ist), so würde es kürzer, unbehülflicher in Worten, aber in grösserem und strengerem Stil sein, denn das ist der Gang des menschlichen Geistes, dass er in seiner Fortbildung immer mehr nach Abrundung und Anmuth strebt, in welche die Grossheit der ersten Idee allmählich versinkt und endlich ganz verschwindet. Jenes Entferntsein von fremden Einflüssen gereichte ihr allerdings zum Vortheil, denn da die Bereicherung nur durch Einzelne bewirkt werden konnte, so musste der Vortheil eines grösseren Umfangs verschwinden, dadurch dass die Nationalsage nun durch die fremdartige, individuelle Bildung des Erwerbers gefärbt, aufhörte dem Volk eigen zu sein und daher an intensiver Grösse verlor, was an extensiver gewonnen ward. Überhaupt nichts ist misslicher, als wenn die Cultur einer Nation nicht in ihrer eignen Natur gegründet, sondern durch eine fremde gewaltsam fortgetrieben wird: es entsteht dann eine Spaltung zwischen den Einzelnen, die auf einen höheren Punkt durch fremde Hülfe sich gearbeitet, und zwischen der Totalität der Nation, welche auszufüllen jene sich umsonst bemühen, die vielmehr immer grösser wird, da das Fortschreiten des Einzelnen ungleich leichter ist. Diesem Umstand muss es auch zugeschrieben werden, dass sich durchaus keine eigen-

thümlich deutsche, das heisst, aus deutschem Geist hervorgegangene Literatur sich [eher?] entwickelte, als erst in späten Zeiten. Alle Bildung sollte damals durch eine schon vorhandene fremde gegeben werden, und was aus eigener Kraft in die Höhe dringen musste, das sollte ein in fremdem Klima gewachsenes Grün sich auf die Spitze setzen und damit zusammenwachsen, um sogleich fertig zu sein.[1]) Diejenigen, denen die geistige Ausbildung oblag, die Priester, holten an den meist getrübten Quellen der Vorzeit Weisheit und sehr verschiedenartig zusammengesetzte Kenntnisse, die dem Volk nichts nutzten, weil es sie nicht begreifen konnte, statt an der rechten Quelle zu schöpfen, deren Trank allein erfrischt und begeistert. Den meisten gab die Unwissenheit anderer einen Schein, die übrigen waren nur, nach der Beschaffenheit ihres Erwerbs, ein Anhang zu jener Cultur. Daher ist es auch gekommen, dass sich nicht, wie bei den Griechen, aus dem Vorrath alter Nationalsagen eine deutsche Historie entwickelt hat, lateinisch und nach lateinischen Vorbildern (am häufigsten copirte einer den andern, und man findet oft dieselben Worte bei vier bis fünf Geschichtschreibern wieder) wurde sie behandelt, weder im Geiste kritischer Forschung noch mit treulichem Glauben an alte Sagen.[2]) Die guten Chronikschreiber fangen auch erst spät an, etwa mit dem 14. Jahrhundert, als Städte und jene tüchtige bürgerliche Bildung zu werden anfieng. Auffallend ist, wie, was von fremden Bestimmungen entfernt, dem Nationalgeiste treu bleiben konnte, allmählich bis in die schönste Blüthe ausgewachsen ist: Baukunst und Malerei. Von letzterer beweisen gesammelte Zeugnisse eine frühe Existenz und deuten schon im 12. und

[1]) Um eine fremde Literatur einführen zu können, ist die Universalität der jetzigen deutschen Bildung nöthig, die aber eben deshalb auch im Ganzen charakterlos ist. Wenn sich die Franzosen wehren, eine fremde Literatur anzuerkennen, so hat dies an sich gute Gründe, nur nicht die, welche sie anführen.

[2]) Schon Jordanes (de reb. get. cap. 5) sagt, bei der Sage, dass die Hunnen durch ein Pferd aus der Gefangenschaft in Brittanien oder einer andern Insel befreit worden, vornehm: nos potius lectioni credimus, quam fabulis anilibus consentimus. Und doch mögen ihm Geschichtschreiber, die das kritische Princip bis zur Manier treiben, wie Adelung, in nichts trauen.

13. Jahrhundert auf eine grössere Ausbildung, als man gewöhnlich glaubt.[1])

Und überhaupt auf alles, was einer gelehrten Nachforschung und wissenschaftlicher Bearbeitung willig entbehrend, nur ein reiner Abdruck schöner Menschlichkeit war, darauf hatte dieses fremde Wesen keinen Einfluss. Daher auch nicht auf die deutsche Nationalpoesie. Wie Ludwig der Fromme, nach der oben angeführten Stelle, so bald er in diesen Geist kam, die Volkslieder verachtete, welches gewiss die allgemeine Stimme solcher war, so standen auch auf der andern Seite die vielen lateinischen Gedichte, nach der Form zwar der römischen, aber fast sämmtlich, selbst ohne einen Anstrich von Poesie, der Nation ganz fern und gehören sicherlich nicht zu einer deutschen Literatur, in dem Sinn, in welchem sie vorhin angegeben wurde.

In dem Anfang des zwölften Jahrhunderts wurde Deutschland mit dem Orient bekannt. Nichts ist mächtiger für die Entwicklung eines Volks, als die Berührung mit einem fremden. Vielfach waren die Einwirkungen eines solchen Ereignisses auf Leben, Sitten und Cultur der Deutschen[2]), der Handel erhielt eine grosse Ausdehnung, und in der Natur, welche er jetzt gewann, musste er in alle Zweige des deutschen Wesens eingreifen. Fremder Luxus wurde eingeführt, Indien gab seidene Gewande, Edelgesteine, Perlen, Spezereien, Asiens edle Früchte wurden einheimisch, und eine grosse Heerstrasse mit allen Herrlichkeiten des Orients beladen, zog sich, wie ein reichgesticktes Band, von Byzanz her an der Donau durch Deutschland, dann bis in das nordwestliche Europa hin und theilte Reichthümer aus. Die Bekanntschaft mit Griechenland, die Freiheit, Ausbildung und Bereicherung des Geistes, die Reisen geben, die erleichterte Verbindung unter sich, das alles musste eine totale Umänderung zur Folge haben. So war es auch. Dieser

[1]) Zu Cölln sollen sich Schätze altdeutscher Bilder befinden, die durch ihre Schönheit und Ausbildung eine ganz andere Meinung von deutscher Kunst und Entwicklung geben.

[2]) S. Heerens vortreffliche Preisschrift: Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge. Gött. 1808.

Handel war die Grundlage, auf welcher Städte, Stapelplätze, in denen sich der Reichthum häufte, erbaut wurden, und jener bürgerlichen Verfassung, die sich so kräftig gezeigt hat. Bisher waren fast nur Edle und Leibeigene, jetzt gab es auch Bürger, als die Vereinigung eines thätigen mit einem stolzen und edlen Leben. Und so hatten die Kreuzzüge die ganze politische Ansicht umgewälzt, die Hierarchie und das Feudalsystem, durch sie auf die höchste Spitze getrieben, wurden durch sie auch vernichtet, und es erzeugte sich ein republikanisches Princip, unter welchem allein der Handel gedeiht.

Was kann reizender sein, als das Bild einer Stadt des Mittelalters? Künste, die nur Reichthum ernährt, zogen herbei, kunstreiche Kirchen und öffentliche Gebäude stiegen auf in den sichernden Mauern, grün bepflanzte Plätze erheitern die zutraulichen Wohnungen, und darinnen ein arbeitsames, reges Schaffen neben aller Lust im Spiel, Scherz, Tanz und Kriegsübungen. Eines gegründeten Reichthums sich bewusst, giengen die schöngekleideten Bürger daher, stolz auf ihre Freiheit, tapfer sie vertheidigend gegen jede Anmassung, grossmüthig in Geschenken, ehrbar und streng in ihrer Familie und fromm vor Gott. Was ist grösser, als das Wirken eines Bürgermeisters, Rudolf Stüssi, und sein Heldentod[1]), und wie poetisch erscheint an einem Johann Waldmann der überfliessende Strom eines vollen, freudigen Lebens, noch liebenswürdig in allen Fehlern, und die rührende Hoheit, mit der er das Gerüst besteigt[2]).

Wie das Leben allzeit die Poesie begleitet, so musste dieses Eingreifen einer neuen Zeit auch ihre Saiten anrühren. Es entstand eine Poesie, deren Charakter der Widerschein dieses Lebens war: Lust, Anmuth, Scherz, mit all der Freiheit und dem Übermuth, den Reichthum und ein sorgenreiches Leben giebt, durchhin tüchtig und gesund, auch wol derb. Wenn die Poesie dieser Jahrhunderte (vom 14ten bis ins 16te) nicht so gross und weltumfassend war, wie die der epischen Zeiten, so

[1]) Müllers Schweizer-Geschichte III, 704.

[2]) Leonhard Meister berühmte Züricher. I, 124. Müllers Schweizer-Geschichte V. 1, S. 365 ff.

wird doch niemand diese Fröhlichkeit, dieses mehr häusliche Wesen ohne Ergötzen ansehen können. Man dürfte sagen, dass jene einen tragischen, diese einen komischen Charakter hat. Doch wie alle Scheidungen in der Natur niemals streng durchgehen und auch nicht sollen, so fehlte es auch dieser Periode nicht an Poesie, die voll Tiefe und Schönheit ist, denn die besten Romanzen, die wir noch haben, sind darin entstanden. Aber als Hauptfrüchte derselben sind jene lustigen Spiele voll Tollheiten, Narrenfeste und Gesellschaften, eine Menge lächerlicher Erzählungen, vor allem aber das Lalenbuch in seiner gediegenen Vortrefflichkeit, ganz als echtes Volksgedicht von selbst entstanden und überall bekannt, anzuführen. —

So wäre mit kurzen Zügen die Entstehung der deutschen, d. h. aus deutschem Geist entsprungenen Poesie angedeutet, deren ausführliche Entwicklung nicht der Gegenstand einer solchen Abhandlung sein kann. Allein noch etwas bleibt zu erläutern übrig, dasjenige, was bei weitem als das Wichtigste und als der Anfang deutscher Poesie betrachtet wird: die romantische Poesie des Mittelalters.

Unsere Ansicht ist schon dadurch ausgesprochen, dass ihrer bei der Poesie des 12. und 13. Jahrhunderts, wo sie blühte, keine Erwähnung geschah. Sie gehört nicht zu ihr, sie ist eine besondere Erscheinung in jener Zeit, weder direct eingreifend in das Wesen echt deutscher Poesie, noch weniger aus ihr hervorgehend, und kann daher nur als solche dort einen Platz haben. Um diese Meinung recht deutlich hervortreten zu lassen, sollte hier erst ihre Entstehung und ihr Verhältnis zu der Nationaldichtung erörtert werden.

Die Kreuzzüge regten zwar anfangs meist nur Frankreich, bald aber ganz Europa auf, aus all der cultivirten Welt zogen die Edlen zu dem heiligen Streit. Solch gleiches Streben, gleiche Lebensweise, Gefahren und Freuden mussten nothwendig eine nähere Bekanntschaft der verschiedenen Völker bewirken. Deutsche wurden mit Franzosen oder den welschen Völkern, wie man alle südlichen nannte, verbunden, und wie grössere Lebendigkeit und Mittheilung anerkannt zu dem Charakter der letztern gehört, so lernten jene ihre Sprache und bald auch

ihre Poesie kennen. Man weiss, dass sie ihre Troubadours und Jongleurs mit sich nahmen, und diese, wie sie selbst, sangen Liebeslieder, Tensons usw. Auch war es gewöhnlich, dass, ehe die Schlacht anfieng, von den Thaten ihrer Vorfahren, von Rolland und der Schlacht in Roncisvall gesungen wurde[1]). Sodann lebten damals viele französische Dichter, welche diese Nationalsagen und die von dem Könige Artus, vermischt mit manchem von dem Märchenhaften und Zaubereien des Orients, in Verse brachten und aufschrieben. Die Deutschen trugen Gefallen an diesen anmuthigen Dichtungen, und sie mochten allen, welche die fremde Sprache erlernt hatten, bekannt genug werden.

Und was schien würdiger und rühmlicher Kenntnisse zu zeigen, als in Übersetzungen sie auszubreiten und Freunden mitzutheilen? So wie nicht allein Deutsche den Kreuzzügen beigewohnt hatten, so verbreiteten sich auch in andern Ländern diese Poesieen, in Italien, im Norden, ja selbst bis Island sind sie hingedrungen. Man sagt gewöhnlich schön: damals klang eine Poesie durch die ganze Welt, welches aber nur auf diejenigen gezogen werden darf, welche sich im Ausland damit bekannt gemacht hatten, von der Nation nicht, eine jede hat sich ihrer eigenthümlichen, bei ihr einheimischen erfreut. Schon damals verleugneten die Deutschen ihren heutigen Charakter nicht, sie waren am fleissigsten: was sich nur aufbringen liess von fremden Büchern, das wurde übersetzt, und es ist nicht zu verwundern, dass manches sehr Mittelmässige und ganz Schlechte nicht verschmäht wurde in solchem Eifer. Auch die Liebeslieder wurden eingeführt (wahrscheinlich nur das wenige übersetzt, das man nachgewiesen hat) und hierin wurden die Vor-

[1]) Dies bezeugen viele Stellen, die man in Adelungs Abhandlung über das Rollandslied oder auch bei Eichhorn in der Culturgeschichte gesammelt findet: dort hat man aus diesen Stellen auf ein einziges Rollandslied geschlossen und sich nur verwundert, wie, was so lang und noch so spät existirt habe, nicht aufzufinden sei. Es hat niemals in diesem Sinne existirt. Wie könnte auch ein festbestimmtes Lied die Jahrhunderte lang, durch welche die Zeugnisse gehn, und wo schon die Sprache eine ganz andere wurde, unverändert sich erhalten haben?

gänger gewiss übertroffen, bei dem tiefern Gefühl und der Herzlichkeit, die nach Süden hin nie so gewurzelt hat. Die deutsche Gründlichkeit durfte nicht fehlen, und so thaten sich viele zusammen, Regeln zu bestimmen über Form und Manier, bei denen man festhielt und die immer mehr erweitert wurden.

So entstand die romantische Poesie des Mittelalters in einer geschlossenen Gesellschaft mehr Gebildeter, Adlicher, zu denen sich auch wol Fürsten gesellten, weil es ehrenvoll schien, solch edle Kunst zu treiben. Was nicht gerade aus dem Leben gekommen, sondern Product einer gewissen Ausbildung war, das konnte der Schrift nicht entbehren, daher wurden diese sämmtlichen Gedichte auf das Pergament gebracht, und weil wir derselben eine grosse Anzahl annoch haben (die alten sind meist Prachtexemplare vornehmer und reicher Herrn), so ist darnach der Werth der deutschen Poesie berechnet, und diese für die einzige damaliger Zeit und ausgebreitete unter dem Volk gehalten worden. — Fragen wir nun, wie sie sich zur Nationaldichtung verhielt?

Kunstpoesie, d. h. die mit Bewusstsein und Absicht gedichtete, ist in ihrer Idee eben so vortrefflich, als Natur- oder Nationalpoesie, denn wenn sie echt ist, setzt sie diese nur fort, das heisst, wo diese untergeht und sich nicht mehr neu erzeugt, da bildet sie z. B. durch Belesenheit erworbenen Stoff in dem Geist der Nation mit all dem, was ihr eigenthümlich ist, um, damit es einheimisch werden kann. Hans Sachs ist in diesem Sinn Kunstdichter und Nationaldichter zugleich. Es gehört dazu ein klares Umfassen und Beherrschen des Stoffs, und die Individualität des Dichters verliert sich gänzlich in derjenigen der Nation, oder vielmehr sie wird noch mehr geläutert und steht wiederum rein in dieser. Wo dieses Verhältnis aber eine andere Mischung hat und nicht in gleichen Theilen sich abrundet, da entsteht mehr oder weniger Manier, und in demselben Mass steht die Poesie von dem Volk entfernt und kann nicht zu ihm gelangen.

So war es hier. Abgesehen, dass eine Kunstpoesie überflüssig war, wo die Nationaldichtung noch lebendig lebte, so war diese romantische Poesie nicht nur Kunstpoesie, sondern

auch Manier, ganz ausser dem Geist des Volks. Es war die Poesie einer gewissen Klasse, zu ihm gelangten diese Pergamentbücher nicht, und wäre auch umsonst gewesen, da [es] sie nicht lesen konnte. Wer glaubt, dass diese unrhythmischen Rittergedichte in ihrer Länge abgesungen wurden, oder dass die mit einer höchst verfeinerten Sentimentalität gedichteten Minnelieder jemals Volkslieder sein konnten?

Vielmehr standen sie in einem reinen Gegensatz zu der Nationaldichtung. Das Volk behielt seine Lieder von Dieterich von Bern und den alten Helden. Manche Chronikschreiber erwähnen dies[1]). Eben so hatte es seine Sänger von Profession, ein solcher (arte cantor) sang, wie Saxo Grammaticus erzählt[2]), dem Canut (lebte unter Nicolaus gegen das Jahr 1132), um ihn vor einem hinterlistigen Mord zu warnen, unterwegs in einem schönen Gedicht von der bekannten Treulosigkeit der Chriemhilde gegen ihre Brüder. In dem Rosengarten zu Worms sagt Chriemhilde zum Dieterich:

ich hör von dyner Kunheit so viel singen und sagen.

Diese Zeugnisse reden zu deutlich und weisen jeden Zweifel an ihrer Existenz zurück, der vielleicht daraus entstehen könnte, dass uns fast kein einziges Lied aus diesen Zeiten übrig geblieben[3]). Es ist, wie schon oben gesagt wurde, sehr begreiflich, dass sie nicht aufgeschrieben wurden, da sie nur in dem Munde und Gedächtnis des Volks fortdauerten, das keine Kunde

[1]) Chronicon Quedlinburgense aus dem 12. Jahrhundert: hic est ille Thiedericus, de quo cantabant rustici olim. Das olim kann nur bedeuten: sonst, auch, denn dass es immer noch geschehen, und später, bezeugen andere Citate.

[2]) Hist. danic. lib. XIII. p. 239. quod Canutum saxonici et ritus et nominis amantissimum sciret — sub involucro rem prodere conabatur. Igitur speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildae erga fratres perfidiam memorare adorsus; famosae fraudis exemplo similium ei metum ingenerare tentabat.

[3]) Das bekannte Lied von dem alten Hildebrand kann hierher gerechnet werden und zugleich ein Beispiel sein, wie die einzelnen Lieder in ein Ganzes einrückten; denn in der Wilkina Saga cap. 376. findet man es im Zusammenhang mit dem Cyklus.

der Schrift hatte, die andern aber mit Verachtung sie betrachteten. — Auch für spätere Zeit (14. — 16. Jahrhundert) fehlt es nicht an hinlänglichen Anzeigen. Die Sage vom Nibelungenhort kommt als Sprüchwort öfters vor, z. B. in einem allegorischen Gedicht über die Treue (Manuscript p. m. 61.) heisst es:

hastu der Niblung hort
dort funden in dem buch?

ebenso in der Mörin des Hermann von Sachsenheim (geschrieben 1453.) fol. 5 a. (ed. 1512.):

het ich gehebt den nobling hort
und allen schatz von yndien.

Merkwürdig hat sich das Andenken noch in Ortsnamen erhalten[1]), und um von manchen deutlichen Hindeutungen nur folgende zu erwähnen, Fischart erzählt[2]), dass der hörnerne Siegfried am neuen Thurm zu Worms, gegenüber dem Rhein, abgemalt gestanden; und zu Verona sah man die Wohnung des Dieterich von Bern[3]). Von den Zeugnissen, welche direct auf die Lieder sich beziehen, wird es hinlänglich sein, diese anzuführen: Jacob Twinger von Königshoven (1386) in der elsassischen Chronik (ed. Schilter. p. 86): „Dieterich von Berne, von dem die Geburen so viel singent und sagent." Aventin († 1534) Bairische Chronik S. 259 a. (Frankf. 1580.): Dieterich von Bern „unser Leut singen und sagen noch viel von ihm, man findet nit bald ein alten König, der dem gemeinen Mann bei uns so bekannt sey, von dem sie so viel wissen zu sagen." In seiner lateinischen Chronik sagt er vom Rüdiger von Be-

[1]) S. die geistreich geschriebene Abhandlung über [den gehörnten Siegfried und] das Nibelungenlied von Görres in der Zeitung für Einsiedler [No. 5, 15. April 1808, S. 36—40. No. 8, 26. April, S. 57—64].

[2]) Geschichtsklitterung ed. 1582. c. 56.

[3]) Epistolae viror. obscuror. Romae 1570. Vol. 2. „et una sabbatorum venimus ad Veronam — et vidimus ibi domum Ditherici de Bern, ubi ipse habitavit, et ibi superavit et mortificavit multos gigantes, qui bellaverunt cum ipso."

chalar: armorum Martisque studiosissimus, inclytus fabulis et Teutonum carminibus. Nach M. Goldast (erste Hälfte des 17. Jahrh.) sang man nur noch hin und wieder: in praefatione Tomi III. constitutionum imperialium sagt er: nemo princeps (Theodoricus), cuius quidem memoria superest, Theutonorum carminibus celebratior ullus fuit, quae passim a vulgo nostrate in Germania, Dania, Suedia et Hungaria decantantur.

Auch dass jene grösseren Heldendichtungen fortgedauert im 13. Jahrhundert, kann bewiesen werden. Sie wurden in dieser Zeit von einem Ausländer gesammelt, und so ist uns der grösste Theil derselben indirect erhalten worden in der Wilkina Saga, von welchem wichtigen Buche unten ausführlicher die Rede sein wird. Bei einer kaiserlichen Vermählung hörte der Bischof Biörn aus Norwegen diese Gedichte vorlesen, sammelte sie, und wie an andern Orten in Münster und Bremen von angesehenen Männern dieselben Sagen erzählten, stimmten sie auf eine merkwürdige Art damit überein. Was ausser dem Bekannten sich noch erhalten hat, das befindet sich in einer Sammlung, welche im Jahr 1460 der Herzog Balthasar von Mecklenburg durch einen von Roen veranstaltete, und welche jetzt in Dresden sich befindet.

Manche Anspielungen auf diese Nationalgedichte erhalten die Werke der romantischen Poeten, aber nicht in Verehrung, sondern nur nebenher fast mit Geringschätzung. Es ist dies zwar auffallend, aber ganz in der Ordnung, denn nichts verblendet so sehr, als das erste Verlassen der Natur, das Anheben einer Manier und einer besondern Cultur. Sie hielten sich zu vornehm, um zu der Poesie des gemeinen Mannes herabsteigen; währenddem sie mit Ängstlichkeit ergriffen, was das Ausland nur geben konnte, hat kaum einer oder zwei (z. B. der Verf. der Klage und des kleinen Laurin) seinen Stoff aus den Volkssagen genommen, wodurch indessen nichts verloren gegangen, denn eben diese Bearbeitungen sind in ihrer Manier, die vernichtend sein musste. Deutlich spricht Wolfram von Eschilbach in dem Tyturell (ed. 1477. fol. 164 a.):

So singent vns die blinden,
das syfried hürnein were
durch das er vberwinden
auch kunde einen trachen freysebere.
und von des blute ward sein fel verwandelt
in horne stark für wapen
die habent sich an warheit missehandelt.

Es ist charakteristisch, wie diese kritische Ansicht gelten muss, um eine Geringschätzung gegen die Blinden, d. h. gemeinen, albernen Leute begründen zu können, bei dem festen Glauben an die Wahrheit der romantischen Poesie. Vielleicht mag die christliche Religion auch etwas gewirkt haben, um gegen diese Sagen, voll von dem Volksglauben an eine alte Zeit, wo Riesen in furchtbaren Höhlen wohnend, die Welt beherrschten, zu streiten. Gottfried von Strassburg sagt im Tristan, V. 16555:

daz selbe hol (Höhle) was wilint [1]) e (ehemals)
under der heidenischen e (Ehe, Religion)
vor kormeis (?) jaren
da risen da herre waren.

Am häufigsten wird das Nibelungenlied erwähnt [2]), welches vielleicht, als der Mittelpunkt und das herrlichste von allen,

[1]) Wieland. Bezieht sich ebenfalls auf die Sage von Wittich, Wielands Sohn. S. p. 102, N. 3.

[2]) Hier nur folgende Beispiele: Wolfram von Eschilbach im Parcival V. 12550 ff. [420, 26—421, 10]

ich tæte e als rumolt
der kunec gunther riet
do er von wormeze gein den hiunen sciet
er bat in lange sniten bæn
vnd in some chezzel unbedræn
der lantgrave ellens riche
sprach ir redet den geliche
als manger weiz an iu furwar
iwer zit und uwer jar
ir ratet mir dur ich wolt idoch
vnd sprechet ir tætet als riet ein choch
den chuenen niblungen
die sich unbetwungen
uz huoben da man in rach
daz sivride davor gescach.

am meisten bekannt gewesen zu sein scheint (und darum erhalten wurde; so ist es tröstlich zu sehen, wie die Zeit immer das Grösste doch dem Untergang entreisst, eben weil sie das beste Urtheil hat, z. B. auch den Homer). Andere Stellen sind wichtig, indem dadurch die einzelnen Gedichte nachgewiesen werden können, die damals existirten, dies gehört aber für das Detail, der hier nöthige Beweis ist hinlänglich mit diesen geführt; einige werden noch unten vorkommen, und die oben bei der Geschichte des Ermanarikus citirten können ebenfalls hierher gezogen werden. —

Nichts konnte an Inhalt und Geist der Darstellung mehr von einander abweichen, als diese romantische und Nationalpoesie. Diese war ein grosses allesumfassendes Bild der deutschen Vorzeit, von den grössten Heldenthaten und Kriegen bis zum häuslichen Leben herab. Wie wir die Kämpfe der Männer, den Untergang ganzer Nationen ansehen, so werden wir auch in die Wohnungen der Frauen geführt und hören, wie sie einsam vertraulich ihre Träume erzählen und deuten, und wie die Mutter ihre züchtige Tochter warnt, nicht zu sehr der Liebe sich zu verreden. Ja, auch das bleibt unverschwiegen, dass der Koch den Herren anräth, sicherer daheim zu bleiben bei voller Tafel, als den gefahrvollen Zug zu unternehmen. Denn nichts verschmäht das Epos, was im Kreis des Lebens und in

Dieses bezieht sich auf V. 5594—5613 [1405, 1—1409, 4] des Nib. L. Derselbe im Tyturell fol. 86. col. 2. ein Kampfplatz:

so das die ammelunge
all mit den hünen kement do czu streite.

Ulrich von Turlin im Wilhelm v. Oranse S. 50. col. 2:

hi wil minne zwei herce laden
zu der crimhelde hochcit
vil volkis da van tot geleit
niman daz irwenden kan.

Aus dem 14. Jahrhundert wahrscheinlich ist ein Lied, worin Chriemhildens Schicksal angedeutet wird, das sich im Vatican befindet. S. Adelungs Nachrichten von den Vatic. Mspt. II., 230 usw.

ihm verschlungen liegt. Und welch ein Geist der Unschuld und Keuschheit! Nur solche Reinheit durfte es wagen, Brynhildens Bezwingung durch Siegfried darzustellen. Der alte Hildebrand mag nicht Chriemhildens Küsse: das Hurenwerk lasst sein, ruft er unwillig aus. Wie ganz anders jene! Die seltsamen Thaten eines Ritters, freilich voll Tapferkeit, aber übermenschlicher und nur als Wunder begreiflich; das Leben nicht in dem strengen heiligen Ernst deutscher Helden, sondern als Feerei, als ein reizendes Spiel anlockender Abenteuer. Dazwischen die Liebe heiss und üppig; den Frauen will der Mantel der Treue nirgends passen, und die Männer mögen aus dem Horn keinen Trank gewinnen. Phantastisch nur erscheint die Treue als Bezauberung bei Tristan und Isalde. — Das ist der an sich anmuthige und poetische, aber tief unter jener Grossheit stehende Grund der Dichtung, der nur hin und wieder hell durchbricht.

Denn verschieden, dass es mehr nicht sein kann, ist die Darstellung der romantischen Poesie und des Nibelungenlieds. Wie ein grosser Geist, ruhig aber mit tiefbewegter Brust erzählt es, was geschehen, alles läuternd in reinem Äther der Dichtung und mit milden Worten tröstend, denn was sich herrlich gezeigt hat, ist nicht untergangen in den wilden Stürmen der Welt. Mitten in die Fluthen haben die Götter den Regenbogen, ihre Brücke, gestellt, auf welchem die Helden zu ihnen hinaufgestiegen sind.

Die Poesie spricht einfach und klar, jedem verständlich, und eindringend in das Gemüth, aber wo sie nicht ist, da wird die Rede verwirrt und ängstlich, überall hinfühlend und suchend nach einer Stütze. Die romantischen Dichter griffen nach allen Seiten, wo sie sich anhalten konnten, all der geistige Erwerb wurde herbeigeholt und was ihre Person betreffen konnte. Zuerst wird das Leben Jesu erzählt und die damalige Theologie entwickelt (am schönsten eingeflochten in die Geschichte im Tyturell), dann kommen Nachrichten, durch welche Wege man zu der Aventure gelangt sei, darauf von dem Poet und seinen Genossen, wie von ihren und seinen übrigen Wer-

ken, endlich wird die Begebenheit eingeleitet durch Tiraden über die Minne. In der Erzählung selbst treten die Gestalten selten in bestimmten Umrissen heraus, jede Gelegenheit zu einer Abschweifung wird mit Freuden ergriffen, und es scheint immer, als habe der Verfasser eine gewisse Ängstlichkeit, die Sache genau anzugreifen, und suche umher, was er darneben finden könne, damit nichts verloren gehe, als das Rechte. Die Worte schwimmen gleichsam auf der Oberfläche hin und her und stossen sich gegenseitig ab; keins steht für sich und seinem Mann, und überall blickt das Hohle und Leere durch. — So wäre im Allgemeinen diese Dichtung zu charakterisiren, wogegen man nur keine Einzelheiten stelle. Einiges aus dem Cyklus von Carl dem Grossen ist wol strenger und besser zusammen gehalten, aber doch in keiner Hinsicht mit dem Nib.-L. zu vergleichen. —

Dieser Unterschied zwischen Kunst- und Naturpoesie, so wie in entgegengesetzten Punkten entsprungen, dehnte sich mit dem Fortgange der Zeit in immer grösserer Spaltung aus, und nur in Liedern aus dem 14. und 15. Jahrhundert, nach einer handschriftlichen merkwürdigen Sammlung zu urtheilen, zeigt sich einige Annäherung und Verbindung. Es wird vom 14. bis fast zum 17. Jahrhundert hin recht klar, wie beide weit entfernt von einander herlaufen, die eine in voller Lebendigkeit, wie sie oben bestimmt wurde, die andere in der grössten Manier verhärtet in den ungelenken Formen der späten Meistersängerei, nicht an lebendigen, sondern an Todtentänzen sich erfreuend, an Allegorien ohne Bedeutung oder an kalter Moral, nicht wie sie aus einem liebevollen Gemüth spricht. So war nach und nach die Poesie von ihr gewichen, und nur selten spielen hier und da einige Farben, oder ein verlöschendes Licht flammt noch auf, denn auch in der grössten Verirrung ist der menschliche Geist nicht ganz verlassen.

Es sollte hier angedeutet werden, welchen Gang die deutsche Poesie genommen, wie sie sich aus der Geschichte und dem Leben entwickelt und darin gestanden, nicht als eine Einzelheit, sondern im Zusammenhang; und das Verhältnis angegeben, in welchem alles andere nicht zu ihr Gehörige zu betrachten ist. Dieser Standpunkt einer trennenden Ansicht ist nöthig, um die andere Frage: wie die nordische Poesie mit der deutschen verbunden sei, beantworten zu können. Diese Frage scheint um so weniger überflüssig, als man jene entweder zu wichtig als die Mutter der letztern betrachtet oder in dem andern Extrem gänzlich hintangesetzt. Es wird nöthig sein, auch hier in die frühsten Zeiten zurückzugehn.

Was schon dieselbe Grundsprache hinlänglich beweisen musste, das finden wir auch von der Geschichte bestätigt: gleiche Abkunft der Bewohner des scandinavischen Norden mit den Germanen.

Aus Asien herkommend, durch Russland und Preussen, an den Ufern des baltischen Meeres hin, dann durch Jütland und Seeland zogen die Völker zu dem Norden, in das Land, wo Zwerge ungeheure Schätze in den Gebirgen hüten und Drachen schützend auf dem Golde liegen. Wenn man bedenkt, dass dieser Glaube an den Reichthum des Nordens, tief eingewurzelt in die Mythologie und mannigfach gestaltet, wieder vorkommt, so ist es nicht unwahrscheinlich, was Schlegel angiebt[1]), dass die Sage der Indier von dem wunderbaren Berg Meru, in welchem der Gott des Reichthums wohnt, den Zug nach Scandinavien gelenkt habe.

Damit stimmt Geschichte überein, dass dort zuerst die Völker sich versammelt. Jordanes sagt ausdrücklich[2]), dass aus dieser Werkstatt, dem Geburtsort der Nationen, auch die Gothen einst hervorgegangen sein sollten, und was weiss man anders dagegen einzuwenden, als dass es von diesem herrühre, der keinen Glauben verdiene, weil seine Geschichte, aus alten

[1]) Über die Sprache und Weisheit der Indier S. 194.

[2]) De reb. get. cap. 4 ex hac igitur Scanzia insula quasi officina gentium aut recte velut vagina nationum — Gothi quodam memorantur egressi.

Gedichten gezogen, nur Lügen enthalte?[1]) Auch dieses darf man fragen: wurde ganz Deutschland zugleich mit dem Norden aus Asien her bevölkert, warum erhielt sich dort allein das Andenken an diese grosse Begebenheit und die darauf hindeutende Religion, hier aber keine Spur, und war deshalb der Gang der Geschichte nicht folgender?

Keine grosse Völkerschaften, sondern einzelne Horden mochten es gewesen sein, welche in den frühsten Zeiten lange vor unserer Zeitrechnung herunter in die Wälder Germaniens zogen. Hier kehrten sie, was nicht selten bei den Ausgewanderten, selbst einer schon gebildeten Nation gefunden wird, zurück in den Zustand einer wilderen Rohheit. Von der Jagd, die allzeit rauhe Sitten erzeugt, oder in Unthätigkeit lebend, ohne gesellschaftliche Verbindung, wie konnte da die Religion des Nordens, welche Tempel, Götterbilder, einen öffentlichen Cultus verlangte, sich lang erhalten?

Nie wurden in Germanien die Götter des Nordens allgemein verehrt,[2]) aber auch nie lebten seine Bewohner in der thierischen Dumpfheit einer absoluten Unwissenheit und Bewusstlosigkeit. In jeder Brust wohnt die Ahndung von Gott, und am wenigsten ist der rohe Naturmensch davon verlassen. Wie die Sprache in ihrer Entstehung wohlklingend und die erste Erzählung poetisch und rhythmisch ist, so sind auch seine Begriffe und Anschauungen der Welt religiös, und er sieht in der ganzen Natur einen Abdruck und das Regen der Gottheit, die mehr oder weniger hervortritt. So war der Gottesdienst der Germanen, wie aller uranfänglicher Fetischismus; sie verehrten Sonne, Mond, Bäume und alles Günstige,[3]) dabei fehlte es nicht an Schamanen und Zaubereien. Gerade eine solche Religion konnte die empfänglichste sein, die christliche anzunehmen, die ihnen nun die Verehrung Gottes in dem Menschen gebot, und wobei jener Naturdienst zum Theil fortdauerte, der

[1]) Adelung älteste Geschichte der Deutschen S. 17.

[2]) Mit Gewandtheit, doch zu einseitig ausgeführt in einer Abhandlung von Delius über die Religion der alten Deutschen. In den Nachträgen zu Sulzer VI, 2.

[3]) Hauptstelle bei Caesar de bello G. VI, 21. Tacitus Germ. 9. 10.

überhaupt bei keiner Religion sich ganz verliert, weil er so sehr dem menschlichen Gemüthe zusagt. — Dass übrigens in den Provinzen, welche mit den Römern in Verbindung waren, der Cultus der griechischen Götter aufkam, wenn auch nur bei Einzelnen oder einem Theil des Volks, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

So verhielt sich die nordische Religion zu der germanischen, nun fragt sich: wie hängt die Poesie beider Völker zusammen?

Poesie und Religion ist ursprünglich verbunden, denn alles trennt erst später der Mensch. Und so gieng mit der Religion auch die alte Sage, die von der Vorzeit und asiatischer Herrlichkeit erzählte, für die Germanen verloren. Denn Tradition, Sänger, welche sie erhalten, gedeihen nur im geselligen Leben, nicht in der Abgesondertheit eines Herumstreifenden, das keine bleibende Stätte hat, und nichts, woran die Erinnerung an die Vergangenheit sich anknüpfe.

In Jahrhunderten war die Bevölkerung Germaniens beträchtlich angewachsen, und als das mächtige Treiben der Völkerwanderungen die Nationen unter einander warf, da kamen auch die Bewohner des Nordens aufs neue mit Deutschland in Berührung, mit dem es überhaupt durch die Cimbern, Jüten und Sachsen in Verbindung gestanden. Die gothischen Völkerschaften, im Ganzen eine Nation, herrschten im Norden wie im Süden, bis nach Asien,[1]) und zogen durch ganz Germanien hin. Wie jene Zeit sich in der Nationalpoesie der Deutschen erhielt, so mussten auch die grossen Thaten derselben in die Poesie des Nordens, der nicht weniger Theil daran hatte, eingewebt werden, sich zu erfreuen an diesem, durch eigne Tapferkeit erworbenem Gut. Es wurde aufgestellt zu den alten Sagen und der Mythologie, diesen Heiligthümern eines Volks, denen es alles weiht, was gewonnen ist, zu unvergänglichem Gedächtnis.

Ein solches ist, im Ganzen betrachtet, das Verhältnis der nordischen Poesie zu der deutschen. Scandinavien hat nicht nur eine ihm allein eigenthümliche, sondern auch eine mit Ger-

[1]) Russland heisst noch jetzt in Litthauen Gothien.

manien gemeinschaftlich erworbene; jedem Volk gebührt derselbe Anspruch darauf, und wenn daher eine Sage bei beiden angetroffen wird, so berechtigt dies nicht auf ein Erborgen von einer Seite zu schliessen. Indessen mag zur Verwirrung der Umstand beigetragen haben, dass in späterer Zeit wirklich deutsche Nationalgedichte in das Scandische übersetzt wurden, dann auch, dass manche nordische nicht wieder in jenen gefunden werden, so dass man eine Trennung annahm und einen Zufall für die Übereinstimmung aufsuchen musste. Deshalb wird es nöthig sein, das Detail zu untersuchen und das jedesmalige Verhältnis zu der deutschen Poesie zu bestimmen.

MYTHOLOGIE.

Die jüngere Edda des Snorro enthält die älteste Weltanschauung und Götterlehre des Nordens in einem fast vollständigen, in sich consequenten System, schön und gross gedacht, ein Werk in seiner Anlage der Theogonie des Hesiodus vergleichbar.

Die ältere Edda, die dem Sämund zugeschrieben wird, greift in ihren wichtigsten Stücken (Woluspa, Vafthrudnis-Mal, Lied der Hyndla, Alvis-Mal, Wegtamsquida, Fiöl-Svinns-Mal; das Solar-Lioth gehört nicht in diese Sammlung) erläuternd in jenes System ein, indem sie in mehr ursprünglicher Form theils wiederholt und erweitert, wie die Woluspa, theils einzelne Mythen darstellt. An poetischem Werth geht sie der jüngeren Edda bei weitem vor. Dahin gehören auch besonders gedruckte Lieder, wie Rigs-Mal usw.

Es lassen sich in dieser Mythologie die verschiedenen Momente ihrer Entstehung leicht erkennen. Zuerst die Götterlehre selbst, die Erkenntnis des Unendlichen, die grosse Anschauung des Universums symbolisirt. Allvater ist der Einzige und das All Durchdringende, er giebt allem die Seele, und unter seinem Walten löst sich das Ganze wieder vereinigend auf. Die Asen sind nur vergötterte Helden, die endlich untergehn. In der Woluspa, Wegtamsquida, ist die Lehre in dem geheimnisreichen Ton der Orakelsprüche vorgetragen, wie es in der Natur der

Sache liegt, in der modernisirten, in Prosa aufgelösten jüngeren Edda nicht mehr, was ursprünglich so war. Sodann ist es natürlich, dass in dem Fortgang der Zeit die Idee und Bedeutung unbeachtet blieb, und man bei blosser Ausbildung des Formellen zu schönen Mythen verweilte, dahin z. B. Thryms-Quida, Förskirnis, Lieder in Haavamal. Endlich erscheint auch (in der spätern dramatischen Form) der freche Scherz, in welchem die Götter lächerlich mit allen menschlichen Schwachheiten auftreten müssen, wie in Harbard und Ägers Gastmahl. Nur ist nicht nöthig, diesen Dichtungen mit Gräter eine Aufklärungstendenz beizulegen, da ein freies Gemüth den ungebundensten Scherz mit der aufrichtigsten Frömmigkeit vereinigen kann, wie die Narren- und Eselsfeste im Mittelalter hinlänglich beweisen.

Dies ist die einfache Ansicht, die sich jedem Unbefangenen ergeben muss, aber schwerlich ist an ein Buch so viel Glauben und Unglauben zugleich gehegt worden, als an die Edda.[1]) Man hat die Untersuchung beständig dadurch verwirrt, dass man ihre Glaubwürdigkeit hat abhängen lassen von ihrem äusserlichen Entstehen als geschriebene Bücher. Weil sie von den frühesten Zeiten redet und doch erst spät im dreizehnten Jahrhundert aufgezeichnet wurde, so konnte sie unmöglich Wahrheit enthalten, und weil es nicht ausgemacht ist, dass Sämund Frode die alte Edda gesammelt, so müssen die Lieder derselben erdichtet sein. Es hat allerdings Grund, dass die jüngere eine Einleitung zu isländischer Dichtkunst und mit dieser Hinsicht geordnet ist, aber für ihren innern Gehalt ist der Zweck des Sammelns ganz gleichgültig.

Es gehört ein Festsein in jener Manier dazu, welche gern alles ableugnen und uns blos beschränken möchte mit der geschichtlichen Wahrheit auf unsere Zeiten, wo wir es ohne Be-

[1]) Nachdem es Schimmelmann mit jenem durch seinen Commentar oft ins Lächerliche getrieben, gingen andere, wie Anton (deutsch. Museum 1779 I, 27), Adelung u. a. in diesem so weit, dass sie es für das Geschwätz eines isländischen Neulings ausgaben. Gräter hat sich der nordischen Mythologie mit Eifer und Einsicht angenommen, und begünstigte nur zu viel ihre Anwendung auf Deutschland. In F. Majers mytholog. Lexikon ist sie als begründet eingeführt, und geht von da nun weiter aus.

weise sehen, dass sie nicht zu uns dringt, um eine solche Mythologie, die sich nur von selbst aus der Natur eines ganzen Volks erzeugt, für Lüge und reine Erfindung müssiger Phantasie zu betrachten. Sie haben den einfachen Satz nicht erkannt, dass keine Einbildungskraft im Stande ist, eine neue Mythologie zu erfinden, so wenig als eine neue Sprache.

Diese Ansicht hat Adelung mit einer andern von gleichem Werth verbunden.[1]) Er meint, die Edda sei eine Nachahmung der christlichen Religion, mit einiger Ausschmückung aus der griechischen überhaupt aufs Gerathewohl überall hergenommen, und blos zum Spass gedichtet. Eine solche Meinung verdiente keiner Erwähnung, wenn sie nicht von vielen anerkannt wäre. Also was noch keinem gelungen auf der höchsten Stufe der Bildung und Speculation, und was Dichter nur in einzelnen Bildern versuchen, das hat ein ungebildeter Mensch schon im dreizehnten Jahrhundert vollendet, er hat die Idee einer Religion erkannt und nun symbolisirt durch eine neuerfundene Welt? Was die Ähnlichkeit mit der christ-katholischen Religion des dreizehnten Jahrhunderts betrifft, so sieht man gleich, wie gezwungen sie herbeigeführt ist, würde, um nur eins zu bemerken, die Jungfrau Maria, das Kreuz, die Dreieinigkeit, fehlen können? Was er anführt, als gemeinschaftlich, und was sich auf den ersten Blick zeigt, in allen orientalischen Mythologien, die Lehre vom Allvater, der Krieg zwischen dem Guten und Bösen usw., das möchte auf einen weiter hinausgehenden Zusammenhang der nordischen mit der christlichen hindeuten. — Adelungs Sache war es nicht, die innere Verbindung und Wahrheit der Edda zu erkennen, da ihm überhaupt für Poesie kein Sinn gegeben war, und nur er konnte es übersehen, dass sie sich auf jenes grosse Ereignis, von dem selbst die kritische Geschichte weiss, bezieht, auf die Wanderung der Völker aus Asien, dass die Götter selbst Asiaten sind und ihre herrliche Wohnung in dem asiatischen Reich (Asgard[2]) haben. Auch fehlen äussere Beweise nicht. Die Stellen, in denen Schriftsteller (vom sechsten

[1]) Kaum hat er etwas Schlechteres geschrieben als seine Abhandlung über nordische Litteratur, Geschichte und Mythologie in Beckers Erholungen 1797. II.

[2]) S. Schlözer nord. Geschichte S. 503.

Jahrhundert an) dieser Religion erwähnen, sind gesammelt von Delius [1]), wo die Odin, Thor, Balder, Freya ihre Tempel und Bildnisse, welche verehrt wurden, angeführt werden und die aus der Edda bekannt sind; dann auch sind alle Sagen durchdrungen von dieser Mythologie und deuten beständig darauf hin.

Mit jener Behauptung, die Edda sei zum Spass gedichtet, verhält es sich also: in dem MS. der upsalischen Edda sagt der Vf.: „für junge Leute, die Lust haben, die Dichtersprache zu erlernen, — ist dieses Buch zum Vergnügen (til skemtunnar) geschrieben, niemand nehme aus der Dichtkunst diese Namen heraus, welche die Hauptskalden sich haben gefallen lassen, aber kein Christ glaube und betheure auch, dass diese Dinge sich ereignet haben.“ Indem nun Adelung diese Worte, welche auf die vorhergegangenen Skalden sich beziehend deutlich eine frühere Existenz beweisen, unredlich auslässt, möchte er die Übersetzung „zum Spass“ verstanden wissen, als sei hier von einer Betrügerei die Rede.

Übrigens ergiebt sich aus der ganzen Stelle die richtige Ansicht von der Entstehung der jüngeren Edda. Ein Christ sammelte die Sagen über die mythologische Vorzeit, als solcher musste er sie nicht für Wahrheit, sondern für blosse Unterhaltung ausgeben. Snorro nahm sie auf, wie er sie fand im dreizehnten Jahrhundert. Wir haben demnach die nordische Mythologie in der Ausbildung und Modification, welche sie durch lange Zeiten erhalten; und diejenigen haben ganz Recht, welche behaupten, dass wir nicht mehr die ursprüngliche besitzen, denn sie hat ein gleiches Schicksal mit allen Volksgedichten gehabt, ein beständiges Umwandeln und Accommodiren an die Zeit. Aber dadurch verliert sie nichts an ihrer absoluten Wahrheit, denn

[1]) Glauben der Völker im scandischen Norden. In den Nachträgen zu Sulzer. B. 7. I.

Man sieht, wohin eine einseitige Ansicht führt: Der Vf. möchte auch hier gern alles ableugnen, aber er hat nicht so leichtes Spiel als bei den deutschen Göttern, deren lächerliche Erfindung leicht auffällt, jedoch nur nothgedrungen, giebt er die Existenz des Gott Thor zu. Was die Edda betrifft, so muss er zwar eingestehen, dass diese Einsicht in die Werkstatt der Natur sich nicht im Besitz eines unwissenden Isländers befinden konnte, indessen weil man das Falsche nicht davon trennen könne, sei es besser, ganz darauf Verzicht zu thun.

ist nicht jeder Mythologie ein gleiches Schicksal begegnet, z. B. der griechischen, die in ihrer Entwicklung eine andere war, als in ihrem Entstehen, und wiederum verschieden bei den Römern erscheint, und wird deshalb die spätere eine falsche oder erdichtete genannt werden? Dass es eine sehr schwierige Arbeit sei, namentlich im Detail das Ursprüngliche zu trennen von dem Anflug späterer Zeit, begreift sich leicht, und wird nie gelingen, ohne mit dem Gang bekannt zu sein, den die Ausbildung der Mythologie bei allen Völkern genommen.[1]) — Snorro sammelte nicht kritisch und fasste auf, was er vorfand, und dann zu seinem besondern Zweck, daher er mit der Mythologie verband, was in keiner Beziehung zu ihr war, nämlich die zwei andern Theile der Edda, Kenningar und Liodsgreinir.

Über die alte Edda ist dieses noch zu bemerken. Es ist sehr einerlei, ob ihre Lieder von Sämund gesammelt sind oder nicht, sie enthalten die alte Mythologie, sind echt und können leicht aus der Zeit sein, in welcher Sämund lebte (1056—1133). War der Name Edda, wie es scheint, eine allgemeine Benennung für Volkssage[2]), so hat der isländische Bischof Brynolf Suenonius, welcher diese Gedichte wieder (1640) aufgefunden, nichts gegen sich, wenn er sagt, dass die ältere Edda so weitläuftig gewesen, dass diese kaum den tausendsten Theil ausmache, als dass er sich vielleicht zu stark ausgedrückt, an sich ist es sehr natürlich, dass es noch viel solcher mythologischen Gedichte gegeben, z. B. die, welche Saxo benutzte. Ihres Ausspruch: eine ältere Edda hat nie existirt heisst eigentlich nur: Sämund hat sie nicht gesammelt[3]); dass die Gedichte daraus

[1]) Versuche, die Beifall verdienen, sind Gräters Abhandlungen über die Nornen und Walkyrien in den nordischen Blumen.

[2]) Nach Ihre (s. dessen Briefe in Schlözers Isländ. Literatur und in Uno von Troils Reise) heisst Edda so viel als: etha, oder, weil dies häufig vorkommt in den Erzählungen.

[3]) Ihres einziger Grund ist: dass Sämund als Lehrer der christlichen Kirche, da man so eifrig an Abschaffung des Heidenthums arbeitete, ein System dieser Religion nicht würde gesammelt haben. Allein das lässt sich nicht nur mit jener Absicht vereinigen, sondern er konnte ja leicht von diesen Gedichten eine bloss historische Ansicht, überhaupt die vorherrschende im Norden von den alten Sagen hegen, der eruditissimus und multiscius genannt wird, (s. sein Leben der alten Edda).

Voluspa und das Havamal in der jüngern citirt werden, mithin ihr höheres Alter giebt er zu, welches auch innere Gründe bewähren, und sehr wahrscheinlich ist ferner die Behauptung, dass die jüngere Edda nur ein prosaischer Auszug aus der ältern metrischen sei, eben weil sie in Prosa und viel einfältiger geschrieben ist. —

Jetzt erst, nachdem eine Entscheidung über die Echtheit der nordischen Mythologie versucht worden, kann die Frage entstehn: ob sie Anwendung leide auf Germanien? Sie muss im Ganzen verneint werden. Schon überhaupt betrachtet, ist ein solches gerades Herübernehmen von einem verwandten Volk in der Geschichte sehr misslich, um so mehr aber hier, wo ausser der gemeinschaftlichen Abstammung wenig dafür wird angeführt werden können, wiewol vieles dagegen. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass ein so ausgebildetes System der Aufmerksamkeit römischer Schriftsteller sollte entgangen sein, da keiner von ihnen ein einziges deutliches Zeugnis giebt und aus den Nachrichten des Tacitus sich keine odinische Religion erklären lässt. Aber noch viel unbegreiflicher würde es sein, wie diese Religion so ganz vernichtet werden konnte, dass von Tempeln und andern Denkmälern auch keine Spur übrig blieb, während Überreste in dem kleinern Umfang von Scandinavien sich erhielten, die man z. B. auch in Engelland noch von dem früheren Glauben findet. Dann ist es durchaus unrichtig und der menschlichen Natur entgegen, wenn man glaubt, dass eine angenommene Religion die alte gänzlich verdränge, da es im Grunde nur eine neue Gestaltung derselben, kein von neuem anhebender Glaube sein kann. Es erhält sich manches in Vereinigung mit dem Neuen.[1]) Aber nirgends finden sich bei den Deutschen irgend Hindeutungen auf jene Religion des Nordens, wie häufig in Scandinavien selbst. Das mag zugegeben werden, dass die längere Dauer dort das Andenken frischer erhalten konnte, aber wo sollte es hier gänzlich vernichtet sein? In dem Nibelungenlied kommt die christliche Religion sehr bestimmt vor (man weiss, dass Guntachar im vierten Jahrhundert sich taufen liess),

[1]) So ist nach Humboldt die christliche Religion mit dem alten aztekischen Cultus in Mexiko vermischt worden.

streng geschieden von der heidnischen des Attila[1]), und keine Spur von jener nordischen, aber sehr deutlich erscheint noch der Volksglaube, den keine christliche Lehre gebot oder einführte: Wahrsagerinnen (die drei Meerweiber), und das Fliessen der Wunden, wenn der Mörder die Hand auf den Todten legt.[2])

Wenn also im Ganzen die nordische Mythologie nicht auf Germanien darf angewendet werden, so leidet dies doch im Einzelnen Modificationen. Man findet überall die Beobachtung bestätigt, dass von andern Ländern eine herübergezogene Sage, ein Volksglaube Eingang gewonnen[3]), um so viel mehr musste dies bei einem angrenzenden Volk, den Niedersachsen und Bewohnern des nördlichsten Deutschlands, der Fall sein, die in näherer Verbindung mit Scandinavien standen und deren Sprache

[1]) Chriemhilde klagt, dass sie einem heidnischen Manne sich vermählet habe. Nibelungenlied: (V. 5314—16.) [1335, 1—3]

ez lac ir an dem herzen spat vnde vruo,
wie man si ane schulde brehte darzuo,
daz si muose minnen einen heidenischen man.

[2]) Nib.-L. V. 3920. ff. [984, 1—985, 4]

— — Kriemhilde begunde iehen:
swelher si unschuldec, der laze daz besehen,
der sol zuo der bare vor den luten gan,
da mach man die warheit harte schiere bi verstan.
daz ist ein michel wunder dike es noch geschihet
swa man den mortmeilen bi den toten sihet
so bluotent im die wunden. — —

S. Iwein V. 1355—60 und Friedr. Majers Geschichte der Ordalien S. 84.

[3]) So war die persische und griechische Volkssage von dem Greif, als einem abschreckenden Wunderthier, das auf Goldbergen wohne, schon im 12. und 13. Jahrhundert in Deutschland einheimisch. Im Parcival wird ein Wappenrock beschrieben, von dem es heisst:

V. 2010 [71, 17—21]

mit golde er gebildet was
da zer muntane an koukasas:
ab einem velse zarten
grifen chla diez da bewarten
vn ez noch hiute alda bewarent.

Auch im Tyturell und Wilhelm von Oranse p. 34 kommt diese Sage häufig vor.

Merkwürdig ist und bei Aventin nachzulesen, wie die Ceres als Frau Eysen in einer Volkssage nationalisirt war. Weitere Beispiele gehören nicht hierher.

nur als Dialekt verschieden war. Daher mag es immerhin sein, dass nordische Götter, wie Wodan, Jord (Hertha) von diesen verehrt wurden. Deutlicher zeigt sich der in seiner Ausbildung dem nordischen sehr ähnliche Glaube von Zwergen und Riesen, welche zuerst die Welt bewohnten; die Riesen zum Schutz erschaffen wurden übermüthig, da sandte Gott die Helden als Vermittler.[1])

[1]) Wie es Volksglauben war im 13. Jahrhundert, dass vor Zeiten Riesen die Höhlen bewohnt, das beweist die oben citirte Stelle aus dem Tristan. Aber schon im Nibelungenlied steht das ganze Verhältnis. Siegfried zog gen Norwegen, wo die Nibelungen den Hort in einem hohlen Berge, auf dem ihre Burg stand, bewahrten, da schlug er zwölf starke Riesen (V. 379—380) [95, 1. 2], die Freunde der Nibelungen, und darnach siebenhundert Recken. Alberich, der bisher den Riesen gedient, musste ihm Treue schwören, blieb Kämmerer des Schatzes und allerhand Dinge war er ihm gerecht (396—98) [99, 4. 100, 2]. Er ist ein listiges, wildes Gezwerg (V. 1839) [462, 2], mit geheimen Kräften ausgerüstet, stark durch Helm und Ringe, die er an dem Leib trägt (V. 1842) [463, 2], und seine Tarnkappe macht nicht allein unsichtbar, sondern giebt auch die Stärke von zwölf Männern (V. 1335) [336, 3]. Er hat eine schwere Geisel von Gold mit sieben Knöpfen in der Hand, womit er Siegfrieden einmal bitterlich schlägt (1844—49) [463, 4—464, 4], dabei hat er das Ansehen eines altgreisen Mannes mit einem Barte, an dem ihn Siegfried fängt und so ungefüg zieht, dass der Zwerg laut schreit (1855—56) [466, 1. 2]. Überhaupt waltet bei den Nibelungen (die zu unterscheiden sind von den späterhin eben so genannten Burgunden) eine übernatürliche Macht, wie in dem guten Schwerte Balmung; und der Hort selbst ist nicht bloss ein ungeheurer Schatz:

V. 4240 [1064, 1—3]
der wunsch lac darunder von golde ein ruotelin, (Wünschelruthe)
der daz het erkunnet der mohte meister sin
wol in al der werlde uber islichen man.

Ganz in dem Charakter des Albrich ist auch der König Laurin, listig, boshaft, stark durch Zaubereien; aber nur den Namen mit ihm gemein hat der Zwerg in dem Wolfdietrich, der zu den neckenden Kobolden gehört. — Wie im 15. Jahrhundert dieser Volksglauben fortgelebt, zeigt eine merkwürdige Stelle im Anhang des Heldenbuchs:

„Es ist auch zu wissen warum Gott die kleinen Zwerg, und die grossen Riesen und darnach die Held lies werden. Zu dem ersten liess er die Zwerglin werden, um des willen, dass das Land und Gebürge gar wüst und ungebauen was, und viel Gutes von Silber und Gold, Edelgestein und Perlin in den Bergen was. Darum machte Gott die Gezwerg gar listig und wise, dass sie böss und gut gar wohl erkannten und warzu alle Ding gut waren. Sie wissten auch, warzu die Gestein gut waren. Etliche Stein gebent grosse Stärk, etliche machent die unsichtbar, die sie bei ihn trugent, das heiss ein Nebelkapp, und darum

SAGEN.

Man kann zu einer bequemeren Übersicht die nordischen Sagen eintheilen in historische und poetische[1]).

Von den ersten kann hier nur remissiv die Rede sein. Das Hauptwerk ist die Heimskringla. Snorro sammelte die alten

so buweten sie hübsche hohle Berg und gaben ihnen Adel, dass sie Künig waren und Herren als wohl als die Held, und gab ihnen gross Reichthum. Und da nun Gott die Riesen liess werden, das was darumb, dass sie sollten die wilden Thier und die grossen Würm erschlagen, dass die Zwerg dest sicherer wärent, und das Land gebuwen möcht werden. Darnach über lützel Jahr, do wurden die Riesen den Zwergen gar viel zu Leid thun und wurden die Riesen gar böss und ungetreu. Darnach beschuf Gott die starken Held, das was dazumal ein Mittelvolk unter der dryerhand Volk. Und ist zu wissen, dass die Helden gar viel Jahre gar getreu und biderbe warent. Und darumb solltent sie den Zwergen zu Hilf kommen wider die ungetruwen Riesen, und wider die wilden Thier und Würme, darum machet Gott starke Held, und gab ihn die Natur, dass ihr Muth und Sinn musstent stahn auf Mannheit nach Ehren und auf Streit und Kriege. Es waren auch viel Künig unter den Zwergen die hätten Riesen zu Dienern, wann sie hätten rauhe Land und wüste Wäld und Gebürge nahent bei ihren Wohnungen liegen. Die Held sahen auch an all wegen Frauen Zucht und Ehre, und waren geneigt zu der Gerechtigkeit Wittwen und Waisen zu beschirmen. Sie theten auch den Frauen kein Leid, es wäre dann Leibes Noth, und kamen den Frauen allwegen in Nöthen zu Hilf, und begingen viel Mannheit durch Frauenwillen Schimpf und zu Ernst."

Dieselbe Ansicht liegt zum Grund in all den schönen Hünen- und Zwergsagen, die noch jetzt am Harz unter dem Volke sind, und die man aus Ottmars (Nachtigalls) Sammlung [Volkssagen, Bremen, 1800] kennt.

Vergleicht man nun die nordische Mythologie damit, so ergiebt sich eine sehr klare Ähnlichkeit. Nach der Edda lebte zuerst das böse Geschlecht der Riesen in Bergen und Höhlen, aber die Felsensöhne, (welche nachher die Menschen bildeten und Götter wurden) tödten sie bis auf Einen. Die Zwerge entstehen aus dem Riesenleichnam und erhalten von den Göttern menschlichen Verstand und Bildung. Sie wohnen zwischen Klippen und Bergklüften, sind künstlich und listig; (S. Dämes. 4. 5. 6. u. 13.) aber auch den Riesen wird Einsicht in die Natur zugeschrieben. Saxo Grammaticus (hist. Dan. lib. I. p. 9. ed. Stephanius) drückt das Verhältnis also aus: — — nosse

[1]) Es muss hier bemerkt werden, dass durch diese Unterscheidung keine Gegensätze constituirt, so wenig wie Mythologie, Sage und Volkslied sich entgegengestellt werden sollen. Ich habe oben schon die ursprüngliche Einheit der Geschichte und Poesie anerkannt, aber eben so bleibt es wahr, dass jene im Fortgang der Cultur sich trennend von der Sage nach dem kritischen Princip hinstrebt, während diese nur die höhere Wahrheit enthält, sich unbeschränkt entfaltend.

Sagen und bildete daraus, wie ein anderer Herodot die Geschichte des Nordens, die, obgleich von strengerem, ernsthafterem Ansehen, doch keineswegs unpoetisch ist, dass man wohl fühlt, sie sei aus frischer Quelle aufgestiegen. So die Erzählung von einem seltsam schwermüthigen, halb wahnsinnigen König Sigurd, der oft das Liebste, was er hat, seine Gemahlin und ein goldgeschriebenes Buch, von sich stösst. (Tom. II. c. 28.) In dem Saxo Grammaticus hat die starre verkünstelte Sprache und die nach fremden Mustern gebildete Erzählung nicht ganz das schöne Leben der Sagen niederdrücken können, und wie hinter einem Eisengitter schaut es noch durch. Nichts konnte verkehrter sein, als die einfachen Volkslieder in schwere römische Silbenmasse einzudrängen; hätte Saxo in Unschuld einfach aufgeschrieben, wir würden eine, wenn auch in Rücksicht der früheren Zeiten für die kritische Historie wenig brauchbare, doch an sich vortreffliche Sammlung von Volkssagen besitzen.

Was die zweiten betrifft, so sind die einheimischen von denen zu unterscheiden, die auch wieder in Deutschland gefunden werden.

operae pretium est, triplex quondam Mathematicorum genus inauditi generis miracula discretis exercuisse praestigiis.

Horum primi fuere monstruosi generis viri, quos gigantes antiquitas nominavit, humanae magnitudinis habitum eximia corporum granditate vincentes.

Secundi post hos, primam physiculandi solertiam obtinentes, artem possedere Pythonicam. Qui quantum superioribus habitu cessere corporeo, tantum vivaci mentis ingenio praestiterunt. Hos inter gigantesque de rerum summa bellis certabatur assiduis, quoad Magi victores giganteum armis genus subigerent, sibique non solum regnandi ius, verum etiam divinitatis opinionem consciscerent. Horum utrique per summam ludificandorum oculorum peritiam, propios alienosque, variis rerum imaginibus callebant, illicibusque formis veros obscurare conspectus.

Tertii vero generis homines ex alterna superiorum copula pullulantes, auctorum suorum naturae, nec corporum magnitudine, nec artium exercitio respondebant. His tamen apud delusas praestigiis mentes divinitatis accessit opinio.

Übrigens würde es leicht sein, in andern Mythologien die hier zum Grunde liegende Idee, nur anders entwickelt, nachzuweisen, eben weil sie die Urgeschichte deutlich genug enthält. Die wilden, in Höhlen wohnenden Menschen beraubten und drängten das Volk, bis die Helden auftraten, Fürsten, die es vereinigten, schützten und bildeten und jene Riesen unterdrückten. So ward der Name der Helden und Riesen getrennt, der ursprünglich derselbe war: Recke.

Unter den letzten sind diejenigen gemeint, die aus den Zeiten der Völkerwanderungen ihre Entstehung herleiten, wo ein allseitiges Drängen die Völker vermischte, unter denen auch nordische Helden standen[1]). Für ihre Thaten blieb ihnen billig der Ruhm in den Gesängen ihres Volks. So finden wir die Verrätherei der Chriemhilde, die schwer zu besiegende Brynhylde, den hörnernen Siegfried, Ermanaricus Schicksal, Attila, und damit den Heldenkreis des deutschen Epos wieder.

Die Nibelungen und Burgunden sind auch hier zwei berühmte Stämme, unter dem Namen der Wolsungen und Giukungen (Niflungen) bekannt, die in dem alten Geschlechtsregister vorkommen[2]). Die frühste Erwähnung derselben enthält die longobardische Geschichte des Paulus Diaconus (aus dem achten Jahrhundert), nach ihm wählten sich die Longobarden einen König aus dem berühmten Geschlecht der Giukungen[3]). In der Sammlung der ältern Edda befinden sich zwei Lieder, die ganz eigentlich diesen Cyklus zu berühren scheinen, aber noch nicht gedruckt sind, nämlich: Brynhilldar-Quitha[4]) oder Sigurdrifu-mal und Gudruna Quitha. In den andern schon gedruckten fehlt es nicht an Hindeutungen, wie in Hyndlu Liod: S. 331.

Alle stammen
von Jormunrekur,
Sigurdurs Eidam, (durch Svanhilda Sigurds Tochter)
Horch was ich sage,
Des grimmen Wolsungen,
Der Fafnern erschlug.

[1]) So ist in dem Nibelungenlied ein Iring von Tennemarche (7907) [1965,1] Hawartes Mann (8040) [2006,3]. Er kämpft an Etzels Hof und hat das gute Schwert Wasechen [1988,4].

[2]) S. Fundinn Noregur p. I, 11 u. 12. In den Nordiska Kämpe Dater.

[3]) Res Longobard. I, 14. Mortuis interea Hor et Ayone ducibus, qui Longobardos a Scandinavia eduxerant et usque ad haec tempora rexerant, nolentes iam ultra Longobardi esse sub ducibus, regem sibi ad ceterarum instar gentium statuerunt. Regnavit igitur super eos Agelmundus, filius Ayonis, ex prosapia ducens originem Gungincorum, quae apud eos generosior habebatur. — Agelmundus fieng nach Tiro Prosper (450) im Jahr 389 zu regieren an.

[4]) Einen prosaischen Auszug desselben enthält wahrscheinlich die Wolsunga Saga Cap. 39. S. 84.

Gunnar und Haugne,
Giukäs Erben!
So auch Gudruna
ihre Schwester.
Nicht war Guttormur
Giukäs Geschlechtes:
Aber doch war er
beider Bruder.

In der jüngern Edda hat sich schon mehr erhalten. In den letzten Capiteln derselben wird die Geschichte des Sigurd und der Gudruna (so heisst im Norden Chriemhilde, und diesen Namen führt Frau Uote, ihre Mutter), freilich nur kurz erzählt. (S. Beilage I.) Snorro nahm, als er die Edda sammelte, einiges aus diesem Cyklus auf und verband es mit der Götterlehre, wozu es eigentlich nicht gehörte, weshalb es auch hier erwähnt werden musste.

Ausführlicher, poetischer, aber übereinstimmend, so dass die Edda nur als ein Auszug gelten kann, enthält eigends die Wolsunga Saga das nordische Nibelungenlied (Cap. 22. ff.). Eingeleitet ist es durch die Erzählungen von den Wolsungen, deren erstes Entstehen an die Götter geknüpft ist und welche die Ahnherrn Sigurds des Schlangentödters sind. Die reizende Dichtung von der Auslauga, der Tochter Sigurdurs, die in einer Harfe fortgetragen wird, macht die Verbindung mit den andern, dem Norden allein zugehörigen Dichtungen aus, denn ihr ferneres Leben kommt in der Saga von Regner Lodbrock vor, der sich mit ihr vermählt.

Weiter gehört die Norna Gesters Saga hierher. Gestur, ein wunderbarer dreihundertjähriger Sänger, tritt vor den König Nafur und singt die Thaten jener Zeiten, bei denen er selbst zugegen gewesen. Da ergreift er seine Harfe und schlägt darauf das Lied von Gunnar und hernach von den alten Künsten der Gudruna, welches niemand vorher gehört hatte [1]). Dann erzählt er von Sigurd und Brynhilde. Es ist ein Theil der ganzen Dichtung, und wiewol übereinkommend mit dem vorigen, doch

[1]) Wolsunga Saga. p. 5. 6. tekur Gestur horpu sina — oc slaer tha Gunnars slag best, oc at lycktum slaer hann Gudrunar brogd hinu fornu, thau hofthu menn ecki fyrr heyrt.

von einem andern Punkt angefangen und beendigt und eben darum sehr merkwürdig. Was hier ausgelassen, wird durch anderes, dort fehlendes ersetzt, dahin die Erwähnung des Kriegs zwischen den Giukungen und Sigurd Hringur (Cap. 6.), welcher dem Kampf Siegfrieds mit den Sachsen (Nibel.-L. 4. Abent.) entspricht.

Dieses sind die Sagen, welche den Heldenkreis ausführlich behandeln, aber auch durch andere zieht die Erinnerung daran in mannigfachen Anklängen. So in Alf Kämpars Saga heisst es S. 35:

Einen weiss ich
Gleichschnellen Held
Sigurd den König
Zum Schlosse Giukas.

Dann in der Halfdan Oescenssons Saga wird (Cap. 1.) Sigurds Abstammung erzählt; und in den Kenningar (Cap. Wpprune nockra konga heita.) sind auch die Niflungar genannt.

Wir übergehen es, die Verschiedenheit der nordischen Recension darzustellen bis ins Detail. Wie bei uns, so wurzelt auch hier die Dichtung in vaterländischem Boden, und alles ist eigenthümlich entfaltet und dunkelfarbiger, wie der Himmel, unter dem es gestanden. Brynhilde, deren Charakter in dem deutschen Gedicht nur einen leisen Anhauch von Zauberei hat, tritt bestimmt hervor als ein übermenschliches Wesen, als Walkyria. Sie lehrt Sigurd in einem geheimnisreichen Gesang die Runen. Zu diesem steht ihr Verhältnis hier ganz anders. Sie hatten früher in Verbindung gelebt, und Aslauga ist die Frucht ihrer heimlichen Liebe; nachdem sie erfahren, dass er sie betrogen, rächt sie sich erst durch seinen Tod, dann mag sie auch nicht länger mehr leben[1]). Überhaupt, die Gesinnung ist wilder, heftiger geworden, die Grausamkeit entsetzlicher und umwindet wie eine Schlange ihr Opfer, die in die Wunden ihr Haupt senkt und sich fest frisst an dem Herzen, dass keine Macht der Töne sie mehr rühren kann. Schön ist es in dem deutschen Nibelungenlied und gewährt die Beruhigung eines vollendeten

[1]) Sie erzählt ihr Leben in dem schönen Gesang von ihrem Tode, welcher aus Norna Gesters Sage übersetzt ist: Beilage II.

Schicksals, wie der alte mildgesinnte Hildebrand endlich entrüstet wird gegen Chriemhilde und richtend gleichsam, das Racheschwert der verletzten Menschlichkeit führt; hier aber in unersättlicher Grausamkeit mordet sie ihre eigenen Kinder, ihren Gemahl und verbrennt ihr Volk, dass das Meer, wie zürnend, ihr den Trost des Todes versagt.

Bei so ganz einheimischer Gestaltung der Poesie, die nicht die herüberpflanzende Kunst eines Einzelnen geben kann, ist es schon unmöglich, an ein Abborgen zu denken. Dann aber sind in dem Norden, wie in Germanien, die frühen Spuren von der Existenz dieser Gedichte gezeigt, dass man den Moment des Entleihens bis in die Zeit ihrer Entstehung zurückschieben müsste. Denn wie will man es bei dieser Ansicht erklären, dass in Süden Jordanes, Paulus Diaconus, in Norden die Edda und die alten Sagen, in Deutschland das lateinische Gedicht von Attila, Saxo, die deutschen Poesieen des 12. und 13. Jahrh. denselben Cyklus zum Theil darstellen oder darauf hindeuten, immer aber verschieden und eigenthümlich? Vielmehr darf man es so betrachten, dass beide Völker durch Heerzüge und Kriege vereinigt, eine gemeinsame Poesie erwarben, die von dem Norden an durch ganz Deutschland sich ausdehnte bis nach Süden hin, so weit Deutsche gedrungen sind, und es wird genau gerechtfertigt werden können, was die nordische Dichtung von Sigurd sagt: sein Name geht durch alle Zungen von dem griechischen Meer bis nach Norden und wird wol bleiben, so lange die Welt steht[1]). Nur bei jeder Nation hat sie sich anders entwickelt und ist anders eingerückt worden in schon vorhandene oder entstehende Dichtung. Und hier fügen wir noch eine Stelle aus der Norna Gesturs Saga hinzu, welche klar und entscheidend den Beweis für unsere Ansicht führt. Der König fragt nämlich, auf welche Art Sigurd erschlagen worden, da antwortet

[1]) Wolsunga Saga. p. 56. og hans nafn geingur i ollum tungum fyrer nordann Gricklandshaf: og svo mun vera medann veroldinn stendur. Mit denselben Worten in der Wilkina Saga. p. 249. ferner in der Wols. S. p. 86. og hans nafn mun aldrej firnast i thiskre tungu, og a nordurlondum medann heimurinn stendur.

Gestur: [1]) „Die meisten Männer sagen, dass Gutthormur, Giukas Sohn, ihn mit dem Schwert durchstach, da er schlief in dem Bette der Gudruna“ (wie in der Wolsunga Saga. Edda) „aber deutsche Männer sagen, dass Sigurd erschlagen wurde im Walde; Schwalben hatten verkündigt, dass Sigurd und Giukas Söhne würden zusammen ausreiten, und dass sie ihn erschlagen würden“ (wie im deutschen Nibelungenl. mit einem dort unbekannten Zusatze) „doch, das wird überall gesagt, dass sie ihn tödteten, liegend und ungewarnt und betrogen in der Sicherheit.“

So verhält sich das deutsche Nationalepos zu dem nordischen, beide Dichtungen unabhängig neben einander. —

Es ist natürlich, dass, so wie überhaupt immer wieder mehr örtliche Volkssagen sich erzeugen, so auch Scandinavien aus seiner Geschichte und Mythologie ganz eigenthümliche erwachsen mussten. Sie stehen zu deutscher Poesie in keiner besondern Beziehung, und eine Erläuterung derselben gehört deshalb nicht hierher. Eine der vorzüglichsten ist die Hervarar Saga: wie der Fluch, der auf einem Zauberschwert ruht, sich erfüllt. Der Geist dieser Dichtung ist gross, aber finster, und es fehlt an der heitern, ruhigen Sinnlichkeit des Nibelungenlieds, an dem hellen Leben, das in diesem so gemessen fortschreitet. Hier drängt es in einer immerwährenden, gewaltsam zerstörenden Bewegung fort, und doch ist jene krampfhafte Berserkerwuth weniger muthig, als der stille Gedanke Hagens, mit welchem er die Schiffe zertrümmert nach der Überfahrt, damit keiner dem prophezeiten Schicksal entrinne.

VOLKSLIEDER.

Es muss hier von der Sammlung dänischer Volkslieder geredet werden, die unter dem Titel Kiämpe Viiser (Kämpfer-Lieder) bekannt sind. Es bedarf wol keiner besondern Ent-

[1]) Norna Gest. S. p. 18. Gestur svarar: su er flestra manna saugu, at Gutthormur Giuka sun lagdi hann med sverdi igegnum sofanda i saeng Gudrunar, en thydverskir menn seigia Sigurd drepinn hafa verit uti a skogi enn igdurnar sogtho sva, at Sigurder oc Giuka syner heftho ridit til things nockurs, oc tha draepi their hann. Enn that er allsagt, at their vogu at honum liggiandi oc uvorom, oc sviku hann i trygd.

schuldigung, dass diese allgemein auf Scandinavien bezogen werden, da in der Zeit ihrer Entstehung der dialektmässige Unterschied der nordischen Sprachen noch weit unbedeutender war, als er jetzt, und was uns von schwedischen Volksliedern zu Gesicht gekommen, ganz im Geiste dieser dänischen ist.

Man kann diese Lieder in folgenden Eintheilungen übersehen: Heldenlieder aus der alten Nationaldichtung; Liebeslieder und Märchen; endlich historische.

Die erstern sind ungleich die wichtigsten. Es sind durch diese Sammlung noch mehrere Lieder gerettet, welche die Helden der Nationaldichtung besingen und deren Entstehung in die frühsten Zeiten zurückgeführt werden muss. Zwar wurden sie erst im 17. Jahrhundert gesammelt und in etwas modernisirt, dennoch aber unterscheiden sie sich sehr bestimmt durch eine alterthümliche ungelenkere Sprache von den übrigen. Ihr Stil ist einfach, etwas herb zu nennen, aber dieser Mangel an zierlicher Anmuth wird durch eine Grossheit ersetzt, die einen poetischen Sinn nicht leicht unberührt lassen wird. Wunderbar und tiefsinnig ist ein Lied, wo der junge Held zu dem Grabe seines Vaters hingeht und ihn aufweckt aus dem Tod, dass er ihm seine Waffen und Kampf herausreiche; und wo wird die Anhänglichkeit und Treue eines Thiers rührender erzählt, als in dem Lied, wo Dieterich den Löwen von dem Lindwurm erlöst? [1]) Ein anderes beschreibt eine Hochzeit, wo noch die ganze Riesenwelt auftritt in ihren ungeheuren Verhältnissen, und nur ein einziger kleiner Christenmann darunter. Der Verrath der Chriemhilde (die wieder diesen Namen führt) ist der Inhalt von drei Liedern, jedes verschieden, jedes aber in dem Geiste jener Poesie, die mit wenigen, aber bedeutenden Zügen, wie ein steinernes Bild unvergänglich, aus jener Heldenzeit herüber blickt [2]). Hier ist es die Insel Huen, auf der Chriemhildens

[1]) Übersetzt in der Zeitung für Einsiedler No. 6. [20. April, 1808. S. 47—48; wiederholt in den Altdänischen Heldenliedern, 1811, S. 13—17].

[2]) Die Beilage III. enthält eine treue Übersetzung dieser merkwürdigen Lieder. Das erste stand schon, aber nach Rücksichten verändert und abgekürzt in der Zeitung für Einsiedler [18. Juni. St. 23. S. 182—184] und erscheint hier vollständig. Die Vergleichung dieser drei Lieder kann aufs neue

Burgen nach den vier Weltgegenden stehn und wohin sie ihre Brüder zum Verderben lockt; auch die Entwicklung, das Streuen der Erbsen, über die Hagen hinstürzen muss, nachdem er versprochen, nicht wieder aufzustehn, wenn er einmal gefallen sei, ist neu, aber ganz nordisch [1]). So erzeugt sich die alte Sage immer wieder, wie der Mensch, der sie bewahrt, in erneuter und veränderter Gestalt.

Das Verhältnis dieser Lieder zu deutscher Poesie wird sich leicht bestimmen lassen. Es ist oben erläutert worden, dass die ursprüngliche Form des Nationalepos das Lied war, das auch noch immer fortdauerte, während jenes grösser zusammengesetzt war, eben so ist der Beweis geführt worden, dass solche Lieder in Deutschland existirt haben, allein sie mussten untergehn, wie eine neue Zeit das Andenken an die alte zerstörte, keine Schrift aber ihrer Aufbewahrung zu Hilfe kam. Es gab eine Zeit, wo diese Lieder von der Chriemhilde und Dietrich von Bern allgemein verbreitet waren; für das 12. Jahrhundert spricht die oben citirte Stelle aus dem Saxo Grammaticus, der die Geschichte der Chriemhilde allbekannt (notissima) nennt, für die spätere aber Goldast [2]), der ausdrücklich sagt, dass solche Ge-

darthun, wie ein Volkslied immer dasselbe bleibt und immer auch verschieden und örtlicher geworden ist. So stehen in dem dritten einheimische Helden, wie Guncelin und Obbe Jern unter den andern. Görres macht die an sich scharfsinnige Bemerkung, dass die Accommodation von dem Scalden Thiodolf herrühren könne, allein sie ist darum unwahrscheinlich, weil ein Volkslied sich selbst dichtet und anpasst, und dann wäre für die beiden andern Lieder noch der Verfasser zu suchen, die zu verschieden sind, um von demselben herzurühren. Übrigens habe ich den Rest des ersten Lieds, der hier mitgegeben ist, nicht für untergeschoben, sondern für unnöthig noch daran geschoben erklärt, da in den Volksliedern ein sehr richtiges Gefühl für solche natürliche Einheit sich zu finden pflegt. Der Beweis liegt darin, dass in den beiden andern Liedern dieser Anhang gänzlich fehlt.

[1]) In der Fyrbiggia Saga wird ähnlicher Weise eine glatte Ochsenhaut ausgebreitet, damit der eingesperrte Held falle, wenn er aus dem Gefängnis breche.

[2]) In praefatione Tomi II. constitutionum imperial. redet er von Dietrich: nemo princeps, cuius quidem memoria superest, Theutonorum carminibus celebratior ullus fuit, quae passim adhuc a vulgo nostrate in Germania, Dania, Suedia et Hungaria decantantur. Sein Zeugnis scheint unverdächtig, da diese dänischen Lieder nun entdeckt sind und in Ungarn noch wirklich jetzt unter dem Volk Lieder von Attila sein sollen.

sänge, wie in Germanien, so in Dänemark, Schweden und Ungarn lebten. Was in Deutschland verloren wurde, das hat sich in dem mehr concentrirten Norden durch eine früher darauf gelenkte Aufmerksamkeit erhalten. So vermögen wir gleichsam im Wiederschein darin zu erkennen, was wir sonst besassen, und es ist halb unser Eigenthum, das uns eine Übersetzung zurückgeben würde. Wie wenig sie oft im Einzelnen von der deutschen Sage abweichen, das kann eine Vergleichung des Lieds von dem Kampfe Wittichs und des Riesen Langbein mit der Wilkina Saga darthun [1]). Das bekannte Lied von dem alten Hildebrand wird auch in dieser Sammlung gefunden, aber merkwürdig als eine Übersetzung des deutschen, die übrigens gut gelungen ist.

Nur schliesse man darum nicht auf eine zweifelhafte Originalität der übrigen, dieses Lied unterscheidet sich deutlich durch eine gewandtere und rundere Sprache, wie durch die verschlungenen Reime, die der Übersetzer zum Theil durchgeführt hat, dann aber kommen noch andere Romanzen aus dem Deutschen übersetzt hier vor [2]); anderer Gründe, wie die ganz nordische Ansicht, die ihnen zum Grunde liegt, nicht zu gedenken.

Was die Märchen und Liebeslieder betrifft, so ist hier versammelt, was die Poesie Anmuthiges hat an Scherz, Kindlichkeit, Liebreiz, Zauberei, Freude und Trauer, in den einfachen und rührenden Worten, mit welchen das Volkslied spricht. Ihre Betrachtung liegt nicht in den Grenzen dieser Abhandlung [3]).

Dies ist auch der Fall mit den historischen Liedern. Sie enthalten meist die Thaten der dänischen Könige vom 12. bis zum 16. Jahrhundert und haben oft den Charakter einer schon strengeren historischen Meldung. Doch fehlt es nicht an kräftiger Darstellung und poetischen Zügen, und sie verdienen darin den

[1]) S. Zeitung für Einsiedler No. 30 [12. Juli, S. 237—240 und Altdän. Heldenl. S. 17—23] und Wilkina Saga Cap. 176.

[2]) Das Lied vom Ritter aus Steiermark. Kämpe Viiser S. 440.

[3]) Erst weniges ist durch Herders Übersetzung bekannt, wir hoffen in kurzem dem Publikum eine vollständige übergeben zu können.

Vorzug vor ähnlichen Liedern in den deutschen Chroniken. Merkwürdig darunter ist ein Lied von dem Auszug der Longobarden nach Italien, worin auch die Geschichte des Alboin und der Rosamunde vorkommt, wie beim Paulus Diaconus.

ÜBERSETZUNGEN.

Die geographische Lage des Nordens musste seine Aufmerksamkeit nach Süden und zunächst nach Germanien lenken. So finden wir schon in dem 12. und 13. Jahrhundert, dass häufig Reisen dahin unternommen, am häufigsten von den nördlichsten Bewohnern desselben, von den Isländern. Bei solchen Unternehmungen, die aus Wissbegierde entstehn, ist eine Aufmerksamkeit auf fremde Sitten, mithin auch auf fremde Poesie sehr natürlich. Ein Volk, das in Masse feindlich durch ein fremdes Land zieht, bekümmert sich wenig um die Gebräuche desselben, und allzeit sind es einzelne Unterrichtete gewesen, die fremde Weisheit geholt; so auch waren die schon früherhin häufigen Züge der Normänner nach Deutschland ohne Wirkung gewesen, und erst nachher führten Gebildete, selbst Priester, die deutsche Poesie in den Norden ein.

Man kann die nordischen Übersetzungen in solche eintheilen, deren Originale entweder deutsche Nationalpoesie oder romantische Rittergedichte waren, und ziemlich gleich damit ist die Unterscheidung, ob sie aus dem Munde des Volks oder aus Büchern genommen.

Bei weitem am wichtigsten ist die erste Klasse. Hier finden wir ein Buch, welches den Cyklus deutscher Nationalsagen gesammelt hat, wie sie noch im 13. Jahrhundert im Munde des Volks waren, die Wilkina Saga.

Über die Entstehung dieses merkwürdigen Buchs theilte der Herausgeber Peringskiold eine Stelle aus der Handschrift der Blomsturwalla Saga mit[1]): „Des Königs Dietrichs Historie

[1]) At konung Thidreks historia hafwer förstst skrifwen i Tyskland, och sedan införd til Norige af Mester Biörn i Nidaros, hwilken war biskop i Norige, och på konung Håkon then gamles tiugunde regements åhr vthreste med

sei zuerst geschrieben in Deutschland und hernach in Norwegen eingeführt durch Meister Biörn aus Nidaros; welcher war Bischof in Norwegen und in König Håkon des alten zwanzigstem Regierungsjahr ausreiste mit des genannten Königs Tochter Christine zum Kaiser Friedrich in Spanien, welcher sie vermählt mit seinem Bruder Heinrich, und bei eben dieser Hochzeit hörte Meister Biörn diese Abenteuer in deutscher Sprache lesen, welcher sie darauf mit sich nach Norwegen nahm, und sie beginnen vom Ritter Samson aus Humlunga oder Aumlungaland, König Dieterichs Grossvater.“ Håkons zwanzigstes Regierungsjahr fällt in das Jahr 1240, und es passt genau, wenn man bemerkt, dass das älteste Manuscript der Wilkina Saga, wie Peringskiold sagt, vom Jahr 1245 ist, ein anderes auf Pergament von 1255. Mit dieser Angabe der Blomsturwalla Saga stimmen mehrere Stellen des Buchs selbst überein, die anzuführen interessant sein wird. 1) In der Vorrede heisst es: [1]) „Diese Sage ist eine der ersten, die es gab in deutscher Zunge, und sie sagt von dem König Dieterich usw.“ Dann: [2]) „Diese Sage ist zusammengesetzt aus Sagen deutscher Männer und genommen aus den Gesängen, an denen sich reiche Männer vergnügten, und welche von den alten Zeiten erzählten, von welchen gesagt wird in diesen Sagen; und diese Gesänge waren gesetzt nach Art der Singweisen in unserm Land.“ 2) Cap. 231 wird von der Jagd im Waslaungu Wald erzählt: „Iron Jarl ritt nun aus gen Brandinaborg mit seinen

bemaͤlte konungs dotter Kristin, til Keiser Fridric i Spanien, hwilken gifte henne til sin broder Henric; och i samma broͤllop hoͤrde Mester Bioͤrn laͤsas på Tyska tungo maͤlet thetta åfwentyr, som han sedan foͤrde hem med sig til Norige, og begynnes om Samson riddare i Humlunga eller Aumlungaland, Konung Thideriks farfader.

[1]) Thessi Saga er ein af hinum staerstum sogum er giordar hafa verid i Thyskri tungu.

[2]) Tessi Saga er sett epter sogu Thyskra manna, enn sumt af kvaedum theim er skemta skal med rikum monum, og so forn ad ort woru epter theim tidendum sem seigir i thessare sogu. Enn thesse Kvaede eru septt epter thvi sem Kväda-hätter er i voru Lande. (Man bemerke hier die Bedeutung von skemta, es ist dieselbe, welche oben bei der Edda als die richtige angegeben wurde. So auch Ihre glossar. Svio-goth. skaemta iocari.)

Hunden; und das ist gemeldet in den Sagen, dass kein Mann mochte bessere Windhunde haben als er hatte [1]). Zwölf waren die allerbesten, die sind alle genannt in den deutschen Gesängen.“ 3) Cap. 363. Wie Dieterich mit den Nibelungen kämpft: [2]) „Nun gieng Thidrikur aus zum Streit, und ist gesagt in den deutschen Liedern, dass die blutigen Männer nicht gering waren, die zusammen kamen in den Kampf des Thidrekur und des Niflungar, und wie weit in der Burg gehört wurde, Ekisax singen in den Niflunga Helmen.“ 4) Cap. 367. Es wird bei dem Kampf in Hunnenland (in Susa) gesagt: [3]) „So sagen deutsche Männer, dass kein Streit berühmter sei in den alten Sagen, als dieser;“ dann: [4]) „hier muss man die deutschen Männer erzählen hören.“ Endlich: [5]) „Männer haben uns auch dieses gesagt, die geboren waren in Brimum und Mönsterborg (Bremen und Münster), und keiner wusste etwas von dem andern, und sagten alle ein Gleiches aus, und das meist, so wie die alten Lieder sagen, in deutscher Zunge, was grosse Männer in der Vorzeit in diesem Lande gethan haben.“

Es ergiebt sich aus diesen Stellen deutlich die ganze Anordnung des Buchs, wie nämlich die einzelnen vorgesungenen oder vorerzählten Gedichte zusammengeschoben wurden. Diesem entspricht auch völlig die innere Einrichtung des Werks. Ohne eben bestimmt angeben zu können, wo ein einzelnes Gedicht

[1]) Tolf voru enir bestu hundar their er allir ero nefndir i Thydskum Kvaedum.

[2]) Nu geingur Thidrikur ofan a straetid, oc sva er sagt i Thydeskum Kvaedum, at thar var blaudum manni eige vaert er saman komu i vig Thidrikur oc Niflungar, oc sva vida hoyrir umm borgina hverso Eckisax syngur i hialmum Niflunga.

[3]) Sva seigia Thydeskir menn, at einginn orusta hefur verid fraegri i fornsogum helldur enn thessi.

[4]) Hier ma nu hoeyra frasogn Thydeskra manna.

[5]) Their menn hafa ofs oc sagt fra thessu er faeddir hafa verid i Brimum eda Moensterborg, oc einginn theirra vissi deili a odrum, oc sagdu allir a eina leid fra, oc er that mest eptir thvi sem seigia fornkvaedi i Thyderskri tungu, er giort hafa storir menn um stortitendi er i thessu landi hafa ordit.

anfange oder aufhöre (was deshalb nicht angeht, weil, wie schon bemerkt wurde, die Originale selbst in keine bestimmte Grenzen geschränkt waren, sondern frei herausgehoben aus dem grossen Kreis), so erkennt man doch leicht die Fugen, wo die Erzählung angerückt wurde. So ist das Nibelungenlied noch besonders eingelegt (Cap. 319. ff.), und wie in dieses Cap. 325 bis 331 ohne Zusammenhang nur eben hineingeworfen sind, bemerkt sich leicht. Ja, die ganze Anordnung ist so wenig künstlich und versteckt, dass sich Wiederholungen und Widersprüche finden, wie sie in den Volkssagen selbst entstehn, und die der Sammler unschuldig und treulich mit aufnahm [1]). Diese Bemerkung ist auch darum nicht unwichtig, weil sie beweise, dass der Sammler ohne Verfälschung und Accommodation aufgeschrieben; er entschuldigt auch in der Vorrede fremde Worte mit dem ausländischen Ursprung dieser Sagen.

Zu diesen Zeugnissen, die aus der innern Einrichtung des Buchs sich ergeben, können wir noch andere, in mancher Rücksicht merkwürdige äusserliche hinzufügen, aus welchen auch die Existenz der Gedichte in Deutschland im zwölften Jahrhundert bewiesen wird, von denen uns nichts mehr übrig, und die sich indirect hier erhalten haben. In dem Gedicht nämlich: de prima Attilae exped. werden schon die festen Waffen des Weland gerühmt:

V. 961. Et nisi dura Vuelandia fabrica giris
Obstaret, spisso penetraverit ilia ligno.

Dieser Weland (Wieland, Vater des Wittich, von welchem oben die Stelle aus dem Tristan und dem Nibelungenlied

[1]) Beispiele sind folgende: Cap. 40 wird Ecka erschlagen, Cap. 160 sein Wappen und Ansehn wieder beschrieben. Cap. 150 wird der König von Niflungaland Aldrianus genannt und Hogens Erzeugung erzählt. Cap. 51 kommt es noch einmal vor als etwas ganz Neues, und der König heisst hier Irungur. Cap. 150 werden Aldrians Kinder genannt, drei Söhne und eine Tochter Gunnar, Gernoz, Gilser und Grimilldur. Cap. 151 werden sie wieder als etwas Unbekanntes angeführt, und zwar ein Sohn mehr: Gudzormur (der Guttormur der nordischen Recension). Cap. 65 wird der Markgraf von Bechelar Rodolfur genannt. Cap. 267 ff. in der Nifl. 5. aber Rodingeir offenbar dieselbe Person, ob sie gleich Peringskiold in dem Register für zwei verschiedene ausgiebt.

redet[1])) ist der Velint in der Wilkina Saga ein kunstreicher Schmied, der köstliche Waffen arbeitet, und dessen Geschichte Cap. 18—30 erzählt wird. Das deutsche Gedicht von ihm muss noch in spätern Zeiten nach Zeugnissen (z. B. im Anhang des Heldenbuchs) vorhanden gewesen sein. — Dann findet sich in der Eneidt des Heinrich von Veldeck (blühte um 1180) folgende Stelle:

> V. 5691. Her sante ym auch eyn gut swert (Vulkan dem Aeneas)
> das scharffer vnd harter was,
> den der gute vckesachs,
> nach der mere myming,
> nach der gute nagelring.

Sämmtlich berühmte Schwerter, die in der Wilkina Saga vorkommen [2]).

Betrachten wir, wie die Wilkina Saga sich zu den nordischen Nationaldichtungen verhalte, so erscheint sie zwar als eine fremde Dichtung, aber nur in dieser Form nicht materiell. Es wiederholte diese übersetzte Sage wenigstens dem grössten Theil nach, was die einheimische schon erzählt hatte. So kommt Sigurds Jugendgeschichte hier nach der deutschen Recension vor [3]). Eben so das Nibelungenlied, doch auch im Detail abweichend von derjenigen, die wir besitzen, welche wahrscheinlich älter ist. Dieses Verhältnis drückt auch der Sammler in der Vorrede deutlich aus, indem er sagt: „Nor-

[1]) Man sieht leicht ein, dass jene Stellen auch hierher gehören und die hier angeführten dorthin, wegen ihrer doppelten Beweiskraft, indem sie einmal die frühe Existenz solcher Gedichte in Deutschland, dann die Identität mit denen in der Wilkina Saga darthun, wovon hier die Rede. Mit dieser Bemerkung wollte man nur diejenigen hier anführen, welche allgemeinere Hindeutungen enthielten.

[2]) Myming ist Mimmung, Velints Arbeit, das Schwert zerschnitt, wie Gramur in der Edda, schwimmende Flocken und noch mehr. Wilk. S. Cap. 23. Uckesachs ist Eckisax, Eckas Schwert, das schon vorhin genannt ist, es zerfrass den Stahl. Wilk. S. S. 101. Naglhring hatte der Zwerg Alfrikur (Alpris, Alberich im Nib.-L.) geschmiedet und in neun Königreichen das Wasser, das es hart machen konnte, gesucht, bis er es in Trega fand. Wilk. S. S. 100.

[3]) Zur Vergleichung mit der Edda übersetzt in der Beilage IV.

männer haben auch zusammengesetzt einen Theil dieser Sagen“ [1]). So nämlich verstehe ich diese Stelle.

Noch verdienen die Punkte einige Betrachtung, von welchen aus wir die Wilkina Saga zu berücksichtigen haben.

Erstlich hat sich darin, wenn auch nicht vollständig, doch sicher der grösste Theil des altdeutschen Heldencyklus erhalten. Wir können daher, wenigstens dem Inhalte nach, das Verlorne, und was noch aufzufinden ist, bestimmen. Denn freilich die schöne rhythmische Einkleidung ist untergegangen durch das Übersetzen und vieles von der reichen poetischen Darstellung der Nationaldichtung, aber immer noch liest sich diese prosaische Auflösung an einigen Orten, wo sie umständlich geblieben, z. B. in der Erzählung von Vilint, sehr gut. Sodann zeigt sich darin der Zustand, in welchem die deutsche Nationalpoesie im dreizehnten Jahrhundert gewesen. An den Höfen noch lebte ihr Gesang, und unter dem Volk wurde die Sage erzählt und merkwürdig übereinkommend wurde sie an entfernten Orten gehört, wie alles die vorhin ausgehobenen Stellen bezeugen. Endlich resultirt daraus ein neuer Beweis für das Verhältnis der Nationaldichtung zu der romantischen, wie es oben erläutert worden ist. Diese stand eben zu der Zeit, wo das Buch gesammelt wurde, in ihrer höchsten Blüthe und dennoch war sie so wenig übergegangen zu dem Volk, dass hier auch keine Spur von ihrem Dasein gefunden wird [2]), und daran darf man doch nicht denken, dass der Sammler kritisch zu Werk gegangen wäre. Merkwürdig ist auch, dass auf die Begebenheiten des Ottnit und Wolfdieterich nirgends angespielt wird; König Rother kommt zwar dem Inhalt nach vor, aber durchaus nicht in dieser südlichen Gestalt, ein sicherer

[1]) Nordmenn hafa og samansett nokurn hlut sogu thessarar.

[2]) Zwar kommt der König Artus vor mit seiner Tochter Hildur, aber gar nicht in einem Verhältnis, das in der romantischen Poesie dargestellt wäre. Vielmehr will hier Dieterich von Bern mit Hildur sich vermählen. Es scheint, dass Artus, unabhängig von romant. Poesie, in Deutschland und in dem Norden bekannt war, denn in der Samson Fagres Saga tritt er auch auf, und Aventin erzählt eine Volkssage von ihm. — Eben so wenig ist der König Salomon von Frankreich aus französischen Gedichten genommen.

Beweis, dass er niemals in solcher den Deutschen national war [1]).

Ob andere Sagen, welche diesen Cyklus zu berühren scheinen, wie die Blomsturwalla, Floamanna und Magus Jarl Saga, Übersetzungen oder Originale enthalten, kann nicht entschieden werden, da sie bis jetzt nur in Handschriften existiren; indessen scheint die erstere nur hierher zu gehören [2]). — Eine Übersetzung des kleinen Laurin in das Neudänische mag aus der Bearbeitung desselben im Heldenbuch entstanden sein, sie ist in demselben Silbenmasse und nur im Ganzen abgekürzt [3]).

Die zweite Klasse begreift die Übersetzungen aus der romantischen Poesie. Hier hat sich Scandinavien nicht weniger thätig bewiesen als Deutschland. Im Verzeichnis der in Handschriften sich befindlichen isländischen Sagen (denn gedruckt ist noch nichts davon) stehn auch die Gedichte von Carl dem Grossen, Tristan, Apollonius von Tyrland, Fortunat, Melusine, Parcival, Alexander dem Grossen, Flos und Blankeflos, Magalone usw., aus welchen zum Theil die spätern dänischen Volksbücher mögen entstanden sein. Der Nutzen, welcher sich aus diesen Bearbeitungen schöpfen liess, wäre eine vollständigere Kenntnis der romantischen Poesie, indem sich hier manches könnte erhalten haben, was verloren gegangen, wie die Erecks Saga, von welcher Rudolf von Montfort im Wilhelm von Orlienz spricht, wenn sie nicht auch noch in Frankreich vorhanden.

[1]) Das Verhältnis der Deutschen zu jenen constantinopolitanischen Sagen fordert eine eigne Untersuchung, die hier nicht gegeben werden kann. Nur das bemerke ich, dass bei einer richtigen Ansicht die Frage sich leicht beantwortet, wie in dem Morolf und Rother dieselbe Erzählung sein kann.

[2]) Peringskiold sagt von dieser, dass sie von König Ermanrek, Samson, Dieterich von Bern und Ake Orlungatrösts Sohne erzählte, in etwas verschieden von der Wilkina Sage, welche Abänderung vom nordischen Übersetzer herrühren könne; von der Floamanna Saga aber, dass sie zum Theil in den beiden Edden sich befinde.

[3]) En saare lystig Kronike om den beromte Kong Laurin, en Kämpe, kuns tre Warteer hoj. Kjobenhavn 8. Volksbuch.

So haben wir es versucht, in der nordischen Poesie die Punkte aufzufinden, in welcher sie in Berührung steht mit der deutschen, und wo sie sich gegenseitig durchdringen, das Resultat scheint keinem Zweifel unterworfen, dass nirgends her grössere Aufklärung zu erwarten sei, als von dieser Seite. Schon darum wird das Studium der nordischen Poesie (das bisher grösstentheils nur auf die Mythologie sich beschränkte), nothwendig, allein auch abgesehen davon, verdient sie eigends mit Aufmerksamkeit betrachtet zu werden. Es ist in der That eine merkwürdige Erscheinung, bei diesem verhältnismässig so kleinem Volk eine solche, nach allen Richtungen hin ausgebildete Poesie zu finden, der wol an innerer Vollständigkeit keine an die Seite gesetzt werden kann. Denn welches moderne Volk hat einen solchen Kreis erhalten, in welchem Mythologie, Epos, Sittenlehre, Geschichte (schon im dreizehnten Jahrhundert), Lieder fast ohne Lücke nach den Stufen entwickelt, welche die Cultur in ihrem Fortschreiten zu bilden pflegt, dastehn? Wir können kaum etwas mehr von Bedeutung dagegen stellen, als das Nibelungenlied, wobei es nur erfreulich, dass gegen die Vollendung und Herrlichkeit desselben dort nichts gehalten werden kann. Es wird überhaupt bei Betrachtung der nordischen Literatur von neuem klar, wie gedeihlich ein festes Zusammenhalten eines Volks ist, wo alle Kräfte, nicht getheilt durch mancherlei Wallungen, nach einem Punkte zu ernstlich forttreiben. Nur dann mag ein fruchtbares Blühen werden. Indem der deutsche Geist nach allen Welttheilen sich ausdehnte und sie zu umfassen strebte, verschwand in den ungeheuren Grenzen, die er zog, der Erwerb seiner Väter, als klein und gering, und damit die Vorliebe und Achtung, die ihm gebührte. So musste sich auch bei der Geschichte der Poesie die sonderbare Eigenthümlichkeit deutscher Literatur wiederholen, dass erst die aller andern Völker sorgfältig untersucht wurde, ehe man anfieng von der einheimischen etwas wissen zu wollen.

BEILAGEN.

I.

ZWEI UND SIEBENZIGSTE FABEL.

VON REIGENN UND SIGURDUR, DEM SCHLANGEN (FOFFNER)- TÖDTER.

Reigenn fuhr zum König Hiälffreck und ward sein Schmied, da erhielt er zu ernähren den Sigurdur, Sohn des Sigmundar Wolsung und der Hiordysar Tochter des Eylima, der alle Könige, die Heere anführeten, übertraf an Geschlecht, Kraft und Muth. Reigenn sagte ihm, wo Foffner auf dem Gold liege, und rieth ihm, das Gold zu nehmen. Da machte Reigenn ein Schwert, das er Gramur hiess, aus dem Bruche des Schwertes Sigmundar Wolsungs, das so scharf war, dass Sigurdur mit ihm Reigenns Ambos zerhieb; und sodann hielt es Sigurdur nieder in das rinnende Wasser, und es theilte entzwei eine Wollenflocke, als der Strom sie gegen die Schärfe trieb, und er konnte kein besseres Schwert finden. Hernach fuhr Sigurdur und Reigenn auf die Gnythaheide, da machte Sigurdur eine Grube in den Weg, wo Foffner kroch. Und als Foffner nach dem Wasser sich wand und zu der Grube kam, da legte Sigurdur das Schwert entgegen, und war das sein Tod. Kam da Reigenn und sagte, Sigurdur habe seinen Bruder durchstochen, und gebot ihm das zur Sühne, dass er sollt nehmen das Herz Foffners und es verzehren bei dem Feuer; und Reigenn legte sich nieder und trank Blut des Foffner und legte sich zu schlafen. Und als Sigurdur ass das Herz und fühlte, ob es völlig gar sei, und die Fettigkeit rann aus dem Herzen an seine Finger, da bracht er die Finger in seinen Mund, und das Herzblut kam auf seine Zunge, da erkannte er der Vögel Stimme und verstand, was die Schwalben sagten, die auf dem Baum sassen, da sprach eine:

Da sitzt Sigurdur, schweissbedecket,
Foffners Herze beim Rauch er isst.
Weise dünkt es mir, lösen die Ringe,
Und von dem fliessenden Blute zu trinken.

Da sang die andere:

Da lieget Reigenn, redet wol mit sich,
Will thun Falsches ihm, der ihm doch traut,
Bringt voll Zornes, bös' Wort zusammen,
Will trügend der Schmied, rächen den Bruder.

Da gieng Sigurdur zum Reigenn und durchstach ihn und sodann zu seinem Ross, das Grana hiess, ritt zu, bis er kam zur Höhle Foffners, zog aus das Gold, theilt es in Bündel und legt es auf den Rücken des Grana, nahm den Zaum und wollte es leiten. Und Grana wollte nicht fortgehen, Sigurdur wusste, was es verlangte, da stieg er auf den Rücken des Pferds, und Grana lief da, als wäre es ledig, und das Gold, so es trug, war so viel, dass Sigurdur glaubte, dass nicht möchten mehr tragen drei oder vier Rosse. Daher ist das Gold genannt: Foffners Bett und Granes Last.

DREI UND SIEBENZIGSTE FABEL.

VON SIGURDUR.

Sigurdur ritt nun seinen Weg immer fort, bis er kam gen Hindarfiall, da fand er ein Haus, und schlief eine Frau darin, die hatte Helm und Panzer an. Er nahm das Schwert und schnitt ihr den Panzer ab: da erwachte sie, und hiess sie Hildur, da ward sie genannt Brynhildur [1]) und war eine Walkyria. Sigurdur ritt von dannen und kam zu einem König, der wurde genannt Giucke, seine Frau hiess Grymhilldur, ihrer Kinder waren vier: Gunnar, Hogne, Guttormur und Gudruna, da verweilte Sigurdur lange Zeit. Da gab Grymhilldur ihm einen Trank, dass er nicht verlangte nach Brynhildur, der hatte er mit einem Schwur gelobet, sie zu heirathen, und empfieng da Gudrunar, Giucks Tochter, und Gunnar und Hoger machten die Fahrt mit ihm und Brüderschaft; zunächst fuhr Sigurdur und die Guikingar zum Atla, dem Sohne des Budla, und warben um Brynhildur, seine Schwester, zur Frau des Gunnar, sie sass in Hindarfiall, und war in ihrem Saal, der mit unverlöschlichem Feuer umgeben war (Wafurloga), und sie hatte das Gelübde gethan, den Mann allein zu nehmen, welcher sich getraute, durch das Feuer zu reiten, da ritten Sigurdur und die Giukungar, die auch Niflungar genannt werden, zu dem Felsen und wollten durch das Feuer reiten; er hatte das Ross, das Gion (Gote) hiess, und sein Ross getraute nicht durch das Feuer zu laufen, da vertauschten Sigurdur und Gunnar ihre Farbe (Angesicht) und ihre Namen, denn Grana wollte unter keinem Manne gehn, als unter Sigurdur, da stieg Sigurdur auf Grana und ritt durch das Feuer und den Abend gieng er zum Brautlauf mit Brynhilde. Und da er ins Bett kam, zog er das Schwert Gram aus der Scheide und legte es zwischen sie, und am Morgen stand er auf, da gab er Brynhillde zum Geschenk einen Goldring, den Loke abgezogen hatte dem Andvara [2]), und zog ihr einen

[1]) D. h. gepanzerte Hildur.

[2]) S. Dämesaga 70.

andern Ring ab zum Kennzeichen. Sigurdur nahm sein Ross und ritt zu dem Berge zurück und vertauschte mit dem Gunnar wiederum die Farbe, und Brynhildur fuhr mit dem Gunnar zu dem König Giuke.

Sigurdur hatte zwei Kinder mit der Gudruna, Sigmund und Svanhillda.

VIER UND SIEBENZIGSTE FABEL.

VON GUDRUNA UND BRYNHILDUR UND DEM MORDLICHEN TODE SIGURDURS.

Es geschah einsmals, dass Brynhildur und Gudruna zum Wasser giengen, ihre Haare zu waschen, und da sie kamen zum Arennar, da stieg Brynhilldur von dem Lande zuerst in den Fluss und sagte, sie wolle nicht auf ihr Haupt das Wasser bringen, das aus den Haaren der Gudruna rinne, da sie hätte einen muthigen Mann, da gieng Gudruna in den Fluss nach ihr und sprach: sie müsse vor ihr das Haar in den Fluss thun, da sie einen Mann hätte, der nicht geringer sei, und kein anderer in der Welt tapferer wäre, denn er habe Foffner und Reigenn besiegt und das Erbe von beiden genommen. Da sprach Brynhildur: mehr war das werth, dass Gunnar ritt durch das unverlöschliche Feuer, und Sigurdur getraute nicht, da lachte Gudruna, und sprach: glaubst du, dass Gunnar durch das unverlöschliche Feuer ritt, ich glaube, dass der bei dir schlief, der mir diesen Ring gab, und der Goldring, den du an der Hand hast und zum Geschenk erhieltst, der ist genannt Andvara Nautur, und ich glaube, dass nicht Gunnar solchen in die Gnythaheide brachte; da schwieg Brynhildur und gieng heim und darnach rieth sie dem Gunnar und Hogne, den Sigurdur zu erschlagen, und sie schwuren ihr erst einen Eid, dann riethen sie ihrem Bruder Guttormur, den Siegfried zu erschlagen; der durchstiess den schlafenden Sigurdur mit dem Schwert, und als dieser die Wunde empfand, da warf er das Schwert Gram nach Guttormur und schnitt ihn mitten entzwei. Da starb Sigurdur und sein dreijähriger Sohn Sigmundur, den sie auch erschlugen, hernach durchstach sich Brynhildur mit dem Schwerte und ward verbrannt mit Sigurdur, und Gunnar und Hogne nahmen Foffners Erbe und den Ring des Andvara und beherrschten das Land.

FÜNF UND SIEBENZIGSTE FABEL.

VON DEM KÖNIG ATLA, DER DIE GIUCKUNGA SCHLUG.

König Atla, Sohn des Budla und Bruder der Brynhildur, empfieng da Gudrunar, so Sigurdur gehabt hatte, und hatte acht Kinder. Atla

bat zu sich Gunnar und Hogne, und sie fuhren zu der Hochzeit. Und ehe sie von heim weg fuhren, da verwahrten sie das Gold, Foffners Erbe, in dem Fluss Reyn, und das Gold wurde hernach nicht mehr gefunden. Und König Atla hatte ein Heer gesammelt und bekriegte Gunnar und Hogna und nahm sie gefangen. König Atla liess das Herz schneiden aus Hognas Brust, und war das sein Tod. Gunnar liess er in die Gewürmerhöhle werfen, und ihm ward eine Harfe zugeschickt, die er mit den Zähnen schlug, da die Hände ihm gebunden waren, so dass alle Würmer einschliefen, ausser eine Natter, die zu ihm kam und also in seine Brust sich einbiss, dass sie ihren Kopf in die Wunde steckte, und an der Leber hieng, daran er starb. — Gunnar und Hogne werden Niflungar und Giukungar genannt und das Gold, Nifflunga Schatz oder Erbe, item Nynar-Metall und Nifflunga Streit.

SECHS UND SIEBENZIGSTE FABEL.

VON GUDRUNA.

Bald darauf erschlug Gudruna ihre zwei Söhne und liess machen mit Gold und Silber Becher aus ihren Schädeln; und als geschah die Bestattung der Niflungar, da liess zu diesem Gastmal Gudruna dem König Meth in diese Becher schenken, und war gemischt mit dem Blut der Söhne, und ihre Herzen liess sie bereiten, und dem Könige geben zu essen, und da das geschehen war, sagte sie es dem König mit harten und grausamen Worten; nicht verfehlte der Meth zu wirken, so dass das meiste Volk schlief, das da sass. In dieser Nacht gieng sie zum König, als er schlief, mit ihrem Sohne Hogna und schlug auf ihn, und war das sein Tod. Da legte sie Feuer in die Burg und verbrannte das ganze Volk, das darin war. Darnach fuhr sie zum Seeufer und lief in das Meer und wollte sich ertränken. Und die Winde führten sie über, da kam sie ans Land, das der König Jönakur hatte, aber wie sie kam, brachte er sie zu sich und nahm sie zum Weib, und hatte drei Söhne mit ihr, die hiessen Saurle, Hamder, Erpur, die waren alle schwarz, wie Raben an den Haaren, gleich Gunnar und Hogne und die übrigen Giuckungar oder Nifflungar. Da wurde aufgezogen Svanhilldur, Tochter des Sigurdur, die war aller Frauen schönste.

II.

NORNA GESTERS SAGE. CAP. 8.

Einer der Hofmänner fragte, wie Brynhildur sich betragen? (nach dem Tode Sigurds), Gestur antwortete: sie erschlug acht Diener und fünf ihrer Frauen, darauf durchstach sie sich mit einem Schwert und bat, dass man sie mit diesen zu dem Holzstoss führe und verbrenne; und so geschah auch. Sie wurde gefahren in einem Wagen, bedeckt mit Goldzeug und Purpur, und sie glänzte überall von Gold und so ward sie verbrennt. Da fragten sie den Gestur, ob Brynhildur nicht gesungen bei ihrem Tode? Er antwortete, dass es wahr sei. Sie baten ihn, das Lied zu singen, wenn er könne. Da sprach Gestur: Brynhilde wurde gefahren zu dem Holzstoss auf dem Todesweg und vorbeigeführt an einer nahen Bergklippe, da wohnte ein Riesenweib (Gygur), die stand in der Thüre der Höhle und hatte ein Kleid von Thierhaut an und war schwarz von Angesicht; sie hatte eine Waldstange in der Hand und sprach: diese will ich zu deinem Brand legen, Brynhildur, auch wäre es besser, du würdest lebendig verbrannt, deiner Unthaten willen, dass du liessest erschlagen Sigurd, den Schlangentödter, einen so hochberühmten Mann. Oft war ich ihm günstig und darum will ich über dich ausrufen rächende Worte, dass dich alle verabscheuen, die solches von dir sagen hören, darauf sang Brynhildur und das Riesenweib gegen einander, und das Riesenweib hub an:

Dahin sollst du
wandeln nicht
durch meiner Burg
Felsenwände.
Besser ziemet dir
Borten zu wirken,
als zu schauen hier
unsere Höhlen.

Was willst du schauen,
aus Vallandi
wackelndes Haupt,
meine Wohnung?
du hast den Wölfen,
die zu dir kamen,
vielen, zur Speise
Mannsblut gegeben.

Da sang Brynhildur:

Lästre mich nicht
Weib aus dem Felsen:
ob ich gewesen früh
unter Seeräubern.

Der aber däucht mir
unter uns grösser,
der meines edlen
Geistes kundig.

Das Riesenweib sang:

Du bist Brynhildur
Budlas Tochter,
mit Zeichen, ungünstig
zur Welt geboren.

Du hast Giukas
Kinder verdorben,
und ihr Erbgut
hast du zerstreut.

Brynhildur sang:

Ich will sagen dir
wahre Worte,
vielgrimmes Haupt!
magst du's wissen,
Wie mich machten
Giukas Erben
allverhasset
und eidbrüchig.

Mich liess von Harm,
der zornige König,
Atlas Schwester,
wohnen beim Eichbaum.
War zwölf Winter da
(wen's lüstet zu wissen),
als dem jungen König
Eide ich schwur.

Ich liess alten
Gygias Bruder,
Hialmgunnar, dann
zur Hölle gehn.
Gab Sieg dem Jüngling
Andur dem Bruder:
Da ward mir Odin
Zornig am meist.

Schoss in das Haupt mir,
Die vom roth und weissen
Schilde bedeckt war,
Schlafbringenden Pfeil:
und hiess zerstören
den mein Schlafen,
der keiner Art
Schreckens kundig.

Liess um den Saal mein
Südwind wehen,
Gipfel brennen
flammende Lohe:
Dann hiess er den Degen
hinüber reiten,
wenn er führe zu mir
Foffners Gold.

Auf Grana reitet,
erworben das Gold,
der Herrliche, hin wo
thronte mein Vater.
Ward da geachtet
der beste aller
Dänischen Räuber,
hoch in Ehren.

Wir schliefen zufrieden
in einem Bett,
Gleich ob er mein Bruder
geboren wäre;
keiner vermochte
über den andern,
in acht Nächten,
die Hand zu legen.

Da lästert mich Gudrun,
Giukas Tochter,
dass ich in Sigurds
Arme geschlafen.
Da ward ich innen,
was ich nicht wollte,
dass sie betrogen mich
im Wettkampfe.

Mögen mit Streiten
Förderhin lange
Weiber und Männer
im Leben sein.
Wir sollen werden
nicht mehr getrennt
wie ehmals, Sigurdur!
Fort mit dir, Gygur!

Da schrie das Riesenweib entsetzlich und lief in die Berge.

III.

DAS ERSTE LIED VON FRAU CHRIEMHILD UND DEM HELD HAGEN.

Das war die stolze Frau Chriemhild, die liess mischen den Meth zur Hand:
sie entbot zu sich die raschen Ritter aus allem fremden Land.

Sie bat sie zu kommen ohn Weilen, zum Kampf wol und zum Streit. —
Das war der Held Hagen, der verlor seinen jungen Leib.

Das war der Held Hagen, der gieng aus zum Strand;
fand da den Fährmann wol an dem weissen Sand.

Hör du guter Fährmann, o fahr mich über den Sund:
ich geb dir meinen guten Goldring, er wieget wol funfzehn Pfund.

„Ich fahre dich nicht übern Sund, all für dein Gold so roth:
kommst du in Huenilds Land, da bleibst du geschlagen zu todt.“

Das war der Held Hagen, der sein Schwert auszog;
das war der unselige Fährmann, dem er das Haupt abschlug.

Er streift den Goldring von seinem Arm, er gab ihn Fährmanns Weib:
das sollst du haben zur Liebesgabe für Fährmanns jungen Leib.

Da gieng der Held Hagen auf und ab an dem Strand;
fand da eine Meerfrau, die ruht auf dem weissen Sand.

Heil dir! Heil dir! liebe Meerfrau, du bist ein künstlich Weib,
komm ich in Hvenilds Land, kann ich behalten meinen Leib?

„Burgen hast du mächtig und schön; auch vieles Gold so roth:
kommst du in Huenos Land, dort wirst du geschlagen zu todt.“

Das war der Held Hagen, der schnell sein Schwert auszog:
das war die unselige Meerfrau, der er das Haupt abschlug.

So nahm er das blutige Haupt, warf es hinaus in den Sund,
schleudert den Leib darnach, da sammelt sich beides im Grund.

Herr Grimmer und Herr Germer trieben das Schifflein vom Lande mit Muth,
zornig war ihnen das Wetter, und mächtig des Meeres Fluth.

Zornig war ihnen das Wetter, und mächtig des Meeres Fluth,
entzwei gieng in des Held Hagen Hand das eiserne Ruder gut.

Entzwei gieng das eiserne Ruder stark in des Held Hagen Hand,
mit zwei vergoldeten Schilden steuerten sich die Herren zu Land.

Da sie nun kommen zu Lande, da zogen sie ihre Schwert;
da stand so stolz eine Jungfrau, die sah sie schon auf der Fahrt.

Sie war schmal in der Mitte, nach rechtem Masse lang,
kurz war sie am Leibe, sie übt einen Jungfrauengang.

Sie gehen zu der Nordburg hin, wo pflegte zu stehen die Thür:
wo ist denn nun der Pörtner, der warten sollte hier?

Hier da ist der Pörtner, er liegt zum Vogt und Schirm:
„wüsst ich, woher ihr kommen wärt, eur Botschaft trag' ich gern."

Hierher sind wir gekommen, wol über drei Acker Land,
Frau Chriemhild ist unsere Schwester, sei in Wahrheit dir bekannt.

Hinein kam da der Pörtner, stellt vor die Tafel sich hin;
er war klug im Reden, konnt fügen seiner Worte Sinn.

Er war klug im Reden, konnt fügen viel gut seine Wort:
„Da halten zwei so vollbürtige Mann aussen vor der Port,"

„Da halten zwei so vollbürtige Mann aussen vor der Port;
der eine führt eine Fiedel, der ander einen vergoldeten Helm."

„Er führet nicht die Fiedel irgend für Herren Lohn,
von wannen die sind kommen, die sind zwei Herzogensohn."

Das war die stolze Frau Chriemhild, sie wickelt ihr Haupt in das Kleid,
so geht sie in den Burghof und lädt ihre Brüder herein:

„Wollt ihr gehen in die Stube und trinken Meth und Wein?
Ein Seidenbett, wenn ihr wollt schlafen, und zwei Jungfrauen mein."

Das war die stolze Frau Chriemhild, sie wickelt ihr Haupt in das Kleid,
so geht sie in die Steinstube vor allen ihren Mannen ein:

„Hier sitzt ihr all' meine Mann, trinkt beides, Meth und Wein,
wer will bestehen Held Hagen, allerliebsten Bruder mein?"

„Wer diesen Preis will erwerben, schlag Held Hagen zu todt,
er soll herrschen in meinen Burgen und gewinnen mein Gold so roth."

Darauf antwortet ein Kämpfer, ein Vogt wol über das Land:
den Preis will ich gewisslich vereinen mit deiner freien Hand,

Den Preis will ich erwerben, ich schlag Held Hagen zu todt;
so herrsch' ich über deine Burgen und über dein Gold so roth.

Dazu sprach Folquar Spielemann, mit seiner starken Eisenstange,
ich werde dich schon finden, eh du kannst zu mir gelangen.

Er schlug auf den ersten Schlag funfzehn Kämpfer, die da lagen:
„Hei! Hei! Folquard Spielemann, wie rührst du den Fiedelbogen!“

Also schlug er die Kämpfer, eine Brücke davon er macht,
Und die war beides breit und lang, gar gross Unruhe sie bracht.

Zu oben waren die Häute, zu nieden die Erbsen klein,
das machte, dass Held Hagen der allererst fiel hin.

Und da der Held Hagen wollt wiederum aufstehen:
„Halt du nun lieber Bruder, du weisst wie die Sachen gehn.“

„Halt nun du allerliebster Bruder mein, du hältst deine Treue so sehr;
das erste du mögest zur Erde fallen, du wollest aufstehn nimmermehr.“

So getröstet ward Held Hagen, er wollte nicht brechen sein Wort;
Er stand auf beiden Knieen, da er empfieng die Todeswund.

Doch schlug er drei Kämpfer, die waren nicht von den geringsten,
so gieng er hin nach Hammer, seines Vaters Schatz zu finden.

Doch war das Glück so freundlich ihm, er empfieng Jungfrauengunst;
das war die stolze Huenild, mit der zeugt er einen Sohn.

Ranke hiess der Kämpfer, er rächte seines Vaters Tod.
Chriemhild erstickt die Hungersangst bei Nidings Schatz ohne Brod.

So zog er aus dem Lande fort nach Bern in die Lombardei:
bei dänischen Mannen war er da und liess sein Mannthum sehen.

Seine Mutter blieb daheim zurück, davon Huen seinen Namen empfieng.
Unter Ritter und unter Kämpfer der Ruf da weit ausgieng.

DAS ZWEITE LIED VON DER FRAU CHRIEMHILD UND IHREN BRÜDERN.

Das war die stolze Frau Chriemhild, die liess beides brauen und mischen;
da war so mancher freie Held, sie gebot nach ihm zu schicken:

Sie bat sie kommen zum Kampfe, sie bat sie kommen zum Krieg:
da sollte so mancher freie Held verlieren seinen jungen Leib.

Das war Held Hagens Mutter, die träumte so wunderlich:
wie ein gut Ross gestürzet, das wollt man ausreiten für ihn:

„Der Traum der hat zu bedeuten, lieber Sohn, behalt's in dem Sinn;
hüt dich vor deiner Schwester, die ist so rasch und schlimm."

Das war der Held Hagen, der ritt aus zu dem Strand,
fand da ein Meerweib, das lag auf dem weissen Sand:

Sag mir du, gutes Meerweib, du bist eine Wahrsagerin weis:
soll ich streiten in Huenilds Land und besiegen die Kämpfer mit Preis?

„Höre du, Held Hagen, du bist ein Ritter stark,
genug Lande hast du selber, darzu gross Ehr und Gewalt."

„Du hast beides, Silber und Gold, dazu auch Burgen und Festen:
kommst du in Huenilds Land, da geht dir's nicht zum besten."

„Gewalt hast du und grosses Gut, darzu viel Gold so roth,
kommst du nach Huen im Jahr, so wirst du geschlagen zu todt."

Das war der Held Hagen, der zürnt bei den Worten so viel;
er schlug das arme Meerweib, dass zur schwarzen Erd' es fiel.

Da liege du hier und ruhe, Wahrsagerin hässlich und träg,
viel gut weiss ich mich zu wehren, zu finden über Kämpfer den Sieg.

Da ritten zwei gar herrliche Mann, da aussen vor der Port,
die waren gekleidet in Seide, ihre Ross eilten springend fort.

Sie schlugen an die Porte, das schallt in das Schloss hinauf:
wo bist du Pörtener, warum lässt du nicht auf?

Darauf antwortet der Pörtner unter dem Kleide so listig und fein:
„vor meiner Fraue darf ich nicht einen Fremden lassen herein.“

Er gieng zur Frau Chriemhild, er fragte sie sofort:
„da halten zwei Ritter, die bitten mich, zu öffnen alsbald die Port?“

Da antwortet ihm Frau Chriemhild, das ist der Spielmann Folquar,
das ist der Held Hagen, beid' meine Brüder fürwahr.

Da giengen Frauen und Jungfrauen hinab, zu schauen der Ritter Gang,
die waren schmal in der Mitte, nach rechtem Masse lang.

Das war die stolze Frau Chriemhild, schlug über von Scharlach ihr Kleid,
so gieng sie in den Hof hinab und bat die Helden herein:

Hier ist Sitt und Burgstubenrecht, dass keiner Schwert darf tragen,
mich dünket, das so übel geschah seit König Siegfried ward erschlagen.

„Ich schlug den König Siegfried mit meiner eignen Hand.
Ich schlug auch König Ottelin, er war so stark ein Mann.“

„Meinen guten Panzer verlor ich da und auch mein graues Pferd,
als wir im kalten Winter vor Troja lagerten.“

Sie folgte ihnen in den Saal, zu hundert ihren Kämpfern,
um die zwei Ritter standen sie all mit gezogenem Schwert in den Händen.

„Ist hier kein Kämpfer drunter, der gegessen hat mein Brod,
der getraut meinen Bruder zu schlagen, ich geb' ihm Gold so roth.“

Da das hört Folquard Spielemann, wie schnell übern Tisch er sprang;
das Schwert fuhr ihm aus der Scheide, die Thür aus den Angeln sank.

Da nahm er die starke Stahlstange, wie fröhlich ward er da!
er schlug wohl funfzehn Kämpfer mit Mannthums Kraft und Schlag.

Eya! nun geht mein Fiedel recht, sagt Folquard Spielemann:
da schlug der Held Hagen wohl zwanzig in einem Gang.

Das war die stolze Frau Chriemhild, die ward erzürnt so sehr:
„viel besser musst du bleiben daheim, als dass du reitest hierher.“

„Hier werden hundert Wittwen, eh du lässt ab vom Streit,“
da sprach zu ihr Held Hagen: das hast du selber bereit’t.

Das war des Held Hagen, lüftet den Helm am Haupte sein:
„ich brenne also sehre unter den Eisenhänden mein.“

„Ich bin beides, matt und müde von ganzem Herzen mein:
gieb, guter Vater im Himmelreich, hätt’ ich ein Horn mit Wein.“

Und seinen Helm hob er sich ab, er trank vom Männerblut:
in nomine domini, das war Held Hagens Wort.

Nun liegen todt zur Erde all’ die Chriemhilden Mann,
das hat Held Hagen alles mit seinem Bruder gethan.

„Gott gnade dir, Folquard Spielemann, du liegst als Leiche dabei,
du hast gebraucht deine gute Stahlstang, und das in aller Treu.“

Vier und zwanzig fielen für einen da, sie konnten nicht stehen vor ihm,
er tödtet sie als ein Held, eh’ er zur Erde fiel hin;

„Ach, herzelieber Bruder, unselig ist diese Fahrt,
dass ich dich nun soll missen, mein Schicksal ist so hart.“

„Erleb’ ich einen Tag oder eine Nacht, eh’ die sich mögen enden,
so soll’s entgelten die Schwester mein, ich will sie tödten oder verbrennen.“

Das böse Schicksal kam, er ward dazu erschlagen. —
Chriemhilden liess König Hagens Sohn im Berge zu todt sich klagen.

DAS DRITTE LIED VON SELBIGER VERRÄTHEREI GRIMILDS GEGEN IHREN BRUDER.

Solche Kämpfer wie Held Hagen und seinen Bruder, den Spielemann,
wo man wohl solche finden und solche rühmen kann?

Bodild, Held Hagens Mutter, die trat da vor ihn hin:
dass die Fohlen all todt wären, däucht mir in meinem Sinn.

Viel gut kann ich Träum' errathen, dazu hab' ich Verstand:
kommt ihr in das Huenische Land, das schadet so manchem Mann.

Die Herren mochten ausreiten, wie der Strom rinnt brausend dahin:
eine Meerfrau haben sie funden, die schlief unterm Hügel grün.

Wach auf, wach auf, Meerfrau, du wunderschönes Weib:
ich zieh' in das Huenische Land, mag ich erhalten meinen Leib?

„Wend dich, wend dich, Held Hagen, du bist ein kühner Mann,
du hast so manche Burg mit Macht in deinem eignen Land.“

„Zieh heim du in dein eigen Land, dies Kämpferschwert lass fahren,
du kannst bei deiner Schwester nicht dein junges Leben bewahren.“

Das war der Held Hagen, der sein Schwert auszog,
das war die unselige Meerfrau, der er das Haupt abschlug.

Nun bin ich weis, nun bist du blau,
und ich zieh' in das Huenische Land, wenn guten Wind ich schau.

Da reiten herzu die Helden beid, sie finden des Fährmanns Haus:
steh' auf du, guter Fährmann, und geh' zu uns heraus.

Hör zu, was ich dir sage, du fahr mich über den Sund;
ich geb' dir meinen guten Goldring, der wieget wohl funfzehn Pfund.

„Behalt du selber, was du hast, mag nicht den Goldring dein,
ich komme nimmer in die Stadt, ich trage darum Pein.“

„Ich komme nimmer in die Stadt, ich leide darum Noth,
ich führ dich nicht über heut' am Tag, Frau Grimild mir's verbot.“

Held Hagen ward erzürnet, so sehr sein Herz und Muth,
er hieb dem Fährmann das Haupt herab, da roch so weit sein Blut.

So warf er das blutige Haupt wohl mitten in den Sund;
dann warf er den Leib darnach, betet: dass sie sich finden im Grund.

Herr Gynther und Herr Gerlof, die steuerten das Schifflein vom Land;
da sie kamen mitten in den Sund, da erhob sich das Wetter zur Hand.

Entzwei gieng da das Ruder in Folquard Spielemanns Hand;
Held Hagen steuert mit seinem Schild das Schiff mit Noth ans Land.

Da warfen sie ihren Anker wohl in den weissen Sand,
das war der Held Hagen, der trat zuerst ans Land.

Die andern harrten nicht länger mehr, ein jeder so er konnte aufs best
rüsteten sich männlich, Folquard Spielemann am meist.

Der Vogt, der stand da haussen, gieng hin auf der Zinne, gieng her:
„zu unserm Land sind kommen zwei so stolze Edelherrn.“

„Zu unserm Land sind kommen Kämpfer und so muthige Mann;
sie sind gekleidet in Eisen, ihre Rosse kommen springend heran.“

„Der eine führet einen Habicht, schimmert golden in seinem Schild,
der ander führt eine Fiedel, ein Herzogensohn so kühn.“

Auf da stand Frau Chriemild, sie fügt ihre Worte viel gut:
er führet keine Fiedel, noch Dienst vor Herrntisch er thut.

Das sind zwei frische Helden, edle Herzogskinder frei,
sie sind mir auch nicht unbekannt, wir sind Geschwister drei.

Das war der Graf Herr Guncelin, zu seinen Mannen er sprach:
„wir halten noch ein Rennen, Held Hagen kommt am Tag.“

„Wir wollen fechten mit ihm noch heut und schlagen sie allsammt zu todt,
so gewinnen wir seinen grünen Wald, darzu sein Gold so roth.“

Frau Grimild zu ihrem Bruder gieng, gross Falschheit war dabei:
ihr seid mir alle willkommen, Held Hagen nicht allein.

Da sprach der Held Hagen drinnen bei der Thür:
drum will ich euch bekämpfen, so ihr getrauet hier.

Es giengen aus die Gesellen, wie sehre sie da sprungen;
sie litten alle grosse Pein, die alten wie die jungen.

Entzwei gieng das gute Schwert in Folquard Spielemanns Hand,
da schaut er über sich an die Thür und fasst eine grosse Stahlstang.

Er schlug auf den ersten Schlag wohl sieben so rasche Hofmann:
in der Königin eigenem Namen, sagt er, nun wird meine Fiedel bekannt.

Nun gehet meine Fiedel, ihr tanzet und springet im Kreis,
mir wird unter meinem Panzerring vor grosser Arbeit heiss.

Das war Herr König Guncelin, der vor Grimilden trat:
hilf nun gegen diese harte Helden oder scheid von ihnen uns ab.

„Ihr schlaget nun meine guten Mann, all, denen ich gebe das Brot,
ihr lasset ja davon nicht ab, bis Folquard lieget todt.“

Hör du, Schwester Grimild, sie hauen mir tiefe Wunden,
du warst mir nimmer treu und gut, das hab ich jetzt befunden.

Ich habe nun gewachet in Tag und Nächten sieben,
ich räch' gewisslich meinen Tod, eh ich mein Leben verliere.

Mein theur Schwert ist verloren, mein gute Eisenstang entzwei,
meine Sorg wollt ich verwinden, könnt' ich fahn eine Waffe frei.

Da sprach der junge Obbe Jern, er stand so nah bei ihm:
„ich leihe dir mein gutes Schwert, mein Bruder hatt' es so lieb.“

„Mich däucht, du musst ein frommer Held und dazu viel stark sein,
das kann ich merken ohne Falsch am Fiedelbogen dein.“

Ich dank dir, junger Obbe Jern, du bist ein Kämpfer so reich:
ich und all die Brüder mein dienen dir mit aller Treu.

So hieb der Folquard Spielemann, dass man's hört unter den Wolken hoch hin;
viel lieber wollt' er männlich sterben, als schimpflich entlaufen und fliehn.

IV.

HUNDERT UND VIERZIGSTES CAPITEL.

Und zu dieser Stunde kam die Königin (Sisile) in Kindesnöthen und gebar ein schönes Kindlein, da nahm sie ihren Methbecher, einen Hafen von Glas, den sie gehabt, und wickelte das Kind in Kleider,

legte es in den Hafen und deckte es sodann sorgfältig zu und stellte ihn neben sich. — Nun stiess Artwin seinen Fuss an den Glashafen, dass er in den Fluss rollte. —

HUNDERT UND ZWEI UND VIERZIGSTES CAPITEL.

VON SIGURD.

Das kleine Fass rollte auf dem Fluss nach der See, und nicht lange, so schwamm es mit dem Strom in die See. Da rollte es auf einen Steinfelsen, und die See lief ab, dass es trocken lag. Das Kindlein war gewachsen Nachts in dem Glashafen, und als dieser wider den Felsen stiess, sprang er von einander und das Kindlein weinte. Nun kam daher eine Hindin, die nahm das Kindlein in ihren Mund und trug es fein zu ihrem Lager, wo sie zwei Junge hatte; da legte sie das Kindlein nieder und liess es trinken an ihr und erzog es wie ihre Jungen, und es war bei der Hindin zwölf Monde; da war es gross wie andere Kinder, vier Winter alt.

HUNDERT UND DREI UND VIERZIGSTES CAPITEL.

VON MIMER UND REIGINN.

Ein Mann hiess Mimer, der war ein Schmied, so kundig und künstlich, dass in dieser Arbeit niemand etwas gegen ihn vermochte, er hatte viele Gesellen bei sich, die ihm dienten. Er hatte eine Frau, und in neun Wintern, seitdem er sie erhalten, hatte sie kein Kind empfangen, und darüber härmte er sich. Er hatte bei sich einen Bruder, der hiess Reiginn, der war viel stark und unter allen Männern der schlimmste, und durch Zauberei ward er verflucht, dass er zu einem Wurm ward und es endlich dahin kam, dass er ward der erste und schlimmste aller Würmer, und er wollte nun jeden Mann tödten ausser seinen Bruder, der war der allerstärkste; und kein Mann wusste sein Lager, ausser sein Bruder Mimer.

HUNDERT UND VIER UND VIERZIGSTES CAPITEL.

VON MIMER UND DEM KNABEN SIGURD.

Nun geschah es eines Tags, dass Mimer beschloss, in den Wald zu fahren, Kohlen zu brennen, und beschloss, da zu bleiben drei Tage lang, und als er in den Wald kam, machte er ein gross Feuer an, und

als er stand einsam bei dem Feuer, da geschah es, dass ein Knabe kam, der schön war, und auf ihn zu lief. Er fragt ihn, was für ein Knabe er sei, aber der Knabe konnte nicht sprechen; da zog ihn Mimer zu sich und setzte ihn auf seine Kniee und legte Kleider auf ihn, denn er hatte keine Kleider an, da kam eine Hindin hergerennt und gieng zu Mimers Knieen und leckte an dem Antlitz und Haupt des Kindes, und aus diesem Anzeichen merkte Mimer, dass die Hindin das Kind aufgezogen hatte, und dafür wollte er die Hindin nicht erschlagen und nahm den Knaben und sorgte für ihn, und brachte ihn heim mit sich und beschloss, dass er ihn wolle zum Sohn annehmen, ihm einen Namen geben und Sigurd (al. Sigfrod) nennen. Nun wuchs der Knabe da auf, bis dass er neun Winter alt war, und er war so gross und stark, dass kein Mann ihm gleich war, er war so boshaft, dass er die Gesellen des Mimer schlug und misshandelte, so dass er seiner Gegenwart überdrüssig war.

HUNDERT UND FÜNF UND VIERZIGSTES CAPITEL.

VON SIGURD UND ECKIHARD.

Ein Gesell hiess Eckihard, der war der allerstärkste unter den zwölf Gesellen. Da geschah es eines Tags, dass Sigurd kam zu der Schmiede, darin Eckihard schmiedete. Nun schlug Eckihard dem Sigfrod mit seiner Zange an die Ohren, da zog ihn Sigfrod mit seiner linken Hand an seinem Haar so stark, dass er gleich zur Erde fiel, und nun liefen alle Schmiedegesellen hin und wollten helfen dem Eckihard. Aber Sigfrod schleppte ihn eiligst an die Thür und trug Eckihard nach sich an den Haaren, bis dass er kam zum Mimer, da sprach Mimer zum Sigurd: übel thust du, dass du willst schlagen meine Gesellen, die allzeit nützliche Arbeit thun, und du thust nichts, denn das übel ist, und nun bist du stark geworden und musst nicht weniger arbeiten als diese, und nun soll es dazu kommen, dass du sollst willig sein, und so du nicht willst, so werde ich dich schlagen, bis dass du aufgelegt wirst, die Arbeit zu thun, und nahm ihn an der Hand und führte ihn zur Schmiede. Nun setzte sich Mimer vor die Esse und nahm ein grosses Eisen und legte es ins Feuer, und Sigurd erhielt den schwersten Schlaghammer. Und als das Eisen war glühend geworden, zog er es aus der Esse und legte es auf den Amboss und bat Sigurd, es zu schlagen. Sigurd schlug auf den ersten Schlag so stark, dass der Amboss von einander sprang und in Stücken nieder fiel, und das Eisen zerriss, und die Zange brach entzwei, und der Hammer flog aus dem Stiel und sank weit hernieder. Da sprach

Mimer: nimmer sah ich solchen Hieb als diesen, und was sonst wird aus dir, du magst nicht nützen zur Arbeit. Nun gieng Sigurd zur Stube und setzt sich nieder bei seinem Pflegvater und sagte keinem Menschen, ob er Gutes oder Böses gethan.

HUNDERT UND SECHS UND VIERZIGSTES CAPITEL.

WIE SIGURDUR REIGINN ERSCHLUG.

Nun bedachte Mimer, dass ihm von diesem Knaben viel Unheil vorstände, und wollte dem vorkommen und gieng in den Wald, darin war ein grosser Wurm, und sagte, dass man ihm einen Gesellen gäbe, welchen er bitte, den Wurm zu erschlagen. Nun gieng Mimer heim, und den andern Tag sagte Mimer zu seinem Pflegesohn, ob er wollte in den Wald fahren und Kohlen brennen. Da sprach Sigurdur: wenn du mir wohl willst, wie du bisher gethan hast, so will ich hinfahren und will all die Arbeit thun, die du willst. Nun bereitete ihn Mimer zu dieser Fahrt und gab ihm Wein und Speise auf neun Tage, denn so lange sollte er ausbleiben, auch eine Holzaxt, und dann wies er ihn nach dem Wald, der ihm am besten däuchte. Da fuhr Sigurdur in den Wald und bereitete es zu um sich her und hieb grosse Stämme und legte sie in ein grosses Feuer, das er angemacht hatte. Da ward es Tag, und er setzte sich nieder zu seiner Speise und ass all seine Speise auf und unterliess auch nicht, auch den Wein zu trinken, wovon Mimer dachte, dass es ihm neun Tage reichen sollte. Da sagte er zu sich selbst: das weiss ich, dass kein Mann gefunden wird, den ich jetzt nicht schlage, wenn er zum Streit mit mir kommt, und ich glaube, dass der Kampf mit einem Manne mir nicht schwer würde. Und wie er geredet hatte diese Worte, da kam zu ihm ein grosser Lindwurm, und er sprach: nun kann ich bald meine Kraft versuchen, recht wie ich mir wünschte, und lief hin zu dem Feuer und zog heraus den grössten Stamm, der vom Brand glühte, und lief zu dem Wurm und schlug ihn an sein Haupt und schlug den Wurm nieder mit einer Wunde, und er schlug auf ein zweites mal den Wurm an das Haupt, und der Wurm fiel zur Erde, und nun schlug er auf ihn fort und fort, bis dass der Wurm todt war. Da nahm er seine Axt und hieb dem Wurm das Haupt ab und setzte sich dann nieder und war müde. Und als nun der Tag abnahm, da sah er, dass er nicht heim komme zur Abendzeit, und er wusste nicht, was er emphahen möge zu essen. Und es kam ihm endlich in den Sinn, den Wurm zu sieden und ihn zur Abendmahlzeit zu bereiten, und er nahm seinen

Kessel und füllte ihn auf mit Wasser und hieng ihn über das Feuer, nun nahm er seine Axt und hieb grosse Stücke, bis dass der Kessel voll war und ihm nichts fehlte zu seinem Essen; und als ihm däuchte, dass es gesotten war, steckte er seine Hände in den Kessel, worin es kochte, da verbrannte er sich an den Händen und an den Fingern, da steckte er sie in seinen Mund, um sie zu kühlen, und der Saft rann auf seine Zunge und in seinen Hals, da hörte er, dass zwei Vögelein, die auf dem Baum sassen, redeten, und er hörte, dass das eine sprach: besser wäre es, wenn dieser Mann wüsste, was wir wissen, da würde er heim fahren und Mimer erschlagen, seinen Pfleger, dafür dass er ihn verrathen hat zum Tod, wenn es so gegangen wäre, als er dachte, und dieser Wurm war Mimers Bruder, und wenn er Mimer nicht erschlagen will, so wird dieser seinen Bruder rächen und den jungen Gesellen erschlagen. Nun nahm er das Blut des Wurms und strich es auf sich und seine Hände, und allwo es hinkam, da ward es wie Horn. Da zog er seine Kleider ab und bestrich sich ganz mit dem Blute, wo er konnte hinreichen, nur bis mitten auf die Schulter mochte er nicht gelangen. Nun nahm er seine Kleider und fuhr sodann heim und hatte das Haupt des Wurms in seiner Hand.

HUNDERT UND SIEBEN UND VIERZIGSTES CAPITEL.

WIE SIGURDUR MIMER ERSCHLUG, SEINEN PFLEGER.

Nun war Eckihard haussen und sah, wie Sigurdur kam, und gieng zu seinem Meister und sprach: ja, Herr, nun fährt Sigurdur heim und hat das Haupt des Wurms in seiner Hand und er hat ihn erschlagen, und es ist nun nichts anders zu rathen, als dass ein jeder sich vorsehe, denn wären wir hier alle zwölf und wären unser um die Hälfte noch mehr, er würde uns doch alle zu todt schlagen, so zornig als er ist, und nun liefen sie alle in den Wald und verbargen sich. Aber Mimer gieng allein zu dem Sigurd und hiess ihn willkommen sein. Aber Sigurdur sprach: keiner von euch sei willkommen, bis dass du dieses Haupt wirst abgenagt haben, wie ein Hund. Mimer sprach: nicht sollst du das verlangen, was du sagst, ich will lieber büssen für das, was ich Übeles gethan gegen dich, ich will geben dir einen Helm und ein Schild und einen Panzer. Diese Waffen hab' ich dem König Hertind in Holmgard gemacht, und ein Ross will ich dir geben, das heisst Grani, das bei den Pferden der Brynhilldur ist, und ein Schwert, das Gramur heisst. Nun sprach

Sigurdur, das mag ich eingehen, wenn du das thust, was du gesagt, und nun giengen sie beide zusammen heim. Und Mimer nahm eine Eisenhose und bracht sie ihm, und er waffnete sich damit, und darnächst einen Panzer, welchen er über sich zog; sodann bracht er ihm einen Helm, den setzt er sich auf sein Haupt, und nun gab er ihm ein Schild, und waren diese Waffen alle so gut, dass man nicht finden mochte bessere. Nun reicht er ihm ein Schwert, und als Sigurdur erhielt das Schwert, da däuchten ihm gut die Waffen, und er hob das Schwert auf, so stark er konnte, und hieb den Mimer todeswund.

W. C. Grimm.

RÄTHSEL AUS DER HERVERARSAGA.

Berliner Abendblätter. [Herausgegeben von Heinrich von Kleist.] No. 19.
Berlin, den 23sten Januar 1811. S. 75—76.

Der König Heidrekur hat einem reichen Mann in Gothland, der Giestur heisst, der ihm Feind war und ihm seiner bösen Thaten wegen oft Unglück gewünscht hatte, die Wahl gelassen, entweder sich dem Urtheil seiner zwölf weisen Männer zu unterwerfen oder mit ihm in Räthseln zu streiten. In der Noth, da er durch beides gefährdet wurde, hört Giestur Abends an seiner Thüre pochen; ein Mann tritt ein, der ihm heisst, die Kleider mit ihm tauschen. Das geschieht, der Verkleidete geht nun an des Königs Hof, wird dort für den Giestur erkannt und will sich auf Räthsel mit dem König einlassen, der es nicht ahndet, dass es Othin ist, der vor ihm steht.

Ich wähle nur einige aus.

II. Giestur sprach: Heim fuhr ich gestern, sah ich auf dem Weg Wege: war da Weg unten, Weg oben und Weg in allen Wegen. Heidrekur, König, denk du an das Räthsel.

König antwortete: Gut ist dein Räthsel, errathen ist das. Da fährst du über eine Brücke, und Weg war unter dir nieden, und Vögel flogen über deinem Haupt und rund um dich: und war darum Weg auf allen Wegen.

III. G. sprach: Was ist das für ein Trank, den trank ich gestern? Das war nicht Wein, nicht Wasser, nicht Meth, nicht irgend eine Speise, fuhr doch durstlos davon? Heidrekur etc.

König antwortete: Errathen etc. Du lagst im Schatten, als der Thau war gefallen aufs Gras und kühlte dir deine Lippen.

IV. G. sprach: Wer ist der Schallende, er geht auf hartem Weg, ist oft vorher weggesprungen, oft küsst er, hat zwei Münde und zu Gold nur geht er? Heidrekur etc.

König antwortete: Das ist der Hammer, den hat der Goldschmied.

V. G. sprach: Was sind das für Mägdlein, sie gehen oft zusammen nach ihrer Natur, manchem Mann haben sie Leid gebracht?

König antwortete: Das sind Meer-Mägdlein (d. h. Wellen), und thun die manchem Mann Leid an und sind manche zusammen.

VI. G. sprach: Was sind das für Wittwen, die gehen alle zusammen, nach ihrer Natur, selten sind sie günstig den Männern und müssen im Winde wachen?

König antwortete: Das sind die Meeres-Töchter (die Wogen), die gehen stets drei zusammen, wenn der Wind sie aufweckt.

VII. G. sprach: Was sind das für Weiber, die gehen in kleinen Haufen (wie Wasser, das mit Schnee hin und wieder bedeckt ist), haben bleiches Haar und sind weiss geschleiert und achten auf nichts?

Heidrekur antwortete: Das sind die Meereswellen, die gehen rauschend und kämmen ihren weissen Scheitel auseinander und ihren bleichen Schleier: ihnen folgen immer Seemänner und sind achtlos.

IX. G. sprach: Was ist das für ein Thier, was ich drinnen sah, unter des Königs Thieren, hat acht Füsse und vier Augen, trägt die Kniee höher, als den Magen?

Heidrekur antwortete: Das ist ein klein Thier, das heisst der Gewebekönig (die Spinne).

X. G. sprach: Was ist das für ein wunderlich Ding, das sah ich draussen, hatte sein Gesicht zur Hölle gekehrt und seine Füsse zur Sonne hinauf?

Heidrekur antwortete: Das ist Spiess-Lauch, der hat Zwiebel in der Erde und Blatt zur Sonne.

[anonym.]

ANKÜNDIGUNG DER ALTDÄNISCHEN HELDENLIEDER.

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang III (1810) Intelligenzblatt No. III, S. 9—11.

[Mit Clemens Brentano und Achim von Arnim.]

Aus den Untersuchungen des grössten Alterthumsforschers wissen wir, dass die Iliade und Odyssee keineswegs Werk und Erfindung eines Menschen gewesen, sondern dass diese Bilder einer grossen Heldenzeit aus den allgemeinen Volkssagen in vielen Liedern und Gesängen in ein Ganzes zusammengetreten sind. Gleiche Resultate haben die Untersuchungen über den Ossian und über die Bücher des Moses geliefert, alle bestätigen uns die Erfahrung, dass solche Gedichte, wie die Geschichte selbst nie aus eines Menschen Kunst gebildet werden können. Wie herrlich ist es, in die Werkstätte der Natur zu sehen, wie sie arbeitet und die Elemente einer solchen Kunstwelt erschafft! Wer würde nicht entzückt sein, wenn er die Landschaft, die ihn selbst umgiebt, anschauen könnte, wie sie in frühern Zeiten gewesen, bis sie endlich die geworden, die seine Blicke erfreut, was würde uns unsere eigene Geschichte nicht sein, wenn uns alle Erinnerung früherer Zeit blieben? Wie selten diese Quellen der grössern Nationaldichtungen erhalten werden, sobald das grosse Gedicht erschienen, zeiget uns der Homer wie das Nibelungenlied und die Bücher Moses; wo es weniger vollendet und in anderer Sprache geschehen, wie beim Ossian, finden wir dagegen noch manche lebendige Überbleibsel, nirgends aber zeigen sich mehr Reichthümer von solchen Liedern, als da, wo das grosse Gedicht durch allgemeine Umwandlungen der Nationen oder durch Unkenntnis des Schreibens in seiner Aufbewahrung oder Verbreitung gehemmt wurde, wie in Dänemark, Norwegen, Schweden und Schottland. Die einzelnen altdeutschen

Gesänge sind nach und nach entdeckt, zum Theil in Fragmenten, viele aber sind verloren, auch diese Überbleibsel sind einer grossen Zahl Deutschen von neuem lieb und werth geworden.

In Dänemark finden wir dagegen eine Sammlung solcher alten Lieder, die durch einen glücklichen Zufall im siebzehnten Jahrhundert schon veranstaltet wurde. Eine dänische Königin wurde durch Sturm genöthiget, drei Tage auf der Insel Huen zu verweilen, wo sie sich an Tygo de Brahes Anstalten erfreute, noch mehr aber an den alten Liedern, welche der Geschichtsschreiber Anders Söfrensön Wedel zusammengebracht, ergötzte, dass sie ihn veranlasste, seine Sammlung zu vermehren, die im Jahr 1691 erschien und späterhin unter dem Namen Kämpe Viser bekannt wurde. Diese Sammlung übertrifft an Reichthum alles, was irgend ein neueres europäisches Volk, die Spanier etwa ausgenommen, aus so früher Zeit aufbewahrt hat. Ein Theil derselben hat für Deutschland die nahe Berührung, dass sie mit dem Geschichtskreise der Nibelungen, der allen germanischen Nationen eigen war, in Beziehung stehn, und deren Entstehung sich in die frühesten Jahrhunderte zurückzieht; in ihren Abweichungen zeigt sich schon das Charakteristische dieser Gegenden, das Märchenhafte, Wilde, Räthselhafte und Grauenvolle, das sich in den übrigen noch eigenthümlichern Liedern in einer ganz neuen Welt zeigt, voll zauberhafter Steine, Meere und Wolkenbilder, von einzelnen gewaltigen Menschen durchirrt und mit allen muthigen Abenteuern versucht und bestanden.

Noch jetzt ist im tiefen Norden zwischen Felsen und Meeren die Kinderstube unserer Poesie aufgebaut, wo die Riesenamme noch an der leeren Wiege sitzt und die alten Lieder singt, denn sie ist vor Alter blind geworden und isländisches Moos bedeckt ihre Augen; ihr Mann, der alte Bergriese, ist längst neben ihr eingeschlummert, Schnee bedeckt sein Haupt, und nur zuweilen, wenn er von den Kämpfen mit den Recken träumt, haucht er Feuer aus; das Kind aber war mit offenen Augen geboren und ist ihr davon gelaufen, ehe es noch ihre Künste abgelernt hat. Jetzt kommt es wieder zurück zu der

Alten, die von ihm erst verschmäht wurde, und die Alte ist noch freundlich und gesprächig, sie weiss nicht, dass es seine Muttersprache mehrmals vergessen und wieder gelernt hat. — Kaum können wir diesen Fabelkreis berühren, ohne auch zu fabeln; sei dieses ein Zeichen, wie uns diese Lieder zu Herzen gegangen, die hier in einer treuen und echt deutschen Übersetzung vor uns liegen, deren Mitgenuss wir allen unsern Deutschen recht bald wünschen. Die von Herder, der so vieles Herrliche angeregt hat, bearbeiteten Romanzen vom König Oluf und die zauberische Elvershöh, der Wassermann, der in Goethes Fischer steht, die hier in gemeiner Übersetzung sich auch wiederfinden, können jedermann einen Vorschmack dieser Dichtungen geben, die keineswegs, wie der dänische Titel besagt, bloss Heldenlieder sind, sondern in schöner Mannigfaltigkeit, in sinnreichen Märchen auch alle übrigen Verhältnisse der Menschen, häusliche und öffentliche, berühren. Wir erwähnen des Beispiels wegen die Mutter, die aus dem Grabe aufsteht, ihre von der Stiefmutter vernachlässigten Kinder liebzukosen und zu tränken; die vom Meermann geraubte Jungfrau, die der Bruder mit List aus dem Wasserschloss befreit; den dunkeln Raben, dem die Mutter ihr Kind versprochen, aber die Braut des Kindes fliegt mit der Schere in die Luft und zerschneidet allen Vögeln die Flügel, bis sie endlich den bösen Raben trifft; so die Geschichte von der schönen Königstochter, die Gut und Ehre an einen jungen armen Gesellen im Würfelspiel verliert, der sich aber alsbald als ein Königssohn ausweist. Für die Kenner des Percy fügen wir hinzu, dass mehrere der hier übersetzten, die eine sorgfältige Auswahl aus allen dänischen sind, sich den schönsten darin nahverwandt anschliessen, die englische Darstellung aber meist an reizender Erzählung und Originalität übertreffen, dass dagegen alle die zum Theil sehr langweiligen lyrischen Poesien, die Percy mitgesammelt, in dieser Sammlung ganz ausgeschlossen sind, wo alles Begebenheit und That ist.

Diese Übersetzung wird in unserer Buchhandlung erscheinen unter dem Titel: Altdänische Helden-Gesänge, Liebeslieder und Märchen, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg, Mohr und Zimmer.

ZU DEN ALTDÄNISCHEN HELDENLIEDERN.

Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg bei Mohr und Zimmer. 1811. 8. S. V—XL. 419—422. 545.

VORREDE.

Die Quellen einheimischer Poesie werden eben wieder aufgegraben, der Zusammenhang derselben mit den Dichtungen südlicher Völker offenbart sich immer mehr, gleicherweise ist eine Hindeutung nach dem Orient nicht weiter zweifelhaft: auf der andern Seite, was unabhängig von fremden Einflüssen auf eigenem Boden gewachsen, wird anerkannt, und so scheint es immer deutlicher zu werden, wie die Völker auf einander gewirkt, was sie gegenseitig sich mitgetheilt und was als selbstständiges Eigenthum einem jeden muss vorbehalten werden. Haben wir dieses vollständig erkannt, dann dürfen wir es wagen, dem Faden nachzugehen, welchen die alte Fabel gesponnen und in wunderbaren Kreisen und Figuren durch die Welt gezogen. Wie wäre es aber möglich, ohne dies Forschen nach ihren Völkerwanderungen das Leben der Poesie, ihre Entstehung und ihr Wachsthum zu begreifen? Wie wir die Form einer zarten Pflanze noch aus dem Eindruck, den sie in dem harten Stein zurückgelassen, so müssen wir nicht selten, was bei uns verloren, in einer Abbildung erkennen, die bei einem fremden Volk davon entstand, und die, wenn sie auch nur geborgte Strahlen zurückwirft, doch den alten Glanz ahnen lässt. Nach keiner Seite werden wir aber so natürlich hingewiesen, als nach dem Norden, und darum scheint es Zeit, die Aufmerksamkeit auch dahin zu lenken. Die Bahn ist erst wenig geebnet: die Mythologie war es meist, die man aufsuchte, oft nur, um ihr eine Ungerechtigkeit anzuthun und sich nach Beweisen für eine Ansicht umzusehen, die sie im Voraus für eine Nachahmung der griechischen und römischen ausgab, und welche kritische hiess. An die alte Dichtung hat man wenig gedacht, und doch hat die Sonne Homers auch über

diese Eisberge ihren Glanz und über die bereiften Thäler ihre Edelsteine ausgestreut. Zwischen einem wildkriegerischen, thatenreichen Leben, das in den frühen Zeiten meist in Seeräubereien zum Erwerb des Unterhalts oder in Heerfahrten bestand, welche die Nachbarn zur Tributpflichtigkeit unterwarfen, und zwischen einer müssigen Ruhe und Unthätigkeit war das Dasein der Nordländer getheilt. Ein rauhes Klima verweigerte dann die Lust eines üppigen leichten Lebens, und die Zeit nicht wie Südliche nach Sommern und Tagen, sondern nach Wintern und Nächten zählend, waren sie einer stillen Betrachtung, dem Nachdenken über die Thaten der Vorzeit und Gegenwart hingegeben. So scheint es aber auch, als ob sie alle geistige Lust und Kraft der Poesie zugewandt, und während es an jenen fast nur musikalischen und mit Farben spielenden Liedern südlicher Völker fehlt, so erscheint ein Reichthum an epischen Dichtungen, welcher bei dem verhältnismässig kleinen Volk verwunderungswürdig ist: Dichtungen, welche zu den tiefsinnigsten und gewaltigsten gehören, welche je durch die Seele eines Menschen gegangen. Sie haben alle etwas Uranfängliches, Rohes: die Form ist oft ganz vernachlässigt, hart und streng (denn sie pflegt erst später an schon Überliefertem zugefügt oder ausgebildet zu werden); dagegen aber haben sie noch all die Kraft und die Gewalt eines jugendlichen unbeschränkten und ungezähmten Lebens, das alles Äusserliche verschmäht. Aus dem Mutterlande her bewahrten die Scandinavier die Geheimnisse göttlicher Offenbarungen über die Natur der Dinge; ihre ersten Helden waren schon Götter geworden, dort in Asien noch wohnend, und traten auch wieder in den Fabeln einer schön ausgebildeten Mythologie in den Kreis der Menschen herab. Gleicherweise wurden ihnen spätere Helden zugestellt, die sich von ihnen herleiteten und in dem Bewusstsein göttlicher Abkunft lebten, wie das edle Geschlecht der Wolsungen, in deren Augen noch ein himmlisches Feuer brannte, das Mörder, selbst die wilden Thiere erschreckte. So besass der Norden alles, was der Poesie Bedeutung und eingreifendes Leben giebt, und wodurch sie eben so wohl auf den eigenen Boden festgestellt, als an die Sterne angeknüpft wurde.

Die Elemente der Poesie einer Nation erscheinen nie reiner und mehr vereinigt als in den Volksliedern, und diese sind es, welche aus dem Norden den Freunden der Poesie hier in einer Übersetzung übergeben werden. Es schien auch ihnen das Loos bestimmt, das alle Volksdichtung zu treffen pflegt: die Verachtung und Geringschätzung, welche die spätere entgegengesetzte Kunstcultur gern daran ausübt, um sich zu retten; und nur ein glücklicher Zufall hat sie erhalten, ehe noch so viel wie bei uns untergegangen war. Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts kam, durch einen Sturm genöthiget, die Königin Sophia von Dänemark, Mutter Christian des Vierten, zu der Insel Huen, wo Tyge de Brahe damals lebte und Anders Söfrensön Wedel, der dänische Geschichtschreiber und Übersetzer des Saxo Grammaticus. Dieser hatte für die dänische Geschichte die alten Heldenlieder gesammelt, die Königin hörte davon reden und gewann Lust, sie kennen zu lernen. Auf ihren Befehl also und nach wiederholter Erinnerung gab Anders Söfrensön Wedel fünf Jahre nachher (1591) das erste Hundert jener Lieder heraus; wie er dies alles in der Dedication an die Königin erzählt. Hundert und vier Jahre später (1695) wurden sie mit einem neuen Hundert von Peter Syv vermehrt und unter dem Titel: Kämpe-Viser (Kämpferweisen) herausgegeben, darnach öfter gedruckt[1]) und unter diesem Namen sind sie jetzt bekannt und gewissermassen ein Volksbuch. Eine andere Sammlung erschien in dem Jahr 1657, Elskovs-Viser (Liebeslieder) oder Tragica genannt. Sie enthält nur dreissig Gesänge, die alle einen tragischen Ausgang haben, daher der andere Titel. Sie können

[1]) Christiania 1664. Kopenhagen 1739; 1764 und 1787 in 8. Zu einer neuen Ausgabe haben sich Nyerup, Abrahamson und Rahbeck vereinigt, die auch die Elskovs-Viser hinzufügen wollen. Als Probe hat Nyerup das Lied von Axel und Waldborg in der Ankündigungsschrift geliefert. S. Anhang Nr. 88. — Robert Jamieson hat mehrere Lieder, wie Herr Oluf, Marsk Stigs Töchter, ins Englische nicht ganz treu, sondern in der Manier der schottischen Balladen übersetzt und mit andern einheimischen Volksliedern herausgegeben unter dem Titel: Popular Ballads and Songs from Tradition, Manuscripts and scarce Editions; with Translations of similar Pieces from the ancient danish Language and a few Originals. 1809. (Monthly Repertory. Paris 1809. VI, 50—63.) Ins Deutsche sind nur ein Paar Lieder in Herders Stimmen der Völker [IV, 3—5. 11—14] und in Bragur von Gräter übersetzt worden.

dem Geist und Werth nach den Kämpe-Viser an die Seite gesetzt werden, und, was von diesen gesagt wird, gilt auch von ihnen. Die Mehrzahl sind schöne Lieder, die auch dieser Übersetzung sind einverleibt worden[1]).

In Dänemark also und in dänischer Sprache wurden diese Lieder gesammelt, dennoch glauben wir ein Recht zu haben, das Eigenthum des grössten Theils derselben ganz Scandinavien zuzuschreiben. Einmal fällt die Entstehung dieser Lieder gewiss in die Zeit, wo die Sprachen in Dänemark, Norwegen und Schweden, die doch nur Dialekte einer und derselben, wie es ursprünglich nur ein Volk, noch gar nicht oder nicht förmlich und in diesem Masse getrennt waren; sodann sind die Begebenheiten darin nicht auf den kleinern Bezirk von Dänemark eingeschränkt, sondern tragen sich in allen drei Reichen an noch jetzt bekannten Orten zu und deuten auf die Stätte, wo sie geboren sind. Endlich aber ist alles, was wir von schwedischen Volksliedern gesehen, ganz in demselben Geist und in derselben Manier gedichtet; überdies finden sich hier mehrere dänische, die mit schwedischen übereinstimmen[2]), zwei (Nr. 58. und Nr. 90.) sind offenbar schwedischen Ursprungs; in dem ersten wird sogar auf jütländische Sitte mit Verachtung gesehen.

Die Kämpe-Viser sind nicht ohne Fleiss und Liebe, aber nicht mit besonderm Sinn gesammelt. Mitten unter unbezweifelten Volksgesängen stehen auch andere, welche diesen Rang nicht haben. Das Buch gleich beginnt mit einer reimchronikmässigen Aufzählung aller dänischen Könige von Dan bis auf Friedrich den Dritten in sieben und neunzig Strophen; darnach befindet sich auch eine gute Anzahl sogenannter historischer Lieder darin. Sie beschreiben die Thaten dänischer Könige von dem zwölften bis zum sechszehnten Jahrhundert: nicht, dass

[1]) Sie sind unter der Überschrift mit einem T. bezeichnet. — Der vollständige Titel des Buchs ist dieser: den I Part, Tragica eller gamle danske historiske Elskovs Viser, som ere lagde om saadan Kierlighede Övelse, som have taget en tragisk eller sorgelig Ende. Prentet i Kiöbenhaffen hos Jörgen Lamprecht. Aar 1657. Paa Joachim Moltkens Bekostning.

[2]) Sie sind in dem Anhang bemerkt: No. IX, 7. 9. 16. 22. 47. 74. 85. IV, 88. 90. 91.

poetische Momente aufgefasst wären, sondern was sie eben gethan oder gegen wen sie Krieg geführt, wird darin erzählt. Sie sind alle später entstanden, und auch wir besitzen solche historische Lieder in Chroniken, denen sie etwa an poetischem Werth gleich kommen, und nicht einmal immer. Schwerlich wird ein Vorwurf daraus entstehen, dass sie in der Übersetzung übergangen sind, wie noch einige andere, welche sich durch nichts auszeichneten und nur eine Variation auf ein schon dagewesenes Thema enthielten. Wer die Natur der Volkslieder kennen gelernt, der wird auch die Erfahrung gemacht haben, wie häufig dieselbe Idee nur wenig verändert wiederkehrt, und wie mannigfach die verschiedenen Recensionen von einem Lied sind, so dass doch an eine absolute Vollständigkeit nicht kann gedacht werden. Die zweihundert Lieder sind in der Sammlung in vier ungleiche Theile getheilt, wozu sich kein rechter Grund zeigt: manchmal erscheint die Absicht, sie nach dem Alter oder nach dem Rang zu ordnen; allein, da dies offenbar nicht durchgeführt, so sind die Eintheilungen in der Übersetzung nicht beibehalten worden. Wir sind zwar der Meinung, dass jede Zeit sich eigenthümlich verkündigt hat, weil der Geist nie still steht, sondern immer fortwächst, und dadurch sich von der andern getrennt, aber eine solche historische Scheidung ist an der Volksdichtung, die bei ihrem Alter immer auch neu und jugendlich bleibt, kaum möglich, und wir glaubten nur den allgemeinen Gegensatz, der so deutlich erscheint, zwischen der Zeit der heidnischen Helden und Riesen und der spätern, wo eine gemilderte menschlichere Tapferkeit regierte, voll Liebesabenteuer, wo überhaupt das Leben reicher und anmuthiger war, ausdrücken zu müssen; und so ist die Eintheilung in Heldenlieder und Balladen und Märchen entstanden. Hierzu kommt noch ein anderer Grund. Diese Heldenlieder waren zu der Zeit, wo die Sammlung begann, schon verschollen und nicht mehr in dem Mund des Volks. Anders Söfrensön Wedel hat sie aus Handschriften genommen: es geht dies schon aus der Dedication hervor, ausserdem sagt Syv (Vorrede §. 18.) ausdrücklich: das Hundert, das er gesammelt, habe er von Lebenden gesammelt, das andere sei ein handschriftliches Buch, dieses lebendiger Laut;

auch werden handschriftliche Liederbücher (§. 17.) und das Manuscript von dem Riesen Langbein (§. 6.) erwähnt.

Was die Heldenlieder betrifft, so tragen wir kein Bedenken, sie für uralt auszugeben und ihre Entstehung weit zurück in die heidnische Zeit, in das fünfte und sechste Jahrhundert zu schieben. Es lebt der Geist jener furchtbaren alten Zeit in ihnen und das Geschlecht der Riesen, welche an dem Eingange jeder Geschichte stehen. Alles Mass, wie in der Gesinnung und That, so auch in dem Äussern, in den Gestalten, Waffen ist ungeheuer: jeder Kämpfer hat fünfzehn Ellen unter dem Knie, Sivard reisst die Eiche aus, steckt sie an seine Gurt und tanzt damit; ja, die rechte Heldenbraut trinkt das Bier aus Tonnen und verzehrt ganze Ochsen. Was aber zunächst darauf führt: es werden Helden darin genannt, welche dazumal lebten, und Thaten beschrieben, welche dazumal geschahen, und welche nicht Jahrhunderte später besungen wurden, nach einer Erzählung, die niemand geben konnte, weil sonst nichts als die Volksdichtung die frühe Geschichte aufbewahrt, und weil diese Dinge nicht können erfunden werden oder nur nach etwas Ähnlichem, und jede Erfindung demnach immer wieder etwas Früheres, ein Original, voraussetzt; sondern wozu die frische Gegenwart begeisterte. Nur verstehe man dieses nicht unrecht: die Lieder, welche wir haben, sind dieselben, welche damals gesungen worden dem Inhalt nach, nicht aber der Form; das Gesetz der stätigen Umwandlung und Anpassung an Zeit und Sprache wird sich auch an ihnen ausgeübt haben[1]). Gleichwohl ist diese sichtbar einfacher und darum alterthümlicher, als in den andern; der Rhythmus freier und ungebundener und der Reim unvollkommener. — Von der Poesie dieser Lieder kann man sagen, dass sie roh sei, ohne Schimmer und einfarbig, aber von gewaltiger

[1]) Ein seltsamer Irrthum ist aus dieser Nichtachtung der Natur der Volksdichtung entstanden, wenn in Adelungs Mithridates (II, 298) die Kämpe-Viser ein Monument der dänischen Sprache aus dem 9. Jahrhundert genannt werden. So weit mag man es gewagt haben, den Ursprung der Heldenlieder zurückzusetzen, und nun hat man darnach die Sprache derselben auch in diese Zeit gesetzt, da sie doch, einzelne Wörter ausgenommen, durchaus in das 16. Jahrhundert gehört, wo die Sammlung entstanden. Eine analoge Behauptung wäre die, dass das Heldenbuch Ottfrieds Sprache hätte.

Art. Ohne Einleitung und Erklärung hebt die Erzählung an, die den Ausgang öfters schon in der ersten Strophe voraus verkündigt[1]) und alles einfach und in grossen Massen hinstellt: dann treten die Helden selbst auf, und ihre Reden sind wie Schwertschläge, von starken Armen gegeben, treffend und entscheidend. Die Poesie ist sich ihrer Tiefe noch gar nicht bewusst, sie weiss nicht warum diese Thaten geschehen, aber sie weiss wie sie geschehen; darum hat sie nichts zu erläutern, die Motive sind nicht breit dargelegt, aber die leise Hindeutung darauf trifft desto stärker. Erst als Hogen über die verrätherisch gestreuten Erbsen hinfällt, gedenkt Grimild des vorher geschlossenen Vertrags, dass er nicht wieder aufstehen dürfe, wenn er einmal gestürzt sei. Alles in der Mitte Liegende, Verbindende ist ausgelassen, die Thaten stehen streng neben einander, wie Berge, deren Gipfel bloss beleuchtet sind: und betrachtet man diese Härte bei dieser Erhabenheit und das Vordringende, Dramatische in diesen Liedern, so ist dabei eine Erinnerung an den Geist der alten Tragödie nicht zu kühn. Orm lüstet es, hinauszugehn in den Berg, wo sein Vater liegt; nun wird gleich erzählt, wie er draussen am Grab steht und so stark daran schlägt, dass der Felsen zerspringt und der Todte aus seinem Schlaf erwacht, klagend, dass er nicht in Frieden unter der schwarzen Erde liegen könne. Aber der Sohn will sein Schwert haben und droht, das Grab sonst in fünftausend Stück zu zerschlagen: da wirft es der Todte heraus, dass die Spitze in der Erde stecken bleibt. Es ist noch die ganze Grösse und Wildheit der altnordischen Sagen in diesem Lied. Diese Macht der ersten Dichtung, die wie ein Bergstrom Felsenstücke herunter wirft und alles mit sich fortreisst, kann doch nimmermehr durch die spätere Anmuth und äusserliche Vollendung ersetzt werden. Freilich diejenigen, welche sich auch in der Poesie eine bestimmte Art herausgesucht und nur auf einen Ton aus ihrem vollstimmigen Weltconcert hören wollen, werden wenig Gefallen

[1]) So heisst es in dem ersten Lied: Das war der Held Hogen, der verlor seinen jungen Leib; gleicherweise von der Chriemhilde im Nibelungenlied, wie sie zuerst genannt wird: um sie verloren viele Helden ihr Leben.

an diesen Liedern tragen. Und doch bricht durch dies ungebändigte Riesenleben oft ein zarter Gedanken, wie durch Felsen ein Sonnenstrahl. Wie edel ist der König, der gegen Vidrich streiten muss: er weiss, dass er unterliegen wird, doch soll es niemand, seine Braut nicht hören, dass er einem gewichen; dann wünscht er sich den Tod von solch einem Helden und bindet noch zur Beschützung einen rothen Seidenfaden um seinen goldnen Helm: und muss nicht Vidrich selbst klagen, dass er todt zu seinen Füssen liege? Es kommt auch hier, wie häufig in andern nordischen Sagen vor, dass das ganze Leben der Rache für Vater oder Verwandte geopfert wird, aber ruht diese nicht wieder auf einer grossen Liebe? Rührend ist die Sage von der Treue des Löwen erzählt, die fast bei allen Völkern gefunden wird: er gräbt den König aus dem Felsen, trägt ihn fort und, wenn er ruht, legt er das Haupt in seinen Schooss. Wir wissen nichts daneben zu setzen und nur eins darüber, nämlich die Treue des herrlichen Rosses Bayard, wie die vier Heymonskinder davon sagen. Manches in der Darstellung erinnert an den Homer, nicht nur die Einfachheit und der grosse Massstab in allem, denn die Helden im Homer kämpfen, schreien und essen eben so gewaltig; sondern auch das Feststehen poetischer Wendungen[1]), welches so natürlich ist, weil man für eine Sache nur einen Ausdruck hatte oder wollte, zu unschuldig für den modernen Reiz durch Abwechslung. Gleicherweise das Wiederkehren bestimmter Bilder und Redensarten[2]) und die Wiederholung der Rede; und so erscheint auch hier als Naturnothwendigkeit, was bei dem Homer als eigenthümlich gilt.

Zu der Zeit, wo diese Lieder unter dem Volk waren, lebten auch die Skalden und die Gesänge der Edda. Betrachtet man die Art der Dichtung in beiden, so kann man sagen, dass sie

[1]) So stehen fast dieselben Verse in dem IX. und XII. Lied. Die Kämpfe dauern immer bis an den dritten Tag zur Abendzeit; die Könige stehen auf den Zinnen und schauen in die Weite; der Besiegte verspricht dem Sieger seine Schwester; die Helden achseln ihr Kleid, eh sie eintreten, und die Frauen ziehen ihren Scharlach über.

[2]) Von dem Sieger, der seine Feinde tödtet, heisst es, er mache viele zu Wittwen; von dem Sohn, der seinen Vater rächen wird: der kleine Hund wachse heran mit scharfen Zähnen im Munde.

sich entgegen standen. Darüber darf kein Zweifel gehegt werden, dass die Skalden, ein besonderes Amt bekleidend, eine besondere Klasse bildeten, dass sie Gesetze hatten für ihre Poesie und eine Kunst übten [1]): diese Lieder aber sind nach mündlichen Überlieferungen ohne eine besondere Kunst vom Volk erhalten und von jedem poetischen Gemüth neu gesungen und gedichtet worden. Beide haben zwar in den Sagen einen gemeinschaftlichen Gegenstand, durch den Sinn aber, womit sie ihn behandelt, trennen sie sich wieder von einander. Dieser Sinn indes giebt der Dichtung den Charakter und theilt gleichsam die Luft, worin sie athmet, eigne Natur, Gestalt und Leben mit; man halte einmal, um aus neuer Zeit ein Beispiel zu geben, eine moderne Bearbeitung des Nibelungenlieds in Stanzen, wie an mehreren Orten Proben gegeben sind, gegen das Original: es ist nichts ausgelassen, kein Zug der Geschichte fehlt, aber wenn ich jenes mit einem grossen Strom vergleiche, der herannaht, brausend in lebendigen Pulsschlägen, und sich langsam fortwälzt, die ganze Welt zu durchziehen; so gleicht die neue Manier einer Wasserkunst, die den lebendigen Strom durch dünne Röhren presst und ihn Kunststücke springen lässt: sie hat die Gewalt der Dichtung gebrochen. Die Volkspoesie lebt gleichsam in dem Stand der Unschuld, sie ist nackt, ohne Schmuck, das Abbild Gottes an sich tragend; die Kunst hat das Bewusstsein empfangen, sie kann den Muth nicht mehr haben, ihren Gegenstand hinzustellen, wie er ist, sondern er muss umkleidet werden. Es ist darüber kein Streit, man muss es empfinden, aber diese Kleidung ist es, die wir in den Gesängen der Edda finden, dieses Gemessene, Runde. Dadurch wird nicht gesagt, dass sie nicht auch sehr einfach sein können, noch wird über den Rang zwischen beiden abgeurtheilt; wenn

[1]) Der Skalde Sigvatur war so geschickt in der Skaldenkunst (Skalldskapur), dass seine Zunge so leicht darin sang, als sie sonst redete. Heimskringla VII, c. 170. Es fehlte auch nicht an Kunststücken. Der Skalde Hallfredur machte eine achtzeilige Strophe zum Dank für ein Schwert, die ganz mit einem Buchstaben alliterirt ist, und wo in jeder Zeile das Wort Schwert vorkommt. Heimskringla VI, c. 89. Über andere Künstlichkeiten der Skalden sehe man Ihres Briefe in Schlözers Isländischer Literatur und Uno von Troils Reise.

wir die Volkslieder wegen der Gewalt und Wahrheit lieben, mit welcher sie das Leben und das Grösste des Lebens nah vor uns hinstellen, so sehen wir in den Kunstgesängen alle Kräfte der Menschheit gesteigert, die Helden idealer und höher zu den Göttern gerückt. Eine nähere Vergleichung wird dadurch möglich, dass wir an beiden Orten dieselbe Fabel behandelt finden. In einem Lied (Nr. 27.), welches aus andern Gründen nicht zu den Heldenliedern ist gestellt, wiewohl es an Alter ihnen gleich kommen dürfte, wird erzählt, wie ein verlorener Hammer listig wieder gewonnen worden; und davon findet sich auch in der Edda Saemundar ein Gesang. Zug für Zug folgen sich beide Dichtungen in der Fabel[1]), nur dass der Riese in der Edda nicht vor Schrecken über das ungeheure Essen der Braut und, um sie wieder los zu werden, sondern um sie zu heiligen, den Hammer bringen lässt, und dass er, wie er sie küssen will, unter dem Schleier zurückfährt vor ihren grossen Augen. Aber diese Abweichungen gehen nur darauf, die Erzählung noch mehr zu heben und prächtiger zu machen. Denn hier trägt sich alles unter Göttern zu: Thor rüttelt den Bart und schüttelt das Haupt, wie er seinen Hammer nicht findet; Lokke verlangt das Federkleid von Frigga, und sie will es ihm geben, und wär es von Gold und wär es von Silber. Und wie göttlich zürnt Freia bei dem Antrag, des Riesen Frau zu werden! alle Götterwohnungen erbeben und das grosse blitzende Kleinod zerspringt. Dagegen ist im Volkslied auch nicht eine Spur von Göttern, es sind andere Namen (nur der listige Diener heisst auch Lokke), alles geht menschlich zu und ist ganz schmucklos erzählt. Nur glaube man nicht, dass dieses etwa nach der Edda bearbeitet sei, es ist so wenig als das Umgekehrte der Fall: die Idee einer solchen Abänderung ist gar nicht volksmässig, und deutlich spricht dagegen, dass in den Kämpe-Viser noch eine andere Recension von dem Lied mit andern Namen angeführt wird. Wie übrigens die Volkslieder und die Skaldenpoesie als innerlich verschieden entgegengestellt wurden, so ist dieser Gegensatz auch in der Form sichtbar. Bei den Skalden näm-

[1]) S. Anhang Nr. 27.

lich, zumal bei den ältern, finden wir sechs- oder achtzeilige Strophen mit zwei oder drei Accenten in jeder Zeile; der Reim, wie wir ihn kennen, ist ihnen fremd, und sie haben dafür einen künstlichen Buchstabenreim oder die Alliteration (gewöhnlich ist sie dreifach, so dass zwei reimende Consonanten in der ersten Zeile stehen und der dritte bindend in der zweiten). In diesen Liedern aber herrscht durchaus der Reim, oft, wie überall, wo er von selbst entstanden, mangelhaft und blosse Assonanz; die Strophen sind eigentlich zweizeilig mit einem Abschnitt in der Mitte und von der Alliteration zeigt sich keine Spur.

Eine interessante Zusammenstellung wird möglich sein, wenn die noch ungedruckten Lieder der saemundinischen Edda, welche den Cyklus des Nibelungenlieds berühren, erst vollständig bekannt sind. Denn zu diesem gehören auch unsere Heldenlieder, es wird Chriemhildens Rache darin besungen, die Blüthe und der Untergang der heldenmüthigsten Zeit; Dieterich von Bern, auf dem der höchste Glanz des Ritterthums lag, sammt seinen Gesellen. Was wir bis jetzt von den eddaischen Liedern kennen[1]), stimmt dem Inhalt nach mit der Wolsunga Saga, dem ursprünglich nordischen Gedicht, überein, im Gegensatz zu unsern Liedern, welche zu der deutschen Sage mehr sich neigen. Eben so hat die Darstellung einen ganz andern und jenen Charakter der früheren Skaldengesänge: wir vermögen dies deutlich in dem Lied, das Brynhildur, die ein höheres Wesen, eine Walkyria ist, auf dem Scheiterhaufen singt[2]), zu unterscheiden.

Indem wir den Inhalt dieser Lieder genannt, haben wir auch das Interesse berührt, welches sie für die Geschichte der altdeutschen Poesie haben. Der Zusammenhang derselben mit der nordischen ist zwar aus allgemeinern Gründen vermuthet worden, da sich die Verwandtschaft beider Völker auch in der Nationaldichtung müsste geäussert haben. Wenn wir aber die-

[1]) Durch die Güte des Herrn Generals, Grafen von Hammerstein, der sich selbst für die nordische Literatur interessirt, hoffe ich nächstens in dem Besitz einer vollständigen Abschrift dieser herrlichen Rhapsodien zu sein und sie den Freunden dieser Poesie mittheilen zu können. [Vgl. unten S. 202.]

[2]) Gedruckt in der Nornagestur Saga: eine Übersetzung davon in den Studien [oben S. 155—156].

selbe Fabel, den Cyklus des Nibelungenlieds wiederfinden, so entsteht die Frage, wie nah sich die altdeutsche und nordische Poesie gestanden, ob sie von einander entlehnt, und was einer jeden eigenthümlich sei. Eine vollständige Beantwortung derselben würde hier zu weit führen, weil wir alle nordischen Dichtungen, die entweder diese Sage behandeln oder darauf hinweisen, mit hinein ziehen müssten[1]). Es entdeckt sich aber eine mannigfache Gemeinschaft, ja nur ein und derselbe Stamm, dessen Zweige über beide Völker sich ausgebreitet haben. Es ist der Stamm, an welchem sich die Poesie, wie Odysseus, ihr Bett gebaut, aus welchem eine reiche Nachkommenschaft hervorgegangen. Wenn also ein Abborgen von irgend einer Seite geläugnet wird, so muss doch zugegeben werden, dass das nordische Nibelungenlied weniger ausgebildet und, wie oben von aller nordischen Poesie behauptet worden, uranfänglicher erscheine. — Nach unsrer Ansicht haben solche einzelne Heldenlieder sich in den deutschen Nibelungen vereinigt und sind bei uns untergegangen; wenn aber die nordischen, gewiss nicht alle, sich hier erhalten, so sehen wir das Verlorene in einer verwandten Gestalt und finden es zum Theil wieder.

Hiermit ist auch die Frage nach der historischen Bedeutung dieser Lieder erledigt, indem wir sie jenem Cyklus vindicirt haben. Dass das Nibelungenlied auf Wahrheit und Geschehenes zurückführe und Poesie und Geschichte noch ungetrennt in ihm rede, wird nicht länger mehr geläugnet werden. Die moderne Geschichte hat irgend einen Punkt gewählt, von welchem aus sie die Welt betrachtet, und nun greift sie ängstlich in den Vorrath gesammelter Facta und sucht heraus, was sich um diese beschränkte Ansicht reihe, während in die Nationaldichtung der Geist des Lebens und der Völker übergegangen ist und darin waltet. Er hat ein anderes strengeres Gericht gehalten: was in

[1]) In dem vierten Band der Studien von Daub und Creuzer [oben S. 122—150] sind die Stellen, welche auf diese Frage antworten, aus den Quellen selbst gesammelt und die Resultate kurz angegeben. Es war darum zu thun, eine bestimmte Ansicht und den Punkt aufzustellen, auf den es ankommt. Die besondere Frage, wie diese Heldenlieder sich zur deutschen und nordischen Sage verhalten, wird im Anhang ausführlich beantwortet. [Er fehlt hier, doch vgl. unten S. 200—202.]

sich leer, als blosses Werk eines künstlichen Treibens, nicht aus dem Volk hervorgegangen war und es wiederum nicht berühren konnte, das ist zusammengefallen und unbeachtet geblieben; aber jeder That, welche die innere Lust vollbracht, hat er ein Wort, ein Bild verliehen, zwar ein einfaches, aber ein wahres und unvergängliches. Und diese poetische, bildliche Wahrheit ist es, welche sich, wie im Nibelungenlied, so auch in diesen Liedern erhalten, selbst wenn sich bei dem Gang durch so viele Jahrhunderte alle kritische abgestreift hätte. Wann sie aber in dieser Gestalt aufgefasst worden, lässt sich nicht bestimmen, da nicht einmal das Alter der Manuscripte angedeutet ist, so viel leuchtet aber ein, dass es zu der Zeit geschehen, wo das Christenthum schon im Norden eingeführt war, denn der Gegensatz zu den Heiden wird einmal darin ausgedrückt[1]); also nothwendig nach dem elften Jahrhundert, wahrscheinlich aber, der Sprache nach zu urtheilen, viel später, etwa in dem vierzehnten.

In dem Anhang ist es versucht, darzuthun, wie mannigfach diese alten Lieder im Ganzen oder Einzelnen mit den Sagen anderer Völker übereinstimmen, wie sie in diesen Übereinstimmungen wiederum verschieden sind, und wie seltsam sie auf die fernsten Länder hindeuten und sich damit verbinden. Chriemhildens Rache, die hier auf der kleinen kaum bewohnten Insel im Sund, wird im deutschen Gedicht in der Stadt des grossen hunischen Reichs ausgeübt; die Helden, die nur über drei Acker Land hergekommen, ziehen dort über die Donau auf der grossen Strasse Deutschlands. Der Streit des Löwen mit dem Lindwurm, dem der König hilft, wird in unserm Heldenbuch von einem griechischen Kaiser in der Lombardei bestanden. Wie der Löwe den König, so hat ein Panther im Morgenland seinen Befreier dankbar fortgetragen. Endlich der nordische Held gedenkt der kalten Winter, da er vor Troja gelegen. Wie wunderbar erscheint dies alles! als ob eine geheime Verbindung aller Völker bestanden, oder als wären diese gleichen Töne in den

[1]) Klein Mimmering der Degen ist unter all dem heidnischen Volk der einzige Christenmann. XIVtes Lied. [Vgl. oben S. 140.]

entferntesten Gegenden von einer gemeinsamen Melodie übrig geblieben. In dem Gemüth des Menschen liegen Erinnerungen aus der frühesten Kindheit, oft lange, und stehen auf einmal hell vor ihm, aber Stätte oder Zeit ist vergessen: warum sollten sie den Völkern nicht geblieben sein, und was kann es hindern, dass der lebendige Sinn, der keine Zeitrechnung kennt, sie an die Gegenwart knüpft? Nur als ein herrliches Zeichen in dieser stehend, kennt die Poesie eine Vorzeit nicht als etwas Vergangenes.

Die andere Abtheilung enthält Balladen und Märchen. Diese werden den meisten näher stehen, nicht nur wegen ihrer Mannigfaltigkeit, sondern auch weil es unmöglich ist, dass diese Poesie nicht für jedes Gemüth einen Punkt habe, der es berühre und erfreue. Hier sind alle Farben des Lebens ausgetheilt: Scherz, Lust, Muth, Üppigkeit, treue Liebe, Trauer und höchstes Leiden, und in der Tiefe ruhen die Geheimnisse eines schönen Glaubens, der die ganze Natur belebt und erhöht, den Stein vor Leid ins Wasser sinken lässt, Zwerge aus den Felsen hervorgehen, einen kleinen Vogel in eine schöne Jungfrau sich verwandeln. Er ist die eigentliche Mariboequelle, aus welcher alles, was getrennt und getödtet wurde, vereinigt und lebendig wieder aufsteht. Wie einfach, wie unbedeutend sieht manches aus, und doch wie poetisch, wie reizend dies stille Wesen! Eine verwaiste Jungfrau steht am Bach und wäscht, da kommt ein stolzer Ritter vorbei, der spricht mit ihr und entdeckt sich als Bruder und führt sie zum Glück; eine andere näht einsam in der Kammer und weint, weil der Ritter sie verrathen, dem sie anvertraut worden, oder weil der junge König sie gelockt und ihr Geschenke gegeben; beiden aber wird es noch wohl. Dagegen in andern ist die Zauberei hellwarmer nordischer Sommernächte: die Königin hört im Bett den Klang zum Tanz und eilt mit ihren Jungfrauen hinaus; Stolz Signild lässt sich nicht abrathen, geht zum nächtlichen Reihen und muss verderben; oder vor dem halb Träumenden tanzen die Elfenjungfrauen, deren Anschauen und Schlag ans Herz den Tod bringt. Wer wird es ohne Rührung lesen, wie die Mutter im Grab ihre weinenden Kinder hört und aufsteht, sie zu trösten? wie Goldburg ihren Liebsten in den Tod ruft? oder wie Hafbur lieber sterben will,

als die Haare Signildens zerreissen, womit sie ihn gebunden haben? Auf der andern Seite, was kann ergötzlicher sein, als das Spiel zwischen der Königstochter und dem Stallbub, der ihr Ehre und Treue abgewinnt? Der Humor des Herrn Ion, der überall voraus ist, oder die Üppigkeit des Leichtsinns, der sich erst gefangen geben will, wann die Nordsee vertrocknet ist? In den Märchen ist eine Zauberwelt aufgethan, die auch bei uns steht, in heimlichen Wäldern, unterirdischen Höhlen, im tiefen Meere, und den Kindern noch gezeigt wird. Häufig kommt es vor, dass eine Mutter, unwissend oder aus Noth, ihr Kind verkauft hat an ein Ungeheuer, wie hier die Königin an einen wilden Nachtraben, das es wegträgt, oder dessen Zauber dadurch gelöst wird. Oder auch, dass der Bruder die verlorene Schwester aufsucht und in Meeresgrund findet, wo sie ein wilder Zauberer in seinem Wasserschloss hält, der das Menschenfleisch wittert, und vor dessen Wuth ihn die Schwester schützt, bis sie endlich erlöst werden. Hier muss man zuletzt mit dem armen Rosmer, der seine Frau selbst auf dem Rücken unwissend aus dem Meer trägt und, wie er sie unten nicht mehr findet, vor Leid ein Stein wird, Mitleid haben[1]). Diese Märchen verdienen eine bessere Aufmerksamkeit, als man ihnen bisher geschenkt, nicht nur ihrer Dichtung wegen, die eine eigene Lieblichkeit hat und die einem jeden, der sie in der Kindheit angehört, eine goldene Lehre und eine heitere Erinnerung daran durchs ganze Leben mit auf den Weg giebt; sondern auch, weil sie zu unsrer Nationalpoesie gehören, indem sich nachweisen lässt, dass sie schon mehrere Jahrhunderte durch unter dem Volk gelebt.

Seltsam ist das Lied von dem Held Vonved [No. 57]. Unter dem Empfang des Zaubersegens und mit räthselhaften Worten, dass er nie wiederkehre oder dann den Tod seines Vaters rächen müsse, reitet er aus. Lange sieht er keine Stadt und keinen Menschen, dann, wer sich ihm entgegen stellt, den wirft er nieder, den Hirten legt er seine Räthsel vor über das Edelste und Ab-

[1]) Auch Musäus hat dieses Märchen bearbeitet, aber in seiner Manier, nicht einfach und gerad, wie wir es noch lieber hören; Kinder nicht anders.

scheuungswürdigste, über den Gang der Sonne und die Ruhe des Todten: wer sie nicht löst, den erschlägt er; trotzig sitzt er unter den Helden, ihre Anerbietungen gefallen ihm nicht, er reitet heim, erschlägt zwölf Zauberweiber, die ihm entgegen kommen, dann seine Mutter, endlich zernichtet er auch sein Saitenspiel, damit kein Wohllaut mehr den wilden Sinn besänftige. Es scheint dieses Lied vor allen in einer eigenen Bedeutung gedichtet und den Missmuth eines zerstörten herumirrenden Gemüths anzuzeigen, das seine Räthsel will gelöst haben: es ist die Angst eines Menschen darin ausgedrückt, der die Flügel, die er fühlt, nicht frei bewegen kann und der, wenn ihn diese Angst peinigt, gegen alles, auch gegen sein Liebstes wüthen muss. Dieser Charakter scheint dem Norden ganz eigenthümlich; in dem seltsamen Leben Königs Sigurd, des Jerusalemfahrers[1]), auch in Shakespeares Hamlet ist etwas Ähnliches.

Am Ende sind mehrere Lieder zusammengestellt, die ihren Stoff aus der Geschichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts genommen. Es zeigt sich in ihnen recht merkwürdig die Art, wie sich das Volk diese aufbewahrt und zu eigen macht, denn sie sind sämmtlich viel gesungen und gelesen worden. Vergleicht man damit die Parallelstellen aus der urkundlichen Geschichte, die in dem Anhang gesammelt sind, so wird man sehen, wie genau sie sich an die factische Wahrheit halten. Allein sie enthalten noch etwas mehr, nämlich eine poetische Ansicht und Ausschmückung. In dem Cyklus von dem Marschall Stig, in welchem sich, wie irgend in einer griechischen Mythe, die Macht des Schicksals darstellt, denn er muss die Ehre seines Weibes rächen, und nun rächt sich die beleidigte Heiligkeit der Königswürde wieder an seinen Freunden und Kindern, dass die Töchter des mächtigen Mannes bettelnd durch die Welt ziehen und die Gnade anderer anrufen, bis ein fremder König die Wegemüden aufnimmt: aber die eine stirbt, die andere zieht ein Zauberer ins Wasser; in diesem Liedercyklus erscheint jene Verbindung des Wunderbaren, des Phantastischen (wie der Tanz, womit das Schloss gewonnen wird,) mit der geschicht-

[1]) Heimskringla XII.

lichen Wahrheit recht innerlich begründet, und man sieht wohl, dass es nicht zusammengelegt, sondern aus einem Keim entsprossen und zusammengewachsen ist. Man wird es einmal einsehen, dass dies poetische Auffassen keine Lüge, weil es in der Natur begründet ist, indem zur Wahrheit nicht das Factum hinreicht, sondern auch der Eindruck gehört, den es in das Gemüth der Lebenden macht; und diese poetische Ansicht, dieses lebendige Blühen dabei sein muss, wie das Volk seinen König mit der glänzenden Krone und dem Purpur bekleidet, ja, welches, als Symbol auf die unvergängliche Idee hindeutend, das Höhere ist. Dann wird man auch die Bedeutung solcher Lieder wieder erkennen, wie es Herodot, Snorro Sturleson, auch Johannes Müller gethan, denen der wenige Verstand gewiss nicht abgieng, welcher nöthig ist, einzusehen, dass da von einer bildlichen nicht factischen Wahrheit die Rede sei. Man darf auch nicht glauben, dass dieser Ausdruck der Geschichte durch das Wunderbare willkürlich sei und absichtlich entstanden, sondern es ist der erste, eigenste und in sich nothwendige, wie das Bild stets dem sogenannten unverhüllten Ausdruck vorangegangen, und wie (nach Creuzer[1])) Symbol und Mythe die natürliche und uranfängliche Bezeichnung des Göttlichen gewesen. Merkwürdig ist auch, dass wir im Shakespeare, der recht gewusst hat, die Weltgeschichte zu behandeln, dieselbe Ansicht und dieselbe Verbindung des Wunderbaren und der klaren urkundlichen Wahrheit finden, (wie ganz ist die nächtliche Erscheinung im Walde, die den König Erich warnt und dann verschwindet, in seinem Geist!) und wir dürfen wohl glauben, dass er, in welchem sich Natur und Kunst wieder vermählt, der Stimme des Volks gefolgt sei und der Geschichte vertraut habe, wie sie gewachsen war, nicht, wie sie von geschäftigen Händen getrocknet und aufbewahrt worden. Die Geschichtschreiber achten es gering, auf das Privatleben Rücksicht zu nehmen, und beschreiben nur das politische Treiben, während doch die Götter selbst zu den Wohnungen der Menschen herabgestiegen sind und ihr Leben betrachtet haben. Der einäugige Othin ist oft verkleidet in die Hallen

[1]) Symbolik I, 42. 63.

der Könige getreten und hat nicht bloss im Krieg ihnen beigestanden. So hat uns die Geschichte von der Königin Dagmar kaum den Namen erhalten, da die Lieder uns ihr frommes Leben entfalten, auf welchem der Glanz eines reinen Himmels liegt (wie auch ihr Namen: Tagfrau andeutet), und welches ein besseres Bild jener Zeiten giebt, als die kalten Beschreibungen der Historiker von einer ganzen Königsregierung.

Was wir überhaupt in all diesen Liedern lieben, das ist die Lust des Herzens, die darin spricht, die trauert oder sich freut. Wir müssen sie als das Höchste achten, weil aus ihr allein entspringt, was man durch Leben, Wahrheit, Schönheit, Poesie oder sonst ausdrücken will. Das ist der grosse Unterschied der Volksdichtung vor der Kunst, dass sie keine Wüsten kennt, sondern die ganze Welt grün, frisch und entzündet glaubt von Poesie, dass sie weiss, es werde doch alles von dem Himmel umfasst und nichts sei ungezählt; auch kein Haar auf dem Haupt. Darum sagt sie nichts, als was nothwendig, was wirklich bezeichnet, und verschmäht allen äussern Glanz (wie die singenden Vögel einfarbig sind); darum ist sie auch, unbekümmert um den Zusammenhang, abgebrochen und fällt doch nie heraus. Mit der Kunst aber ist es anders, sie hat zu besorgen, man möge den Zusammenhang nicht erkennen, weil sie an eine Leere und Unpoesie glaubt, darum will sie alles sagen, nicht bloss andeuten und fast mehr sein als ihr Gegenstand, vor dem sich die Volksdichtung immer demüthigt; darum quält sie sich in der Beschreibung und Umschreibung des Kreises, den sie nicht ausfüllen kann und der immer wieder von einander fällt. So konnte, nach der indischen Mythe, die Göttin Mariatale das Wasser ohne Gefäss in eine Kugel zusammengeballt tragen, aber es zerfloss, als sie die Unschuld ihrer Gedanken verlor.

Soviel von dem Geist dieser Lieder; wir haben nun noch einiges von ihrer Verwandtschaft mit benachbarter Poesie und von ihrer äusseren Structur zu bemerken. Auffallend nämlich ist es, wie sie den englischen ähnlich sind, sowohl an Tiefe und Weltansicht, als in der äusserlichen Darstellung. Nur scheint es, als ob die englischen, als später gesammelt, ausgebildeter, aber auch breiter wären. Es lässt sich diese Übereinstimmung

leicht aus der Geschichte erklären, indem schon im fünften Jahrhundert Jüten und Angelsachsen England bevölkerten und später im neunten ganze Horden Norrmannen hinüber gezogen sind, ja auch dänische Könige, wie Canut der Grosse, über die Insel herrschten, so dass eine ähnliche Lebensart und der Verkehr beider Völker untereinander nicht einmal braucht in Anschlag gebracht zu werden. Herder hat ein englisches Volkslied übersetzt[1]), worin Räthsel vorgelegt werden, wie in dem Held Vonved; und bei Percy[2]) kommt eine ähnliche Erfindung vor, wie hier in dem Lied von Stolz Ingeborg (Nr. 18.) II. Beide Völker haben auch den Refrain gemeinschaftlich[3]), der nicht als etwas Gleichgültiges darf angesehen werden. Bei der eigenthümlichen Freiheit des Silbenmasses war es nöthig, dass dem Rhythmus eine Symmetrie und Beruhigung mitgetheilt wurde: dies geschah durch den Refrain, indem er, regelmässig nach jeder Strophe wiederholt, jede derselben gleichsam rundete und in ein bestimmtes Bild abschloss. Daher aber durfte er keinen unbedeutenden Inhalt haben, sondern er musste zu der Dichtung selbst gehören. So ist er öfter der Hintergrund oder die Landschaft, vor welcher sich die Begebenheit bewegt, indem er dazwischen immer ruft: mein Wald steht ganz in Blumen! wie lieblich ist die Sommerszeit! Oder er zeigt die Stimmung der Redenden an: mein Lied weiss Gott alleine! mich hat die Lieb bezwungen! Manchmal enthält er den Grund, worauf die ganze Begebenheit beruht, und erklärt so den Zusammenhang, wie in dem 60sten Lied. Dann tönt er auch wie ein Ruf des Schicksals, wie in dem Lied vom Held Vonved. Beim Gesang muss er eine eigene Wirkung gemacht haben, da sich schon beim Vorlesen etwas davon zeigt.

Weniger bemerkbar ist eine Übereinstimmung der dänischen Lieder mit den deutschen. Diese erscheinen in ihrer Sammlung

1) Stimmen der Völker S. 378. [III, 37].

2) Reliques III, p. 83.

3) Dass er nur bei einigen englischen angegeben ist, mag die Schuld der Sammler sein, wo er aber so innerlich nothwendig erscheint, wie in dem Lied: Eduard, wie ist dein Schwert so roth! da darf man auf Allgemeinheit desselben schliessen.

mannigfacher durch die verschiedenste Art und Manier der Dichtung, während jene sämmtlich eine gewisse nationale Eigenthümlichkeit und Familienähnlichkeit haben. Wir zweifeln aber nicht, dass diese Mannigfaltigkeit der deutschen durch den Beitrag späterer Jahrhunderte, die verschiedene fremdartige Einflüsse empfangen, entstanden sei, wodurch ihre Reinheit gestört und ihre ursprüngliche Natur versteckt worden. Unverkennbar ist z. B. der Einfluss, welchen die sogenannte schlesische Periode auf die Volksdichtung hatte, und wodurch so manche von den schönen hellklingenden Liedern entstanden und volksmässig geworden sind, während auf sie selbst wiederum die südliche Dichtung gewirkt hatte; so dass sie das Medium war, wodurch auch jener Glanz den deutschen Boden berührte. Demnach kann eine Übereinstimmung mit den deutschen nicht so deutlich in die Augen fallen, wie bei den englischen, die doch wirklich vorhanden ist. Ein Paar Beispiele, die wir anführen wollen, werden mehr beweisen, als viele anderweitige Gründe. Erstlich das schöne Lied: Es liegt ein Schloss in Österreich[1]) findet sich auch schwedisch[2]); eben so das Lied: Edelkönigskinder, das in mehreren Recensionen existirt, und wobei durchaus an keine Übersetzung kann gedacht werden; dem Inhalt nach ganz übereinstimmend und nur in den Wendungen und Ausdrücken verschieden[3]). Sodann die zwei Lieder von dem Pfalzgrafen,

[1]) Wunderhorn I, 220.

[2]) Der ligger et Slot i Österrig; trykt 1688 und Gefle 1800. Es soll auch dänisch gefunden werden.

[3]) Nach einem fliegenden Blatt: En ynkelig wiſa, huruledes en konungs Son gaf ſig i fara foͤr ſin hiertans kåreste ſkul och therigenom foͤrgecks (ohne Jahreszahl), übersetzt in Kosegartens Blumen (Berlin 1801) S. 96. Das deutsche Lied steht am vollständigsten und am meisten übereinstimmend mit dem schwedischen im Wunderhorn II, 252. No. 72 in Hagens und Büschings Volksliedern enthält dasselbe, nur dass einige Strophen fehlen. Übrigens bemerke ich, dass die Verse, welche Hagen aus Kosegartens Ida von Plessen anführt, nicht mit dem hier erwähnten schwedischen Volkslied übereinstimmen; welches vermuthen lässt, dass noch eine andere schwedische Recension vorhanden, wie auch noch ein Druck, Gefle 1801, existirt. Der verlorene Schwimmer (Wunderhorn I, 236) scheint auch ursprünglich auf derselben Sage zu beruhen und kommt in einzelnen Ausdrücken, die im andern Liede fehlen, z. B. „Es fliessen nun zwei Wasser wohl zwischen mir und dir“ mit dem schwedischen überein. Auch dänisch wird das Lied gefunden, aber nicht in den Kämpe-Viser.

der seine Schwester holen lässt und durch den Tanz erforschen will, ob das wahr, wessen man sie beschuldigt, und als er es befindet, sie grausam tödtet[1]), kommen überein mit einem Theil der Erzählung im 83sten Lied. Wenn man aus der deutschen Sammlung diejenigen Lieder herausscheidet, von welchen man vermuthen darf, dass sie mit den dänischen von gleichem Alter, mithin vor dem 17. Jahrhundert schon da gewesen sind[2]), und die, wenn man vergleichen will, allein dürfen dagegen gehalten werden, so zeigt sich eine unläugbare Verwandtschaft in dem Geist der Dichtung. Eine andere Übereinstimmung werden wir bei dem Silbenmass bemerken.

Es findet sich nämlich in den dänischen Liedern nur ein zweifacher Hauptrhythmus. Erstlich die Strophe, die aus zwei langen Zeilen besteht, die reimen, und wovon jede sieben bis zehn Hauptaccente hat, in der Mitte aber einen Abschnitt. Der Rhythmus ist ganz los zusammengehalten und bewegt sich in der grössten Freiheit[3]), zumal in den ältern Liedern, und man sieht wohl, wie der Gesang darüber hingeschwebt und alles verbunden hat. Späterhin wird sich dies Silbenmass immer fester gesetzt haben, wie es am ausgebildetesten erscheint in der Elfenhöh[4]) (N. 33.); dann auch mag der Reim in der Mitte und so Verschlingung desselben entstanden sein, wie in No. 45. und 88. Ein analoger Fall ist in dem Verhältnis des späteren Silbenmasses des Heldenbuchs zu dem ursprünglichen. Eine besondere Abweichung enthält das 23ste Lied: hier findet sich zwar die erste Hälfte regelmässig, allein die andere besteht nur aus

[1]) Wunderhorn I, 259. II, 272.

[2]) Wir meinen damit die Art, zu welcher folgende gehören: Es spielt ein Ritter mit seiner Magd I, 30. Stand ich auf hohen Bergen I, 70. 257. Es liegt ein Schloss in Österreich I, 220. Es reit't der Herr von Falkenstein I, 255. Es steht ein Baum in Österreich III, 48. Meine Mutter zeihet mich I, 109. Es wollt ein Mädchen früh aufstehn I, 395. u. a. m. Diese haben die eigentliche Natur und Grundgestalt des deutschen Volksliedes.

[3]) Er ist meist daktylisch und trochäisch mit häufig eingemischten Spondeen und Jamben, auch Anapästen. Der Reim ist beides, männlich und weiblich, ebenso der Abschnitt, so dass alle möglichen Formen sich finden.

[4]) Der Rhythmus ist hier noch regelmässiger daktylisch mit acht oder neun Accenten und der Reim grösstentheils weiblich.

zwei oder drei Accenten; dies giebt dem Rhythmus etwas Rasches und Springendes, welches zu dem Inhalt recht wohl passt. Ähnlich ist das Silbenmass des 44sten Lieds. Diese langzeilige Strophe kommt im Ganzen mit dem Silbenmass des Nibelungenlieds überein, wie man leicht bemerken wird. Doch zeigt sich auch wieder Verschiedenheit: dort sind meist nur sechs Accente, der Abschnitt ist fast regelmässig weiblich, und überhaupt ist der Rhythmus viel gemessener und geregelter. Dort herrscht auch der Jambe vor, hier der Trochäus, welches zum Theil in der verschiedenen Neigung der Sprache (die z. B. das Pronomen an das Substantivum hinten anhängt) seinen Grund haben mag. — Zweitens die Strophe, die aus zwei kurzen Zeilen von vier bis sechs Accenten besteht, die keinen Abschnitt haben, reimen, männlich oder weiblich, und in mannigfachem daktylischen, trochäischen und jambischen Rhythmus abwechseln. Es ist häufig bei dieser kurzen Strophe, dass die zweite Zeile der vorhergehenden Strophe bei der folgenden wiederholt wird, öfter auch noch die zweite Hälfte der ersten, so dass dann jede Strophe drei Zeilen oder drei und eine halbe hat[1]). — Merkwürdig ist nun, dass wir diesen zweifachen Hauptrhythmus ebenfalls bei den englischen und denjenigen deutschen Liedern finden, welche den ursprünglichen Charakter noch erhalten haben. Die langzeilige Strophe mit dem Abschnitt erscheint als die ältere, denn die Lieder in der kurzzeiligen sind im Ganzen betrachtet offenbar die jüngern und sie ist wahrscheinlich das epische Silbenmass gewesen. Die Heldenlieder sind darin erzählt, alle alten Lieder bei Percy, und ihre Ähnlichkeit mit dem Silbenmaass des Nibelungenlieds muss unserer Ansicht sehr willkommen sein.

Man darf schliessen, dass es nach diesem zweifachen Hauptrhythmus auch nur zwei Hauptmelodien gegeben. Bei der grossen Freiheit aber, womit man den Vers zu mehreren Accenten ausdehnen und wieder einziehen konnte, ist es einleuchtend, dass sie nicht wie moderne für eine genau gemessene Silbenzahl eingerichtet und fest bestimmt waren, sondern ebenfalls sich frei

[1]) Im Original ist diese Wiederholung immer mit abgedruckt worden, in der Übersetzung nicht, weil sie sich leicht macht, ausser bei Marsk Stigs Töchtern [89. II], wo es der Sinn verlangte.

erweiternd und das Ganze regierend mannigfaltig genug sein mussten. Gewiss waren diese Melodien langsam und traurig in Molltönen, wie die Volksweisen aller Völker sind. Syv sagt in der Vorrede (§. 21): es sei vordem gebräuchlich gewesen, dass erst das Lied gesungen wurde und darnach der Inhalt erklärt; auch (§. 14), dass manche von den Melodien, womit die alten Lieder gesungen würden, so angenehm, als irgend neue, und dass Resenius mehrere davon gewusst, die aber so süss und wohlklingend gewesen, dass manche von den schönsten Psalmen in ihrem Ton gesungen würden. Gewiss auch war der Gesang höchst einfach. Es ist bis jetzt nur einiges zu uns gekommen [1]), allein alle Volksgesänge stimmen darin überein, dass sie nur wenig Töne in geringer Abwechslung haben, die aber einen starken festen Eindruck geben: wie wär' es auch sonst möglich, da es niemand aushalten würde, eine moderne künstliche Melodie durch so viele Verse wiederholt anzuhören.

Das wollte ich als Einleitung zu dieser Übersetzung sagen: von der Treue derselben und von den Grundsätzen, die ich dabei befolgt, rede ich nicht weiter, da sie leicht bei einer Vergleichung mit dem Original entdeckt werden können. Alterthümlicher sollte die Sprache darin nicht erscheinen durch eingemischte alte Formen und Wörter, die nichts mehr bedeuten, als die üblichen, weil ich das nicht als einen Vorzug ansehen kann, dass sie ausserdem noch unverständlich sind. Nur die alten Ausdrücke, doch auch sparsam, sind gebraucht, welche, wie ich glaube, überhaupt wieder in unsere Sprache könnten eingeführt werden, deren Bedeutung nämlich augenblicklich klar ist; alles, was hier nicht unmittelbar als ein lebendiges Glied eintreten und gefasst werden kann, scheint mir Unrecht darzubieten. — Ich wünsche, dass dies Buch vielen Freude gewähre durch die Betrachtung dieser Tugenden, der Herzlichkeit, der

[1]) Die Melodie zum 7ten Lied der zweiten Abtheilung findet sich in Bragur, zum 88sten in Nyerups Ankündigungsschrift; dort werden noch ein Paar Melodien citirt, die gedruckt sind. Da aber der neuen Ausgabe der Kämpe-Viser alle noch zu gewinnenden Weisen sollen beigefügt werden, so habe ich diese wenigen nicht mittheilen wollen, um einmal sämmtliche als einen Nachtrag zu liefern.

Treue, der Liebe und der grossen Gesinnung der Helden. Was uns wieder berührt aus alter Zeit, das lebt auch wieder, und so wird vielleicht jener Glauben der Völker, den wir nicht ohne eine gewisse Wehmuth als vergangen betrachten können, von der Unsterblichkeit ihrer Ahnen, in einer Hinsicht wenigstens gerettet. Wer in Seligkeit stirbt bei den Indiern, aus dessen Leib geht eine Flamme und setzt sich auf die Lippen des Gottes; so ist, was göttliches Ursprungs gewesen, auf die Lippen der Poesie geflogen, als das Sterbliche vernichtet wurde. Sie spricht es aus durch die Welt, und es ist ein unvergängliches Leben darin. Jeder reine Sinn hat sie einmal gehört, und wenn sie später vor einem verwirrten Treiben ihm verstummte, so muss doch die alte Lust daran sich regen, wann er ihre Stimme wieder vernimmt. Jener persische König war als Kind von einer Löwin im Walde getragen und gesäugt worden; einmal, nachdem er sie längst vergessen über den Glanz seiner Krone, jagte er in dem Walde und erblickte sie wieder: ein unbezwingliches Gelüst überfällt ihn, er muss absteigen von seinem Pferd und sich, wie er als Kind gethan, auf den Rücken des Thiers setzen, das ihn freudig in des Waldes Finsternis fortträgt, aus der er nicht zurückkehrt. Wie in dieser Sage eine Wahrheit, der wir uns zugethan fühlen, so liegt sie als Kern in aller alten Poesie; daneben aber stehen die Täuschungen der Zeit: wenn wir dort märchenhaft von alten Riesen lesen, deren Athem allein Bäume und Äste niedergebogen, so haben wir Lügen in dem Schein der Wahrheit dagegen zu setzen. Weil die Dichtung niemals täuscht, ist auch Mildigkeit in ihr und ein unversiegbarer Trost: sie führt uns aus dem Thale hinauf, und wir sehen über allen Wolkenzügen den blauen Himmel ewig feststehen. Endlich aber, was kann die Poesie mehr erwecken, als die Poesie selbst, zumal wenn sie eine neue Welt aufthut, wie diese? nicht wirken Belehrungen darüber, gleichwie die Nachtigall nicht durch Brüten, sondern durch Singen ihre Eier beleben soll. — Es giebt eine Sage in Schweden von einem alten Mann[1]), der in der Meerestiefe sitzt und die Harfe spielend zu den Tänzen

[1]) Der Strömkarl. Arndts Reise durch Schweden III, 17.

der Elfen in einer ewigen Musik lebt; Kindern, die an das Ufer kommen und ihn in der Einsamkeit erblicken, erweckt er Stimme und Lust zum Gesang. Möchten diese Lieder auch also Lust erwecken! Denen, die sie daraus gewinnen können, ist diese Übersetzung bestimmt: denen aber, welche die Lieder des alten Sängers gehört und wiedergesungen, ist sie zugeeignet*).

W. C. Grimm.

AUS DEM ANHANG.

In der Vorrede sind diese Lieder aus allgemeinen Gesichtspunkten betrachtet worden: ich habe meine Meinung von ihrem Ursprung, von ihrem Alter und von dem Verhältnis geäussert, in welchem sie zu einheimischer sowohl als fremder Dichtung stehen. Auch das Interesse ist genannt, welches sie für altdeutsche Poesie haben, dadurch, dass der älteste und merkwürdigste Theil derselben, die Heldenlieder, in den Sagencyklus des Nibelungenlieds und des Heldenbuchs eingreift. Die besondere Ausführung dieser Bemerkungen, namentlich die Erläuterung dieser Verwandtschaft der nordischen und altdeutschen Nationaldichtung in einer Sage insoweit sie hier sich zeigt, schien dort nicht an ihrem rechten Platz zu sein. Sie durfte nicht auf den stossen, welchen die freie Lust an der Poesie zu diesen Liedern bringt: doch auf den, welchem die Geschichte derselben ein eigenes Studium bildet. Da aber eben dieses Studium Anlass der Übersetzung war, so wollte ich nicht mit Stillschweigen übergehen, was ich durch die Betrachtung des Einzelnen, vorzüglich durch die Zusammenstellung der verwandten Sagen zu einer solchen Erläuterung beitragen konnte, und lieber es in einem besondern Anhang mittheilen; das wenige, was zur Verständlichkeit beim Lesen durchaus erforderlich, ist gleich an der Stelle in Noten bemerkt, und so wird niemand gegen seinen Willen hierher geführt werden. — Eine Erklärung der Heldenlieder ist

*) [Die Widmung lautet: Dem Freiherrn Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano zugeeignet.]

demnach die Hauptsache, doch wird man auch zu den meisten Liedern der andern Abtheilung Anmerkungen finden. Theils darum, weil sie Interesse für sich haben und das ausführen, was in der Vorrede gesagt worden; theils, weil das Original dazu auffordert, indem fast über jedem Lied eine kleine Einleitung steht, in welcher zwar oft nur der blosse Inhalt angegeben oder eine moralische Anmerkung gemacht, zuweilen aber einige historische Nachweisungen enthalten sind. Während diese nicht sollten verloren gehen, waren sie auch wieder zu berichtigen und zu ergänzen, so dass ich dennoch bei weitem für den grössten Theil derselben einstehen muss. Um indessen kenntlich zu machen, was aus dem Original entnommen, so ist es, wie auch bei den Heldenliedern, durch ein Zeichen unterschieden worden.

Ich füge noch eine Bemerkung hinzu, die das Ganze in den richtigen Gesichtspunkt stellen soll. Man wird durchgehends eine Neigung finden, aus den poetischen Denkmälern aller Völker, so weit es möglich ist, zusammen zu stellen, was eine gewisse Ähnlichkeit hat. Manchmal wird sie überraschend sein, manchmal vielleicht wird sie erzwungen scheinen; sie ist aber immer nur aufgestellt, ohne dass ein Grund dafür angegeben wäre. Damit man indes nicht vermuthe, es sei an einen zu seltsamen dabei gedacht oder im schlimmern Fall an gar keinen, so soll hier kürzlich bemerkt werden, was damit gemeint ist. Es scheint nämlich, dass es sich mit der Poesie eben so verhalte, wie mit der Philosophie der Völker, und dass dasjenige, was Görres in seiner Mythengeschichte, deren Resultate wir mit zu den grössten rechnen, die die Zeit gewonnen, von dieser dargethan, auch von jener gelten werde. Das Göttliche, der Geist der Poesie ist bei allen Völkern derselbe und k e n n t n u r e i n e Q u e l l e; darum zeigt sich überall ein Gleiches, eine innerliche Übereinstimmung, eine geheime Verwandtschaft, deren Stammbaum verloren gegangen, die aber auf ein gemeinsames Haupt hindeutet; endlich eine analoge Entwickelung; verschieden aber sind die äusseren Bedingungen und Einwirkungen. Darum finden wir neben jenem Einklang auch wieder eine Verschiedenheit in der äusseren Gestaltung, abhängig von dem Himmel, worunter die Pflanze gestanden, und die in grossen Massen nachzuweisen ist, wie im

Einzelnen bis ins Unendliche. Wir können kein besseres Ebenbild geben als Gottes, den Menschen, dem überall dasselbe Herz in der Brust schlägt, dessen Gestalt, Farbe, Sprache und Lebenslust aber der Natur unterthan ist und gehorcht, wie sie verschieden in den Weltgegenden herrscht; so wie auch bei der Familienähnlichkeit der Nationen in jedem Einzelnen eine eigne Individualität hervortritt. Das ist der eine Satz, der andere scheint ihm fast entgegen zu stehen. Bei dieser freien unabhängigen und geistigen Verwandtschaft der Poesie der Völker existirt noch eine andere, die man die weltliche oder bürgerliche nennen könnte. Es ist nämlich nicht zu läugnen, dass die Dichtungen schon in bestimmter Gestalt einem Volk von dem andern hinüber gereicht worden und auf diese Art oft auf weitem Weg hergekommen sind; sie haben sich zwar meist dem Gesetz des neuen Reichs gefügt, aber immer noch deutlich die Spuren ihrer Herkunft an sich getragen. Soll das vorhin gegebene Bild fortgesetzt werden, so sind es im Ganzen die Völkerwanderungen, im Einzelnen aber Ehen, von den Individuen verschiedener Nationen geschlossen. Die Ausführung beider Behauptungen ist die Aufgabe der Geschichte der Poesie, wenn sie etwas Ganzes und Würdiges sein soll: die hier gelieferten Zusammenstellungen sind eine einzelne kleine Vorarbeit dazu. Gegen den, welchem der Grund, warum manches in Verbindung gebracht worden, bei leichter Ansicht zu gering oder gar nichtig vorkommt, will ich nur bemerken, dass wir durch eine grössere Übersicht erst den rechten Takt gewinnen und auf manches Gewicht legen müssen, was sonst unbedeutend erscheint.

NACHSCHRIFT.

Eine in der Vorrede geäusserte Hoffnung hat sich indessen erfüllt. Die noch ungedruckten Lieder der Edda Saemundar ausser der schon erwähnten Blomsturwalla-Saga befinden sich jetzt abschriftlich in meinen Händen. Beides verdanke ich der freundschaftlichen Güte des Herrn Grafen von Hammerstein und seinem lebendigen Interesse für die Wissenschaft. Dass es mir

ohne ihn kaum möglich gewesen, zu diesen Schätzen zu gelangen, sage ich um so lieber, als auch diejenigen, welche für diese Zeugnisse einer frühen Bildung Neigung und Interesse haben, erfahren, an wen sie ihren Dank für die Mittheilung derselben zuerst richten müssen. Gemeinschaftlich mit meinem Bruder werde ich diese Edda mit einer deutschen Übersetzung herausgeben: das Nähere wird eine besondere Ankündigung enthalten. Es sind diese Lieder einzelne Theile jenes grossen Nationalepos, das einmal unter allen Völkern germanischer Abkunft scheint lebendig gewesen zu sein, in einer sehr frühen Gestaltung aufbewahrt. Wem die Poesie etwas mehr ist, als eine von seiner Zeit und seinen Dichtern ihm eingelernte Weise, die an sich vortrefflich sein kann; wer alles dazu rechnet, was einmal in des Lebens Herrlichkeit sich aufgeschlossen, der wird diese Dichtungen gewiss anerkennen. Denn auch das ist das Wesen der Poesie, dass sie aus dunklen Zeiten, aus der nur wenige schweigende Ruinen stehen, über welche der Blick der Gegenwart unachtsam hingeht, und von welcher die Geschichte kaum etwas spricht, Gestalten in dem hellsten, lebendigsten Glanz hervortreten lässt, in deren Tugend, Muth und Schönheit wir sehen, dass auch damals Grosses und Mächtiges gewesen.

ÜBER DIE SAGE VON DER TROJANISCHEN ABKUNFT DER FRANKEN.

Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg 1811. 8. S. 431—440.

Noch eines besondern Umstandes muss hier ausführlich Erwähnung geschehen. Hogen sagt im zweiten Lied [s. oben S. 161 (188)], er habe seinen Panzer verloren und sein Ross in dem kalten Winter, als sie vor Trojen gelegen. Rudbek in seinem Atland (I, 809) da, wo er die Trojaner von den Scandinaviern abstammen lässt, bemerkt zwar, dass noch Troiin und Trojenborg eine feste Burg im Scandinavischen bedeute, und somit wäre die Stelle leicht erklärt. Allein das Wort ist nirgends zu finden, hingegen wohl troen, trogen (bei Ihre) und, was auch noch Rudbek anführt, Trygger (bei Gudmund Andreä): aber dies sind sämmtlich Adjectiva und sie haben ihre Wurzel nicht in Troja, sondern offenbar in tro, tru, trygd, Treue (und sind daher zuerst durch fidelis, darnach erst durch tutus zu übersetzen). Wahrscheinlich hat sich Rudbek von seinem Eifer irre führen lassen. Mithin wäre doch das alte Troja in Kleinasien gemeint, welches befremdend genug erscheint, sich aber aus dem Folgenden erklären wird. Im Nibelungenlied heisst Hagen: Hagen von Troneg, Trony, und Joachimus Vadianus (starb 1551) sagt (de collegiis monasteriisque veteribus apud Goldast SS. RR. AA. III, 35), dass Dagobert, König von Austrasien, sein Schloss zu Tronia gehabt, welches wahrscheinlicher für jenes Trony kann gehalten werden, als das alte Tournüs (Tornucium) nach Johannes Müllers Meinung. Troja in dem Lied könnte demnach als eine Verwechslung mit Tronia angesehen werden, allein dagegen streitet, dass in der dem Nibelungenlied ziemlich gleichzeitigen Niflunga Saga Hogne zwar nur am Ende des Gedichts, allein ausdrücklich

und dreimal (Cap. 363. 368. 381) Hogni af Troja genannt wird und in dem Walther von Aquitanien es von ihm heisst: veniens de germine Troiae (V. 28). Otto Frisingensis erwähnt (L. IV, c. 45), die Stadt Xanten am Rhein (im Herzogthum Cleve, Santen im Nibelungenlied, Burg des Königs Siegmunt in Niederlanden) sei sonst Troja genannt worden; und Meibom in den Noten zu Witechind (p. 690) sagt, das chronicon Belgicum nenne diese Stadt Klein-Troja und füge hinzu, Hago von Troja habe daselbst seinen Sitz gehabt. Nun ist zwar möglich, dass dieses Troja auch eine Verwechslung wäre, indem die Stadt früher als eine römische Colonie Colonia Troiana hiess, woraus sancta (daher Xanten) Troia und secunda Troia entstand (Hercules prodicius Colon. 1609 p. 53. Büschings Erdbeschreibung VI, 48. 49); allein diese Verwechslung fände sich schon sehr früh, denn eine Silbermünze aus dem elften Jahrhundert mit der Kirche von Xanten hat die Umschrift: Sancta Troia und eine kupferne aus dem fünfzehnten: Moneta nova Troiae minoris, auch vergleiche man die folgenden Stellen aus dem Fredegar und dem Leben des heiligen Anno; sodann aber setzt sie immer einen andern Grund voraus, wodurch sie sich erhalten konnte (dies gilt auch von dem vorigen Fall); dieser Grund aber ist hier gleichwichtig und wird sich aus dem Folgenden ergeben. Der Namen nämlich leidet keinen Zweifel, es fragt sich nur, ob dieses Troja in Bezug stehe mit dem alten asiatischen, und hier begegnet uns ein allgemein verbreiteter Glauben, welcher die Franken von den Trojanern abstammen lässt. In dem Walther von Aquitanien, als der dritte Franke Wernhardus gegen den Walther auftritt, heisst es:

723. quamlibet ex longa generatus stirpe nepotum,
o vir clare! tuus cognatus et arcis amator,
Pandare, qui quondam, iussu confundere foedus,
in medios telum torsisti primus Achivos.

Der Dichter lässt ihn also von jenem Lykier Pandarus, Lykaons Sohn, abstammen, der für Troja kämpfte, dem Apollo selbst den Bogen geschenkt (Il. B 824 [827]), und der den Diomedes an der Schulter verwundete (E 95 [98]), dass er aber den ersten Pfeil abgeschossen, davon sagt Homer nichts. (Troja finden wir noch

sonst in altdeutschen Gedichten: die rauch Elss wird vom Be[r]chtung in Troy angetroffen, Wolfdietrich [B] Str. 529 [B, 323, 2. 3. ed. Jänicke]; dort steht der Jungbrunnen Str. 353 [336, 2], und Wolfdieterich wird dann Herr von Troy genannt, Str. 632. 701. 769 [531, 2. 598, 4. 687, 3]. In dem Gedicht von Salomon und Morolf, in welchem mancherlei Anklänge von einem deutschen Volkslied sind, heisst es vom König David:

V. 2508. Der vor der alden Troie
erdachte das Seittenspil so vin.

und V. 4052: da sprach ein alter Surian:
ich han vor Throe dicke das beste gedan.

Ob der Fluss Treya, in welchem Alfrikur das Schwert Naglhring härten kann, welchen er in neun Königreichen gesucht, Wilkina Saga c. 40. hierher gehöre, muss dahin gestellt bleiben.) Zu diesem Zeugnis kommen die der Historiker. Prosper Aquitanus (Continuator des Eusebius, starb um 463) erwähnt unter der Regierung des Kaisers Gratianus: Priamus quidam regnat in Francia, quantum altius colligere potuimus, c. IV. Deutlicher drückt Fredegar Scholasticus (starb 658) die Sage aus: de Francorum regibus B. Hieronymus [1]), qui iam olim fuerat, scripsit. Quod prius Virgilii poetae narrat historia, Priamum primum habuisse regem, cum Troia fraude Ulixis caperetur: exinde fuisse egressos. Post ea Frigam habuisse regem, bifaria divisione partem eorum Macedoniam fuisse agressam, alios cum Friga vocatos Frigos Asiam pervagantes in littore Danubii fluminis et maris Oceani consedisse. Denuo bifaria divisione Europam media ex ipsis pars cum Francione eorum rege ingressa fuit, qui Europam pervagantes cum uxoribus et liberis Rheni ripam occuparunt: nec procul a Rheno civitatem ad instar Troiae nominis aedificare conati sunt; coeptum quidem, sed imperfectum opus remansit. Residua eorum pars, quae super littore Danubii reman-

[1]) Wenn Fredegar den Hieronymus citirt, bei dem sich nichts von den fränkischen Königen findet, so ist damit, wie Schilter zu Königshovens Elsass. Chronik S. 472. 473. erläutert, der Prosper Aquitanus gemeint, indem der Kirchenvater den Eusebius aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte, welche Übersetzung dann Prosper Aquitanus continuirte, so dass alle drei in demselben Buch citirt werden.

serat, electum a se Turchot nomine regem, per quem vocati sunt Turchi, et per Francionem hi alii vocati sunt Franci, multis post temporibus cum ducibus externas dominationes semper negantes. Historiae Francorum epit. c. 2. Mit dem Fredegar stimmt überein Amoinus (starb 1008) in der historia Francorum in der Zuschrift an den Abt Abbon, in der Vorrede c. 10 und zu Anfang des ersten Buchs; er sagt auch, dass etliche Autoren dasselbe angäben. Ein Gleiches enthält eine alte handschriftliche französische Chronik: Mélanges tirés d'une gr. bibliothèque V, 272. Die Gesta Francorum (der Verf. derselben lebte um 720) haben folgende Stelle, c. 1. 2.: alii autem de principibus eius Priamus et Antenor cum aliis viris de exercitu Troianorum XII. milia fugerunt cum navibus, qui introeuntes ripas Tanais fluminis per Moeotidas paludes navigaverunt et pervenerunt ad terminos finitimos Pannoniarum —. Illi quoque egressi a Sicambria venerunt in extremis partibus Rheni fluminis in Germaniam oppidis illicque inhabitaverunt. Wie geneigt man gewesen, an die Trojaner sich anzuknüpfen, beweist eine Stelle bei Paul Warnefried (starb vor 800): hoc tempore apud Gallias in Francorum regnum Anchis Arnulphi filius, qui de nomine Anchisae quondam Troiani creditur appellatus, sub nomine maioris domus gerebat principatum; und noch mehr das Epitaphium der Rothais, Tochter des Königs Pipin:

ast abavus Anchise potens, qui ducit ab illo
Troiano Anchisa longo post tempore nomen.

Thom. Aquinas a S. Joseph. de orig. gent. Franc. p. 43. Chifflet. Vindic. hisp. p. 429. 453. Idem in Lampad. ad Vindic. p. 5. — Sigebertus Gemblacensis (zweite Hälfte des 11. Jahrh.) sagt: Valentinianus eorum virtute delectatus, eos qui prius vocati erant Troiani, deinde Antenoridae, postea etiam Sicambri Francos Attica (?) lingua appellavit, quod Latina lingua interpretatur: feroces — undecunque ergo denominati sunt Franci: quantum altius colligere potuerunt historiographi, hic Priamus regnabat super eos tempore prioris Valentiniani. Nam ex ipso regis nomine recolentes nobilitatem illius Priami, sub quo eversa est Troia, inde gloriabantur gentis suae manasse primordia. Das letztere hat wahrscheinlich den Prosper Aquitanus zur Quelle. —

Endlich in dem Loblied auf den heiligen Anno (etwa aus dem Ende des 11. Jahrh.) ist die Sage ganz deutlich enthalten:

XXII. V. 348 [345].

Cesar bigonde nahin	Cäsar begonnte nahen
zu den sinin altin magin,	zu den seinen alten Magen,
cen Frankin, din edilin;	zu den Franken, den edelen;
iri beidere vorderin	Ihrer beider Vorderen
quamin von Troie der altin,	kamen von Troie der alten,
dû die Criechin diu burch civaltin:	da die Griechen die Burg zerfällten:
dû ubir diu heri beide	da über die Heere beide
got sin urteil so irsceinte,	Gott sein Urtheil so erscheinte,
daz die Troieri kum intrunnin,	dass die Troieri kaum entrannen,
die Criechin ni gitorstin heim vindin.	die Griechen nicht durften heim wenden.

XXIII. V. 390 [387].

Franko gesaz mit den sini	Franko gesass mit den seinen
vili verre nidir bi Rini,	viel ferne nieden beim Rheine,
da worhtin si dû mit vrowedin	da wirkten sie dort mit Freuden
eini lüzzele Troie:	eine kleine Troie:
den bach hizin si Sante,	den Bach hiessen sie Sante,
na demi wazzere in iri lante,	nach dem Wasser in ihrem Lande,
den Rin havitin si vure diz meri;	den Rhein hatten sie für das Meer;
dannin wuhsin sint vreinkischi heri.	dannen wuchsen seit fränkische Heer.

Und früher V. 95 [93] werden die trojanischen Franken genannt. Man bemerke den Ausdruck: Troja die alte, welcher mit der vorhin citirten Stelle aus dem Morolf übereinkommt und volksmässig gewesen zu sein scheint. — Dies sind die Stellen, welche ausdrücklich von der trojanischen Abkunft der Franken reden; man kann damit in Verbindung bringen andere Sagen von griechischer Abkunft. Ottfried sagt in den Evangelien L. I, c. 1. V. 174:

Las ih, ioh in ala war,	Las ich, und in alle wahr,
in einen buachon, ih weiz war,	in einem Buche, ich weiss wo,
sie in sibbu ioh in ahtu	sie (die Franken) in sieben und in acht
sin alexanderes slahtu.	gewesen Alexanders Schlachten.
Ther worolti so githrewita,	Der Welt so gedräuete,
mit suertu sie al gistrewita,	mit Schwertern sie all gestreuete,
vntar seinen hanton	unter seinen Handen
mit filu harten banton.	mit viel harten Banden.
Joh fand in theru redinu,	Und fand in diesen Reden,
thaz von Macedoniu	dass von Macedonien
ther liut in giwurti	dies Volk in Würden
gisceidin er wurti.	geschieden er führte.

Etwas Ähnliches kommt ebenfalls in dem Loblied auf den heiligen Anno vor. Es wird erwähnt [V. 327 ff.], dass, nachdem Alexander zu Babylonien gestorben, vier seiner Männer sich in das Reich getheilt, die übrigen seien in der Irre gefahren; ein Theil aber sei auf Schiffen herab zur Elbe gekommen (V. 334. 335.) [331. 332]. Merkwürdig aber ist, was damit übereinstimmend Witechind sagt im 1sten Buch der Gesta Saxonum: er habe in seiner Jugend jemand behaupten gehört, die Sachsen kämen von den Griechen her und wären Überbleibsel des nach Alexanders Tod in alle Welt zerstreuten macedonischen Heers. Auch wird in dem prosaischen Roman von Alexander dem Grossen, nach Hartliebs von München Übersetzung (f. 88[a]. ed. 1514), gesagt, dass nach dem Tode Alexanders Ptolomäus mit den Griechen durch Russland, Littauen und Preussen nach Sachsen gezogen und sich daselbst niedergelassen. Ich will hier nicht in meinen Vortheil ziehen, was Tacitus (de mor. German. c. 3.) anführt, dass die Germanen glaubten, Ulysses sei nach langen Irrfahrten nach Deutschland gekommen, weil er nur vergleichungsweise könnte genannt sein.

Es versteht sich, dass man bei den spätern Historikern die Sage wiederfindet. Vincentius Bellovacensis in dem speculum historiale und Martinus Polonus in seiner Chronik, beide aus dem 13. Jahrhundert, erzählen sie. Sodann Lupolt von Bebenburg: de iuribus regni et imperii Romanorum (Schardii collectio de potestate imperiali et ecclesiastica L. V.) und Königshoven in der Elsass. Chronik c. 4, §. 1, beide aus dem 14. Jahrhundert und auf den Eusebius (d. h. Prosper Aquitanus) sich berufend. Auch Annius Viterbensis aus dem 15. Jahrhundert in seinem commentarius antiquitatum L. XVII, fol. 151. führt an, dass Francus, ein Nachkomme des Hektors, über die Celten geherrscht. Er stützt sich auf den Berosus (der aber falsch und von ihm erdichtet sein soll, der echte lebte um 276 vor Christus) und auf den Vincentius Bellovacensis. Heinr. Valesius in notis ad excerpta Peiresc. p. 75. erwähnt der Sage als allgemein bei guten Schriftstellern. * Die Facetiae Bebelii (L. 111, p. 186. Amstelod. 1651) enthalten eine Erzählung, wonach ein Fürst sich seiner trojanischen und römischen Abkunft rühmt, man sieht daraus, wie lang dieser Glauben fortgedauert*).

Es fehlt auch nicht an Versuchen das Ganze als eine Verfälschung darzustellen. Wendelinus in praefat. ad LL. Salic. glaubt, dass in den gestis Francorum zuerst die Fabel sei erdichtet worden. Schilter, der am gelehrtesten darüber spricht in der 5ten Anmerkung zu Könighovens Chronik, kann sich nicht anders helfen, als dass er den Fredegar geradezu beschuldigt (S. 470), er habe den Gregorius Turonensis verfälscht, welcher L. II, c. 9. ebenfalls von den Franken sagt: tradunt enim multi, eosdem de Pannonia fuisse digressos. Et primum quidem littora Rheni amnis incoluisse: dehinc transacto Rheno Thoringiam transmeasse: ibique iuxta pagos vel civitates reges crinitos (Adliche) super se creavisse de prima et ut ita dicam nobiliori suorum familia; ohne jedoch der trojanischen Abkunft zu erwähnen. Eccard (commentarii de rebus Franciae orientalis T. 22) meint, dass die Sage entstanden, weil ein fränkischer König Priamus geheissen. Suhm (om Odin S. 79) hält nach Schönings Vorgang (om Norskes Oprindelse S. 264) die Fabel keiner Betrachtung werth und glaubt, dass sie durch den Dares Phrygius aufgekommen. * In dem altrussischen Igorlied (herausgegeben von Müller) kommt S. 35 und 42 die Fährte Trojans und das Zeitalter Trojans vor; höchst wahrscheinlich, obgleich der Herausgeber es anders zu erklären versucht, bezieht sich dies auf die alte Sage von der trojanischen Abkunft der Völker.*)

Übersehen wir alle Stellen aber, welche auf diese Sage hindeuten, so werden diese Meinungen sämmtlich widerlegt; denn es ist offenbar, dass sie aus einem Volksglauben entstanden, nicht durch Verfälschung der Geschichtschreiber. Noch deutlicher wird dies, wenn wir bemerken, wie bei andern Völkern ein gleicher geherrscht. Lucanus sagt von den Avernern, einem celtischen Volk, Pharsalia I, 427:

> — ausi Latio se fingere fratres
> sanguine ab Iliaco populi.

* Wie bei den Römern diese Sage gegolten, darüber sehe man Niebuhrs gelehrtes Werk Bd I, besonders 133. 134. 108 usw.*).

*) [Die drei mit Sternen bezeichneten Einschaltungen sind aus den „Zusätzen und Verbesserungen“ in den Drei altschottischen Liedern, Heidelberg 1813, S. 55 aufgenommen.]

Die Hinweisungen auf asiatische Abkunft in den nordischen Sagen sind allgemein und gehören nicht hierher. Merkwürdig aber ist, dass in der Vorrede der jüngern Edda, da wo sie die genealogischen Tabellen enthält, die wahrscheinlich auf Tradition beruhen, Othin von Priamus, König von Troja, hergeleitet wird: in der achten Fabel (bei Resen) heisst es sogar: Asgardur that er Troja, Asgard das ist Troja. Nach dem Langfedgatal sind gleichfalls die trojanischen Helden die Vorfahren der nordischen. Dass die Sage von den Britanniern, die sich bekanntlich von Brutus herleiteten, herübergekommen nach Scandinavien, wie Thorlacius (om Thor og Hans Hammer, Skandinavisk Museum III, S. 11) behauptet, müsste bewiesen werden. Wie andere Völker ihren Anfang von der Zerstörung von Troja hernahmen, s. Pasquier recherches L. I, ch. 14.

Es scheint damit die frühe Existenz und Allgemeinheit der Sage dargethan, und es darf nicht bei dem Ausdruck des Lieds an eine zufällige seltsame Verwechslung gedacht werden. Übrigens ist es kaum nöthig zu bemerken, dass es nur darauf ankam, ihr Dasein zu beweisen, nicht, dass sie begründet in der Historie; wiewohl immer noch kann behauptet werden, wer sie nicht ohne Bedeutung glaube, habe das vor sich, dass eine echte Volkssage niemals eine eitle Erfindung ist, sondern dass sie stets auf einer Wahrheit ruht.[1]

[1] Pasquier sagt: quant à moy, je n'ose ny bonnement contravenir à cette opinion, ny semblabement y consentir librement.

DIE LIEDER DER ALTEN EDDA.

Morgenblatt für gebildete Stände. Sechster Jahrgang. 1812. Tübingen, Cotta. 4. No. 65—69. Montag — Freitag, 16.—20. März 1812, S. 258—260. 263—264. 265—267. 271. 275.

[Mit Jacob Grimm.]

I.

Der Priester Saemund Sigfusson, der Gelehrte (Frode), geboren im J. 1056, gestorben 1133, dessen Leben Arne Magnaeus vor dem ersten Theile der Edda [1787] ausführlich beschrieben, war mit Are Frode der älteste Geschichtschreiber des Nordens, beide Vorgänger des grossen Snorro Sturleson, in dessen Geschichtsbuch das Beginnen wie die Blüthe der nordischen Heldenzeit mit würdiger, jedes Gemüth bewegender Kraft geschildert ist. Saemund schöpfte aus der Quelle und sammelte die Gesänge der Skalden und die Sagenlieder oder die alte Edda (Stammmutter der Poesie). Die Natur der Sache erforderte diese Arbeit; ausserdem haben wir hierüber ein ausdrückliches Zeugnis, welches Arngrim Jonas wahrscheinlich aus einem alten Annalisten anführt[1]), und welches noch nicht widerlegt worden. Weil man aber die Frage verwirrt und geglaubt hat, den Sammler auch für den Verfasser halten zu müssen, der er, wie sich leicht ergab, nicht sein konnte, so hat man, wie Arne Magnaeus gethan, sogleich dem Saemund allen Antheil abgesprochen und die Behauptung, dass die Edda von ihm herrühre, ohne Weiteres und

[1]) Er schrieb im J. 1638 an Ole Worm Folgendes (Wormii epistulae I, 329): de autore Eddae obiectum scrupulum illo eximendum sentio, quod in monumentis Nostr. manifeste legitur in haec verba: Snorre Sturlusson var i dagum Gunnlaugs Mucks. Hann (Snorre) jok vid tha Edda, som Saemundus prästur hin frodi hafde adar samsett. Hoc est: Snorro Sturlae filius vixit tempore Gunlaugi cogn. Monachi (sc. Thingorensis coenobii, qui anno 1219 mortuus est). Ille (Snorro) Eddam a Saemundo presbytero multiscio primum delineatam et digestam adauxit. — Hinc est, quod Edda utrique Saemundo et Snorroni in antiquitate adscripta reperiatur; ita ut Saemundo initia et fundamentalia, Snorroni locupletatio et opusculi absolutio debeatur.

ohne Ursache, eine solche Unredlichkeit vermuthen zu dürfen, für ein Märchen ausgegeben, von dem ersten Entdecker des Manuscripts erfunden.

Wie Saemund, sammelte Snorro, der noch sein Zeitgenosse war, die alten Skaldengesänge, wie er in der Einleitung zu seiner Heimskringla selbst sagt. Für Dichter stellte er die Theomythien und Sagen der frühsten Zeit mit andern Abhandlungen zusammen als ein Handbuch, die poetische Kunst daraus zu erlernen. Seine Arbeit, mannigfach überarbeitet, erweitert, vielleicht in Einigem auch verkürzt, kennen wir unter dem Namen der jüngern, prosaischen Edda, von dem ersten Herausgeber auch die Resenische genannt. Nach dem vorhin angeführten Zeugnis, auch aus andern Betrachtungen, ist es wahrscheinlich, dass Snorro die Sammlung des Saemund zum Grund legte; selbst dass seinem Werke anfänglich die alten rhythmischen Lieder vorstanden, lässt sich vermuthen. Man hat mit gleicher Ungründlichkeit in der Manier einer gewissen Kritik, welche ohne innere Nothwendigkeit die einfachsten Dinge angreift, wie dem Saemund, so dem Snorro sein Recht absprechen wollen, welches wieder geltend zu machen wir noch neuerlich versucht haben.[1])

Die alte rhythmische Edda, von welcher hier allein die Rede sein wird, war fast vierhundert Jahre in Island verborgen und ganz vergessen. Ein Theil derselben ist leider für immer verloren gegangen, z. B. die Gunnarquida, die zu besitzen man so sehr wünschen muss, und wer weiss, wie viel andere Lieder, die nicht einmal genannt werden können. Erst im Jahre 1643 entdeckte und rettete der Bischof Brynjolf Svensen zu Skalholt einen vorzüglichen und noch immer den besten Pergamentcodex.[2]) Es war damals eine günstige Zeit für die alte Literatur, wo Olaus Worm und Stephanius, der Herausgeber des Saxo Grammaticus, lebte und der König persönlich dem Studium derselben geneigt war. So ward die Entdeckung

1) Heidelb. Jahrbücher 1811, No. 49. 50. [Bd II, S. 774—794.]

2) S. und über das Folgende: om Edda von Nyerup (det skandinaviske Literatur-selskabs Skrifter. 1807. III, S. 128 ff.).

in Dänemark, wohin das Manuscript gebracht wurde, mit Freude aufgenommen; Stephanius nennt in einem Briefe an O. Worms die Sammlung: immensi pretii κειμήλιον. Bald hernach war der Codex auch in den Händen dieses Gelehrten.

Indessen erkannte dieser gleich die Schwierigkeit, diese alten Lieder zu verstehen, welche, um nützlich zu sein, doch einer genauen Interpretation bedurften [1]), und so wurden erst im Jahre 1665 von Resenius nur zwei Stücke daraus, die Völuspa und Havamal mit Runacapitule, als Anhang seiner prosaischen Edda, mit einer lateinischen Übersetzung edirt, und 1673 einzeln die Völuspa mit einem Index isländischer Wörter wiederholt. In Sheringhams 1670 herausgegebener disceptatio de Anglorum gentis origine findet sich S. 187—192 ein Stück von Runacapitule isländisch und lateinisch abgedruckt.

Vierundzwanzig Jahre darauf (1689) edirte Bartholin seine Antiquitates danicae, ein Buch, welches mit vieler Gelehrsamkeit und Belesenheit geschrieben, aber nach damaliger Art in einem ganz verwirrten, geschmacklosen Plane abgefasst ist. Darin finden wir die ganze Sammlung benutzt und angeführt, Bruchstücke und die ganze Vegthamsquida (S. 623 ff.) vollständig abgedruckt und übersetzt. In den folgenden neunzig Jahren geschah nichts Weiteres für unsere alte Edda. Die Völuspa ward von Göransson wieder abgedruckt mit einer schwedischen Übersetzung, mit der lateinischen Übersetzung grösstentheils eingeführt in Schützes Lehrbegriff, verschiedentlich übersetzt ins Deutsche: mit der Vegthamsquida von Denis, mit Havamal von Schimmelmann, zuletzt von Herder mit Vegthamsquida und Runacapitule [Stimmen der Völker, IV, 7. 8]. Mallet lieferte einen Auszug aus Havamal. Erst im J. 1779 gab Thorkelin einen neuen Gesang, Vafthrudnismal, isländisch und lateinisch heraus, und in demselben Jahre Sandwig eine Übersetzung ins Dänische von Vegthamsquida und Runacapitule, wozu im J. 1783 und 1785 noch neunzehn andere Gesänge kamen, welche Arbeit hinlänglich bekannt ist.

[1]) Er schreibt an Stephanius (Wormii epistulae I, 267): talis namque est (Edda), ut nec tibi nec ulli nostrum usui sit, nisi accuratus accesserit interpres, quem vix in Dania habebis.

Endlich ward der Originaltext dieser Übersetzungen im J. 1787 von dem Magnaeischen Institute, belebt durch Suhms Eifer, mit einer lateinischen Übersetzung und Glossar, beide hauptsächlich von Gudmund Magnaeus gearbeitet, auf eine gelehrte und schätzbare Weise als der erste Theil der Edda Saemundar bekannt gemacht. Rechnen wir den Grottasaungr hinzu, welchen Thorlacius in dem fünften Specimen seiner interessanten antiquitates boreales herausgab, so schliesst sich hier die Literatur der alten Edda im Norden. Für Deutschland ist noch zu bemerken, dass Gräter (der auch in Bragur I Thrymsquida isländisch und dänisch abdrucken liess) in seinen nordischen Blumen (1789) acht dieser Rhapsodien (in Bragur I, 2. die neunte) übersetzte: eine Arbeit, die im Ganzen Lob verdient und welche dadurch besonders noch rühmlich war, dass sie zuerst auf die Würde und den poetischen Werth dieser alten Lieder aufmerksam machte, die man, wie überhaupt die nordische Mythologie, durch Schimmelmanns Übertreibungen oder leichtfertiges Absprechen anderer namhafter Gelehrten, welchen man nicht zutraute, dass sie aus Unwissenheit so sprachen, veranlasst, entweder gering schätzte oder aus Herders Lob [1]) nur entfernt kannte.

II.

Das Institut hatte in dem ersten Theile aus der Saemundischen Edda die Lieder ausgewählt, welche die Theomythien enthielten, und alle diejenigen blieben zurück, welche in die frühe Sagengeschichte eingiengen. Man darf dies nicht tadeln, selbst wenn einige Vorliebe Schuld daran, und da ohnehin die ersten Äusserungen des Geistes religiös sind und die Sage erst später daraus erwächst, so wäre diese Folge die richtige gewesen. Allein die Hoffnung, nach der Erscheinung des ersten Theils den zweiten bald zu erhalten, gieng nicht in Erfüllung, selbst als, auch nach einem langen Zwischenraume, das Institut wiederum sich thätig zeigte, wurden diese Lieder übergangen.

[1]) Horen. 1796. 1. Stück. Ideen zur Geschichte der Menschheit II, 29. 178. Stimmen der Völker 425—443. [IV, 6—8].

Indessen ward das Studium der einheimischen alten Dichtungen in Deutschland neu, man kann sagen, überhaupt erst belebt. Es zeigte sich bald und sonderte sich unter den mannigfachen Richtungen, welche die Poesie des Mittelalters genommen, ein eigenthümliches Nationalepos, durchaus auf deutschem Grunde gekeimt und aufgewachsen, in mannigfache Zweige reich und blühend ausgebreitet. Das Interesse musste sich vor allem zu dieser Erscheinung hinwenden, diese Gedichte aber deuteten auf frühere Jahrhunderte, auf die gewaltige und dunkle Zeit der Wanderungen, wo die Völker sich aus der Gemeinschaft schieden und eine neue Welt bildeten. Dort also waren Spuren und Zeugnisse des Daseins aufzusuchen, und bei der Verbindung, in welcher wir Germanien in diesen Zeiten mit dem Norden erblicken, musste die Aufmerksamkeit besonders dahin gelenkt werden. Es fand sich, dass auch in diesen Gegenden Chriemhildens grausame Hochzeit, der Verrath an dem edlen und treuen Sigurd und sein mordlicher Tod besungen worden. Auf welche Weise das Volk sich diese Sage in Gesängen aufbewahrt hat, zeigt die Übersetzung dieser altdänischen Heldenlieder, die in ihrer einfachen Grösse jedem unbefangenen Sinn schön und ergreifend erschienen sind; in einer eigenen Abhandlung dabei ist es dargethan, wie die Mythe in dieser Gestalt sich der Deutschen nähert und offenbar zu ihr neigt.

Denn ausserdem entdeckte sich im Norden noch eine eigenthümliche, von der deutschen abweichende und aus ihr nicht entsprungene Bildung der alten Stammsage, welche wie die Sprache beider Nationen eine frühere Einheit bewährt, die später in zwei Dialekte ausgewachsen ist. Den Zusammenhang dieser nordischen Recension stellte die Wolsunga-Saga vorzüglich dar, doch war sie grösstentheils in Prosa und offenbar später abgefasst: es schien keinem Zweifel unterworfen, dass sie aus ältern Gedichten entstanden, welche aufgefunden werden mussten, wenn wir der Quelle näher kommen wollten.

Jene zurückgebliebenen Lieder, der zweite Theil der Saemundischen Edda, waren nur aus der Angabe ihrer Überschriften und aus grössern und kleinern Bruchstücken bekannt, daraus indessen, und weil eine Rhapsodie, welche die Norna-

gestur-Saga enthielt, wahrscheinlich dazu gehörte, war es schon klar, dass sie ganz eigentlich jene grosse Dichtung, die ein Eigenthum aller Völker germanischer Abkunft scheint gewesen zu sein, begriffen. Sollte die historische Forschung über diese einen glücklichen Erfolg haben, so kam alles darauf an, dass diese Lieder bekannt wurden; ausserdem war gewiss eine reine und herrliche Poesie darin wieder zu entdecken.

Der Eifer für die Sache liess uns verschiedene Versuche zur Erlangung dieser köstlichen Denkmäler anstellen. Das Misslingen derselben macht uns jetzt doppelt erkenntlich für die Gewährung unseres Wunsches. Dem Wohlwollen des Herrn Grafen von Hammerstein, königl. westfälischen Gesandten in Dänemark, wie seiner eignen Neigung zu dem Studium der deutschen Alterthümer verdanken wir eine vollständige und genaue Abschrift dieser Eddaischen Lieder, von deren Herausgabe wir hier das Publikum benachrichtigen. [1])

Es sind im Ganzen dreizehn Gesänge mit folgenden Überschriften: das erste Lied von Helge Hundingstödter; das zweite Lied von Helge Hundingstödter oder von Hiovardur und Sigirlin; das dritte Lied von Helge Hundingstödter oder von den Wolsungen; vom Tode Sinfiotlis; vom Tode Jaffners oder Brynhildurs Lied; Brynhildurs Weissagung oder Sigurdurs Lied; Brynhildurs Todesfahrt; Gudrunas Lied, das erste; Gudrunas Lied, das zweite; Niflungenlied; Atlis Lied; das grönländische Lied von Atlis Tod[2]); Völundurs Lied. Jedes Lied besteht für sich, alle zusammen aber bilden einen grossen Cyklus, in welchem jene Stammsage in der eigenthümlich nordischen Form, würdig ihrer selbst, nach ihrer Bedeutung und Herrlichkeit dargestellt ist. Hier erblicken wir sie in einer sehr frühen Gestaltung, unbedenklich mehrere Jahrhunderte früher als unser Nibelungenlied. Selbst eine kurze Analyse dieser einzelnen Gesänge würde hier zu weit führen; wir begnügen uns daher nur vom dritten Lied von Helgi

[1]) Sie werden in dem Cotta'schen Verlag unter dem Titel: Lieder der alten Edda erscheinen. [Die Sache zerschlug sich, vgl. Görresbriefe II, 272 ff. 285. 298. 310 f. Der erste und einzige Band erschien ohne Glossar und Commentar 1815 in Berlin in der Realschulbuchhandlung.]

[2]) Unter Grönland wird hier eine Gegend von Norwegen verstanden.

oder den Wolsungen einen der Kürze wegen vieles übergehenden Auszug zu geben, welche ihren Gang und ihre Natur wird wenigstens erkennen lassen (für die poetische Betrachtung folgt nachher ein Bruchstück), zumal da so eben Gräter, der eine Abschrift von dem zweiten Helgelied aus dem Vidalinischen Codex erhalten [1]), durch Bekanntmachung einiger Strophen die Aufmerksamkeit darauf gerichtet hat.

III.

AUSZUG DES DRITTEN HELGELIEDS.

(König Siegmund und Burghild von Bralund hatten einen Sohn, den nannten sie Helge nach Helge, Hiorvards Sohn, und Hagal war sein Zuchtmeister. König Siegmund und die seines Stammes hiessen Wolsunger oder Ylfinger und führten Krieg mit König Hunding. Eines Tags war Helge heimlich und unkenntlich an Hundings Hof gekommen und hatte sich erst beim Weggehen durch einen Hirtenjungen offenbart. Nun sandte Hunding und liess Helge aufsuchen, der sich auf keinem andern Wege zu retten wusste, als dass er einer Magd Kleider anzog und in die Mühle gieng. Da suchten sie Helge und fanden ihn nicht. Blind, der unheilvolle (Baulvisi) sang:)

„Was hat die Mahlmagd für scharfe Augen! Die ist nicht aus gemeinem Stande, die Steine springen, die Mühle zerbricht. Hart ist's, dass ein Königssohn Gerste mahlen muss, dieser Hand ziemte Schwertesgriff besser, denn Mandelbaum?“ [2]) — Hagal aber antwortete und sprach: „Kein Wunder ist's, dass die Mühle kreischt, wann des Königs Magd den Mandel rührt: über den Wolken schwebte sie und kämpfte gleich Helden, eh sie Helge gefangen machte, darum hat die Magd so grosse Augen.“

(So entkam Helge, fuhr in den Krieg und tödtete König Hunding, seit welcher Zeit er Helge Hundingstödter hiess. Zu Braunwag lag er mit dem Heere, da hielten sie und assen rohe

[1]) Heidelb. Jahrb. 1811. No. 63.

[2]) Die Handhaben an der Mühle; wir Deutsche nennen noch jetzt ein ähnliches Werkzeug: Mandelholz.

Speise. Da kam Siegrun, Haugnis Tochter, die Walkyre, in Luft und Wasser geritten[1]) zu Helges Schiffen und sprach:)

„Wer lässt die Flotte fliessen am Strand? Wo habt Ihr, Helden, Heimath? Was weilet Ihr in Braunawag? Wohin lüstet's Euch, zu nehmen den Weg?“ — Da sprach Helge: „Hamal lässt fliessen die Flotte am Strand, Heimath haben wir zu Zlessei, des Windes wegen weilen wir zu in Brunawag, nach Osten lüstet's uns, zu nehmen den Weg.“ — Siegrune sang: „Wo hast Du, o König, den Kampf geweckt? Wo die Vögel der Kriegsschwestern gesättigt? Wie ist Deine Brynie (Panzer) von Blut so roth?[2]) Wie issest Du Rohes unter den Helmen?“ — Helge sprach: „Am Westensee that's der Ylfingersohn, so Dich's zu wissen gelüstet; Bären fieng ich in Bragalund und Adlerblut sättigte ich mit Spiessen.[3]) Nun hab' ich gesagt, Jungfrau, wie es ergangen ist. Darum wurde wenig Gebratenes gegessen am Strand.“

(Siegrun antwortete, sie wisse wohl, was er mit diesen dunkeln Reden sagen wolle, Hunding sei gefallen durch Helge, in Walrunen erzähle er des Krieges Spiel; aber sie habe ihn schon vor den Langschiffen gesehen, wie er in Blutes Spur gewandelt und die urkalten Wogen um ihn gespielt; der König wolle sich vor ihr bergen, sie kenne ihn wohl. — Nun wird erzählt, dass Haudbrodd, Granmars Sohn, um Siegrune gefreit habe, sie aber alsbald durch Luft und Wasser geritten sei, um Helge zu suchen. Helge führte Krieg mit Hundings Söhnen; streitmüd fand sie den Helden sitzen unter Aarstein (Adlerstein). Da fiel sie ihm um den Hals, küsste und nahm ihn bei der Hand, des Herren Sinn stand nach dem Weib, sie liebte

[1]) Auch im Deutschen wird reiten für schiffen gebraucht. S. Joh. Müllers Schweizer-Geschichte III, 98. No. 220. Scherz und Ihre in den Wörtern reiten und rida.

[2]) Wer denkt hier nicht an den Eingang des schönen schottischen Liedes: Wie ist dein Schwert von Blut so roth, Eduard?

[3]) Erinnert an eine merkwürdige Parallelstelle in dem herrlichen altslavischen Liede von Igor (Müllers Übers. S. 36), das man zwischen die Edda'schen und Ossian'schen Gesänge stellen kann. Bären fangen und Adler sättigen sind, wenn man will, bloss poetische Ausdrücke für: kämpfen, kriegen.

ihn aus ganzer Seele, eh sie ihn gesehen hatte.[1]) Nun erzählte sie, wie man sie dem Haudbrodd vermählt, aber sie wolle einen andern Mann haben, wenn sie schon ihrer Freunde Zorn voraussehe und ihres Vaters Freude gebrochen habe; Helge aber tröstete sie mit seiner Liebe, bei ihm solle sie leben und sich an keinen Zorn ihrer Verwandten kehren. — Hierauf wird Helges Krieg mit Granmar und seinen Söhnen beschrieben. Ein schrecklicher Sturm überfiel ihn zur See, Wetterleuchten kam über sie und in die Schiffe schlugen die Strahlen. Da sahen sie bald neun Walkyren in der Luft reiten und erkannten Siegrune, und der Sturm legte sich. In der Erzählung vom Erfolge des Kriegs kommen Stellen vor, die schon im ersten Helgelied und zwar vollständiger vorhanden sind; das Gespräch Sinfiotles und Gudmunds gehört zu dem Grössten und Schauerlichsten, was je gedichtet worden ist, und nur einzelne Stücke der Lokasenna mögen damit verglichen werden. Der Krieg gieng zwar glücklich aus, allein es blieb selbst Siegrunens Vater Haugni erschlagen. Helge erzeugte Söhne mit seiner geliebten Siegrune, er ward aber nicht alt. Dag, Haugnis Sohn, opferte dem Odin, seinen Vater zu rächen, Odin lieh ihm seinen Spiess. Nun fand er Helge im Fiotrlund und durchbohrte ihn. Da fiel Helge; Dag ritt nach Sevafiäll zur Siegrune und brachte ihr die Zeitung:)

„Gezwungen bin ich, o Schwester, Dir Trauer zu melden, ungern setzte ich meine Schwester in Thränen. Es fiel früh Morgens auf Fiotrlund der beste Fürst, der in der Welt war.“ (Da bricht Siegrune in heisse Verwünschungen aus:)[2]) „Dass Dich alle die Eide schneiden, die Du Helge geschworen hattest, an des Ufers leuchtendem Wasser, bei dem urkalten Stein der Wogen! Dass nicht vom Flecken schreite das Schiff, das unter Dir schreitet, und läge auch der günstigste Wind dahinter! Dass das Pferd nicht renne, das unter Dir rennet, und suchtest Du gleich Heil vor Deinen Feinden! Dass das Schwert nimmer

[1]) Sie und Svava sind nämlich durch Wiedergeburt eine und dieselbe. Von Svava aber ist in dem zweiten Helgelied die Rede.

[2]) Hier könnten viel Parallelen gezogen werden. Wild und wehmüthig sind die Verwünschungen in der altspanischen Romanze von Don Beltran.

schneide, das Du ziehst, ausser wenn es Dir singt um das eigne Haupt! Dann würde gerochen Helges Mord, wenn Du, ein Währwolf, liefest im Wald aussen, habe- und freudenlos; wenn Du keine andere Speise hättest, als um die Du nach todten Leichen springest.“ — Dag sang: „Toll und aberwitzig, Schwester, sprichst Du Verwünschung aus über Deinen Bruder. Alles Unheil brachte Odin, da er Streitrunen warf unter Verwandte. Rothe Ringe bietet Dir der Bruder, ganz Wandelswe und Wigdal, das halbe Reich Sabdir, Du reingeschmückte Frau, zur Leidesbusse Dir und Deinen Söhnen.“ — (Siegrune ergiesst sich in rührende, herrliche Klage:) „So hatte Helge in Furcht gejagt alle seine Feinde und die Freunde der Feinde, als vor dem Wolf unsinnig rennen Geisse auf den Bergen. So war Helge vor den Helden, wie die edelgeschaffene Esche vor den Dornen oder ein Thierkalb, thaubenetzt, das höher fährt denn alle Thiere, seine Hörner glühen am Himmel selber.“

(Nun ward dem Helge ein Grab gemacht, aber als er nach Walhalla kam, da bot ihm Odin, neben ihm über alles zu herrschen. Helge sang:)

„Du Hündling sollst allen Männern Fusswasser reichen, des Feuers warten, die Hunde binden, den Pferden geben und die Schweine füttern, eh Du schlafen gehest.“

(Abends gieng Siegrunens Magd zum Grab Helges und sah, wie Helge ritt mit vielen Männern. Die Magd sang:)

„Ist das Täuschung, was mir däucht zu sehen, oder ist Weltende da? Todte reiten und Ihr treibt Euere Pferde mit Sporen an? Oder ist den Helden Heimfahrt gegeben?“ — Helge sang: „Nicht ist das Täuschung, was Dir däucht zu sehen, noch Weltende, obschon Du uns siehest, obschon wir unsere Pferde treiben mit Sporen an, noch ist den Helden Heimfahrt gegeben.“

(Heim gieng die Magd und sagte Siegrunen:) „Ausgeh Du, Siegrune von Sefafiäll[1]), wenn Dich den Schlachtführer zu sehen lüstet. Aufgeschlossen ist der Hügel, gekommen ist Helge, die Feindesspuren[2]) bluten. Der Herr bat Dich, dass Du die

[1]) Vermuthlich der sevo mons des Plinius.

[2]) vulnera.

Wundentropfen stillen solltest.“ — (Siegrune gieng zum Grab zu Helge und sang:) „Nun bin ich so froh unserer Zusammenkunft, als die frechen Habichte Odins, so sie eine Walstätte wissen, warme Speise oder die dunkelfarbigen sehen des Tages Röthe. Erst will ich küssen den unlebenden König, eh Du die blutige Brynie ausziehst: Dein Haar ist, König, von Frost durchdrungen, ganz ist der Fürst mit Walthau (Blut) begossen, die Hände urkalt dem Haugnis Schwiegersohn: wie soll ich Dir, Herr, Rath gewinnen?“ — (Helge sang:)

„Allein herrschest Du nun, Siegrun, über Sefafiäll, denn Helge ist mit Leidesthau (Blut) benetzt, Du weinst, Goldgeschmückte, grimme Zähren, Du südlicher Sonnenglanz[1]); ehe Du schlafen gehst, jede (Zähre) fällt blutig auf des Königs urkalte, eingebogene, sorgbedrungene Brust. Wohl sollen wir trinken theuern Wein, haben wir schon gemisst Freude und Länder, niemand soll ein Angstlied singen, wenn er mir schon in der Brust Wunden sehe. Nun sind Frauen im Grab verborgen, Königsfrauen, bei mir Todten.“

(Siegrun machte ein Bett im Grab.)

„Hier hab' ich Dir, Helge, ein Lager gemacht, ein viel angstloses, Du Yfingersohn, im Arm will ich Dir schlafen, als ich dem lebenden Fürsten that.“ — (Helge sang:) „Nun sag' ich, dass nichts unerhört mehr sei; früh oder spät, bei Sefafiäll, da Du im Arme des Unlebenden schläfst, weiss im Grabe, Du Haugni-Tochter, und Du bist lebendig, Du Königsgeborne.“ — „Zeit ist's mir zu reiten gebahnten Weg und lassen das fahle Pferd den Luftsteig traben; ich muss gen Westen über Windhelms Brücke, ehe Salgofner (der Hahn) das Siegervolk wecket.“

(Helge mit den Seinen ritt nun seinen Weg, die Frau mit den Ihrigen fuhr heim in die Burg. Den andern Abend liess Siegrun die Magd auf dem Grabe Wache halten. In der Abenddämmerung kam sie selbst gegangen zum Hügel; sie sang:)

„Gekommen wäre nun, so er dächte zu kommen, der Siegmundsohn von den Sälen Odins; mein Hoffen verschwindet, dass der Fürst komme, seit auf den Baumästen Adler sitzen

[1]) Eigentlich eingefelgte (von Felge) innfialgt.

und alles Volk sich ergiebt den Träumen.“ — (Die Magd sang:) „Sei Du nicht so rasend, dass Du allein fahrest, Du Schildjungfrau, zu der Todten Haus. Stärker sind alle Todten bei der Nacht, als am lichten Tage.“

(Siegrune war kurzlebend vor Leid und Kummer. Das glaubte man vor Zeiten, dass die Menschen wieder geboren würden[1]), aber jetzt heisst es ein Märchen.)

IV.

Was nun die Art betrifft, auf welche wir die Edda herauszugeben gedenken, so wird unsere erste Sorge auf einen correcten und reinen Originaltext gehen. Hier freuen wir uns nun anzeigen zu können, dass wir uns dazu mit Herrn Ras. Christ. Rask, einem dänischen Gelehrten, verbunden haben. Den Beruf zu einer solchen Arbeit hat er durch seine neulich erschienene Isländische Grammatik, ein gleich gelehrtes und scharfsinniges Werk, welches zu dem Studium der altnordischen Sagen die Bahn bricht, hinlänglich dargethan. Unsere Abschrift ist nach dem besten Codex, nach dem königlichen auf Pergament aus dem 13. Jahrhundert, demselben, den Brynjolf entdeckte, gemacht, der leider nur in Begehildarqueda eine grosse Lücke hat. Herr Rask wird aus den übrigen Codd. Ergänzungen, so weit es möglich ist, überhaupt alles beitragen, was zu einem kritischen Texte gebraucht werden kann. Wir Brüder arbeiten ein ausführliches und etymologisches Glossarium zu dem Ganzen aus, worin man nichts wird übergangen finden; für einzelne schwierige Fälle hat uns Herr Rask seine Unterstützung zugesagt, ausserdem dürfen wir hoffen, dass die Kenntnis der altdeutschen Sprache nicht ohne guten Einfluss auf die Erklärung der altnordischen, die oft überraschende Übereinstimmung zeigt, sein werde. An dieses Glossar schliesst sich ein Abschnitt über das Formelle und das Wesen der Alliteration in diesen Liedern. Zunächst werden wir dann eine ganz getreue Übersetzung ins Deutsche daneben stellen; wir gedenken manches

[1]) Nämlich Siegrun, die schon früher als Svava gelebt hat, wird zum drittenmale als Kara wiedergeboren; Helge dagegen behält immer seinen Namen. Das Karalied gehört auch unter die ganz verlorenen.

alte Wort in seine ursprüngliche Bedeutung zurückzurufen, namentlich auf den Fall, wo sie sich im Nordischen erhalten; die Grenze muss unserm Gefühle freilich überlassen bleiben.

Das erste bei einem Buche, vor allem bei einem poetischen, bleibt uns die lebendige Erkenntnis und das frische Eingreifen in das Dasein. Wir glauben dies am besten befördert, indem wir den Text auf diese Art so zugänglich als möglich machen. Wie aber jeder von einem andern Punkte die Welt betrachtet und wir nicht wissen, ob der unsrige auch andern gültig sein wird, so wollen wir, um nach unsern Kräften einem jeden den Zugang zu öffnen, eine Art Paraphrase besonders hinzugeben, welche diese Lieder in das allgemein Geltende und Übliche übersetzt. So gedenken wir auch die zu gewinnen, die ihre Augen nicht gern auf fremden Gesichtszügen ruhen lassen.

Nachdem wir so für das Verständnis der alten Lieder glauben gesorgt zu haben, werden wir einen ausführlichen Commentar dazu liefern. Zuerst werden wir auf das denken, was die Geschichte der Poesie verlangt, also auf eine vollständige Sammlung aller Quellen der grossen Sage, insofern sie nicht schon, wie im deutschen Nibelungenliede, bekannt sind. Manches Merkwürdige, vielleicht auch einiges Unerwartete, wird sich hier finden; leicht lassen sich dann die Abweichungen und verschiedenen Geschlechter angeben. Zweitens wird die Untersuchung über das Religiöse in diesen Liedern einen eigenen Reiz haben. Durch die Werke von Creuzer, Görres und Kanne [1]), die der schönste Beweis von dem Fortschreiten deutscher Wissenschaft sind, ist ein Punkt für die Betrachtung der Mythen gegeben, den andere Völker kaum ahnen. Es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, dass durch alle ein grosser Zusammenhang sei und alle aus einer gemeinschaftlichen Quelle entsprangen. Es werden sich manche Hindeutungen darauf in diesen Liedern finden, so wie der Gegensatz zwischen einer frühern und spätern Lehre deutlicher werden wird und in einem andern Lichte, als

[1]) Das letztere [Pantheum der ältesten Naturphilosophie, die Religion aller Völker. Tübingen, 1811] ist erst vorige Messe erschienen und vermuthlich schon in den Händen aller Kenner und Freunde dieses Fachs.

in welchem ihn fast alle bisherigen Erklärer gesehen, erscheinen. Hierdurch werden wir auch auf das Alter der Lieder geführt werden. Kanne hat ein Buch über den Zusammenhang der Eddalehre versprochen: wir freuen uns, einen solchen Mann auf dieser Bahn zu erblicken; mögen wir ihm hier einiges gewähren, so dürfen wir erwarten, es mit Interessen zurückzuerhalten. Die Betrachtung des Religiösen führt die Betrachtung des Historischen mit sich, der eigenthümlich erscheinenden halb wirklichen, halb poetischen Geographie. Ein besonderer Abschnitt wird eine Vergleichung mit den Dichtungen benachbarter Völker, namentlich des Ossian, anstellen.

Wir beide arbeiten gemeinschaftlich diesen Commentar, das heisst, ein jeder hat an den Materialien gleichen Theil, nur in die Ausarbeitung der einzelnen Abhandlungen werden wir uns theilen. Wir gedenken dieser Arbeit mit Lust, die sie uns schon mannigfach gewährt; mag dies etwas thun, so dürfen wir auf einiges Gelingen hoffen.

V.

Sollen wir etwas von der Poesie dieser Lieder sagen, so scheint sie uns mit zu dem Grössten und Schönsten zu gehören, was je die menschliche Seele bewegt hat. An Tiefe und Höhe darf sie jeder andern zugesellt werden, ein mehr heiterer Himmel hat anderes mit mehr Milde und Lieblichkeit ausgefüllt. Die Fabel lässt die Göttlichkeit des reinen Lebens sehen, wie seinen nothwendigen Untergang in dem Verrath, der, immer mächtiger um sich greifend, endlich das ganze Geschlecht vernichtet. Die Gestalten stehen in der Schönheit und in dem eigenen Glanze, den alle Mythe über denen scheinen lässt, die noch nicht weit von ihrem Stammvater, der ein Gott war, entfernt sind. Zur Probe wählen wir hier ein organisches Fragment aus dem Gudrunalied, welches ohne genaue Kenntnis der Fabel an sich verständlich ist.

DAS ERSTE LIED VON DER GUDRUNA.

Gudrun sass über Sigurdurs Leiche. Sie weinte nicht wie andere Frauen, aber sie war nah daran, zu zerspringen vor

Harm. Beide, Frauen und Männer, giengen, sie zu trösten, aber das war nicht leicht. Es ist Volkssage, dass Gudruna gegessen habe von Faffners (des Drachen) Herz und sie verstanden der Vögel Sprache. Das aber wird gesungen von Gudruna:

1. Ehmals war's, dass Gudrun bereitete sich zu sterben,
als sie sass sorgvoll über Sigurd.
Sie that keinen Seufzer, noch schlug sie die Hände,
noch weint sie um ihn, wie andre Weiber.

2. Da giengen die Jarle, die Vielklugen, heran,
von steinhartem Sinnen sie abzuwenden.
Nimmer Gudrun weinen konnte:
so war sie bekümmert, dass sie zerspringen mochte.

3. Es sassen die tugendlichen Jarlenfrauen,
goldgeziert, vor Gudruna.
Jede sagte von ihnen ihr eigenes Leid,
das bitterste, das sie erlebt hatte.

4. Da sang Giaflaug, Giukis Schwester:
„mich weiss ich auf der Welt die Freudenloseste;
ich hab fünf Männer Verlust erlebt!
zweier Töchter! dreier Schwestern!
acht Brüder! doch ich eine lebe.“

5. Nimmer Gudrun weinen konnte,
so war sie bekümmert über des Helden Tod
und steinhartes Muthes bei des Königs Leich.

6. Da sang das Herborg, Hunalands Königin:
„Ich hab von härterem Harme zu sagen:
meine sieben Söhne im Südenland,
mein Herr, der achte, auf der Wahlstatt fielen.“

7. „Vater und Mutter, vier Brüder,
die auf dem Meer der Wind umbrachte:
die Welle zerriss des Schiffes Seite.“

8. „Selbst musst' ich schmücken, selbst musst' ich bereiten,
selbst musst' ich besorgen ihre Leichenfahrt.
Das erlebt' ich alles ein halbes Jahr,
so dass niemand mir Freude brachte.“

9. „Da ward ich gefangen und weggenommen
in selbigem Halbjahr hernach noch.
Ich musste schmücken und Schuhe binden
einer Königsfrau jeden Morgen.“

10. „Sie quälte mich ohn’ Ursache[1]
und trieb mich mit harten Schlägen.
Einen Hausherrn fand ich nirgends besser,
eine Hausfrau nirgends schlimmer.“

11. Nimmer Gudrun weinen konnte,
so war sie bekümmert über des Helden Tod
und steinhartes Muthes bei des Königs Leich.

12. Da sang das Gullraund, Giukis Tochter:
„Wenig kannst Du, Pflegerin, obgleich Du weise bist,
der jungen Königin entgegen reden.“

13. Sie verbot einzuhüllen des Königs Leich,
sie schwang das Tuch ab von Sigurd
und wendete die Wangen vor des Weibes Knie.

14. „Schau auf den Lieben, leg Du den Mund an seine Wange,
Wie Du halsetest den lebendigen König.“

15. Auf schauete Gudrun einmal,
sie sah des Fürsten Haar blutberonnen,
die klaren Augen des Fürsten gebrochen,
die Brust (Burg der Seele) des Herrn vom Schwert durchbohrt.

16. Da sank Gudrun nieder aufs Polster,
der Hauptschmuck löste sich, die Wange röthete sich,
ein Regentropfen rann nieder aufs Knie.

Es sei vergönnt, mit Goethes Worten[2] zu schliessen: „Betrachtet man die einzelne frühere Ausbildung der Zeiten, Gegenden, Ortschaften, so kommen uns aus der dunkeln Vergangenheit überall tüchtige und vortreffliche Menschen, tapfere, schöne, gute, in herrlicher Gestalt entgegen. Der Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gern zuhören mag, ist niemals verstummt, und wir selbst fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden vertheilten harmonischen Ausströmungen, bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweise, bald in einem herrlichen Vollgesange vernehmen.“

Kassel, am 5. November 1811. Gebrüder Grimm.

[1] Eigentlich: af afbrydi, wörtlich: ex abrupto.

[2] Farbenlehre II, 131. [Theil 36, S. 90. Hempelsche Ausgabe.]

DREI ALTSCHOTTISCHE LIEDER.

Drei altschottische Lieder in Original und Übersetzung aus zwei neuen Sammlungen. Nebst einem Sendschreiben an Herrn Professor F. D. Gräter von W. C. Grimm. Heidelberg 1813. S. 3. 5. 7. 9. 11—13.

LORD RANDAL.

„O, wo bist du gewesen, Lord Randal, mein Sohn?
o, wo bist du gewesen, mein schön junger Mann?“ —
„Ich bin gewesen im wilden Wald; Mutter, mache mein Bett bald,
denn müde bin ich vom Jagen, ich legt mich gern zur Ruh.“

„Wo assest du dein Mittagsbrot, Lord Randal, mein Sohn?
wo assest du dein Mittagsbrot, mein schön junger Mann?“ —
„Ich ass bei meiner Treulieb; Mutter, mache mein Bett bald,
denn müde bin ich vom Jagen, ich legt mich gern zur Ruh.“

„Was assest du zum Mittagsbrot, Lord Randal, mein Sohn?
was assest du zum Mittagsbrot, mein schön junger Mann?“ —
„Ich ass Aal gekocht in Brüh; Mutter, mache mein Bett bald,
denn müde bin ich vom Jagen, ich legt mich gern zur Ruh.“

„Was ward aus deinen Bluthunden, Lord Randal, mein Sohn?
was ward aus deinen Bluthunden, mein schön junger Mann?“ —
„O, die schwollen und die starben; Mutter, mache mein Bett bald,
denn müde bin ich vom Jagen, ich legt mich gern zur Ruh.“

„O, ich fürcht, du bist vergiftet, Lord Randal, mein Sohn!
o, ich fürcht, du bist vergiftet, mein schön junger Mann!“ —
„O ja! ich bin vergiftet; Mutter mache mein Bett bald,
denn krank bin ich am Herzen und ich legt mich gern zur Ruh.“

Dieses wunderbare Lied fehlt uns Deutschen nicht, und Grossmutter Schlangenköchin: Wunderhorn I, 19 ist ohne Zweifel dasselbe. Das Einfache und Grossartige der Darstellung, die nur wenig Worte nöthig hat, um uns in dem innersten Herzen zu bewegen, ist an beiden Orten gleich, nur wird der Eindruck des Deutschen noch durch den Refrain erhöht, der die ahndende Angst der Mutter und das schneidende Weh des Kindes durch das ganze Gespräch uns vor die Seele hält. Merkwürdig ist, dass, wie der Herausgeber des Originals bemerkt, noch eine andere schottische Recension existirt, wo, wie im Deutschen, ein kleines Kind von seiner falschen Stiefmutter vergiftet wird.

DIE ZWEI BRÜDER.

„O, willst du gehen zur Schule, Bruder, oder willst du gehen zum Ball?
oder willst du gehen in den Wald von Warslin, sehen, wer von uns kommt zum Fall?" —

„Ich will nicht gehen zur Schule, Bruder, ich will nicht gehen zum Ball,
aber ich will gehen in den Wald von Warslin, und du wirst kommen zum Fall."

Sie giengen auf, sie giengen ab, den lieben langen Sommers Tag,
(heraus zog Wilhelm da sein Schwert, gab seinem Bruder einen Schlag.)

„O, heb mich auf, auf deinen Rück, trag mich in das schöne Thal,
meine blutigen Wunden schau über und über, seh, wann das Bluten lässt nach.

Und zieh mein Leibhemd mir auch ab und reiss es von Naht zu Naht
und stopf' es in meine blutigen Wunden, seh, wann das Bluten lässt nach." —

Er hob seinen Bruder auf seinen Rück, trug ihn ins schöne Thal,
wusch die blutigen Wunden über und über, aber das Bluten liess nicht nach.

Und zog sein Leibhemd ihm auch ab und riss es von Naht zu Naht
und stopft' es in seine blutigen Wunden, aber das Bluten liess nicht nach.

„O, heb mich auf, auf deinen Rück, trag mich nach Kirkland fein,
mach mir mein Grab beides breit und lang und leg meinen Leib darein.

Leg meine Pfeile zu meinem Haupt, den Spannbogen zu meinen Füssen hin,
mein Schwert und Schild zu meiner Seite, wie ich gewohnt zu schlafen bin.

Wenn du gehst heim zu meinem Vater, der wird fragen nach Hans, seinem Sohn,
sag ihm, du lerntest in der Schul allein, liessest ihn in Kirkland schön.

Wenn du gehst heim zu meiner Schwester, die wird fragen nach ihrem Bruder Hans,
sag, du liessest ihn in Kirkland schön, oben grünt das grüne Gras.

Wenn du gehst heim zu meiner Treulieb, die wird fragen nach Hans,
ihrem Herrn,
sag, du brachtest ihn nach Kirkland, aber heim, fürcht'st du, käm er
nicht mehr." —

Er ist gangen heim zu seinem Vater, der fragt nach Hans, seinem
Sohn; —
„ich lernte in der Schul allein, liess ihn in Kirkland schön."

Und als er gieng heim zu seiner Schwester, die fragt nach ihrem
Bruder Hans: —
„Ich liess ihn in Kirkland schön, oben grünt das grüne Gras."

Und als er gieng heim zu seiner Treulieb, die fragt nach Hans, ihrem
Herrn: —
„Ich liess ihn in Kirkland schön, und heim, fürcht' ich, kommt er
nicht mehr."

„Aber was für Blut ist das an deinem Schwert, Süss Wilhelm, verzähl
mir bald."
„Es ist das Blut von meinen Jagdhunden, die wollten nicht rennen
im Wald." —

„Es ist nicht das Blut von deinen Hunden, Wilhelm: deren Blut war
nimmer so roth,
aber es ist das Blut von meinem Liebsten, ja, du hast ihn geschlagen
zu todt."

Die schöne Maid weint, die schöne Maid klagt, die schöne Maid klagt
und jammert laut:
„Ich brauch nicht zu schauen nach meinem Liebsten, wann jed Fräu-
lein nach ihrem schaut.

O, was für einen Tod willst du sterben, Wilhelm? Nun, Wilhelm, sag
mir's fein?" —
„Ich setz mich in ein bodenlos Schiff und segel' in die See hinein." —

„Wann willst du kommen wieder heim, Wilhelm? Nun, Wilhelm, sag
mir's fein?" —
„Wann Sonn und Mond tanzen auf dem Grün, und das wird nimmer-
mehr sein."

Wood a' Warslin erklärt der Herausgeber durch *a-wrestling*, Ringerwald. — Das Haus von Inchmurry, vormals Kirkland genannt, war vor Alters gebaut von dem Abt von Holyrood-House zu seiner Bequemlichkeit, wann er in die Gegend kam, und war vormals die Pfarrerwohnung. *Stat. Ac. of Scotland Vol. XIII, p. 506. Hollin sark* ist wörtlich ein Hemd von holländischer Leinwand.

O, WÄR MEINE LIEB JENES RÖSLEIN ROTH!

O, wär meine Lieb jenes Röslein roth, das auf dem Burgwall da oben steht,
und ich selber wär ein Tropfen Thau, aufs rothe Röslein ich fallen thät.
O, meine Lieb ist gut, gut, gut; meine Lieb ist gut, ihr Anblick wonnesam,
wenn ich schau in ihr wohlgestaltet Gesicht, lächelt's und blickt wieder mich an.

O, wär meine Lieb ein Weizenkorn, das dort wächst auf dem Acker klein,
und ich selber ein gut winzig Vögelein, mit dem Weizenkorn flög' ich heim.
O, meine Lieb ist gut, gut, gut; meine Lieb ist gut, ihr Anblick wonnesam,
wenn ich schau in ihr wohlgestaltet Gesicht, lächelt's und blickt wieder mich an.

O, wär meine Lieb eine Kiste von Gold und ich der Schlüsselhüter dazu,
ich wollt' öffnen die Kiste, wann ich hätt' Lust, und mich legen hinein zur Ruh.
O, meine Lieb ist gut, gut, gut; meine Lieb ist gut, ihr Anblick wonnesam,
wenn ich schau in ihr wohlgestaltet Gesicht, lächelt's und blickt wieder mich an.

Mit der letzten Strophe vergleiche man eine aus Walthers von der Vogelweide Gedichten Maness. I, 108. [93, 30—39 L.]

Min frowe ist zwir (zweifach) beslossen,
der ich liebe trage,
dort vercluset, hie verherret da ich bin,
des einen hat verdrossen
mich nu manige tage,
so git mir das ander senelichen sin.
solt ich pflegen der zweier slüssel huote,
dort ir libes, hie ir tugent:
diese wirtschaft neme mich us sendem muote,
und neme iemer von ir schöne nuwe iugent.

Die voranstehenden drei Lieder sind aus zwei neuen Sammlungen genommen, das erste und letzte aus Scotts *Ministrelsy of the scottish border (consisting of historical and romantic*

ballads, collected in the southern counties of Scotland, with a few of modern date, founded upon local tradition. 3 voll. 4. Auflage. Edinburgh 1810.) Das zweite aus Jamiesons *popular ballads and songs (from tradition, manuscripts and scarce editions; with translations of similar pieces from the ancient danish language and a few originals by the editor.* Edinburgh 1809. *2 voll.* in 8.) Von der ersten Sammlung habe ich ein Exemplar einer früheren Auflage schon gesehen, woraus einige Stücke in Zeitschriften übersetzt sind, eins der schönsten in Arnims Tröst-Einsamkeit*); die andere ist wahrscheinlich noch ganz unbekannt, nur aus dem *monthly repertory* konnte ich eine kurze Nachricht in der Vorrede zu den altdänischen Liedern benutzen.

Percy hat voraus, dass er früher sammelte, allein hier sind theils eine Menge der schönsten neuen Lieder mitgetheilt, theils aber auch andere, die bei Percy schon stehen, treuer und reiner, denn darin haben überhaupt beide Sammler einen bedeutenden Vorzug. Eigene Stücke und Nachahmungen des Alten sind abgesondert, und was zum Verständnis die Lücken ausfüllt, ist in Klammern gefasst. Merkwürdig ist auch dort für die Bearbeitung der alten einheimischen Literatur eine neue Epoche eingetreten. Nicht bloss diese Werke sind Beweis davon, wozu kommt, dass Scott gegenwärtig einer der beliebtesten Dichter ist, sondern auch andere Sammlungen von Gedichten des Mittelalters, in welchen doch nicht immer das poetische Interesse das grössere ist, wie die von Ritson und die neueste von Weber, zeugen davon.

Jamieson hat einige der schönsten Lieder aus den Kämpe-Viser, wie Herr Oluf, Elfenhöh, Rosmer Wassermann, Marstigs Tochter, Schön Anna, seiner Sammlung in Übersetzungen einverleibt, wovon das erstere als Probe hernach folgt**). Bei der schon früher bemerkten grossen Übereinstimmung der altdänischen und altschottischen Lieder fühlt man auch wieder einen bestimmten Unterschied, die dänischen haben im Ganzen einen festern Umriss, sind strenger zusammengehalten, die alt-

*) [St. 19. Den 4. Juni 1808. S. 146—148. Die grausame Schwester. Alt von der Schottischen Grenze. Übersetzt von Henriette Schubart.]

**) [Es ist hier ausgelassen worden.]

schottischen haben dafür etwas Zartes und eine eigenthümliche Mischung von Trauer und Wehmuth, die nicht sowohl im Einzelnen sich zeigt, sondern wie ein von halbdurchsichtigen, wunderbar beleuchteten Wolken dämmernder, gemilderter Himmel auf dem Ganzen liegt. Dadurch hängen sie offenbar mit dem Ossian zusammen, in welchem ganz klar einzelne Episoden solche für sich bestehende Lieder waren.

Sobald andere Arbeiten und der Buchhandel es möglich machen, soll eine Auswahl der Originale mit Glossar und Erläuterung erscheinen, hoffentlich auch eine Übersetzung nach den Grundsätzen, die bei der Übersetzung der Kämpe-Viser befolgt sind.

KUNSTPOESIE.

SIGURD DER SCHLANGENTÖDTER. EIN HELDENSPIEL IN SECHS ABENTHEUERN VON FRIEDRICH BARON DE LA MOTTE FOUQUÉ.

Berlin bey Hitzig 1808. in 4. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang II (1809) Band II, Heft 11, S. 121—129.*)

[Mit Achim von Arnim.]

Indes die Erforschung der altdeutschen Poesie eine eigene Wissenschaft zu begründen strebt und diesem Fleiss die Entdeckung und Erhaltung manches wichtigen Überrestes zu danken ist, erkennt man auf der andern Seite die Ansprüche, welche das Leben auf solche als Poesie macht und in seinen Kreis als zugehöriges Glied gestellt haben will. Nach verschiedenen Richtungen sind die Versuche gegangen; die Sammlungen der Volkslieder, die Einführung mancher alten Historie, der Volksbücher in der höhern Bildung scheinen mehr oder weniger Theilnahme erregt und somit den rechten Punkt berührt zu haben, mit den ältern Denkmälern wollte es nicht gelingen. Mannigfache Versuche mit dem Nibelungenlied theilen sich in zwei Klassen, der einen galt das Moderne so viel, als das Zernichtende der flachen Sprachgewandtheit, und diese wollte die

*) Schon im vorigen 33. H. (Abth. V, H. 10.) 1809 S. 52—55 hat ein Mitarbeiter unseres Instituts [Jean Paul] als Anhang zu der Beurtheilung von des Verf. Alwin seine Stimme über den Sigurd vernehmen lassen, und wir haben geglaubt, dem Publikum die Worte dieses Schriftstellers, der unter die grössten Zierden unserer Literatur gehört, nicht vorenthalten zu dürfen. Die gegenwärtige ausführlichere Recension, welche im vorigen Hefte keinen Raum mehr finden konnte, wird darum nicht unnütz scheinen, sondern beide werden neben einander gelesen werden können. Die letztere rührt von zwei Verfassern her, welche ihre Ideen ineinander gearbeitet haben.

Die Redaction d. 5. Abth. d. Heidelb. Jahrbücher.

Wielandische Stanze, den jambischen Rhythmus und dergleichen, die andere, welche die Hagen'sche Ausgabe repräsentirt, ist in sich würdiger, weil sie aus Achtung und Liebe floss vor dem Ehrwürdigen; allein sie wollte nicht sowohl das Lied modern, als uns alt machen oder die Mühe theilen (aber auch den Lohn) für das Gedicht und den Leser, dass beide sich entgegen kämen und in dem neutralen 16. Jahrhundert unterhandelten, wer nun den andern mitziehe. Zurück geht aber überhaupt der Mensch niemals, auch nicht in die bessere nnd poetischere Zeit des kindlichen Alters. So bleibt ein dritter Weg, den eignen Geist in der Betrachtung der Schönheit altdeutscher Poesie zu stärken und zu kräftigen und die Zweige des ausgehöhlten Baumes herabzubeugen in die heimische Erde, damit ein neuer Stamm erwachse frisch und treibend; einzuschliessen in das beschauende Gemüth und zu begreifen das Leben der Alten und neu zu gebären im Geiste, denn immer neu geboren und ewig jugendlich ist die Poesie wie das Leben der Natur. So muss wahr werden, wie man sagt, dass das echte Neue nur aus dem Alten keime. Aber wenigen ist es gelungen. Unsere gesammte moderne Poesie darf auch so ein Dichtergarten genannt werden, als sie gleich einem botanischen die Pflanzen aus allen Weltgegenden versammelt, unter denen mancher Strauch blüht, lustig anzusehn (auch die schlangenförmigen saftlosen der heissen Zonen stehen darin), die aber nirgend zu einer Laube zusammengebogen sind, in welcher man bei einem Trunk rheinischen Weins des Lebens sich erfreuen könnte; das Gitterwerk der Ästhetik, das daran gestellt wird, achtet keiner, und jeder wächst mit Recht auf seine eigne Hand fort, nur nicht zum andern, so dass die Hitze dazwischen nur ärger sticht. Viele stimmten Laute an aus alter Zeit, aber ohne Stimme, und wer hat gesungen aus reiner kindlicher Brust wie jene, einfältige herzliche Lieder? Wenige, die wir nicht nennen, weil sie in dem Andenken und der Liebe jedes Bessern sind.

Auch hier soll das alte Lied in einem selbstständigen Gedicht uns übergeben werden. Eine andere Gesinnung tritt hinzu und beschaut die Stätte, an welcher ein Leben so herrlich gekämpft hat, das äusserlich gering war gegen das Ungeheure,

das wir sehen, und innerlich so gross, dass eine einzige jener Thaten die Eroberung von Königreichen aufwiegt. Wir sind erleuchtet worden wie der alte Eichenwald durch Aushauen, und der Strahl der Gottheit dringt nicht mehr von oben in eine kühle, begeisterte, demüthige Nacht. So ist das Verhältnis verschieden. In alter Zeit gieng die Sage umher von Siegfried dem Schlangentödter, dem Erwerber des reichen Horts, mannigfach erklingend, aber immer neu und beweglich, denn die Poesie ist unermüdlich und ohne Überdruss in sich, wie die Liebe, so dass eine lange Betrachtung nur stärkt. Männer erzählten sie gern dem Fremdling, vor Fürsten, auf kaiserlichen Hochzeiten wurden sie gesungen; Könige gewarnt vor Verräthern durch die Erzählung von Chriemhildens entsetzlicher Grausamkeit. So tönte ein Lied unter allen Völkern deutscher Herkunft von dem Morgen bis in den Norden und stand wie ein verheissend Gestirn am Himmel, das jeder in Muth und Glauben ansah. Aber diese Zeiten versanken, wie der geheimnisreiche Hort versenkt wurde in den Rhein an unbekannter Stätte, weil kein Heldenstamm mehr lebte, der ihn besitzen durfte; und das Andenken verschwand an den Reichthum vergangener Jahrhunderte. Jetzt gehen die Fluthen des alten Stroms, der Zeuge dieser Thaten war, darüber, und was sein Rauschen sagt, wird von deutschen Ohren nicht mehr vernommen. Wir sind mit mannigfacher Erkenntnis gerüstet auch der altdeutschen Trefflichkeit, aber nicht in die Kraft derselben; in welchem Widerscheine wird das alte Lied stehen, wenn die neue Zeit ihr Licht darauf wirft? Wir schätzen an dem Verfasser, wenn er in jener Erkenntnis mit Scheu vor der gewaltigen Dichtung der alten Sage treu gefolgt ist. Er hat die dem Norden eigenthümliche zu Grund gelegt (die Wolsunga Saga) und vergilt es damit dem nordischen Bischof Biörn, der im 13. Jahrhundert das deutsche Gedicht nach Scandinavien brachte (Niflunga Saga in der Wilkina Saga). Eben darum, weil der Verfasser einen poetischen Sinn hat, ist er nicht leichtsinnig verfahren, sondern wir vermögen auch hier noch zu erkennen den kecken, frommen, kindlich treuen Muth in Sigurd, das Zerstörende einer tiefen, gewaltsamen, halb überirdischen Natur an Brynhildis, Gudrunens

jungfräuliche Liebe und Günthers zagendes Gemüth. Auf eigne Erfindung leistet er insofern Verzicht, wie die meisten tragischen Dichter, und was wir mit zu dem Tragischen rechnen, die Unterredung zwischen Sigurd und Brynhildis, wo sie beide ihr vernichtetes Dasein fühlen, war gegeben. Wie eines poetischen Sinns, muss man auch dem Verfasser das Lob einer guten Einsicht geben, die über dem Ganzen waltet und es verständig ordnet und zusammenhält. Wir möchten, wie gesagt, die Treue des Verfassers schätzen, wenn wir nicht Folgendes zu bemerken hätten. Ein jedes Gedicht drückt sich ab in seine Zeit und beide gehören beisammen. So steht die alte Sage in der unsrigen ganz anders; wie sie dort der Mittelpunkt war, um den die Poesie sich bewegte, so steht sie hier einsam und ist nicht an unser Leben, an unsere Sitten und Natur geknüpft; wir begreifen sie nur durch ihre innere Wahrheit. In solcher aber das Gedicht wieder aufzustellen, hilft nicht, dass wir ihre Äusserlichkeiten verfolgen, die ihr die Zeit damals gegeben, wie eine Erzählung nicht alt wird durch die alte Sprache, sondern die Betrachtung ihres Wesens und Geistes. Diese Anschauung ist das Geheimnis der Poesie. Wir sagen daher nicht mit diesem, dass es nothwendig sei, das Gedicht zu verändern, noch wissen wir hier wie, da das allein der Dichter weiss, wir wollen damit sagen, dass der Verfasser seinen Stoff anders behandeln musste; denn wir fühlen durchaus, dass er noch gebunden und *die Poesie nicht, wie sie sollte, frei geworden*. Es fliesst nicht aus der Fülle eines begeisterten Gemüths, und wenn es nicht fehlt an hellen poetischen Punkten, so sieht man auch, wie der Verstand und eingesammelte Kenntnis, gewandt übrigens, dabei sind und hülfreiche Hand leisten. Diesem schreiben wir es auch zu, dass die Figuren nicht immer fest auf den Füssen stehen und sich von einander ablösen, sondern in einer gewissen Eintönigkeit verbunden sind. Des Verfassers Willen hat hieran keine Schuld, denn er hat die Charaktere mehr unterscheiden und trennen wollen, als das Original, aber wir haben eben an dem, was die Erweiterung herbeigeführt, z. B. an dem schwachen Heldenvater Giucke wenig Gefallen gehabt. Wie vom Stoff, liess sich der Verfasser

auch von der Deutschheit binden. Es ist eine schöne Gesinnung, welche die Zueignung äussert, allein das Deutsche soll da nichts Besonders sein, ein besonderer Ton, den man zuweilen anstimmt, etwa wie man von einer besonderen Art Finken in dem Thüringerwald nach der Kunstsprache sagt, dass sie deutschen Pfiff haben. Ist die Poesie die Ausgiessung des heiligen Geistes, so ist auch über jeden Dichter gekommen, in welcher Zunge er reden soll. So meinen wir nicht, dass der Verfasser es gut gemacht, wenn er bloss die nordischen Silbenmasse der Skalden für deutsch und schicklich gehalten zu den Liedern, die, wie wir gestehn, uns dem grössten Theil nach (das Lied, das die Schwalben Sigurd vorsingen, wie er Faffners Herz gegessen, ist aus der jüngern Edda) leer und schlecht vorgekommen sind, gar nicht in dem mächtigen nordischen Geist. Gegen den unbedeutenden Gesang der drei Nornen halte man einmal das alte Lied der Schlachtgöttinnen (bei Herder übersetzt [IV, 9]), das voll innerlichen Grausens ist, als zische das Schwert des Schicksals durch die Lüfte. Wozu haben wir uns die schwere Mühe gegeben mit den griechischen, italienischen, spanischen Formen, wenn wir sie nicht brauchen dürfen auf den Fall, wo wir einmal deutsch zu dichten gedenken, welches wir immer sollten, so es Ernst ist mit der Poesie. Die Ansicht ist im Grund nicht schlechter, als der Campische Purismus in der Sprache, man nehme, wie in diese, nur herein, was eben geht, alles Unpassende stösst sich von selbst wieder aus, wie sich geschichtlich in einer Menge von Beispielen zeigen lässt. Wir sind einmal modern, und unser Gutes ist es auch, warum soll, was unsere Zeit errungen, sich nicht äussern dürfen und ist es möglich sie zu verleugnen? Und betrachten wir unser Gedicht mit dieser Rücksicht, so finden wir Eigenthümlichkeiten, welche die Frage verneinen. Erstlich die veränderte Form. Es ist sehr charakteristisch, statt der alten der Erzählung die modernere dramatische zu finden durchaus als Bedürfnis, da sie nicht zugleich für das Theater eingerichtet ist (wiewohl theatralisch, wie der Vorhang, der vor Brynhildens Todtengerüst aufgezogen wird). Sie ist der Einfachheit der Erzählung gerade entgegengesetzt, und unsere Zeit kann sich in den schwersten Gesetzen bewegen, nur nicht un-

schuldig und gerad erzählen. Die dramatische Form zog die moderne Reflexion, den Witz der Antithesen nach sich. Sodann: wir glauben, dass jedes echte Gedicht allegorisch sei im höhern Sinn, d. h. die Idee des Lebens, den ewigen Weltgeist ausdrücke, die alte Zeit mit unschuldiger Bewusstlosigkeit, die neue öfter mit Bewusstsein es aussprechend. Das erste Epos jeder Nation hat einen tragischen Charakter (die Ilias war früher, als die Odyssee), wie der Untergang von Troja, der Burgunden, Rolands, und niemand wird in dem Nibelungenlied dieses Tragische, das Walten des Schicksals verkennen. Nun ist es merkwürdig, wie dies deutlicher in dem modernen musste gemacht werden durch die Einführung der drei Schicksalsgöttinnen, der Nornen. Wir haben an sich nichts dagegen, und sie könnten ihr Auftreten wohl entschuldigen, wenn sie es nur thäten, aber so stehn sie wenig eingreifend in das Ganze da.

Diese Bemerkungen, aus der Vergleichung mit der alten Sage entstanden, sollen nicht ins Einzelne gehen und schliessen mit dem zusammengefassten Urtheil: die wenigen, welche die alte Sage kennen, werden erwarten, dass ein anderer das alte Epos glänzender, freier und lebendiger einführen werde, denn daran ist kein Zweifel, dass jetzt ein Vergessen und Hintansetzung seiner Herrlichkeit unmöglich ist, aber*) die grössere Zahl, d. h. alle jene, die theils wegen der Seltenheit nordischer Sagensammlungen (die mit Unrecht bisher von den deutschen Übersetzern vergessen worden sind), theils wegen Schwierigkeit der Originalsprache und Unbrauchbarkeit der entstellenden lateinischen beigefügten Übersetzungen von dem Studiren der Urquellen abgehalten werden, ohne ihr Interesse jener Zeit zu versagen, und alle jene, die den ersten Eindruck dieser furchtbaren alten Zeit aus diesem Werke empfangen, werden dankbarer gegen den Verfasser sein, der ihnen diese wunderbare Welt aufgeschlossen, von den [der] einzeln[e] Ansichten mit besonderer Eigenthümlichkeit in der Erinnerung haften, wie die runischen

*) [Vermuthlich beginnt hier der „Überschuh“ Arnims; es ist nichts in einander gearbeitet. Vgl. den Brief Wilhelms an Jacob Grimm vom 18. Sept. 1809 und den Arnims an W. Grimm vom 2. Aug. 1809.]

Buchstaben, unvergänglich; wenn gleich in ihrer Bedeutung nur geahndet. So bleibt der kecke, freche Trotz Sigurds gegen den schlechten absichtsvollen Reigen, dieses unbewusste Vorgefühl, dass er nicht aus Liebe zu ihm, sondern zu seinem Zwecke die Klingen schmiede, bei seiner Gütigkeit zur Mutter im Vorspiele sehr fest und bestimmt in der Seele, und manches, was späterhin in seinen Reden nicht ganz zu seinem Wesen passen möchte, wird davon erstickt. Auch das erste Lied in der Schmiede bewegt sich freier und reicher, als manche der folgenden, die besonders beim Vorlesen besser zu überschlagen sind. Sehr nachdenklich machte uns das Hauptmotiv des Werks, wie Chriemhildis durch ein künstliches Vergessenmachen der Vergangenheit das Glück der Ihren neu begründen möchte und sie alle dadurch vernichtet; denn wie häufig ist nicht der Frevelmuth, der zu ganzen Nationen ausruft: was Ihr in früherer Verfassung an Glück besessen und erstrebt, ist alles nichts, vergesst Eure alte Liebe und Treue und Ihr könnt ein neues Leben anfangen, bauet Euer Schicksal in einem neuen Volke, und die einheimische Noth drückt Euch nicht mehr. Aber die ohnmächtige Täuschung verschwindet, nachdem ihm die alte Liebe Brynhildis wieder erschienen, und es möchten in vielen Zeiten gar manche mit Sigurd ausrufen: Wehe mir, ich wache; verpfändet ist meine Lieb, mein Wort ist gebrochen, nun hält mich Treue hier, reisst dort mich hin. Jetzt spür' ich es, mit argem Zaubertrank ward ich bethört, gewann für andre die, so all mein Leben war! Wir fühlen es besonders, wie nothwendig Trug aus Trug stammen müsse, als Sigurd aus Freundschaft gegen seine unnatürlichen Bundesgenossen sogar seine redliche Gestalt umtauschen muss, sein eignes Weib einem andern zu gewinnen. Wir fühlen es so nothwendig, wie sich das Böse immer zerstört, dass der getäuschte Überläufer mit dem täuschenden Freunde untergehen muss, und nichts ist mehr zu schrecklich, um diesen unnatürlichen Bund auszulöschen, da wird der Getäuschte im Schoosse der Gattin von seinem Bundesgenossen umgebracht, doch das Racheschwert ereilt noch diesen aus sterbender Hand, und Brynhildis verbrennt sich dem zu Ehren, dessen Tod sie rächend abgenöthigt. Alles wird uns so wahr,

so natürlich, dass wir die Nornen nicht begreifen, die da als einzige Vorstellung von alter Mythologie, wie die Vorhänge an manchen Theatern, mit Apollo und allen Musen geziert, beim Anfange und Schlusse der Aufzüge sich immer wieder zeigen, auf die aber im Stücke weiter keine Rücksicht genommen worden; viel lieber wäre uns die Ausführung mancher Verhältnisse gewesen, die das Dramatisiren nicht erlaubte, die aber eine zwischendurchgehende Erzählung ausgefüllt hätte. Wie wenig Hoffnung hat der Verfasser, dass sein Stück, welches so viele Schwierigkeiten in der Ausführung hat, je auf der Bühne erscheinen wird, da viel geringere Schwierigkeiten schon die meisten Directoren abschrecken, wozu also diese strenge Form in der versprochenen Fortsetzung? Zum Schlusse müssen wir noch den geachteten Verfasser bitten, bei dieser Fortsetzung nicht zu viel Rücksicht zu nehmen auf die Urtheile der Recensenten, denn wie wir ihm hier einen guten Rath nach unserer Überzeugung geben, so haben schon andere Recensenten in Literatur- und andern Zeitungen so wunderlich gerathen, und dem Scheine nach mit gleicher Überzeugung, der Verfasser möchte sich der einen oder der andern Redensart enthalten, weil darin etwas spanischen oder griechischen Ursprungs zu wittern sei, da doch der lebenden Poesie alle Sprache gehört, weil sie ihr immer noch nicht genügen kann selbst im höchsten Reichthume, dass wir uns selbst vor unsern eigenen Rathschlägen als unbesonnen zu fürchten anfangen, denn wer möchte sich allein von dem Fehler aller frei glauben; das Schicksal, das nach der gewöhnlichen Definition alle Helden der Tragödie bezwingen soll, kann sicher auch an den Recensenten der Tragödien seine Gewalt bewähren.

[anonym.]

CHRISTI WIEDERERSCHEINEN IN DER NATUR.

NACH DEM DÄNISCHEN DES A. ÖHLENSCHLÄGER ÜBERSETZT VON WILHELM CARL GRIMM.

Vaterländisches Museum. Hamburg, bei Fr. Perthes. 1810. 8.
Bd I, S. 211—213.

1. CHRISTI GEBURT.

Jeden Frühling, wann weichen die Nebel dem Blau,
Steigt das Christkind hernieder aus himmlischer Au,
Singen die Engelein in Lüften, im Meer, in dem Feld:
Das ist der Erlöser! das ist er selbst!
Und all die Natur in Wonn' und Freud
Zieht an der Hoffnung hellgrünendes Kleid.

Vor jungen unschuldigen Hirten mit Macht,
Als sie schauen gen Himmel in klarer Nacht,
Schreiten über die Wiesen Gottes Engelein
Und schweben und beben im Mondenschein,
Singen: heut' ist geboren ein Erlöser gross,
Aus dem Frühling, der holden Maria Schooss.

Sein einziger Trank ist der reinste Thau,
Zum Himmel schauet sein frommes Aug,
Zum Himmel streckt er die kindliche Hand,
An die Erde gebunden mit Rosenband,
Sein Lallen, wie Wehen in blühender Au,
Seine Augen funkelndes Himmelsblau.

Ach Hirten, gehet nach Bethlehem hin
Und rühret den kalten, verhärteten Sinn,
Bittet sie, hinaus auf das Feld zu gehn
Und das Kindlein auf dünnem Stroh zu sehn,
Wie sein unschuldig Lächeln, seine Stimm mit Lust
Zum Himmel hebet die irdische Brust.

Schweben wieder zur Heimath die Engelein,
Die Hirten aber wandern in Bethlehem ein,
Verkünd'gen, was Seliges sie erkannt,
Da wird ihnen mit Spott der Rück zugewandt;
So wandern sie wieder zum Felde fort,
Knien vor dem Kindlein und trauen auf Gott.

Und die Sterne blinken am Himmelsrand
Und winken den Kön'gen im Morgenland,
Ihre Strahlen kommen und neigen sich
Und sinken zur Erde demüthiglich,
Preisen den Erlöser mit frommer Lust,
Der lächelt an Marias schöner Brust.

Und sie richten vom schwarzen Boden sich drauf
Wie Blumen von Purpur und Gold wieder auf;
Unschuldige Kinder, so fromm, so beglückt!
Halb erhoben, halb nieder zur Erde gebückt,
Sie reichen die Urnen, so süss vergüldt,
Mit Weihrauch und duftenden Myrrhen gefüllt.

2. MARIA.

Mild und warm,
Mit dem süssen Kind im Arm,
Jung, unschuldig, hold und schön,
Lächelt sie zu ihrem lieben Sohn,
Legt ihn an ihre volle Brust,
Vogelsang*) ist ihre Lust,
Weiss, wie Lilien, ihre Hand,
Himmelblau ihr Gewand,
Augen dunkelblau, wie die See,
Zitternde Thränen darinnen stehn,
Haar, wie der Sonne Strahlenfluth,
Wangen Morgens Rosenblut.
Schau! in des Äthers Silbergewebe fein
Wiegt sie das zarte Kindelein.

*) [Vogelfang ist augenscheinlich Druckfehler; Rühs nennt es freilich in der Hallischen Litteraturzeitung 1812 Bd III, S. 851 einen der schülerhaftesten Schnitzer.]

3. JOSEPH.

Vom vorigen Jahr,
Wenn noch steht ein dürrer brauner Stamm,
Schattet er mit seinem trocknen Laub
Dann den zarten Blumenstaub:
Ein alter Stab, um den mit Fleiss
Lilien schlingen den Blumenkreis:
An der Hütte das trockne Moos,
Das schützt vor der Sonn' und vor Stürmen gross;
Alt, treu, mild und gut,
Aber ein Pflegevater nur.

PALNATOKE VON ADAM ÖHLENSCHLÄGER.

Pantheon Eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst Herausgegeben von Dr Johann Gustav Büsching und Dr Karl Ludwig Kannegiesser Leipzig bei C. Salfeld 1810 8. I. Band, S. 251—267.

Harald Blauzahn, König von Dänemark, durch Kaiser Otto zum Christenthum bekehrt und durch Popo, Bischof zu Schleswig, regiert, lebt in Unfrieden mit seinem Sohne, welcher dem Heidenthume treu geblieben ist und sich, begleitet von einer Schaar tapferer Kämpfer, ebenfalls Heiden, die Herrschaft zur See angemasst hat. Unter ihnen ist Palnatoke der Vornehmste und dem alten Könige daher am meisten verhasst. Schon öfter hat er ihn gefährliche Proben bestehen lassen, in der Meinung, er werde in denselben sein Leben verlieren; er hat endlich, da er sich gerühmt, der beste Schütze zu sein, geheissen, einen Apfel von seines Sohnes Haupte zu schiessen. Auch diese Probe hat der Held bestanden, jedoch vorher, wie Tell, einen Pfeil aus seinem Köcher mehr zu sich gesteckt und dem fragenden Tyrannen geantwortet: dass er für ihn bestimmt gewesen, falls er seinen Sohn erschossen hätte. Harald hat seinen Grimm unterdrückt. Palnatoke dagegen, von hohem Zorne erfüllt über des Königs Betragen und tiefem Unmuth, dass die alte Kraft seines Vaterlandes unter der Hand eines Tyrannen und eines gleisnerischen Priesters verloren gehe, stiftet mit wackeren Freunden einen Bund zu Gunsten des jungen Königs, beschliessend, sofern alles misslingen sollte, mit ihnen, den Überresten alter nordischer Kraft, nach Usedom zu wandern und dort ein neues Reich zu gründen. Harald, dem dieses hinterbracht wird, schliesst einen Scheinfrieden mit seinem Sohne, lässt ihn aber heimlich aufheben und in einen Thurm werfen, in der Absicht, dort ihn in einer tiefen Höhle unter Schlangen und anderem giftigen Gewürm umkommen zu lassen. In verrätherischer Absicht verfügte sich darauf Popo zu Palna-

toke. Dieser, seinen Feind kennend, bereitet ihm eine Demüthigung vor. Popo hatte Harald durch das scheinbare Mirakel, einen glühenden Erzhandschuh auf der blossen Hand zu tragen, im christlichen Glauben befestigt. Er kommt nunmehr, mit glatten Worten dem Palnatoke, sofern er das Christenthum ungekränkt lassen wolle, seine Hülfe anzubieten, um den jungen König auf den Thron zu setzen, und will das Heer dazu durch ein Mirakel überreden. Palnatoke forderte eine Probe und lässt einen glühenden Erzhandschuh bringen, verlangend, dass der Bischof ihn auf die Hand ziehe. Diesem, der sich auf diese Weise verhöhnt sieht, entfahren einige unvorsichtige Worte über den Anschlag Haralds: durch Drohungen wird er gezwungen, alles zu entdecken, und Palnatoke eilt nunmehr seinem Herrn zu Hülfe. Dieser ist mit einem Freunde, Thowald Vidförle, einem alten Wächter übergeben, der zu Nacht, sofern der Bischof ihm nicht anderen Befehl giebt, den Boden unter ihren Füssen wegziehn und sie in die Schlangengrube stürzen soll. Der Alte, der nach des Bischofs Reden nur den jungen König für schuldig hält, beschliesst dessen Begleiter zu retten: erkennt in diesem den Retter seines Lebens und seinen Wohlthäter und wird durch dessen festen Entschluss, ohne seinen Herrn keine Befreiung anzunehmen, sondern mit ihm zu sterben, vermocht, beide zu retten. Auf Palnatokes Rath, der dazu kömmt, begiebt sich der junge König nach Samsöe, und er selbst mit seinen Gefährten beschliesst, Harald am andern Morgen anzugreifen. Dieser erhält die Nachricht von seiner Flucht und Palnatokes Anschlag und beschliesst nunmehr, diesen als das Haupt seiner Gegner heimlich aus dem Wege zu räumen. Zu seinem Morde beredet er seinen Diener Skofte, einen Finnenknaben, der durch einen heimlichen Gang aus dem Palaste sich in die Wohnung Palnatokes schleichen soll. Der Mörder verräth sich selbst durch seine Furcht bei dem Anblick des von ihm schlafend angetroffenen Helden: und dieser beschliesst nun, den Harald, als des Thrones so wie des Lebens gänzlich unwürdig, zu tödten. Aber er hat seinen Köcher vergessen und will schon dieses für einen Wink des Schicksals, das ihm die That verbiete, halten, als er des Pfeiles gewahr wird, den er

früher zu sich steckte, als er nach seines Sohnes Haupte zielen musste. Er hält sich nunmehr zum Rächer für erkoren, geht durch denselben Gang, durch welchen der Mörder kam, in den Palast und erschiesst den König, welchem er den geforderten Zweikampf, als mit einem kraftlosen Greise nur ein leeres Spiegelgefecht, versagt. Morgens hat man Palnatokes Pfeil in des Königs Brust gefunden. Der junge König selbst, durch seines Vaters Tod mit ihm versöhnt, glüht von Rache gegen den Mörder und beschliesst, ihn bei dem Leichenmahle desselben fangen zu lassen. Palnatoke, welcher die Einladung dazu ausgeschlagen hat, weil er dessen Andenken nicht ehren könne, den er im Leben gehasst, wird durch einen gleisnerischen Brief des jungen Königs bewogen, hinzukommen. Dieser schwört beim Leichenmahle seinem Vater feierlich Rache und lässt alsdann den gefundenen Pfeil rund um die Tafel gehen, damit der Eigner sich zu demselben bekenne. Palnatoke erkennt den Pfeil an, so wie die That: er soll ergriffen werden, allein niemand wagt es an dem wackersten Helden Dänemarks sich zu vergreifen. Allein allen Muthes ungeachtet, womit er die That vertreten hat, wird doch sein Bewusstsein davon gequält, dass er dem Harald in der letzten Stunde den Zweikampf versagt hat; seit dieser Zeit steht dessen blutiger Schatten stets vor ihm, und ein Flecken, blutroth, besudelt sein sonst spiegelglattes Schild. Auch diese Schuld soll von ihm genommen werden. Bue hin Digre, ein derber, tüchtiger Kämpfer und sein Freund, hat von dem verrätherischen Anschlage des jungen Königs gehört und kömmt, Palnatoke zu retten. Er dringt wüthend auf den König ein, seiner Sinne nicht mehr mächtig bei einer Raserei, die ihn immer ergreift, sofern sein Inneres gewaltsam angereizt ist, und er ersticht in dieser den Palnatoke selbst, der ihn zurückhalten will und ihn Königsmörder nennt, mit dem Ausrufe: dass er selbst als Königsmörder zu sterben verdiene. Der sterbende Held wird mit dem Könige versöhnt und durch den Tod von seines Freundes Hand auch mit den Göttern.

Dieses ist der Inhalt einer Tragödie von Adam Öhlenschläger, die den Namen Palnatoke führt. Wenn wir früher

in dem Aladdin desselben Dichters eine reiche glühende Phantasie und sinnreiche Allegorie bewunderten: so spricht uns hier in der lebendigen Darstellung der alterthümlichen, vaterländischen Helden des Dichters ein neuer kräftiger Geist um so tiefer an, da der Eindruck des Ganzen durch kein unnöthiges Beiwerk gestört ist und unter andern die Liebe, ein, wie es scheint, so nothwendiges Ingrediens der modernen Tragödie, in dieser keinen Platz findet. Es ist der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes, nicht eine Beurtheilung, sondern nur eine einfache Anzeige des Werks zu liefern: daher ausser dem Gesagten von dem Einzelnen des Stückes nichts ferner geredet werden wird, sondern hier nur der Versuch einer metrischen Übersetzung einer der Hauptscenen angehängt worden; der, in welcher König Harald den Finnenknaben in der Nacht seines Todes zum Morde Palnatokes verführt. Möge der Dichter selbst diesen Versuch mit gütigem Auge ansehen und in einer vaterländischen Übersetzung des ganzen Stückes uns etwas Vollendeteres liefern, als das gegenwärtige, nur um auf das Ganze aufmerksam zu machen, anspruchslos Dargebotene*).

VIERTER ACT.

ERSTER AUFTRITT.

Harald.

Ha, diese Nacht ist schwanger mit Verbrechen!
Ich seh' im Dunkeln sie mit Dolch und Fackel!
Elender Neider! ich komm' euch zuvor.
Lass meine That mir glücken, Sanct Sebaldus,
Und eine Purpurdecke deinem Altar
Gelob' ich und zehn Kerzen; ja, ich baue
Dir eine Kirche, so du jetzt mir hilfst
Entrinnen dieser fürchterlichen Nacht.

*) Mit dem Verfasser dieses Aufsatzes verbindet sich mein und mehrerer meiner Freunde Wunsch und Bitte, dass es dem Herrn Professor Öhlenschläger gefallen möchte, uns recht bald auf deutschen Boden dieses Drama zu übertragen, dessen angegebener Inhalt, so wie das übersetzte Stück, das Verlangen nach dem Ganzen einem jeden erregen müssen.

Büsching.

Skofte (kommt).

Sieh, hier ist Skofte! Ist der Dänenkönig
Noch nicht zu Bett?

Harald.

Man schläft nur allzuviel
In diesem kurzen Leben. Auf dem Polster
Der harten Riesensteine, auf der Höhe,
Ist Zeit genug zu schlafen.

Skofte.

Nein, das Lager
Ist mir zu hart. Im heissen Aschenhaufen
Des Herdes schlaf' ich lieber.

Harald.

Auch nicht ich
Will in den kalten Staub geworfen sein,
Nicht, dass mich Sturm umtose, einem Sünder
Am Wege gleich; in Roskilds Kirche will
Ich ruhn, im Chore oben soll man mauern
Den königlichen Leichnam hoch erhaben
In einem Pfeiler und mit starken Farben
Mich für der fernen Nachwelt Aug dort malen.
So will ich nach dem Tode selbst noch leben.

Skofte.

Doch wenn der Kalk nun abfällt von der Wand?
Wenn im Gemäuer Kalk wird dein Gebein?

Harald.

So leb' ich fröhlich in der Skalden Dichten;
Und länger hat kein Held es noch getrieben.

Skofte.

Das ist nur Galgenfrist.

Harald.

Vertreib die Zeit mir.

Skofte.

Du willst die Zeit vertreiben, König Harald!
Und dich will wiederum die Zeit vertreiben,
Das geht ja auf!

Harald.

Erzähl' ein Abenteuer!

Skofte.

Soll ich erzählen dir von Heidreks Schwert,
Das sich im Männerblute letzen wollte,
Wenn man es zog?

Harald.

Nein, das hat Anschar
Verdorben, da er ihm geliehen hat
Moralische Bedeutung. Schlechte Weise!
Tirfing war sicherlich ein Zauberschwert!
So meinten es die alten Skalden auch.
Nun redet er von Mordlust und von Grimme!
Auf diese Weise macht er Tirfing todt.

Skofte.

So will ich eine Weise denn dir singen,
Die ich daheim gelernt. (Er singt.)
Mondlicht blinzet!
Todter grinzet!
Wird dir's da nicht bang?

Harald.

Welche Possen!
Pfui, schweig! — das ist nur leerer Wahn. Es kann ein Todter
Im Mondschein nimmer lachen.

Skofte.

O Herr König!
Da lacht man erst, wenn von der Kiefer fort
Das Fleisch ist; doch ist's ein gezwungnes Lachen!

Harald.

Komm, setze dich mir gegenüber, Skofte!
Und da ich weiss, dass du den Meth mir liebst,
So trink' aus diesem goldbeschlagnen Krug,
Derweil ich dir ein Abenteur erzähle?

Skofte.

Du willst erzählen? das ist kostbarlich!
(Er setzt sich hurtig an den kleinen Tisch, dem König gegenüber, schenkt ein und trinkt.)

Harald.

Es war einmal ein silberhaar'ger König,
Ihm standen list'ge Feinde nach dem Leben.
Sie drohten ihm, geführt von einem Neider.
Verlassen sass der Greis in seinem Alter.

Skofte (trinkt).

Der arme Teufel!

Harald.

Es war schwarze Mitternacht.
Es sollte mit dem Tag der Streit beginnen.
Verstört und schlaflos sass er in der Nacht.
Gewiss des schnellen Sieges lärmten laut
In einem andern Hause die Rebellen:
Dort war des Königs schlimmster Neider auch!
Ach hätt' ich jetzt nur, dachte da der Alte,
'Nen Diener, unverzagt und kühnen Muthes,
So schickt' ich ihn in meines Feindes Haus:
In den Verräther stiess' er seinen Dolch,
Und mit dem Tage wär der Sieg gewonnen.

Skofte.

Und fand der Alte keinen solchen?

Harald.

Sohn!
Beherzte Treu ist nicht so leicht zu finden.

Skofte.

Wär' ich's gewesen nur, ich hätte lange
Mich nicht besonnen.

Harald.

Du bist rasch und schlau
Und unverzagt, doch bist du nicht gewohnt,
Das Schwert zu brauchen, Blut zu sehen.

Skofte.

Das Schwert nicht.
Allein das Messer brauch' ich desto besser.
Nicht Blut zu sehn gewohnt! Wo willst du hin?
Bei uns daheim bringen die Weiber stets
Das Schweisstuch und das Leichentuch zum Schmaus
Für ihre Brüder, ihre Männer mit;
Denn selten läuft es ohne Blut dort ab.

Harald.

Gestattet Kälte solche Heftigkeit?
Erlaubt der Schnee denn Mord?

Skofte.

Ho! ho! Herr König,
Der lockt uns erst dazu, denn nimmer röthen
Die Tropfen Bluts so schön, so purpurfrisch,
Als wenn sie träufeln in den weissen Schnee.

Harald.

Da hättest du denn wirklich Muth, mein Skofte,
Zu dieser That, wenn ich der Alte wäre?

Skofte.

Wie, Muth? Erlegt' ich doch mit eigner Hand
Drei starke Männer, meines Vaters Feinde.

Harald.

Du?

Skofte.

Ja, eben ich. (Er zieht sein Messer.) Siehst du am Messer hier
Die Flecken Rost? 's ist Blutrost: es ist Blut
Von meines Vaters Feinden.

Harald.

— und im Zweikampf?

Skofte (steckt das Messer zu sich).

Nein,
Es war im Einkampf.

Harald.

Standen sie da still
Und liessen zu dich stossen?

Skofte (schenkt ein).

Nein, sie lagen.

Harald.

Sie lagen?

Skofte (trinkt).

Und schliefen.

Harald.

Ja, so! — Du bist so munter!
Ha, ich missgönne dir die Munterkeit.
Sprich, hat ein Kobold niemals dich geplagt,
Den man Gewissen nennet?

Skofte.

Nein,
Ich weiss vom Wissen wenig, vom Gewissen
Noch weniger.

Harald.

Da bist du glücklich, Kind!

Skofte.

Ich thu, was man mich heisst, und lass die andern
Bedenken, ob die That ich wohlgethan,
Ob nicht.

Harald.

Da bist du glücklich, Kind!

Skofte.

Was ist es mit dem Sterben denn so Grosses?
Was mit dem Morden? Ist es hier vorbei,
So lebet man ja auf an andrer Stelle,
Wo es viel besser sein soll, wie man sagt.

Harald.

Du bist von eigner Art. Sag, hast du Brüder?

Skofte.

Bei Hakon Jarl in Norweg einen Bruder,
Heisst Karker: er ist dumm: ich gab ihm Prügel,
Darum hat uns der Jarl getrennt und mich
Her mit den Falken zum Tribut gesendet.

Harald.

Ich danke ihm für diese seltne Gabe.
Je gröss're Noth, je näher ist die Hülfe.
Ein Wesen eben hab' ich nöthig, Skofte,
Wie dich; denn selbst bin ich der Greis, mein Sohn,
Und Palnatoke dort ist der Rebell.

Skofte.

Der von des Sohnes Haupt den Apfel schoss?

Harald.

Derselbe.

Skofte.

's war ein tücht'ger Schuss.

Harald.

Ich fürchte
Noch einen schlimmern. Baut man schnell nicht vor,
Schiesst er die Krone wohl von meinem Haupte.

Skofte.

Schiess ihm den Kopf herunter, und dein Argwohn
Ist kürzer einen Kopf.

Harald.

Du redest wie
Der weise Mimer. Skofte! willst du hin
Dich schleichen, mit dem Dolche ihn durchbohren?

Skofte.

Sofern sich's thun lässt, ja!

Harald.

Gar wohl
Lässt es sich thun: das Haus ist mir bekannt:
Als Königssohn hatt' ich es selbst zu Gorms Zeit.
Zwei Stockwerk hoch ist es gebaut: darunter
Die Waffenhalle, sie ist voll von Kämpen.
Doch oben ist ein kühler Platz und Kammer.
Dort schläft er sicher einsam manche Stunde.
Du kannst doch klettern, Skofte?

Skofte.

Wie ein Eichhorn.

Harald.

So steig' am Baume du zum Dach hinauf,
Der grösste Schornstein führt dich zum Kamin,
Dort kannst bequem du deine Zeit erwarten.

Skofte.

Das lässt sich hören.

Harald.

Wenn es dir geglückt,
So schenk' ich dir ein meergrün Seidenwamms,
'Ne Scharlachmütze, hoch und spitz, und Stiefeln
Mit Kleeblättern.

Skofte.

Und darf ich zeitig gehn
Zu Bett? und darf dein Küchenmeister mehr
Als sonst mir Butter zu dem Brote geben
Und mir es nicht so kärglich dünn mehr schmieren?

Harald.

Das sichr' ich dir, wenn Palnatoke fällt,
So soll dir niemals Fleisch zum Brote mangeln.

Skofte.

Ich eile! — doch nur eins noch, König Harald!
Du hast mir oft gelobt, dich mir zu zeigen
In deiner neuen reichen Krönungstracht;
Ich hab's noch nicht gesehn. Und soll ich fort,
So magst du damit erst noch mich vergnügen.

Harald.

Ein andermal.

Skofte.

Nein, diesmal! eben jetzt!
Es könnte Hind'rung kommen; niemals wieder
Bekäm' ich wohl es mehr so leicht zu sehn.

Harald.

In diesem selbst geb' ich dir nach.

Skofte.

Sie liegt
In deinem Schlafgemach im Kasten. Soll ich
Dir leuchten?

Harald.

Nein, bleib hier, ich weiss Bescheid.
Zur rechten Seite liegt die Königstracht,
Zur linken meine Leichenkleider. Bleib nur!
Ich weiss im Finstern, was ich will, zu finden.

Skofte (allein, zieht seinen Dolch).

Wenn er nur scharf genug ist, dieser Dolch.
Ei nun, ich will ihn schleifen, eh' ich gehe,
An uns'rer Bank, dem alten Opferherde,
Woran ich stets des Königs Messer wetze.
Dort steht der alte Odin mit dem Schwert
Schön auf des Steines Fläche ausgehau'n.
So nach und nach schon ist ihm weggeschliffen
Das halbe Schwert sammt seinem Daum von uns;
Denn für die leckre Tafel ist dem Esser
Von Nöthen doch vor allem Gabel, Messer;

Da muss man's schleifen; und wenn es gewinnt,
Das Schwert dagegen mehr und mehr verschwindt.
Und treiben wir es lange rasch so fort,
Ist weggeschliffen bald der Kämpe dort.

(König Harald tritt herein in seinen Leichenkleidern.)

Da ist er schon. Hatt' ich das nicht gedacht!
Nun hat er fehlgegriffen und kommt an
In Leichenkleidern. Hu! ein grauser Anblick!

Harald (mit stolzer Hoheit).

Hier bin ich in der eigentlichen Tracht;
Der Tracht, die meinen Stamm und Ursprung deutet,
Und die mit seltner Herrlichkeit bezeugt,
Aus welchem mächt'gen Schössling ich entsprossen.
Die andre wird von Demuth nur getragen:
Doch diese schmücket mich vor allen andern
Den hoheitsvollen Tag, wenn ich besteige
Den Thron.

Skofte.

Wohl, stolzer König! hast du Recht;
Denn sicherlich bist du der grösste Mann
In dem vierkant'gen, kleinen Föhrenreiche;
Die andern sind nur Würmer gegen dich.

Harald (betrachtet sich).

O Himmel, was ist das?

Skofte.

Dass du gewusst,
Im Finstern, was du wolltest, wohl zu finden.

Harald (erschreckt).

Ich nahm das Pack, das rechter Hand gelegen!
Gewiss, ich weiss es, lag sie rechter Hand,
Die Königstracht! Selbst legt' ich sie dort hin,
Den Schlüssel hab' ich selbst — ich weiss es sicher.

Skofte.

Das ist wohl nicht das erstemal, o Harald,
Dass du die recht' und linke Hand verwechselt?

Harald.

Geh! Surtur zaubert furchtbar diese Nacht!
Geh, tauch' den Dolch in meines Feindes Blut,

So sollst du mich in meiner Königstracht
Noch manche Jahre sehn. Doch eile hurtig;
Denn ich bin krank ums Herz.

Skofte.

Nun wohl, ich gehe.

Harald.

Hier hinterm Teppich siehst du eine Thür,
Sie führt durch einen unterird'schen Gang
Dich hin zum Hofe nach der andern Seite,
Damit dich die Trabanten nicht bemerken.
Auf diese Weise kommst du auch zurück,
Und jede Spur, die wohl die That verriethe,
Ist ausgelöscht. Doch hurtig! Skofte, hurtig!
Denn ich bin krank. Das weisse Leichenzeug
Stinkt hässlich. — Doch ich weiss, es kommt
Vom Föhrenkasten, von beklemmter Luft.
Ich kann den Duft vom Hobelspan nicht leiden.
Mit Hobelspänen stopft man Todter Kissen.
Geh, eile.

Skofte.

Ich bin hurtig, wie ein Falk.

Harald.

Stürz hurtig, wie ein Falk, dich auf die Beute.

(Sie gehen ab.)

[anonym.]

DER GOLDFADEN, EINE SCHÖNE ALTE GESCHICHTE. WIEDER HERAUSGEGEBEN VON CLEMENS BRENTANO. MIT VIGNETTEN.

Heidelberg bey Mohr und Zimmer. 1809. 371 S. 8. (3 fl.)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang III (1810) Band II, Heft 14, S. 285—290.

Der Herausgeber erwirbt durch die Erneuerung dieses alten Romans einen Dank, welchen sich früher schon Lessing damit verdienen wollte. Die Seltenheit des Buchs (wovon in dem Kochischen Compendium der altdeutschen Literatur, dazu an einer unrechten Stelle (II, 247), der spätere Nürnberger Druck aus dem siebenzehnten Jahrhundert angeführt wird) hat es wahrscheinlich der Bekanntmachung entzogen, bis sich auf der Göttinger Bibliothek ein Exemplar der Originalausgabe Strassburg 1557. 4. vorfand, wovon dieser Abdruck genommen worden. Der Verfasser desselben ist Georg Wickram von Colmar, welcher in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts lebte, und dessen übrige Werke sich vortheilhaft unter gleichzeitigen auszeichnen. Sein Stil gehört in die beste Zeit, er fängt an, sich in Perioden zu bilden, ohne dass er darum von der früheren naiven Art verloren hätte, und hat eine schöne poetische Ausführlichkeit, ohne breit zu sein; in den Selbstgesprächen und Klagen aber herrscht (wie S. 34 ff. und 219 ff.) eine eigene Anmuth. Die Geschichte begiebt sich in Spanien und Portugal, und man könnte daher auf eine Übersetzung schliessen, allein es ist uns keine Notiz von einem ähnlichen altspanischen Roman vorgekommen, und wenn auch die einfache Begebenheit aus einem solchen entlehnt wäre, so ist doch das Ganze durch und durch deutsch in Darstellung, Sitten und Gebräuchen, ja auch das frühere altdeutsche Gedicht, der Renner von Hugo von Trimberg, wird darin erwähnt, dass wir es für eine eigene Arbeit Wickrams halten dürfen. Der Charakter des Buchs ist

eine heitere Liebenswürdigkeit, die Erzählung geht ruhig fort und ist doch stets anziehend. Namentlich gilt dies von der ersten Hälfte des Buchs, und reizend gleich beginnt es mit dem Leben eines frommen Hirten, zu dem sich ein Löwe freundschaftlich gesellt, und mit der Erzählung von dem jugendlichen Königreich, das noch heute besteht. Der König entflieht, weil er sich nicht mehr mit Ehre behaupten kann, und wird Kochbube bei einem reichen Graf. Und wen wird hier der arme treue Knabe nicht rühren, der durch seine fröhlichen Gesänge sich den Dienst bei seiner Liebsten erwirbt und ihr geringes Geschenk, einen Goldfaden, in eine Wunde unter seinem Herzen legt, die er dann solchergestalt, ihn wohlverwahrend, zugeheilt und endlich nach mancherlei Schicksalen auf einen grünen Zweig kommt? Ein Paar hundert Jahre hat dieser Roman verborgen gelegen und doch ist er unversehrt und glänzend geblieben, wie der Goldfaden selbst, den Angliana aus der Wunde wiederum empfängt, während so vielen andern ihre eigene Zeit, wie ein Gewürm, das mitgeboren, alles Laub und alle Blüthen abgefressen hat und der verdorrte Stamm nur noch in den literarischen Registern steht. Wo die Frischheit dieser Poesie begegnet, da erweckt es einen Muth, wie Leufried der Anblick seiner Angliana (S. 70); ihm war, als komme er aus einem finstern Gewölb urplötzlich in den klaren Schein der Sonne. Und wie es nicht selten ist, dass wir von einem geistreichen Gesicht mehrere Eindrücke, ganz verschieden und doch dieselben, empfangen, so kann auch dieses Gedicht auf mannigfache Weise ansprechen und einen jeden Sinn befriedigen. Die Unschuldigen werden sich einfach an der Geschichte und ihren Verschlingungen ergötzen, andere können sich schöne Lehren daraus ziehen, und die, welche bei einem freudigen Menschen nachsehen, ob auch das Herz ihm schlage, mögen sich die philosophische Idee und die Bedeutung des Ganzen heraus und hinein suchen, alle aber werden gern diesen goldenen Faden um den Rosengarten unserer Poesie aufziehen.

Orthographie und Kleinigkeiten im Stil sind zur Bequemlichkeit im Lesen abgeändert; die Kupferstiche in Holzschnittmanier dienen zu einer netten Verzierung.

Schliesslich wäre nun auch die Auffindung und Bekanntmachung eines andern alten Romans zu wünschen, des von Lotarius und Wilibald, dem unsaubern Knaben, den Koch (Bd II, S. 360) sehr problematisch behandelt, welcher aber von demselben Wickram, und zu welchem eben dieser Leufried als ein Gegenstück geschrieben worden ist, damit man umgekehrt sehe, wie der böse Muthwillen sich den Rittergarten des Lebens verscherzt und auf der kahlen Hirtenwiese, von Sonne und Armuth zerbrennt, sein Ende nimmt. Um aber Wickrams Eigenthümlichkeit als Dichter besser kennen zu lernen, wäre ein neuer Abdruck eines andern seiner Werke, des seltenen irrleitenden Pilgers, zu wünschen, das freilich keines so allgemein zusprechenden Inhaltes, wie der Goldfaden, aber wohl werth wäre, in einer abkürzenden Bearbeitung wieder zu erscheinen. Wir setzen als Probe desselben eine Stelle hierher, worin der allgemeinen Verständlichkeit wegen einiges unbedeutend geändert ist.

Der Garten war gross, lang und breit,
Worin er trat zur Morgenzeit,
Mit schönen Hecken unterfangen,
So selbst gewachsen und aufgegangen.
Zu äusserst um den Garten gieng
Eine schöne Mauer, die ihn umfieng,
Die war inwendig getüncht so rein
Und dann bemalt mit Farbenschein.
Im ersten Garten sah man stehn
In der Mitte einen Brunnen schön,
Der war gemacht von Marmelstein,
Weissglänzend wie ein Helfenbein,
Mit vier verguldeten Röhren gross,
Daraus das Wasser reichlich schoss,
Oben darauf ein Weibesbild schön,
Künstlich mit einer Krone zu sehn,
Einen Kelch trug sie in rechter Hand
Und an dem linken Arme stand
Ein Crucifix, das thät sie halten.
Aus dieses Brunnens- Kasten walten
Vier schöne Wasserbäche klar,
Durchwässerten den Garten gar,
Ob in dem Jahr kein Regen gekommen,

Es hätte ihm doch die Kraft nicht genommen.
In diesem Garten gar nichts stund
Denn hohe Bäume gewachsen rund,
Die waren der allerbesten Frücht,
Denn sich der Abt liess dauern nicht,
In fremde Lande zu schicken weit
Nach jedem Baum zu gelegener Zeit,
Damit er solche möcht bekommen.
Keine Frucht war hier nicht ausgenommen,
Von Äpfeln, Birnen mancherhand
Er hier in diesem Garten fand.
Unter den Bäumen stand das Gras,
Lustig im Thau, noch blinkend nass,
Mit vielen Blümlein untermenget,
Als wenn's mit Farben wäre besprenget,
Der edle süsse Vogelgesang
Auf allen Bäumen so laut erklang,
Dass einer an demselben Ort
Kaum hören mocht sein eigen Wort,
In [Je] einer dem andern zuwider erschallt,
Dass es durch alle Bäume erhallt.
Der Zaun, so da gieng rund umher,
Der war von lauter Kreuselbeer,
Die hiengen allenthalben voll Frucht,
Der Zaun ganz dick war in der Zucht
Von Laub und Dornen, dass kein Maus
Hätt mögen kommen ein noch aus.
Pomona stand gar herrlich gemalt,
Die Göttin gross von schöner Gestalt
Auf vorherbeschriebener Gartenwand,
Wie sie im Garten zu pflanzen verstand
Die schönen Früchte wundersam,
Davon ihr Name auch herkam,
Von Poma ist sie Pomona genannt.
Auch war zierlich gemalt an der Wand,
Wie Vertumnus, der Jüngling zart,
Der Pomona Buhler ward.
Hier sah man, wie er oft verwandelt
Als Fischer kam, mit Fischen handelt,
Dann kam er wie ein Gärtener,
Trug auf dem Hals einem Rückkorb schwer,
Jetzt kam er wie ein reisiger Mann,
Sprach allezeit die Pomona an,

Dass sie sich wollt' erbarmen sein,
Als Buhlen ihn bei sich nehmen ein.
Pomona es aber nimmer wollt,
Den armen Vertumnus sehr ausscholt;
Sie wollte ihm nimmer günstig sein,
Er sollte sie endlich lassen allein.
Zuletzt verkleidet er seinen Leib
Und kam gleich einem alten Weib
Und sich an einem Stecken lehnt,
Gerunzelt die Stirn und ungezähnt,
Als wär sie alt wohl hundert Jahr,
Die Augen roth und grau das Haar.
So klopft er an des Gartens Thür,
Pomona kam zu ihm herfür,
Da bat er sie mit Worten süss,
Dass sie ihn in den Garten liess.
Pomona liess ihn zu sich ein,
Empfieng da das alte Mütterlein.
Er gieng im Garten hin und her,
Beschaut ihn allenthalben so sehr,
Und als er alles hat beschaut,
Rühmet er sehr die schöne Jungfrau.
Das musste der Jungfrau wohl behagen!
Als nun das Weib thät zu ihr sagen:
„O Jungfrau, edel, schön und zart,
„Wie magst du der Früchte soviel Art
„Zusammenbringen in deine Gewalt
„Auch [Auf] so viel Bäumen von mancherlei Gestalt"!
Das alte Weib zuletzt auch hätt
Pomonen so freundlich dazu beredt,
Dass sie zu ihr auch nieder sass
Gutwillig in das grüne Gras
Und listig ihre Hand um sie schlug,
Dass nun heraus kam der ganze Trug:
Denn es verschwand das alte Weib,
Vertumnus zeiget ihr seinen Leib
Und gab sich zu erkennen sogar,
Warum er hergekommen war.
Also hielt er nun Pomona umfangen,
Mit dem alten Weib hat's angefangen.
Und alles in des Baumgartens Wand
Gar künstlich man eingemalet fand.

[anonym.]

DIE SCHÖNE LITTERATUR DEUTSCHLANDS WÄHREND DES ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

DARGESTELLT VON FRANZ HORN.

Berlin und Stettin bey Friedr. Nicolai, 1812. 224 S. in 8.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. 8. Jahrgang V (1812) Band II, N. 58. 64, S. 913—928. 1002—1008.

Wie man auch über diese Schrift zu urtheilen gesonnen sei, nach Beendigung derselben muss man von zweierlei einen angenehmen Eindruck behalten. Erstlich davon, dass der Verfasser überall darauf hinausgegangen, sein eigenes Urtheil zu haben, dabei mit dem Vorsatz, nicht einseitig oder streng es auszusprechen, sondern mild und innerhalb der Grenzen eines billigen Anstandes. Diese Redlichkeit, die durch das ganze Buch hin leuchtet, selbst im Irrthum befangen, muss um so mehr erfreuen, als sie nicht häufig angetroffen wird, und wie sie dem Ganzen einen gewissen Werth verbürgt, so liegt in ihr auch das Zeugnis für den Grad von Fleiss, den der Verfasser bei seinem Studium angewendet hat. Auch der Lohn konnte nicht ausbleiben, den jede eigene Arbeit gewährt: manche bessere Ansicht, gute und treffende Bemerkungen im Einzelnen; was wir alles hier anerkennen und wofür wir dem Verfasser danken wollen. Sodann ist ein lobenswürdiges Streben nach Unparteilichkeit in Beurtheilung der Dichter nicht zu verkennen und das Bemühen, auch ein geringes Verdienst im Ganzen nicht zu übersehen.

Das ist das Günstigste, was wir von diesem Buche aussagen können und was wir gern voranstellen. Gedenken wir nun den Werth desselben zu schätzen, so fällt sogleich die Enge desselben in die Augen. Auf nicht mehr als ein und zwanzig Bogen kleines Formats wird uns eine Geschichte der poetischen Bemühungen eines ganzen Jahrhunderts gegeben; wir wissen, dass eine Arbeit nicht nach dem äussern Umfang zu schätzen

ist, aber nur eine leichte Betrachtung der vorliegenden überzeugt, wie kurz, unbefriedigend und geradezu unbedeutend eine Menge Paragraphen sind. Wären Vorarbeiten zu benutzen gewesen und das genaueste Detail schon untersucht, so könnte man es ausführbar denken, die Resultate in einen so engen Raum zusammenzudrängen, hier aber bietet die erste Arbeit sogleich den letzten Gewinn dar. Recensent darf den Irrthum vermuthen, als sei das Ausführliche nur bis zu einem gewissen Punkt nöthig oder wünschenswerth, weiterhin unnütz und zerstreuend. Aus dem entgegengesetzten entstanden, der das gelehrte Detail ohne grossen und lebendigen Zusammenhang hat geltend machen wollen, ist dieser Irrthum gerade in dieser Zeit schädlicher als je, in welcher man gern alles Besondere und Eigenthümliche in einer gewissen unerquicklichen philosophischen Allgemeinheit verschwimmen und aufgehen lässt, und wir setzen geradezu entgegen, dass erst die Erforschung eines jeden Details in der Wissenschaft die rechte Erkenntnis, wie in der Poesie die rechte Lust gewähre. Was hernach mitgetheilt werden dürfe, wird der Geist wissen, der empfindet, in welchen Äusserungen das Leben sich am sichersten gezeigt; aber wie anders und eindringlicher lauten dann die Resultate, als die Worte unseres Verfassers können, wenn sie die Frucht eines solchen ernsthaften Studiums sind. Die Ungleichheit in dieser Schrift kann niemandem entgehen, während bei einem Dichter von einem manchmal kleinen Erzeugnis ausführlich die Rede ist, wird bei dem anderen kaum Namen und Titel seiner Werke genannt. Dies führt zu dem Urtheil, dass, wenn ein gewisser Fleiss des Verfassers nicht zu verkennen ist, ihm dennoch der rechte gefehlt; was er geliefert, ist kein Werk vollendeter Untersuchungen, sondern mehr einer gefälligen bequemen Ansicht. Die Wissenschaft, die jede Strenge und jeden Ernst fordert, hat einiges, aber doch nicht viel gewonnen. Darf man die Arbeit nicht so oberflächlich nennen, wie die Geschichte der Deutschen Poesie, die der Verfasser vor mehreren Jahren herausgab, in vielen Theilen wirklich ist, so ist sie doch leicht, es fehlt ihr an Tiefe und daher an begründetem Recht auf Dauer. Indessen, wie jenes Buch manchem eine willkommene Lectüre

gewesen, weil er sich auf eine anständige Weise belehrt und unterhalten fand, da der fassliche, auch nicht ganz sorglose Vortrag, eine Ansicht, die nicht ohne Geist und Gefügigkeit war, endlich die von uns getadelte Kürze, welche eine Beendigung erlaubte, entgegen kam, so glauben wir auch, das gegenwärtige werde sich eines gleichen Schicksals zu erfreuen haben, indem es mit jenem nicht nur dieselben Eigenschaften theilt, sondern auch noch sorgfältiger in der Form und genauer im Inhalt ausgefallen ist. Überhaupt scheint es uns ganz eigentlich für die gebildete Gesellschaft geschrieben, die sich in der Geschichte der Poesie zu orientiren gedenkt; die Forderungen, die eine solche machen darf, sind wohl alle befriedigt, selbst, was nicht selten wiederkehrt, das Berufen auf den Leser, der schon wisse und verstehe, womit in der That ein beträchtlicher Theil des Werkes abgethan worden, liess sich auch hieraus erklären. Man könnte nach dieser Bemerkung eine ernsthaftere Kritik für unpassend halten, wenn der Verfasser nur selbst einen solchen Standpunkt als den seinigen genannt, und wenn nicht schon die Wichtigkeit des Gegenstandes, von dem auch die Vorrede spricht, eine aufmerksamere Betrachtung erforderte.

Ein anderes Hindernis, das sich der würdigen Lösung der Aufgabe entgegenstellte, war noch bedeutender, da es in der Sache selbst lag und von keinem Fleiss gehoben werden konnte. Durch die in nicht langen Zwischenräumen bekannt gemachten Briefe mancher von denen, welchen unsere Litteratur ein neues Leben dankt, schien allmählich sich eine Geschichte der geistigen Bestrebungen des verflossenen Jahrhunderts vorzubereiten. Über das, was vorangegangen, hatte sich durch sie, das heisst, durch das blosse Dasein einer neu wirkenden und gestaltenden Kraft ein geschichtliches, festes Urtheil gebildet. Das unvertilgbare Blau des Himmels war von neuem hervorgetreten, in der frischen Luft, die man athmete, liess sich aber leicht und ohne Hass sagen, wie ängstlich, zusammengedrängt und darum wie arm man gelebt; es dachte niemand mehr daran, Gottsched und seine Zeit als nichtig darzustellen, er stand nun von selbst an der Stelle und in dem Verhältnis, das ihm in der

grossen Reihe gebührte. Was aber jene Männer theils angedeutet, theils schon ausgesprochen, ist seitdem wie gesunder Samen aufgegangen oder als lebendiges Wort unaufhaltsam weiter gedrungen; man hat dies Verdienst zwar einer späteren Umwälzung zuschreiben wollen, aber auch dieser Irrthum sinkt nach und nach und von selbst. Man fühlt, was man ihnen zu verdanken hat und dass alles fruchtbare Erkennen ein fortwachsendes sein müsse: nie hat ein Zauberstab, der ohne Zusammenhang schafft, etwas Freudiges und Dauerndes geschaffen, und edle Menschen würden ihn, wie Prospero, nachdem sie das Böse bezwungen, gern zerbrechen und den gebundenen Ariel frei geben. Indem sich der Einfluss jener Männer immer deutlicher bestimmt, in demselben Masse bildet sich auch, getragen von dem ganzen Volk, ein Urtheil über sie; das, was Lessing, Klopstock, Heinse gethan, mag schon gesagt werden können: wie Winkelmann als ein Tüchtiger von hinnen gegangen, hat uns der Geist gezeigt, der seine Bahn überschaute.

Ist es möglich geworden, über Einzelne schon ein geschichtliches Urtheil auszusprechen, das heisst, darzulegen, wie es allmählich sich begründet, so ist es über einen grossen Theil der hier besprochenen Dichter noch nicht. Noch leben wir in ihrer Zeit und unter ihrer Herrschaft, selbst wenn sich ihr irdisches Leben schon beschlossen, wir fühlen uns von ihnen berührt, wir müssen uns nähern oder entfernen. Auch der Stern, der über jenem dunkeln freudenlosen Tag schnell die Decke theilte und die Herrlichkeit eines morgendlichen Himmels ausbreitete, steht noch in allem Glanz über uns und wir erfreuen uns gern seiner Leitung. Eine jede Periode hat, wie jeder einzelne Mensch, eine eigenthümliche Richtung, erst, wenn sie vor einer andern weicht, mag ihr Werth zu dem Ganzen sich bestimmen; haben wir aber heute noch zu leben, so können wir noch nicht sagen, was morgen darüber für Recht zu sprechen sei. Darum sollte niemand glauben, der mitten in seiner Zeit steht, er, ein Individuum, führe den Massstab, der sie ausmesse, und er könne heraussuchen, was als Gewinn und reines Gold aus dem tauben Gestein zurückgelegt werden dürfe. Er wird doch immer auf eine Art für oder gegen sie befangen sein, da er mit aller

Geistesunabhängigkeit ihrem Einfluss nicht entgehen kann, wie wir uns nicht die Luft versagen, die uns umgiebt, und die Speise, die unser Land erzeugt. Übrigens lege man dies nicht so aus, als sei dadurch die Freiheit des persönlichen Urtheils geleugnet oder nur gefährdet, es soll mit aller Mannigfaltigkeit bestehen. Eben aus dem Zusammenklang darin wird, was wir in dem bedeutenden und edlen Sinne die Stimme des Volks nennen, erzeugt, sie aber wünschen wir vor allen aufrecht zu erhalten, denn bei dem schärfsten Widerspruch und jeder möglichen Äusserung wird allezeit das Rechte siegreich heraufdringen. Jedes Urtheil ist dann nur ein besonderes ohne Anspruch auf Entscheidung und Allgemeinheit. In diesem Sinne sollten auch ästhetische Recensionen betrachtet werden. Weil in der Litteratur nicht minder Bewegung und gesellschaftlicher Verkehr ist, so wünscht man die Stimmung der Mitlebenden zu vernehmen: eine Begrüssung des Neuhinzugetretenen oder ein Wegwenden von demselben, ein endliches Urtheil kann es nicht sein, und jede Anmassung dazu hat sich immer von selbst vernichtet. Auch haben wir es nicht selten erfahren, dass innere, in sich ruhende Vortrefflichkeit gegen das von allen Seiten einbrechende ungünstige Urtheil der Zeit sich endlich bewährt und ein langes Vergessen, aber kein langes Verkennen möglich war.

Wir glauben wohl, dass es der Verfasser hin und wieder gefühlt, wie etwas dagegen streite, über das in der Gegenwart Bestehende auf diese Weise geschichtlich zu reden; die seltsame Art, mit der er öfters das Urtheil weggeschoben, das Mildernde, das er durch die Form hineinzulegen versucht hat, deuten darauf; dennoch wie parteiisch, inconsequent, ja, in andern Augen, wie hart er gewesen, bei allem aufrichtigen Bestreben zum Gegentheil, werden wir unten zeigen. Ohne Zweifel hat ihn die Eintheilung nach Jahrhunderten vermocht, seine Arbeit auf diese Zeit auszudehnen, die doch offenbar nur eine äussere ist und keine Beachtung verdient. Man kann wohl mit dem 18. Jahrhundert anfangen (was zufällig ist), aber nicht damit endigen, so wie keiner unsere Zeit einmal geschichtlich verstehen und darstellen kann, der nicht bis zu ihrem Beginnen

und mitten in das 18. Jahrhundert zurückgeht. Beschränkte sich jemand darauf, die frühere Periode zu untersuchen, die hier als ganz elend abgewiesene Polemik der Schweizer, dann die Übergangspunkte in Klopstock, Lessing, Heinse, was Sulzer, Gleim, Ramler gewirkt, anzugeben, so würde er, wäre sonst nichts einzuwenden, ein sehr schätzbares Werk geliefert haben, welches in der That noch fehlt. Das aber müsste man auch verlangen, dass er nicht bloss die Poesie ohne Rücksicht auf die ganze geistige Cultur darstelle, die frische Ansicht der Antiken, z. B. die wir Winkelmann danken, der hier nur nebenbei und mit wenigen Worten angeführt wird. Denn überhaupt vermissen wir, was einem ergreifenden Buche nicht fehlen mag, das freie Umsichschauen, welches die rechte Sicherheit, mit der man die Sache gefasst, wohl erlaubte; der Verfasser hat sich die Poesie so streng darin abgesteckt, dass selbst Lessings Fabeln abgewiesen werden, und wenn nicht die Gleichnisse wären, würden wir kaum von dem Dasein anderer Zeiten und anderer Bildung etwas vermuthen können.

Noch ein drittes hat, wie wir glauben, nachtheilig auf das Ganze gewirkt. In der Vorrede heisst es nämlich: die deutsche Litteratur sei nur individuell und durchaus nicht national, im Buche selbst wird der monologischen Natur der Deutschen gedacht (S. 303), und dass jeder Dichter abgeschlossen für sich stehe. Soll das soviel heissen, dass man nie eine Autorität anerkannt und eine allseitige unendliche Entfaltung nie durch ein Gesetz hat begrenzen lassen, wie andere Völker, was diesen Sicherheit und schnelles Wirken, aber auch etwas Erstarrendes gab? Will man in diesem Sinn sagen, sie sei als Ganzes charakterlos und fragmentarisch, so ist das ebenso richtig als anerkannt. Schliesst man aber weiter daraus, dass jeder deutsche Dichter für sich, einsam und ohne Zusammenhang mit dem anderen da sei, so muss Recensent dies geradezu für falsch erklären. Wer die Poesie von ihrem Beginn bei allen Völkern betrachtet, der wird bemerkt haben, dass ihr Wesen gerade in dem Zusammenhang mit allen Zeiten, in der Überlieferung durch Jahrhunderte bestanden, und dass sie in diesem lebendigen

Wandel in ihrer grössten Reinheit und Bedeutung sich entfaltet. Wie sollte, was ewig in sich dasselbe und unveränderlich, so ganz sich umgekehrt haben und nur in einzelnen, abgetrennten Bruchstücken noch erscheinen. Wo die Natur sich dem Blicke des Beschauers als ungeordnet und vereinzelt darstellt, was als Gleichnis angeführt wird, ist sie nicht am herrlichsten, sondern da, wo wir einen grossen Zusammenklang wahrnehmen. Aber auch darin fehlt die Vergleichung, dass die Natur allezeit unwandelbaren Gesetzen gefolgt ist, jener Zusammenhang aber in der deutschen Poesie unleugbar vorhanden war. Sei uns ein anderes Bild des Verhältnisses erlaubt: Als die Lahen (die ersten Bewohner der Welt nach der Tibetanischen Mythe) noch in ihrer Reinheit lebten, pflanzten sie sich durch blosses Anschauen fort, und es waren nicht Sonne, Mond und Sterne, weil sie in ihrem eigenen Lichte glänzten, als sie aber finster wurden, stiegen diese erst aus dem Meere und gaben das Licht. Was sonst durch eingeborne, fast unbewusste Kraft verliehen wurde, das suchen wir jetzt durch Betrachtung wieder zu gewinnen, wir wissen von einer Nacht, wir streben aber dem Lichte zu, das wir nach unserm Stande anders betrachten, und dass auch nicht ganz das in uns Wohnende vergangen, das beweist die wunderbare Kraft des Auges. Wäre jene Behauptung richtig, so müsste die erste Folge davon sein, dass solche vereinzelte Poesie auch ohne Wirkung auf die Nation geblieben. Wie kann aber alles dies Goethe allein widerlegen. Er, der, ein jugendlicher Held, wie nicht aus ihm geboren, unter ein beschränktes Volk trat, erzählt in seinem Leben, dass Klopstock und die Dichter seiner Zeit auf ihn gewirkt, und gesteht dann, wie abhängig der Mensch von der Zeit lebe, dass ein Raum von zehn Jahren ohne Zweifel eine ganz andere Entfaltung bewirkt haben würde; wiederum aber, wie hat er, der sich so eigenthümlich gebildet, doch seine Nation ergriffen und angerührt, und wie allgemein ist er verstanden und geliebt worden. Überhaupt ist es nicht schwer, zu bemerken, wie etwas selbst ganz Unerwartetes und Individuelles, wenn es nur eine nationale Idee ergriffen und in sich begründet war, bald einen eigenen

Kreis um sich gezogen und die Krone getragen hat. So war in allen Zeiten eine Poesie da, die nicht bloss von dem Einzelnen abgehangen.

Indem der Verfasser dieses verkannt, hat er die Poesie des ganzen Zeitraums bloss persönlich dargestellt, und während in den früheren Jahrhunderten die Dichter selbst verschwinden und ihre Namen nur ein Einziger trägt, so scheint hier das Umgekehrte möglich geworden zu sein. Es lag wenig daran, ob er äusserlich die Periode angab, wenn er nur mehr das Leben der Poesie in den Dichtern dargestellt und so eine der grössten Belehrungen der Geschichte nicht entzogen hätte; das Wenige, was gelegentlich eingefügt worden, können wir unmöglich für hinlänglich erklären. Eine äussere Ungerechtigkeit ist schon durch dies blosse fragmentarische Nebeneinanderstellen der Dichter hervorgegangen, denn da das Urtheil über den Werth derselben nicht ohne ihr Verhältnis zur Zeit gedacht werden kann, so ist es gekommen, dass wir ein schwaches Verdienst der früheren Periode mit einigen wohlwollenden Worten uns nahgerückt sehen, während in späteren ein ohne Zweifel besseres mit einem noch kürzeren Tadel kaum bemerkbar verschwindet.

Das Vorangehende mag als Einleitung und allgemeines Urtheil gelten, wir können uns jetzt unmittelbar zu dem Buche selbst wenden, um im Einzelnen jenes zu bewähren. Die auf drei Seiten gegebene Einleitung von dem politischen Zustande Deutschlands theilt eigentlich weniger mit, als sie bemerkt, das Nöthige sei bei dem Leser vorauszusetzen. Ein umständlicher Abschnitt über das öffentliche und häusliche Leben, das Verhältnis der Dichtkunst zur Gelehrsamkeit, des Adels zu dem Bürger grosser Städte und über die Volkspoesie jener Zeit, an die hier niemals gedacht worden, wird ein anderes Werk einmal passend einleiten; auch die Bemerkung gehört hierher, dass die poetische Entwickelung nicht immer mit der politischen, deren Einfluss übrigens ausser Zweifel ist, parallel gelaufen und nicht alle Stützen des Menschen zugleich niedergesunken sind. — Über die erste Periode bis zu Klopstock und Winkelmann etwa haben wir im Ganzen wenig zu bemerken, die Haltung gegen

diese Dichter ist die der vermittelnden Kritik, welche, insofern sie geltend zu machen strebt, was sich von selbst gebildet, vortrefflich ist; den hier, zumal in ihrer Allgemeinheit gefällten Urtheilen wird man zu widersprechen nicht leicht in Versuchung kommen, man ist so ziemlich einig darin. Interesse können sie nicht erregen, weil sie zu kurz und eilend sind, nur ein genaues Einführen in das Treiben jener Zeit mag dies erwecken, und dann wird sich auch zeigen, ob wir uns zuviel vergeben, wenn wir uns einmal ihm überlassen. Wir wollen niemand tadeln, der eine reichere belohnendere Epoche zum Studium sich wählt, wer sich aber jener annimmt, dem können wir auch nichts erlassen. Dabei glauben wir, dass wie eine arme Gegend in gewissen Stimmungen einen eigenen Reiz und ein gewisses wohlwollendes Hinneigen zur Betrachtung ihres geringen Schmucks erweckt, etwas Ähnliches bei einem solchen Studium nicht ausbleiben werde. Indessen eine auffallende Ungerechtigkeit des Verfassers in dieser Periode müssen wir bemerken. Sie betrifft Bodmer. Mitten unter den billigsten und ruhigen Urtheilen, so dass Gottsched sogleich darauf in einem weit günstigeren Licht erscheint, wird hart und wie persönlich über diesen verdienten Mann hergefallen. „Beschränktheit und Bornirtheit hat ihn sein ganzes Leben nicht verlassen, alle Dichter hat er gehasst und gehöhnt. Selbst die Waffen der rohsten Polemik versagten ihm oft, ohne Witz und Grazie konnte er nur Schimpfreden aufbringen, als Dichter zeigt er nicht die leiseste Spur von Talent, und seine Werke erkältet eine jammervolle Mühseligkeit; was man rühmen möchte, seine Bekämpfung Gottscheds und die Bekanntmachung mehrerer altdeutscher Gedichte ist schon oft genug gerühmt.“ Wir müssen das längst ausgesprochene Urtheil der Zeit gegen Herrn Horn wieder herstellen. Als Dichter hat Bodmer der ursprünglichen Quelle, der ewig jugendlichen schaffenden Kraft ermangelt, darum ist er als solcher vergessen und nur für seine Zeit dagewesen; dagegen ist ihm Talent zur Poesie gewiss nicht abzustreiten, seine Gedichte mögen auf alle Art von selbstgebildeten Theorien und Ansichten erzeugt, grau und langweilig sein, ein gewisser Grund und Verstand ist aber sichtbar und

sie sind niemals fad. Was ihm aber in unseren Augen vorzüglichen Werth giebt, das ist sein Gefühl für das Ursprüngliche der Poesie, ein gutes Gedicht seiner Zeit zu erkennen ist leicht, aber schwer, ein ihr ganz entfremdetes, und hier erscheint sein Verdienst für die altdeutsche Litteratur in hellem Licht; dass er die Gedichte durch Abdruck mittheilen konnte, dafür müssen wir glücklichen Umständen Dank wissen, aber sein Eifer dafür, seine Erkenntnis ihres Werths, die ihm von niemandem mitgetheilt und gar nicht oberflächlich war, ehrt ihn unabhängig davon. Man braucht nur seine Einleitung zu den Minnesängern zu lesen, um zu fühlen, dass kein Geistloser und Beschränkter davon rede, man sehe seine Vorrede zu dem Nibelungenlied (Chriemhildens Rache), wie er den Vorrang desselben vor den anderen Gedichten des Mittelalters und seine Verwandtschaft mit dem Homer empfunden, die der einzige Johannes Müller nur noch anerkannte. Herr Horn denkt nicht daran, dass niemand weiter um das grosse Epos sich bekümmerte und es geradezu wieder vergessen wurde (worüber Bodmer mit Recht hätte empfindlich sein können), um ihm vorzuwerfen, dass er die späteren Meistersänger für gemeine Reimer gehalten, was sie doch grösstentheils auch gewesen sind. Freilich haben wir bessere Ansicht vom Homer, und manche Theorie ist veraltet, allein das sind Vortheile, welche unsere Zeit verleiht, und ein Einzelner darf nicht zu stolz damit gegen einen anderen thun, dem, um mit ihm darin auf gleicher Stufe zu stehen, bloss fehlt, dass er nicht sein Zeitgenosse ist. Als Kritiker Bodmer zu zernichten, soll der Umstand hinreichen, dass er die Musik gehasst und den Reim verworfen, es scheint kaum nöthig zu bemerken, dass wir bei ausgezeichneteren Geistern, als Bodmer war, solche Einseitigkeiten finden, sonst schlagen wir Herrn Horn vor, Schiller damit zu charakterisiren, dass er, wie bekannt, die Minnelieder verachtete. Wir wollen nicht alle einzelnen Ausfälle auf Bodmer beantworten und nur noch von einem Buche desselben reden, das Herr Horn anzuführen nicht werth gehalten: es ist die Übersetzung von Percys reliques unter dem Titel: Altenglische Balladen, welche besonders für ihre Zeit Lob verdient. Soviel wir wissen, ist es die erste Anerkennung dieser herrlichen Lieder

in Deutschland, und die Arbeit selbst zeigt eine sichere und feste Hand, darum alles gleichförmig geworden, auch nichts verziert und verweichlicht, worunter neuere Übersetzungen eher leiden, und wir ziehen diese in manchen Stücken sogar den Herderischen in den Stimmen der Völker vor. Die Stücke aus dem Nibelungenlied und dem Parcival sind mit Einsicht gewählt und behandelt. Angehängt sind einige polemische Stücke in Hexametern, die Herr Horn gewiss besser scandiren kann, aber weder roh noch schimpfend, sondern in einigen Bemerkungen wahr; ebenso ist, was bei der Büsserin gegen Stollbergs Bearbeitung gesagt wird, durchaus begründet. — Auch einige andere Urtheile scheinen uns im Gegensatz zu der vorherrschenden Milde zu hart, z. B. das gegen Zachariä, dessen Renommist das Studentenwesen gerade nicht schlecht aufgefasst hat und durch diese Wahrheit Werth behält. Wogegen wir der verschiedentlich durchbrechenden ungemessenen Verehrung vor Flemming wohl einige Schranken setzen möchten.

Das Urtheil über Klopstock geht darauf hinaus, die Verdienste dieses tiefempfindenden und ausgezeichneten Geistes ins Licht zu setzen, das gewiss zu billigen ist: wir wünschten nur die Gründe näher bestimmt, warum bei vielem Poetischen, das in der Messiade nicht zu verkennen, dieses Gedicht doch keinen nationalen Eindruck gemacht, mehr entfernt geachtet als eifrig gelesen wird. Der Unterschied zwischen dem Materialen der Poesie und der Poesie selbst, an welchen zu erinnern der Verfasser für heilsam hält, hilft hier nicht, weil er überall vorkommt, und die Klage, dass die Sprache sich unüberwindlich gezeigt, wohl jeder grosse und edle Dichter hat führen müssen. Wie Herr Horn sich öfter gleichsam selbst bestiehlt, so hat er bei dieser Gelegenheit eine ganze Seite aus seinem früheren Werk wieder eingezogen; wir können ihn keines Plagiats beschuldigen, aber wir wissen nicht recht, wie bei einem stets lebendigen Studium einem Autor dies möglich ist. Auch ein Gleichnis ist dorther entlehnt, um Klopstocks dramatische Versuche zu entschuldigen, sie seien wie ein Baum, dem man mit Fleiss alle Blätter abstreift; es ist nicht unpassend, da es andeutet, wie unser Blick nirgends an dieser Kälte und Starrheit haften kann,

aber für des Verfassers Absicht schlecht gewählt, da nichts trauriger wäre, als ein solch freiwillig entlaubter Stamm unter frisch grünenden, so wie auch das völlige Entblättern in der Natur das Absterben bewirkt. Wie Herr Horn diesen Irrthum Klopstocks, der ohne Folgen blieb, bedeutend nennen kann, begreifen wir nicht.

Was über Lessing gesagt worden, scheint nicht geglückt. Hier wendet Herr Horn zuerst die Ironie auf, von welcher er in der Einleitung sagt, dass sie nöthig sein werde. Erstlich sind auf diese Weise die früheren einseitigen Ansichten über Lessing vorgetragen, sodann wird auch das, was Schlegel über ihn gesagt und was man ihm erwidert, in diese Manier umgeschrieben, damit meint der Verfasser sogar den Artikel ohne ein weiteres Wort beschliessen zu können. Uns scheint diese Ironie nicht am rechten Ort, über Lessing hat sich ein Urtheil gebildet, das ruhig und ernsthaft aufzustellen und zu erkennen am besten gewesen wäre. Schlegel hat hier unleugbares Verdienst, und was Frühere in der Verlegenheit, Lessing nicht zu begreifen, gemeint, durfte durchaus nicht gegen sein gründliches Urtheil gestellt werden; dass er zu scharf sich ausgedrückt und die Grenzen in einigem überschritten (wie es bei einem Einzelnen kaum anders möglich und eher, wo es absichtslos, gern zu sehen ist), mag wahr sein, das hätte gemildert werden dürfen, wie es jeder für sich schon wird gethan haben. Dass Lessing von seiner Poesie wie von einem Plunder sprach, den er gern vergesse, ist ohne Zweifel merkwürdig, und wenn es, wie sich wieder von selbst ergiebt, nicht in dieser Strenge verstanden werden soll, doch ernsthaft gemeint; es ist gewiss etwas ganz anders, wenn ein Dichter sich selbst tadelt, als sich selbst lobt, und ein Sprichwort meint schon allgemein: Tadel gehe immer von Herzen. Uns hat ungleich besser gefallen, was A. W. Schlegel in seinen dramatischen Vorlesungen ohne Anstrengung, besonders zu sein, über Lessing gesagt. Herrn Horns eigene Zusätze lauten in der That etwas wunderlich: wir sollen Lessing „des Anstands halber, mit dem er die Dornenkrone des Unglaubens getragen, hochachten“, dabei werden wir erinnert, „unser Glück des Glaubens mit gleichem Anstande zu

tragen"; dann wird das Geschick „des kühnen Geistes ohne Poesie und Religion, ohne Liebe und Freundschaft" beklagt; wir müssen beklagen, dass die Kritik dazu gelangen kann, solche harte Worte auszusprechen, die alle Grundpfeiler, auf welchen der Mensch sich nur erhalten kann, niederreissen. Wir sind des festen Glaubens, dass jene Heiligthümer des Menschen tiefer als alle Ansichten und Speculationen in ihm begründet ruhen, und dass ein so herrlicher Geist wohl das Göttliche in sich gefühlt, davon freudig getragen und darum vor anderen glücklich zu preisen sei.

Wir nähern uns mit Herder unserer Zeit. Beklagen wir, dass er leiblich aus unserer Mitte verschwunden, so lebt doch sein Geist noch unter uns, thätig und wirkend. Was sein ernstliches Studium, das mythische und historische, bedeutet, fängt an immer klarer zu werden, ein endliches Urtheil hat sich hier noch nicht bilden können. Tief und schön sind die Worte, die Jean Paul als edles Lob über ihn gesprochen; wie wir es keinem verzeihen würden, der sie hintansetzte, so können wir es doch nicht billigen, dass der Verfasser sich darauf bezieht, um eines eigenen Urtheils überhoben zu sein. Die Ansichten des menschlichen Geistes sind unendlich, und es ist uns wunderbar, dass ein eigenes Anschauen und Betrachten, alles, was es gewonnen, bei einem anderen schon wiederfindet und ihm nichts übrig geblieben wäre; ausserdem aber, wer verlangt gehört zu werden, der gebe uns etwas Eigenes. Was Herr Horn hinzufügt, betrifft grösstentheils einige Schwächen des Alters, Menschlichkeiten, wie sie auch bei Klopstock getadelt werden; es ist nicht die Frage, ob sie wahr oder falsch, sondern es ist unwürdig, hier davon zu reden. Haben doch selbst die, gegen welche Herder so gesprochen, es vergessen, weil sie fühlten, dass sie selbst einige Schuld daran trugen und dass es den Verdiensten dieses reichen und milden Geistes nichts abziehe. Vollends übertrieben lautet es, wenn Herder wegen eines solchen etwas heftig ausgedrückten Unwillens ein reintragischer Charakter in seiner letzten Zeit genannt wird und endlich hochtragisch mit der Medea*) verglichen, die im Mord ihrer eigenen Kinder sich rächend strafte. Herder hat sein Volk geliebt und

*) [Statt Mode, im Handexemplar von W. Grimm verbessert.]

geachtet und die Kraft seines Lebens an die Bildung desselben gesetzt, wenn er nun im Alter Minuten erlebte, in denen er sich verkannt glauben musste und seine Bemühung vergebens, so kann es uns nur rührend sein, wenn er in solchem Schmerz, wie Odysseus, der von den Göttern geliebte, von den Göttern verfolgte und von seinem Vaterland entfernte, ausruft: ich bin müd im Leben zu sein und das Licht der Sonne zu schauen! — Herders Verdienste in der spanischen Litteratur werden noch genannt, aber nicht einmal sein Cid, welches uns eins seiner vollendetsten Bücher scheint. Eine Auseinandersetzung des Verhältnisses zu den spanischen Originalen hätten wir lieber gelesen, als Herders Urtheil über Canitz und das grossgedruckte Wortspiel über den Blumenberger Freiherrn, das wir aus dem früheren Werk des Verfassers noch nicht vergessen hatten.

Bei Goethe sollte nicht auf andere verwiesen werden, so mannigfach auch das ist und zum Theil vortrefflich, was über ihn gesagt worden, und welches immer einmal rühmend wird gezeigt werden können, wenn einer darnach fragt, wie die Deutschen ihren ersten Dichter geliebt haben. Es wird sogar einmal gesagt, es sei vielleicht keine gute Liebe, die sich durch fremde Bücher zu rechtfertigen sucht. Dort war es auch meist nur Auseinandersetzung seines Werths, Versuche ihn zu verstehen, herzliches und treues Lob: hier aber sollte ein allgemeines Urtheil über ihn gesprochen werden. Sonst galt das Gesetz, dass nur Gleiche über den Gleichen richten konnten, wer wollte es wagen, sich nur neben ihn zu setzen? Nur einmal sein ganzes Volk, wir meinen all das Herrliche, das in diesem liegt und noch blühend aufsteigen wird, kann über ihn sprechen. Herr Horn mag die Schwierigkeit des Unternehmens gefühlt haben; zu der Ironie, scheint es, wollte er doch nicht geradezu greifen, sie ist nur herrlich, wo sie unvorsätzlich einen lebendigen Grundton in der Seele des Beschauenden ausmacht, wie in Goethes Leben (wo sie hier getadelt wird), ein eigenes Anschicken dazu will uns nicht gefallen; indessen fand sich ein anderes Auskunftsmittel: der Platonische Dialog. Es wäre unstreitig ein richtiger Gedanken gewesen, die einzelnen Stimmen der Gegenwart nach ihrer grössten Verschiedenheit gegen

einander zu hören, und der beste Massstab, den Eindruck Goethes auf seine Zeit zu messen, wer diese Arbeit unternommen, würde eine Stimme gehabt haben und grosses Lob, wenn sie gelungen. Was wir aber hier zuerst bemerken und was der Verfasser selbst sagt: es sind keine Dialogen, sondern Monologen, also kein lebendiges Gegeneinanderstreiten; aber auch weiter: Monologen, in wenigem nur oder gar nicht gegen einander gerichtet, sondern auf einander folgend, so dass jeder einer anderen Betrachtung gewidmet ist. So wird es deutlich, dass hinter acht Masken nur ein Einziger ohne Gegner redet, der sein auf diese Weise ausgesprochenes Urtheil sichern will, wie durch die Berufung auf das Höherstehen des Lesers, der schon herausfinde, was die Wahrheit treffen müsse. Im Ganzen ist der Artikel mit Sorgfalt geschrieben, in dieser Bemühung zeichnet er sich aus und ist einer von denen, welchen man gegen den im früheren Werk gelieferten halten muss, um sich zu überzeugen, dass der Verfasser hier mehr geleistet, er enthält auch manche recht gute Bemerkung. Dass man die mehrsten Stimmen lobend vernehme, versteht sich, und da diese ihren meist kleinen Tadel wieder einschränken und er wohl bloss des Übergangs halber eingemischt worden, so wollen wir dessen nicht weiter gedenken; das Lob ist auch mit Sorgfalt ausgedrückt und nur die etwas nach Shakespeare formirte kalte Hyperbel: der Verfasser „wolle ein deutsches Wörterbuch in die Hand nehmen, um jedes einzelne lobende Wort desto schneller an sich zu raffen und jedes in Beziehung auf Goethe zu unterschreiben“ — können wir uns nicht gefallen lassen. Wenn der Verfasser nicht darauf bestanden, eigentlich zu richten, so würde er zwei seiner Redner unterdrückt haben, und dann hätten sich seine Mittheilungen als eine nicht unangenehme Ansicht gelesen, gegen diese beiden muss aber der Recensent sich erklären. Er darf um so eher den Verfasser dafür verantwortlich machen, weil der eine, der keine Mässigung in seinem Eifer kennt, als ein lebendiger Charakter, sein Lob, das er für die Werke Goethes, von denen er nicht spricht, gewiss in sich trug, nicht zurückgehalten und dadurch seinen Tadel erst in Verhältnis gesetzt hätte, der so unbegrenzt genug erscheint. Der, welcher hernach noch einzu-

lenken weiss, meint, Clavigo sei gezwängt, mühselig, peinlich, wovon wir nichts gefunden; kränklich freilich ist Maria, aber diese kranke, blasse, zarte Natur hat viel Rührendes und Wahres, und was soll den Dichter bewegen, von einer solchen sich wegzuwenden? In der Stella findet er nur eine „schwächliche Ruchlosigkeit“ und weiss seinen Abscheu nicht genug auszudrücken: hätte er bloss die Bemerkung gemacht, dass die alte Geschichte des Grafen von Gleichen nicht passend hier angewendet sei, so würde er damit das Wahre und Nöthige und nicht öffentlich solche Worte gesagt haben, deren Unziemlichkeit wir fühlen. Hernach nennt er auch noch den vierten Band von Wilhelm Meister rauh und herb, und, während der Dichter, der niemals etwas halb gewollt hat, wie er selbst gelehrt, im Ganzen, Vollen, Schönen resolut gelebt, heisst es hier, „in diesem Gedicht stelle sich eine anständige Unpoesie und geistreiche Halbunsittlichkeit triumphirend in den Hintergrund“. Jedoch dieser Tadel wird noch gering gegen das, was der frechste Redner, dem der Verfasser zur Entschuldigung eine Maske „mit strenger und sauerlicher“ Physiognomie vorhält, sagen muss: „der letzte Band des Wilhelm Meister sei ganz unsittlich, die Römischen Elegien verachte er und jeder reine Mensch müsse ein Gleiches thun, bei Herrmann und Dorothea denke man mit Sehnsucht an den Homer, in den Wahlverwandtschaften aber sei eine kalte Grausamkeit, ein langes, weites, ödes Eisfeld, auf das ein sternenloser Himmel herabhänge; eine chemische Zerlegung der Sünde, man wünsche nur, es komme zum Sündigen, so bleibe es nur beim Wollen, was schlimmer veröde“. Es wird niemand verlangen, dass wir eine solche Stimme anhören oder widerlegen sollen; wer wohl, wenn ihm auch manches andere nicht recht in dem letztgenannten Roman gewesen, hat eine kalte Grausamkeit in dieser Dichtung gefunden, die in Ottiliens Leiden das Tiefste und Zarteste einer himmlischen Seele enthält, in ihrem Tode die mildeste Beruhigung gewährt, oder wer hat nicht den reinen und grossen Sinn derselben, die ganz in ihrer Zeit und auch darüber steht, erkannt, da sie mit erschütternder Gewalt lehrt, wie alles Glück in der Nichtachtung der Sitte und heiliger Verhältnisse nothwendig untergehe. Herr Horn redet von einem

überschwenglichen Halbgottesdienst und einer unfreien knechtischen Verehrung Goethes, wir müssen glauben, die Furcht davor habe ihn zu solchen Äusserungen gebracht, aber wünschen, er hätte nicht so gesprochen. Der Enthusiasmus eines Volks, seine Liebe zu einem grossen Dichter ist das Herrlichste, was wir erblicken können, knechtische Gesinnung entsteht durch strenge tyrannische Herrschaft, wer aber ist milder und anerkennender gegen jegliches Talent, als Goethe. Alle Parteiung hat sich in ihm vereinigt und alle haben vor diesem Stern mit Ehrfurcht sich geneigt. Nur bei denen haben wir blinde Anhänger und eine ertödtende Einseitigkeit bemerkt, die nichts ausser sich achten und jedes eigene Bestreben niederdrücken wollten. Der Enthusiasmus aber hat niemals Unrecht; dürfte er angegriffen werden, so hätte der nicht frech gehandelt, der, als vor noch nicht langer Zeit ein Mann dahin gieng, der seinem Volk etwas gewesen, und den es mit Dankbarkeit und Verehrung nannte, über ihn richten und alle Blössen aufdecken wollte.

Wir sind bisher so ausführlich gewesen, um uns bei dem Übrigen kürzer fassen zu können, wie bei Herder werden auch die Urtheile über Jacobi und Lavater abgewendet. Es ist merkwürdig, wie dieser Schrift so viele Rücksichten Einhalt thun und die natürlichsten Forderungen unnöthig oder unpassend machen sollen, wie im Gegentheil die natürlichsten Hindernisse unbeachtet geblieben. Bei unbedeutenden Namen kommt dies Verfahren noch seltsamer heraus, und wir können z. B. durchaus nicht absehen, wem die blosse Anführung Nicolais mit Nennung der Titel aller seiner Werke gefallen möge oder belehrend sei; witzig ist es auch nicht. Über Johannes Müller soll die Kritik beinahe ihr Buch geschlossen haben; wir wünschen, dass gerade jetzt, nachdem seine späteren Briefe, die wir ungleich höher als die an Bonstetten schätzen, so vieles Treffliche an diesem Geist aufgedeckt haben, es möge jemand, dem es verliehen ist, ihn würdig charakterisiren. Übrigens verstehen wir nicht, wie man bei irgend einem Gegenstand, am wenigsten bei Dichterwerken, sagen kann, die Betrachtung sei fertig und alles Weitere unnöthig. Die Urtheile über die geringeren Dichter beweisen gleichfalls, dass wir nur individuelle Ansichten vor uns

haben, weshalb sie einem andern leicht ungerecht vorkommen können, wie z. B. dem Recensenten das, was über Knigge, Kosegarten, Lafontaine gesagt worden gegen das Lob, das Tiedge davon trägt, durchaus parteiisch ist; die Reise nach Braunschweig von dem ersteren ist ein recht gutes und wahres Buch, und ein Paar Kapitel daraus sind ohne allen Vergleich mehr werth, als der ganze Frauenspiegel von Tiedge. Indes übersehen wir das alles, um zwei auffallende Ungerechtigkeiten zu rügen. Die erste betrifft Heinse. Wie von einem ganz unbedeutenden, der ohne Einfluss gewesen, wird kurz über ihn gesprochen: „Talente wolle man nicht leugnen, nur solle man uns nicht zumuthen, ihn zu lieben“. Wir gestehen, dies Vornehmthun war uns hier besonders zuwider, und wenn sich der Verfasser an einem anderen Ort, freilich etwas versteckt, das grösste Compliment macht, das ein Kritiker verlangen kann, nämlich, dass er sogleich in jedem Gedicht die Stubenluft rieche, so wollen wir das lieber anhören. Herr Horn glaubt sich dazu berechtigt durch ein gewisses Übermass von Sinnlichkeit bei Heinse, das dieser, wie es sich in seinen früheren Gedichten geäussert, selbst bereut hat, und welches man, insofern es sich in seinem späteren Werk, dem Ardinghello, noch zeigt, immerhin tadelnd erwähnen konnte. Allein es ist höchst parteiisch ungerecht, in Heinse nichts mehr als die Sinnlichkeit zu sehen und zu vergessen, dass diese innere Gluth in ihrer edleren Wirkung eine so frische lebensreiche Dichtung gab. Wer solche Gewalt der Sinne nicht kennt, hat freilich gut sich dagegen auflehnen. Heinse war ein nicht kranker, kräftiger Geist, der den Zwang abwerfen und frei an der Quelle schöpfen wollte: wie hell er geblickt, wie tief er gefühlt, davon sind seine Briefe allein Beweis genug. Er gehört ohne Zweifel zu denen, welche die ängstigenden Schranken niederzuwerfen sich bemühen, und wir dürfen nie dies vergessen wollen. Die andere Ungerechtigkeit hat Herr Horn gelegentlich bei Denis gegen Ossian ausgeübt. Er nennt ihn: „weichlich, pathetisch, erhitzt, gequält, durch und durch wolkig und nebelvoll“. Dies Urtheil hat er von seiner Zeit empfangen, es sei nun, dass er es bloss nachspricht oder, genug eingenommen davon, wirklich wahr gefunden. Wie so eben von

der Seite, von welcher es ausgegangen, eingelenkt wird, so können wir es auch der Zeit überlassen, den Ossian in sein Recht wieder herzustellen, daher wir den Verfasser hier nicht ausführlich widerlegen, sondern uns nur gegen ihn erklären wollen. Merkwürdig wird es immer bleiben, wie es möglich geworden, eine Dichtung, in welcher das tiefste, reinste Gefühl für die Natur, eine grossartige Schwermuth, wie sie nur einem ganzen Volk eigen sein kann, das an seine versinkende Heldenzeit gedenkt, erhitzt und gequält genannt werden kann.

Neben diese Ungerechtigkeiten müssen wir auch Nachlässigkeiten aufstellen. Durch seine Kürze freilich sichert sich der Verfasser wieder gegen Vorwürfe, und wir müssen glauben, es sei Absicht, nicht mehr zu geben. Indes erräth man nicht, warum z. B. in dem Artikel Neubert (Naubert) gerade die besten Arbeiten dieser Dichterin übergangen worden, die zu manchem Lob Anlass gegeben, die Volksmärchen (4 Bde), Wallfahrten der Pilger und Elisabeth von Toggenburg; in dem letzteren Buche ist die Erzählung von zwei auf den Alpen verirrten Mädchen besonders gut erfunden und gründlich behandelt. Dass an Vollständigkeit, auch nur im beschränkten Sinn, bei diesem Werk nicht zu denken sei, wird man aus dem Inhalt gleich bemerken, und wir können uns hier nicht darauf einlassen, die Lücken alle anzugeben: mancher Bessere ist übergangen, der vor anderen offenbar eine Stelle verdient, z. B. Stilling Jung, es sei nun seiner Romane, seiner einfachen und herzlichen Romanzen oder der ersten Bände seiner Lebensbeschreibung wegen, welche letztere niemand ohne Gefallen und Theilnahme lesen kann und deren Erscheinung Goethe selbst veranlasste. Dagegen erhält Gedike, der als Dichter doch nicht den geringsten Eindruck hinterlassen, fünf Paragraphen, wiederum bloss persönlicher Rücksichten halber. Noch auffallender ist das gänzliche Stillschweigen über einen in vielfacher Hinsicht ausgezeichneten Dichter, dem Maler Müller, vorsätzlich nicht zu erklären, schwer aus Übersehen, da eine Sammlung seiner Werke neuerdings die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hat. Wiewohl die Zeit seiner Bildung nicht in ihm zu verkennen, ist es doch ein kräftiger, origineller Geist, die Idyllen, die paradiesischen Bilder sind in ihrer Art vortreff-

lich, ein Paar Judenscenen im Faust unschätzbar, und seine Behandlungen der alten Mythe von der heiligen Genoveva brauchen keine Vergleichung mit Tieks Gedicht zu scheuen, manchen werden sie lieber sein. Da Tiek offenbar von diesen angeregt wurde, so ist auch Müllers Einfluss auf diese Zeit anzuerkennen. Endlich gedenken wir hier auch einer Inconsequenz, der sich Herr Horn gegen Voss schuldig gemacht; das grosse rückhaltslose Lob, das er früherhin über die Übersetung des Homers ausgesprochen, verträgt sich durchaus nicht mit dem späteren harten Tadel über die Übersetzung des Horaz und ein parteiloses Urtheil wird einmal beide Arbeiten nicht so zur Rechten und Linken stellen können.

Es bleibt noch die Darstellung des Verfassers zu betrachten übrig. Im Ganzen ist Fleiss darauf verwendet, aber wie es den Untersuchungen an Detail, so fehlt es dieser an einer gewissen frischen Sinnlichkeit, Folge einer nahen und lebendigen Betrachtung. Dagegen ist die Neigung sichtbar vorherrschend, das Urtheil in epigrammatischen Wendungen und Spitzen auszudrücken, was auch wieder mehr für die Gesellschaft berechnet ist, als für die einsame, ruhige Betrachtung, die daran ermüdet. Wie immer, wenn dergleichen gesucht worden, ist es auch dann und wann auffallend misslungen, z. B. S. 110 „Lessing stand fast sein ganzes Leben hindurch einsam, so einsam, dass wir fast sagen möchten, die Einsamkeit selber könne nicht einsamer sein", was sich doch durch die einsamste Einsamkeit leicht überbieten liess. Ein eigenes Gewicht legt der Verfasser darum auf Sentenzen, auch weiss er sie bei einem Dichter, der sonst eben nichts hätte, wohl zu rühmen. Es ist eine eigene Sache damit, dass das Allereinfachste auch das Allerbedeutenste ist, so kommt es nur darauf an, dieses zum Verständnis zu bringen, das kann denn nur durch die Poesie des Ganzen und durch das allmähliche Hinführen dazu geschehen, so wie uns die meisten in der Jugend etwa erlernten Sprüche erst in ihrer Bedeutung einfallen, wenn wir im Fortgang des Lebens darauf gedrängt werden. Daher wollen diese Blüthen, ohne Stengel, Blätter und Entfaltung gereicht, selten den verlangten Eindruck hervorbringen, wenn (S. 200) bei der Erwähnung von Schillers Stil der Spruch: plus vis quam sanguinis

mit Folgendem begleitet wird: „vier Worte, die so gewichtig und bedeutend sind, dass ich fast wünschen möchte, man lese sie mehr als viermal hintereinander, um sich mit ihrem ganzen Inhalt desto inniger vertraut zu machen“; und wir bemerken, dass uns diese Forderung einen komischen Eindruck gemacht und wir beim vierten Lesen weniger gefunden als bei dem ersten (so dass fürs fünfte Mal nichts Sonderliches zu hoffen war), wo wir die einfache Wahrheit ganz passlich fanden, so klingt es wohl boshaft und ist doch nur geradezu wahr. Die angeführten Stellen des Verfassers erinnern uns an den so häufig vorkommenden bedingten und modificirten Ausdruck: „Fast möchten wir sagen“, welches, weil dann doch der Verfasser am sichersten zu sein glaubt, etwas Vornehmes und unnöthig Kostbares mit sich führt; wir wollen nur ein Muster mittheilen: S. 279 „so darf man vielleicht hoffen, dass selbst die jetzige ein wenig dürftige Zeit ein Unternehmen der Art vielleicht begünstigen werde“. Da wir hier von Kleinigkeiten reden, können wir auch den Verfasser auf allzu häufig vorkommende Lieblingsausdrücke, wie z. B. „zu nichts verrieben“, was sich bei Anakreons Küssen (S. 54) besonders scherzhaft ausnimmt, aufmerksam machen.

Von äusserer Einmischung der Philosophie hat sich der Verfasser ziemlich frei gehalten, nur bei Gelegenheit der Romantik (S. 292) kommen einige schulgerechte Definitionen vor. Wir wollen dabei nur bitten, das Romantische und Antike für keinen so scharfen Gegensatz auszugeben: was man unter jenem gemeinhin versteht, hat freilich in einer gewissen Zeit vorgeherrscht, indessen ist vieles auf der Welt und in der Poesie, was auf eigene Hand lebt und zwischen beiden Steinen des Anstosses ohne Gefahr durchpassirt ist. Solche bedeutend gegebene Aussprüche: „Griechische Tugend habe im Romantischen Farbe gewonnen“ kann man etwa umdrehen und sagen: Griechische Farbe habe im Romantischen innere Tugend und Bedeutung gewonnen, und es bleibt eben so viel Wahres darin. Die besonders unterstrichenen Worte aber: „Sophokles sei in Shakespeare, Shakespeare aber nicht im Sophokles“, sind uns (ausgenommen, was sich von selbst versteht) ganz nichtssagend; wir wünschen nun zu wissen, ob wir auch den Aeschylos und Euripides, weil

die drei griechischen Tragiker offenbar zusammenhängen, in Shakespeare auf dieselbe Weise besitzen, und wie es sich mit dem Calderone verhalte, ob wir in diesem wieder den Shakespeare finden oder umgekehrt. Da jeder Dichter seine eigene Form hat, so lassen sie sich eben nicht, wie in einer Fabrik die Kasten, in einander stellen, was freilich zu guter Ordnung und zum Platzmachen in einer Ästhetik recht bequem wäre. Noch einen andern Ausdruck dürfen wir nicht vorbeigehen lassen, da wir dessen Möglichkeit auch der philosophischen Manier, sich auszudrücken, aufbürden; Herr Horn sagt von Wallenstein, unstreitig einem von den herrlichsten und kräftigsten Werken Schillers, das am sichersten auf der Erde steht, es sei „ein Analogon der Poesie“, ohne dass er es eben sehr damit tadeln will. Und doch kann ein Analogon von Poesie nichts anders sein, als was ein vollendetes Wachsbild von einem Menschen ist, das jedes natürliche Gemüth mit unwillkürlichem Schauder und Entsetzen betrachtet, und daher das Schlimmste, was man einem Gedicht nur nachsagen kann.

Zum Schluss theilt der Verfasser noch einige Bemerkungen über die Gegenwart mit. Es freut uns, dass er gewusst mit einem Trost und dem Anerkennen zu schliessen, dass Geist, Sinn und Talent in einem gewissen Grade durchgedrungen sind, man braucht, um dies wahr zu fühlen, nur etwa dreissig Jahre zurückzublicken. Damit hebt sich auf, was er früher von dem Dasein eines poetischen Eunuchismus (S. 187) gesagt, und ein Theil der vorangehenden Klagen, d. h. sie zeigen sich als solche, die keinem Jahrhundert, auch dem reichbegabtesten, gefehlt. Die allein hätten wir besonders hervorgehoben, dass die zerfetzende Kritik so nachtheilig gewirkt und viel unschuldige Freude an der Poesie getödtet. Man fordert unablässig Meisterwerke und weiss doch nicht mehr sich über das Geringere zu freuen, ja, man glaubt mit solchen Forderungen noch bescheiden zu sein. Diese Freudenlosigkeit und Gleichgültigkeit, von der das Publikum aufgezehrt wird, verhindert am meisten das fröhliche Aufblühen und Gedeihen manches emsig und treu gesäeten Samens. Weniger schädlich, aber noch schlechter sind diejenigen, die, ohne das Geringste gethan zu haben, wovon man reden könnte,

sich berechtigt glauben, ihren Jammer und ihre Klagen über die deutsche Litteratur auszuschreien, als liege sie im tiefsten Elend; sie verweisen dabei auf fremde Muster und lassen merken, dass ihnen noch allein die rechte Einsicht geblieben, oder sie toben in possierlicher Wuth und meinen, sie seien Vorfechter der bedrängten Poesie; sie ermuthigen sich auch wohl (wie im Sprichwort der Frosch den Schwaben) mit dem Zuruf: hier stehen wir Helden! Wir sollen von unseren Fehlern und Sünden durchdrungen sein, aber nicht durch ein endloses und doch nur eitles Klagen, sondern durch die That uns bessern; die erste Pflicht wird dann sein, jedes Bestehende, jede Bestrebung anerkennend und der Freude und dem Genuss wieder empfänglich zu machen, die Milde gegen das Dargebotene in der Poesie mag gern mit den strengsten Forderungen auf Vervollkommnen sich vereinigen. — Unsere Betrachtungen über dies Buch schliessen wir mit folgender:

Wir dürfen uns nicht verhehlen, dass die Möglichkeit, in litterarischer Hinsicht eine grosse Masse von Büchern durchzulaufen, sie zu ordnen und zur Bequemlichkeit nach gewissen Grundsätzen in der Bibliothek aufzustellen, uns gar leicht auf den Gedanken bringen kann, die Arbeiten ganzer Jahrhunderte wirklich zu fühlen, zu übersehen und darstellen zu können, während ein Dichter, wenn wir durch Zufall auf ihn beschränkt sind, uns mit den Jahren vielseitiger, bedeutender erscheinen möchte, als das Jahrhundert, mit welchem, so wie mit Hundert seines Gleichen, wir beurtheilend fertig geworden sind. Wir wünschen Herrn Horn dieses Glück, dass er einen Dichter oder sich selbst als Dichter so lieben lerne, dass er nicht über ihn oder über sich schreiben möge oder über ihn oder über sich allein; und indem er die anderen vergisst, so wird er die Masse leichtsinniger Urtheile, die deutsche Gesellschaften so langweilig machen, nicht zu vermehren sich bemühen.

GVmr. [= W-mGr.]

ARMUTH, REICHTHUM, SCHULD UND BUSSE DER GRÄFIN DOLORES.

EINE WAHRE GESCHICHTE ZUR LEHRREICHEN UNTERHALTUNG ARMER FRÄULEIN AUFGESCHRIEBEN VON LUDWIG ACHIM VON ARNIM.

Berlin in der Realschulbuchhandlung. Erster Band 348 S. Zweyter Bd 415 S. 1810. Mit Melodien (von Reichardt, Fürst Anton Radzivil, Beans Beor und Louise Reichardt). (7 fl. 39 kr.)

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst. 8. Jahrgang III (1810) Band II, Heft 16, S. 374—383.

Wir achten und lieben zumeist an einem Buche, was allein unvergänglich durch alle Zeiten fortdauert und bei den verschiedensten Aufforderungen wieder erkannt wird, die innere Kraft, aus welcher es hervorgewachsen, oder das eigenthümliche, ganz auf sich ruhende, nirgendsher erborgte Leben desselben. In jeder Zeit ist ein gewisser Schatz von Erkenntnis im Umlauf, der von einem grossen hervorragenden Geist derselben herrührt, oder worauf Glück und Unglück, das sie betroffen, hingeleitet hat. Darnach bildet sich das Talent und es entspringt eine gewisse Poesie, der wir nicht alle Wahrheit oder Schönheit absprechen, weil sie etwas allgemein Gültiges enthält und manches wieder ausdrückt, was wir als trefflich anerkannt; und nicht alles Leben, weil das Auffassen des Erkannten darin oft liebevoll ist und darum lebendig geworden, und weil sich dann immer auch einiges Individuelle wird eingemischt finden. Der Grad dieser Individualität bestimmt ihren Werth, doch weil das Beste davon nur der zweite Regenbogen ist mit blässern Farben, so kann sie nicht fortdauern, wenn eine andere Zeit in solchem Geist sich nicht mehr ausbreiten will, die nur das ursprüngliche Licht achtet und sie vergisst; ihrer Zeit aber ist sie nothwendig, wie sich historisch auch zeigen liess,

indem sie überall erscheint, da nichts einzeln und hart dastehen kann, sondern einen milden Übergang verlangt und das Edelste nur als die Blüthe und Spitze des Ganzen. Wir sollen sie als das Bedürfnis derer betrachten, die mit offenen Augen in das Licht zu sehen nicht vertragen, und für die Zukunft wie Pflanzen, die gesäet werden, um edlere Keime, die langsamer wachsen, weil sie höher steigen müssen, unter ihrer Richtung und ihrem Schatten aufgehen zu lassen.

Wir haben an diese Bedeutung der nachziehenden Poesie, woran unsere Zeit reich ist, erinnert und ihren Werth erkannt, um uns zu jener hinwenden zu dürfen, die einen grösseren hat, weil sie edler ist und frei geboren, in welcher allein der Weltgeist fortwächst und die darum seltner sich zeigt. Herrliche Pflanzen sind nicht häufig, jener gewaltige Baum von Toluca erscheint vielleicht nur periodisch und nur in wenig Individuen, oft wird er der einzige sein. Sie ist es, welche uns in dem Geist dieses Buchs begegnet. Es ist durchaus in dem reinsten Sinn das Wort originell; wir meinen damit, dass, während es alle Vortheile benutzt, welche die Zeit erwecken (wie etwa, um ein Geringes zu erwähnen, der freigegebenen Sprache), und welche die nachahmende Sucht nach dem Original nur verwirft, es doch gänzlich auf einer eigenthümlichen Ansicht des Lebens beruht. Was die Poesie sei, wird uns ein ewiges Geheimnis bleiben, wie das Leben selber, das unaufhaltsam fortschreitend stets ein neues Antlitz zeigt und zu keiner verlassenen Gestalt zurückkehrt. So thut jeder originale Dichter eine neue Welt auf, über die zu urtheilen wir kein Recht haben, sondern die wir anerkennen und ehren müssen; wir dürfen nur sagen, wie weit wir von unserem Standpunkt hinein sehen können, das haben wir als Recensent bedacht.

Wir begreifen die Neigung eines Dichters zum Roman leicht, indem er das wichtigste Buch der modernen Poesie ist. Er vertritt gewissermassen die Stelle des Epos. Dieses entspringt in der Zeit einer grossen Nationalgesinnung, es begreift daher in dem Ganzen jeden Einzelnen und seine Thaten schreiten über die Erde hin, wie ein grosses Heer, wie die Wanderung eines Volks; es dringt über die Felder, Berge, Thäler und

Flüsse, aber auch in die einsamste Hütte und betrachtet das niedrigste Leben, wie das höchste. Während unten bei lustigen Feuern das Volk sich lagert und tummelt, hat der König und die Helden die Nachtwache oben auf den Bergen, er sieht die Sterne und ihren Gang und welches Schicksal sie verkündigen, und auf seinen Ruf versammeln sich alle gehorsam unter ihm. Der Roman entsteht da, wo das Leben einsam geworden, in einem gemeinschaftlichen Interesse sich nicht mehr vereinigt, wo es keine öffentliche Versammlung mehr giebt. Er betrachtet die Erscheinung und das Streben des Einzelnen in dieser Zeit, die Verbindung der Familien, die wir als das Liebste und Wichtigste derselben ansehen: alles, was nicht erstarrt, sich noch regen und bewegen kann. Jemand also, der den Unterschied zwischen dem Antiken und Romantischen nicht wollte gelten lassen, weil er bloss ein historischer, nicht in der Natur begründeter ist, würde sich nicht damit begnügen, wenn der Roman nach der bekannten Definition ein romantisches Buch wäre, er würde auch das verlangen, was einst im Antiken war, nämlich ein gegenwärtiges Leben. Unsere Tragödie spielt meist im Antiken und Romantischen und hat sich abgelöst von all unseren Verhältnissen: bei den Griechen war die alte Mythengeschichte ihr Gegenstand, an welchen die Gegenwart noch mit tausend Fäden angeknüpft war und die als Chor personificirt auch wirkend eingriff. Eine Komödie giebt es kaum, doch das Wenige, was existirt, verfehlt nie seine Wirkung. So bleibt es dem Roman allein übrig, bildend und belehrend zu sein, indem er das Leben berührt; in diesem Sinn nannten wir ihn das wichtigste Buch und so wird hier (B. 2 S. 288) gefragt: „Was ist uns denn in einer Geschichte wichtig? Doch wohl nicht, wie sie auf einer wunderlichen Bahn Menschen aus der Wiege ins Grab zieht? Nein, die ewige Berührung in allem, wodurch jede Begebenheit zu unserer eigenen wird, in uns fortlebt, ein ewiges Zeugnis, dass alles Leben aus Einem stamme und zu Einem wiederkehre.“ Wer kann den Vortheil ermessen, den der Wilhelm Meister gestiftet? Hier muss das herrliche Verdienst Jean Pauls genannt werden und er der Dichter der Zeit im edelsten Sinne. Hierauf erwähnen wir den im 17. Jahrhundert

geschriebenen Roman von dem Simplicissimus, der allerdings in dieser Reihe steht und ein vortreffliches Buch ist: dass nicht alles darin abgemessen, wie wir messen, übersehen wir leicht, aber wir erstaunen über die grosse Lebendigkeit darin, über die reiche Erfahrung, die darin niedergelegt, und über das helle Bild jener Zeiten, das darin abgedrückt ist.

Wir stellen unseren Roman in diese Reihe, weil wir ein gleiches Hindringen und Hinweisen zum Lebendigen darin erkennen. Haben wir den Dichter verstanden, so ist seine Aufgabe, das Ewige und Unvergängliche der göttlichen Liebe, das Selbstvergessen in dem liebevollen Umfassen des Ganzen darzustellen, wie den nothwendigen Untergang eines gegen den im Allgemeinen offenbarten Gott verschlossenen, in sich zurückgezogenen Daseins. Die Liebe ist in dem Graf Karl, in einem edlen Gemüth, blühend, doch nicht übermässig, sondern in schöner Thätigkeit sich ausbreitend, Früchte zugleich tragend: adelich in rechtem Sinn, mit dem Bewusstsein, dass alle aus gemeinschaftlichem Boden erwachsen. Die Sünde ist in der Gräfin Dolores innerlich leer und darum schlecht. Was ihn an sie knüpft, ist ihr Reiz und ihre Anmuth und die Engel, die aus ihren Augen blicken können. Denn wie einem leeren Gemüth die ganze Welt mit dem Grössten, was sie hat, bald unbedeutend wird, so trägt die Liebe sich in alles über und sie muss in allem Sinnlichen auch ein Geistiges, Übersinnliches voraussetzen, wie hier in der Schönheit, und das zieht ihn stets zu ihr hin. Meisterhaft ist es nun in ihrer Ehe dargestellt, wie ihr nichts helfen will, die innere Noth zu überwältigen; die Freude verwelkt ihr bald, wie Rübezahls Menschen, weil nur die Liebe ihr Dauer giebt: was er gesäet, ist bald verthan und in Augenblicken muss er empfinden, dass seine Liebe einsam sei, aber sein treues Gemüth lässt keinem bösen Glauben Raum. Die Rosen blühen noch um den Ring, wie sie aber nur fortleben, wenn der Thau eines reinen Himmels darauf fällt, nicht aber unter dem Gewitterdruck einer Schuld, so fallen sie ab, aber die Dornen bleiben übrig. Ein schlechtes Leben steht nicht still, es führt sich immer weiter: so wird sie auch von ihrer innern Trostlosigkeit zum Verbrechen geleitet. Damit

aber kann die Poesie nicht endigen: der Graf versündigt sich an ihr und darf ihr nun verzeihen. Dolores wendet sich zu einem besseren Leben, sie übt eine schöne Busse in grosser Mutterliebe und eine Reihe glücklicher Jahre sind ihr Lohn. Aber sie hat die That nicht vernichten können. Die ewige Gerechtigkeit übt ihr Recht und bereitet ihr durch jene den Untergang. Sie glaubt, der Graf habe dasselbe Verbrechen begangen, dessen sie gegen ihn sich schuldig gemacht, und der Schmerz darüber bringt ihr den Tod. Doch stirbt sie nicht in diesem Glauben, sondern in reinem Frieden.

Diese Ansicht haben wir von dem Buch gewonnen, wobei wir uns bescheiden, dass mannigfache Beziehungen und Bedeutungen uns verborgen geblieben. Es ist das Schicksal der Dichter, die Erklärungen aller berühmten werden das beweisen, fast immer nur von einer Seite erkannt worden zu sein, wie ja auch ein organisches Kunstwerk so verschiedene Auslegung zulässt und richtige, die der Dichter gerade nicht vor Augen gehabt.

Mit diesem Bewusstsein wollen wir auch unser Urtheil sagen. Am liebsten ist uns gegen die Sitte immer der Held gewesen, der Charakter des Grafen ist am beharrlichsten durchgeführt, die adeliche, reine und wieder so menschliche Gesinnung, die Liebe, die bei allen Wendungen und Anmuthungen des Schicksals treu bleibt und nicht untergeht, wie der Ring selbst aus dem Meer wieder hervorkommt. Wenn das Menschliche in ihm nicht recht ist, etwa in der Meinung, es sei Schwäche, dass er sich nicht alsbald gereinigt und getrennt von der Dolores, wie er empfunden, dass keine Liebe in ihr, als die zu ihr selbst, der sollte bedenken, dass wir durch solche Züge erst ein nahes Interesse und Vertrauen zu ihm gewinnen, da eine ganz überfliessende Vortrefflichkeit, wie etwa Albanos im Titan, uns allzuweit zurückstellt: hängt doch die alte Sage dem grössten Helden Deutschlands, dem Dietrich von Bern, die Makel an, dass ihm niemals der Bart wachsen wollte. In der Gräfin Dolores ist das Böse der Zeit. Mit grosser Kunst ist sie mit der edleren Natur des Grafen in mannigfachen Lagen zusammengestellt. Der ganze erste Band ist vortrefflich, in ruhiger Ent-

wicklung mit immer steigendem Interesse und voll originell erfundener Situationen. Auch die einzelnen Personen, die eintreten und Bedeutung in der Geschichte erhalten, müssen wir sehr rühmen, es ist eine grosse Wahrheit in der Darstellung dieser Naturen, in dem scharfgeschliffenen Frank, in Waller, der ein sündliches Gaukelspiel mit dem Heiligsten treibt, und in dem Baron, der wie die Grossohren bei Pomponius Mela und Plinius sich gar nicht zu schämen braucht, weil er sich in seine eigenen Ohren einwickelt. Die erste Hälfte des zweiten Bandes ist uns weniger lieb. Nicht etwa, als fänden wir das tiefere Versinken der Dolores nicht im Zusammenhang oder sei uns die Veranlassung nicht gut gewählt. Sie ist vielmehr recht aus der Zeit gegriffen und berührt eine Neigung moderner Frauen, die uns immer einer der unnatürlichsten Anblicke gewesen: wie auch die Alten (wir meinen einmal die nordischen) urtheilten, denn ein gutes Schwert durfte nicht in der Gegenwart einer Frau gezogen werden. Was uns zuwider, das ist der Markese, der einzige, in welchem wir kein rechtes Leben erkennen können. Was in ihm wahr ist, ein giftiger Sumpf mit leichter Bedeckung, auf welcher täuschend eine reiche Vegetation luxurirt, die anlockt und jeden, der sich nähert, hinunter stürzen lässt, dieses Entsetzliche unserer Zeit ist in dem Roquairol viel gewaltiger, tiefer und poetischer schon ausgeführt (wiewohl diesen das stete Bewusstsein der Schuld von dem Markese unterscheidet und ihn noch sündhafter macht). Klelie, die im ersten Band als Gegensatz zu der Dolores schön wie eine stillwirkende Heilige erschien, dachten wir, würde mehr in die Begebenheit eintreten, so aber ist der Blüthenschnee der Dichtung fast zu hoch auf sie gefallen. Manchmal scheint es uns, als ob die Idee des Buchs vor der innern Natur der Personen Gewalt gehabt. Wir müssen die Unendlichkeit der Gnade und Kraft der Busse anerkennen für die grösste Sünde, aber wir begreifen nicht oder haben keine Erfahrung davon, wie ein leeres Herz von Liebe je kann angefüllt werden, wie es von der Dolores behauptet wird: die Sünde, die gebüsst wird, setzt ein verlorenes Paradies voraus, das wieder erlangt wird. Dolores aber, *so weit wir sie kennen*, hat nie darin gewandelt.

Es ist ein schöner Gedanke, dass Johannes nun ein heiliges Leben führt und die Sterbende tröstet, aber für einen so räthselhaften Charakter hat der nicht leicht ein rechtes Urtheil, der bedenkt, dass die Heiligung des Lebens in der Geschichte meist als die Blüthe eines thatenreichen erscheint. Nach den Vedas ist den Braminen verordnet, wenn sie das Kind ihres Kindes sähen und ihre Haare grau, dann sollten sie sich zu einem heiligen Leben wenden. Auch von dem Minister müssen wir sagen, dass wir ihn nicht recht als leichtsinnigen Graf, der an seinem brennenden Palast seinen Zigaro anzündet, und als Entenfänger denken können. Beide einzeln aber sind gut, noch mehr aber hat uns der grillenhafte Alte angezogen mit seinen Automaten und dem unsichtbaren Mädchen. Dabei reden wir wohl am besten einige Worte von der Neigung zu dem Sonderbaren und Auffallenden, die in dem ganzen Buch nicht zu verkennen ist und die gewiss oft vorgeworfen wird. Wir finden sie ganz natürlich bei einem Dichter, der so auf das Lebendige und Individuelle hindringt. In einer Zeit, wo eine allgemeine Gesinnung herrscht, ein Nationalcharakter und ein bestimmtes Streben, da hat jede ausserordentliche Kraft Gelegenheit sich zu äussern und, indem sie ihre Stelle findet, wo sie sich thätig ausbreiten kann, gewinnt sie Mass und Begrenzung. Die grösste Kraft wird dann immer oben stehen, das ist die Auszeichnung und einzige Sonderbarkeit. In diesen Zeiten aber einer unendlichen Spaltung kann jede ausserordentliche einzelne Kraft sich kaum anders äussern, als so, dass sie den meisten Seltsamkeit ist: wer hat Gelegenheit oder den Willen, durch mannigfachen Verkehr mit der Welt ihr eine rechte Richtung zu geben und sie zu zähmen? So wird sie einsam stehend, festgedrängt nach einer Seite hin aufsteigen und ohne Mass sein. Wer will es aber dem Dichter verdenken, wenn er zu diesen Erscheinungen sich wendet, die immer eine lebendige Kraft voraussetzen, also poetisch sind, in dieser gar nicht poetisch reichen Zeit?

Die einzeln eingewebten Novellen, die alle, wie es sein muss, Bezug auf das Ganze haben, werden den meisten zusagen. Die Erzählung von der Fürstin rechnen wir auch dazu; obgleich

der Schluss durch sie sehr gut herbeigeführt wird, so nimmt sie doch zu viel Platz ein und schiebt ihn zu weit zurück. Sie hemmt den Strom der Dichtung, den sie durch zu viele Inseln in kleine Arme zertheilt; oder, um es anders auszudrücken, es sind in diesem Theil des Buches zu viele einzelne Bilder zusammengestellt, deren helle Farben uns vor den Augen flackern und in der ruhigen Betrachtung des Ganzen stören. Die komischen Stücke sind alle in ihrer verschiedenen Manier ungemein ergötzlich, zumeist das Puppenspiel: witzig ist die Zeit in der Art copirt, womit der Messias sich einführt und verkündigt. Unter den ernsthaften geben wir der Päpstin Johanna bei weitem den Vorzug. Dieses Bruchstück ist wunderbar herrlich: wir wissen nicht, wo der Zusammenklang des eben erwachten Blumenlebens der Kindheit mit der Natur zarter und rührender dargestellt wäre, und wir wünschen gewiss mit allen Lesern dessen Vollendung. In den Liedern ist eine tiefe Empfindung ausgedrückt. Nur wird die Freiheit, womit die Sprache darin behandelt wird, zumal für den Ungeübten beim ersten Lesen öfters eine Dunkelheit verursachen, die besonders in einem Lied nachtheilig ist, das bei seinem Schweben sehr klar sein muss, um den Zusammenhang nicht vermissen zu lassen. Eigenthümlich ist in vielen die Gewalt, mit welcher einzelne Augenblicke, die wohl ein jeder erlebt hat, ohne sie festhalten zu können, ergriffen sind. Wer ist etwa nicht einmal in einem grünen Wald gegangen, wo plötzlich ein leiser Wind die Bäume bewegt, dass ein wunderbares Licht durch alle Blätter dringt und die Regentropfen glänzend an allen Spitzen hängen; der alsbald wieder nachgelassen, die Blätter senkten sich wieder zu und das Licht war verschwunden und es war wie zuvor, die Erinnerung daran aber verschwand, wie ein Bild, das eben im Traum hell vor uns gestanden. Solche Momente werden uns in diesen Liedern zurückgerufen; wir wollen, was wir meinen, durch ein kurzes Beispiel deutlich machen, da ein grösseres der Raum nicht erlaubt. B. 2, S. 322:

Der Kirschbaum blüht, ich sitze da im Stillen,
Die Blüthe sinkt, und mag die Lippen füllen:
Auch sinkt der Mond schon in der Erde Schooss
Und schien so munter, schien so roth und gross;

Die Sterne blinken zweifelhaft im Blauen
Und leiden's nicht, sie länger anzuschauen.

Wir meinen, dass jeder von diesen wenigen Worten muss berührt werden, noch mehr, wenn er sie mit der schönen Melodie hört. Die beiden Romanzen von Ost und West und von des Bergmanns ewiger Jugend haben wir mit grossem Vergnügen gelesen, die auch in der Sprache durchaus klar sind. Von vielen anderen trefflichen Einzelheiten wollen wir nicht reden, sie gehören in den Zusammenhang und sind zur Lust für die, welche empfänglich sind, das Ganze zu lieben mit allen Eigenthümlichkeiten; zum Ärger aber für die anderen, weil sie sich doch wiederum nicht wegleugnen lassen. Es lebt in dem ganzen Buche ein reicher Geist, eine freie Ansicht des Lebens und ein rechter Muth. Dafür, dass hin und wieder Nachlässigkeit in der Zusammensetzung zu erkennen, ist auch der Schimmer und frische Morgenthau einer freien Dichtung über das Ganze ausgebreitet, welchen die Qual und Noth eines mühsamen Zusammenarbeitens abwischt und den ein Spiegelglanz mit aller Politur doch nie erreicht. Wir gehören auch zu denen, welche die Poesie für eine freie Gabe des Himmels halten, die nicht kann erjagt werden, wie nach der alten Sage das Einhorn von keinem Jäger, welches aber freiwillig zu einer reinen Jungfrau kommt und sein Haupt auf ihren Schooss legt.

[anonym; im Verzeichnis: Von GVmr.]

DIE KRONENWÄCHTER VON L. ACHIM VON ARNIM.

Erster Band. Berlin 1817 in der Maurerschen Buchhandlung. Mit dem zweiten Titel: Bertholds erstes und zweytes Leben. Ein Roman.

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. 8. Jahrgang XI (1818), Band I, No. 29. S. 452—464.

[Mit Bettina von Arnim.]

Diese Dichtung hatte uns an vielen Stellen angezogen, wie wenig Bücher der Art, an eben so vielen herzlich erfreut und erquickt; doch blieb uns am Schluss vor allem das Gefühl, dass sie aus einem vollen, überströmenden Herzen geflossen, innerlich sich keiner Unwahrheit bewusst sei. Wer die Messwaaren unserer Poesie näher ansieht, weiss, wie viel sie durch zusammenschraubende, auch wohl zusammenleimende Fertigkeit ausrichten, zumal wenn sie von einem Kunstfirniss überzogen sind, das heisst, wenn viel Talent und Geist daran glänzen; es ist dann wohl gesagt worden, dies seien Werke aus dem tiefsten Grunde herausgeholt, ihm gleichsam abgedrungen, und dennoch könnte man von ihnen sagen: es ist alles schön darin gemacht, aber morgen wird es verwelkt sein, während wir hier sagen: dieses und jenes gefällt mir nicht oder es ist meiner Gesinnung fremd, selbst entgegen, doch giebt jedes Blatt Zeugnis von seinem Leben, welches auszulöschen in keines Menschen Gewalt steht. Nicht ohne Aufmerksamkeit und grossen Ernst, aber freudig und peinlos, wie jemand arbeitet, der seines Berufs gewiss ist, werden die Eimer in dem reinen Born der Dichtung gefüllt und über uns ausgegossen. Dies ist das erste und grösste Lob, das wir auszusprechen wissen, denn dieser Geist des Ursprünglichen gleicht ja dem Licht in der Natur, das

allem Reichthum von Gestalten und Formen erst Athem, Farbe, Bewegung, die Lust des Daseins gewährt; damit es aber nicht aussehe, als wollten wir einem unbesonnenen, regellosen Trieb das Wort reden, so können wir auch im Einzelnen sagen, worüber wir uns zu freuen Ursache gehabt.

Vorerst ist die Erfindung hier ungemein und überraschend, die Darstellung im höchsten Grad frisch und frei von aller Manier. An Erfindung hat es zwar dem Verfasser nie gefehlt, aber etwas so Geschlossenes, Zusammenhaltendes kennen wir von ihm noch nicht. Die früheren Dichtungen hatten die Eigenthümlichkeit, die uns immer als ein Fehler vorkam, dass, wenn sie in schöner Gemessenheit eine Zeitlang gelebt, etwa die Jünglingsjahre erreicht, sie anfingen schnell und gleichsam ins Unendliche hineinzuwachsen. Sie glichen Bildern, die von drei Seiten einen Rahmen hatten, an der vierten aber nicht und dort immer weiter fortgemalt waren, so dass in den letzten Umrissen Himmel und Erde nicht mehr zu unterscheiden waren; woraus eine ängstliche Ungewissheit für den Leser entsprang. Welche Verschiedenheit ist z. B. zwischen dem ersten festen Theil von Halle und Jerusalem und dem zweiten, dem ein halber Welttheil beinahe zu eng wird. Eine andere Eigenthümlichkeit war die Neigung, verschiedenartige Charaktere und Begebenheiten, selbst alte Sagen auf eine den meisten Lesern fremde und seltsame Weise zu verbinden. Da das, was man poetische Sitte, lebendes poetisches Gesetz nennen könnte, wodurch ein episches Zeitalter blüht, fast ganz untergegangen ist, so schalten unsere Dichter zu eigenmächtig und unumschränkt mit ihrer Bildungskraft. Sie gerathen auch leicht aus den entgegengesetzten Gründen beschränkter Menschen auf den Gedanken, dass es erlaubt sei, Sprache, Gesetzbücher, Sitten und Feste zu machen, und Jean Pauls Lob von Wolkes Anleit wird darum immer merkwürdig bleiben. Der Dichter steht manchmal auf einer Stelle, wo er den Zusammenhang von Getrenntem und Entgegengesetztem erblickt, das von unten her betrachtet unvereinbar erscheint; dies kann wohl der Grund gewesen sein, doch hat es auch wieder das Ansehen, als ob ein geistreicher oder ein witziger Gedanke genug gewesen wäre,

um, nicht unähnlich den Restauratoren der Antiken, dem Leib einen Kopf geschickt aufzusetzen, der ihm ursprünglich nicht gehörte. Beider Neigungen gedenken wir hier, weil sich wohl Spuren davon finden, aber eigentlichen Einfluss haben sie auf die Bildung dieses Werks nicht gehabt, und in dieser Beziehung kann man sagen, dass die Kunst des Dichters fortgeschritten sei. Diese Dichtung hat eine bestimmte Begrenzung, einen Rahmen, der sie wohlthätig einfasst; zwar ist die früheste Erinnerung der Geschichte, die wir mit erleben, nicht vergessen, aber sie stört nicht die Verhältnisse und leuchtet aus der Ferne als ein Hausmärchen herein; das Wunderbare ist meist in jener zweifelhaften Schwebe zu dem Natürlichen und Wirklichen gehalten, in welcher es allein ergreift, und während man überall den Verstand in dem Wohlgeordneten erkennt, bricht ungestört die frische und grünende Saat der Poesie freudig ans Licht. Die Sprache ist, wo nicht reicher, was sie immer war, doch klarer (wenn gleich nicht frei von kleinen Nachlässigkeiten); besonders ist es den Liedern wohlthätig, wenn sie eben so herrlich gesagt als gedacht sind.

Die Einleitung beschreibt genau und mit poetischer Ausführlichkeit den Schauplatz, oder der Dichter breitet wie ein sorgender Wirth ein reines fein gebildetes Gedeck vor seinen Gästen aus. Jetzt werden wir in der kalten Winternacht zwischen Schneegestöber in die lebenswarme Dichtung eingeführt. Ob uns der Reiz des Neuen besticht, aber die ersten Geschichten, die spärliche Hochzeitslust, der seltsame Fund des Knaben, die ganze Wirthschaft auf dem Thurme, wo zwischen einer nahen meisterhaft geschilderten Gegenwart dunkle und geheime Ahnungen aufsteigen, jene von allem Glanz, irdischem und überirdischem, bestrahlte Erscheinung, die vor dem seligen Knaben sich aufthut und mit dem schnellen Tode Martins wieder verschliesst; sie scheinen uns die Krone des ganzen Buchs. Mit welcher Lust schreiten wir in diese neugeöffnete Welt! Was wir erblicken, ist überraschend und ungewöhnlich, dennoch ist es gültig und wahr vor unserer Seele, wir zweifeln nicht, dass es also gewesen. Wir sind geneigt, jene Erscheinung in den Ruinen des Barbarossapalastes wie

eine Vorgeschichte zu betrachten, und Berthold hätte dann ein dreifaches Leben gehabt; überschwenglich scheint dem Kleinen der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der mit seltenen Pflanzen und Bäumen durchwachsenen Ruinen und Steinbilder. Das Glück seines Lebens ist in gehäuftem Masse vor ihm ausgeschüttet, und mit Entzücken reisst er es an sich: „es ist mein, ruft er, ich will es ausbauen!“ Haben wir nicht, noch ehe uns die Geschicke hinausreissen, eine Grenze für uns aufgefunden, in der uns unsere Lebensplane überfüllt herrlich erscheinen, gerade die Grenzen, die dem Erfahrenen eine Andeutung und Aussicht in ungemessene Weite geben? Und darum ist die Freude des Knaben herzzerspringend für uns und den alten Martin, der in diesem Gefühle sein schauerlich schönes Lied singt. Schnell wird der Knabe seinem Glück wieder entzogen, das er erst durch das Leben verdienen soll, und schon hier erkennen wir den doppelten Faden, an den sein Schicksal geknüpft ist, der eine zieht ihn herab, der andere in die Höhe, doch der Zwischenspalt thut uns noch nicht weh: wer zweifelt, dass der wunderbare Alte ihn, den Seinen, aus der Hand lassen werde? Gewiss bewahrt er ihm den rothen Purpurmantel für die Zeit, wo seine Schultern ihn tragen können.

Mit dem Kauf des Gartens und der Ruinen tritt Berthold in das bürgerliche Leben ein, er zeigt dafür noch wenig Geschick, und das erste Vorhaben wäre misslungen, wenn nicht die Hülfe unerwartet von oben gekommen wäre. Und wie wird er gleich vom Schicksal in der ersten zartesten Neigung angefahren! Der Dichter hätte hier etwas milder sein sollen, denn die Erniedrigung, die Berthold erleidet, ist für seinen edlen Charakter zu hart. So wahr die Angst des Jünglings bei der Versteigerung dargestellt ist, voll feiner Züge, z. B., dass er mehr bezahlt, als nöthig ist, so schön wird der Traum und die wunderbare Erregung eingeflochten; doch das nachfolgende Gespräch mit Apollonien und den Voigtstöchtern könnte weniger überladen sein, auch wirkt das Lächerliche, das dabei auf ihn fällt, zu grell.

Bei dem Bau des Hauses und der Einrichtung des Handels scheint der Palast des Barbarossa vergessen, und das Bürger-

liche geht ganz und vielleicht zu schnell ins Breite; damit Berthold recht fest daran gebunden werde, nimmt ihn der thätige Schneider Fingerling an Kindes Statt an. Die komischen Anlagen dieses Charakters hat der Dichter vielleicht absichtlich nicht ausgebildet, damit der Abstand zwischen beiden nicht zu stark hervortrete. Jetzt aber erscheinen höhere Gestalten: die Fürstin und in ihrer Begleitung der Baumeister. Wie sie ihre Erzählung anfängt, tritt die Geschichte gleichsam aus einer engen Haft hervor und breitet sich aus wie die Teppiche, welche die hohe Frau dabei ausbreitet. Die Reise des Ritters nach der Kronenburg, gleich einer Pflanze, die in ihrem ersten noch geschlossenen Keimen schon auf ihre Seltenheit deutet und den betrachtenden Leser an ihre Entfaltung fesselt, treibt am üppigsten Fleck empor. Wir steigen mit dem Ritter an dem Felsen hinauf und erblicken die Welt unter uns; es ist eine Höhe, auf die uns der Dichter führt, von welcher aus wir ihn selbst in Ferne und Nähe als Aussicht gewinnen: eine Mehrzahl von Gedanken liegt wie die Mehrzahl der Bergspitzen in Nebel und Sonnengluth, beschneit und begrünt, wir erkennen nicht alles, aber es wird uns unendlich wohl in unserer Umgebung. Die Fürstin scheint eine Entwickelung herbeizuführen, es überrascht uns nicht mehr in ihr Bertholds Mutter zu kennen, er scheint auch dieser Höhe theilhaftig werden zu müssen, aber der aufsteigende Strahl wird schon unterbrochen von dem trüben Schein bei Frau Hildegardes Lampe und sinkt vor dem einbrechenden Wetter, das die angehäuften Blüthen zerweht. Gottes Hand zieht die Wolke wieder vor der durchbrechenden Sonne zusammen. Nach dem Sturm wird es ruhig aber kalt, und Berthold hat seine Liebe zwischen zwei Müttern zu theilen.

Das allmähliche Herabsinken und Hinschmachten Bertholds und die völlige Entfremdung von den angebornen Neigungen hat der Dichter uns wohlthätig entzogen; wir erblicken ihn nach einem langen Zeitraum erst wieder, als er sich seinem Ende zu nähern scheint. So vertrauern edle Pflanzen in hartem ungewohntem Boden. Die letzten Flammen leuchten nicht ohne Milde und Anmuth; dazwischen springt der humoristische

Sixt, und der Ton des tiefsten Ernstes wird angeschlagen in der Erzählung von dem Ende des Baumeisters, einer schwersinnigen, aber durchaus edlen Gestalt von solcher Tiefe, dass er wohl auf dieser Höhe den Tod suchen konnte. Sein Gesang ist grossartig und ergreifend.

Wir werden jetzt zu einer Begebenheit geführt, die den Keim der folgenden Entfaltung enthält, den Anfang von Bertholds zweitem Leben. Wir haben in dem vorangehenden die Hand Gottes gesehen, welche also die Geschicke des Knaben und Jünglings gelenkt hatte, und fühlen wir das Traurige dieses Herabbeugens und frühen Zerschneidens, so ist es doch eine milde Trauer; ihm war dabei viel Freude bescheert worden. Hielten trockner Sand und harter Stein die Säfte den Wurzeln zu sehr zurück, dass die Pflanze nicht zur Blüthe kam, sie hat doch ihren Himmel und ihre Sonne und die erquickenden Sterne gesehen, und der Samen war von dem Herrn dahin gesäet. Durch die Vertauschung seines kalten Blutes mit dem heissen des starken Antons reisst sich Berthold selbst aus seiner ihm gegebenen Stelle. Dass er Unrecht that, fühlte er, der bloss Gesundheit suchte, nicht; wir fühlen es wohl, denn uns lässt der Dichter durch die Art, womit er den Doctor Faust schildert, nicht im Zweifel; aber ob, was wir, weil es nur zu ahnen ist, das Unaussprechliche nennen, in dem vertauschten Blut nicht zu sinnlich und irdisch grob ausgedrückt sei? Die Frage wird sich jeder vielleicht anders beantworten, in uns regt sich ein Gefühl dagegen. Ungewisser, geheimnisvoller hätte es immer ausgedrückt werden können, damit es nicht so hart hereinbreche; die widerwärtige Pumpmaschine übersieht man bloss wegen der lärmenden Farben, womit Doctor Faust (übrigens sehr gut, wo sich der Dichter nicht dann und wann zu viel Spass mit ihm gemacht) gezeichnet ist.

Giebt man einmal die Statthaftigkeit des Motivs zu, so ist es aufs vortrefflichste benutzt und die Geschichte entwickelt sich daraus in unendlichen, lebensvollen Bewegungen. In Berthold dringt bald der neue Mensch heraus; in dem Versuch, reiten zu lernen, erscheint er ein wenig zu lächerlich, und man wünscht ihn schneller vergessen zu können. Seiner natür-

lichen Neigung entsprechend finden wir ihn erst auf dem Ritterpferde bei dem Einzuge des Kaisers in Augsburg. Die Darstellung gleicht hier der Malerei guter altdeutscher Bilder, so fleissig, wahr, sorgfältig ist sie, ohne mühselig zu sein, in allem Einzelnen, dabei so mannigfach und glänzend. Es gehört eine eigene Sicherheit dazu, die Farben hell und ungetrübt in ihrer Pracht spielen zu lassen. Dabei hat der Dichter das Glück, oft ein gesammeltes Licht auf die Wahrheit der Darstellungen zu ziehen; z. B. bei der Heilung: „der Schornstein streckte eine feurige Zunge gen Himmel"; bei der Beschreibung der fürstlichen Braut, wie sie ihre Schönheit hinter dem Pfauenwadel versteckt; bei Alma, wie sie ihren Feldblumenkranz auf dem Haupte mit dem Rosenbusch am Busen bekannt macht. Ferner der kleine Zug, dass sich Bertholds Gestalt zu lang und dünn für alle Rüstungen findet, welches seinem Stubensitzen zugeschrieben wird, wo dann die Rüstung seiner Ahnen, die ihm passt, uns einen Blick in die Zeiten des alten Herrschergeschlechts gewährt. Die ruhige Beherrschung der Erzählung wird unterbrochen durch die Nachricht von Apolloniens früherem Leben; man sieht, dass der Erzähler in diesem Augenblick ungern die grosse Heerstrasse, deren Aussichten sich mannigfaltig erweitern, verlässt, um uns mit dem nebeneinlaufenden Knüppeldamm von Apolloniens Begebenheiten bekannt zu machen. Er räumt da schnell auf und hat Recht, denn der Nebenweg enthält nicht viel Erfreuliches, aber Wahrheit genug in der Art des Schicksals, denn aus doppelten Blüthen erwächst nie eine Frucht. Ihr Charakter gehört aber auch zu denen, wo der Dichter etwas Verschiedenartiges zusammengesetzt zu haben scheint; es wird sich nicht jeder den Raum zwischen der schönen Jungfrau, die uns von der nächtlichen Kirchenscene als eine edle Gestalt mit dem Lamme im Arm in Gedanken schwebt, bis zu dem zankenden Weibe mit einem nicht abzuleugnenden Zuge von Gemeinheit ausfüllen können. Anna dagegen ist meisterhaft gehalten und reizend im Gefühl ihres schönen, gesunden und tüchtigen Daseins, obgleich der Dichter uns nie ganz ihre Abkunft vergessen lässt und gewisse Beimischungen, z. B. die Neigung, mit den Mägden sich zu unter-

halten, die Neugierde, womit sie das Haus gleich durchsucht, uns im Gegensatz desto mehr missfallen; Wahrheit ist übrigens gewiss dabei.

Von der Reise nach Augsburg an bis zu dem Brunnenbau ist der Fortgang der Geschichte heiter, schön und durchaus wohlgefällig; es ist ein Feld voll Ebenmass, wo die Saat gedrängt und gleichmässig in der Erzählung aufschiesst. Nur das Politische, besonders in dem Gespräch mit dem Schreiber des Kaisers, strebt darüber hinaus und ist doch zu dünn und fremdartig; auch führt der Dichter hier manchmal aus dem Bereich der Dichtung heraus zu der urkundlichen Wahrheit, so dass wir nicht wissen, wem wir anhangen sollen. Dass sich die Dichtung an eine bestimmte Zeit und wirkliche Orte anlehnt, an gewissen Begebenheiten aufwächst, dagegen haben wir nichts einzuwenden; was ist sie überhaupt anders als wofür sich diese ausdrücklich ausgiebt? Nicht geschichtliche Wahrheit, sondern eine geahnte Füllung der Lücken in der Geschichte; ein Bild im Rahmen derselben. Jeder Missbrauch wird verhindert, indem wir uns dieses Verhältnisses immer wohl bewusst bleiben. Geht aber der Dichter weiter, ergreift er eine schon von der Geschichte mit charakteristischen Zügen bestimmte, uns nahe liegende Einzelheit und bildet sie nach seinem besondern Talent und seiner besondern Ansicht weiter fort, so begeht er ein Unrecht: wir meinen hier das Einmischen vom Kaiser Max, noch mehr von Luther. Es regt sich dagegen ein deutliches Gefühl in uns, das Recht wird gekränkt, das wir auf die unverletzliche Wahrheit der Geschichte haben; denn hier ist keine Ausfüllung derselben, der geschichtliche Luther ist kein Rahmen zu dem Poetischen hier, sondern es ist eine Fortsetzung. Man sage nicht, Luther handle in seinem Geist, rede selbst mit seinen Worten, man könnte antworten, desto schlimmer, nun scheint es wie urkundliche Wahrheit und ist keine, so sehr sich auch die Kraft des Dichters bewähren mag. Die modernen Ergänzungen verlorener Bücher der Klassiker werden doch nie als Quelle angesehen, so geschickt sie möchten ausgefallen sein. Wie will sich der Dichter bei dem dritten oder vierten entschuldigen, der die urkundliche

Geschichte anders wie er gefasst (bei der unendlichen Verschiedenheit der Ansichten) und in dieser Erweiterung Zusätze erkennt, die ihm sogar fremdartig scheinen können. Die Pläne des Kaiser Max, wie sie hier geschildert werden, beruhen zum Theil doch nur auf Ansichten und Vermuthungen von Geschichtsforschern und können so irrig sein, als die Hypothese von dem Zusammenhang der Nibelungen und Gibellinen, auf den, wie uns dünkt, der Verfasser auch einmal anspielt. Die Kronenburg dagegen ist schon zu sichtbar im Reich der Dichtung aufgebaut, als dass jemand Anstoss daran nehmen könnte. Auch darin liegt keine Rechtfertigung der Einmischung, dass die Geschichte der Dichtung nicht entbehren könne und sie ja selbst schaffe, denn die Sagengeschichte geht aus der Gesinnung eines ganzen Volks hervor, und liegt ein Irrthum darin, so kann es diesen keinem vorwerfen, so wie das Wahre derselben ihm unmittelbar zufliesst und keiner sich dagegen sträuben darf.

Bis zum Brunnenbau treten die Wolken, die sich am Rande und manchmal gewitterschwer zeigen, noch immer zurück, und die Sonne behält die Oberhand. Noch dürfen wir hoffen, dass das schöne Gebet Bertholds erhört werde, das wir mitzutheilen uns nicht enthalten können: es ist ein inniges tiefes Gefühl darin, dem der leicht anschmiegende Reim durchdringende Rührung und Klarheit verleiht.

Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Dass ich dich, Herr, der Erde thue kund,
Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Muth;
Gieb Kinder mir, die aller Sorge werth,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist,
Dass er sich leicht der schönen Welt entreisst.

Mit dem Eintritt des Bergmanns nimmt die Grundfarbe der Erzählung die Erdfarbe an, auf der die Gestalten hineinblitzen, wie der Glimmer im Gesteine. Der emporschiessende Wasserstrahl betäubt wie ein lang Ersehntes und Gefürchtetes; erst nachdem er in sein ruhiges Bett zurückgetreten, hoffen

wir, dass der Teufel hier nicht ganz die Oberhand gewinne. Der Schmuck des Brunnens ist reizend und entspricht der damit verknüpften Erzählung, die wie eine ausländische Pflanze, gleich den Fensterbogen, über der schönen Gruppe sich in einander flechtend und blühend verdachet und alle Himmelslichter in buntem Widerscheine auf sie strahlt; Gewebe der Blätter und Blüthen ist fein und unverletzt, der Duft fremdartig und edel. Die Weisheit, die sich auf allen Strassen vor jeder Hausthür im alltäglichen Gewand des irdischen Lebens erblicken lässt, zeigt sich hier in einem duftigen Schleier, der mit den Wolken des Himmels verschwimmt.

Im dritten Buche drängen die Begebenheiten mehr, Ernst und Laune, Hohes und Niederes tritt näher an einander. Die Zänkereien der Mägde, welche Mutter und Tochter trennen, entfernen diese auch etwas von uns, dagegen gefällt uns Anton in seiner Eigenthümlichkeit überaus und jederzeit, und da, wo er mit Anna zusammenkommt, gewinnt diese einen besonderen Reiz (z. B. in der Scene am Giebel des Hauses), sie scheint dann jedesmal veredelter und über sich selbst dazustehen. Von Grünewald aber können wir nicht sagen, dass er uns der Liebste wäre, so wohl uns seine Lieder gefallen (vor allen jenes von der beichtenden Gärtnerin S. 344); wir wissen uns kein festes Bild von ihm zu machen, und er scheint uns eher eine gefällige Ausfüllung und Verbindung als etwas Nothwendiges; bei seiner Verkleidung mit einer Tirolerin müssen wir mit Anna und Berthold die Augen zudrücken, damit wir ihn nicht erkennen. Berthold, ob er gleich thätig und verständig, wo er sich zeigt, wird in dieser Abtheilung doch etwas zu sehr von den andern vordringenden Gestalten versteckt. Die Erzählungen von dem Schloss Hohenstock und der Traubenlese sind beide in ihrer Art trefflich und von ungemeiner Wahrheit. Dort hatten wir es anders vermuthet, vielleicht mit uns der Dichter. Man sieht, dass keine Stimmung seinen Geist fesselt und dass trotz allem Anschein und wohl gar zu seiner eigenen Verwunderung die Wahrheit der Begebenheiten aus seiner Phantasie strömte. Sehr gut schleift und reinigt sich das Ganze im Gespräche, das Anna und der Ehrenhalt im Herab-

gehen von der Burg führen, die wie ein geheimnisvolles eisernes Gefängnis hinter uns emporsteigt, worin die höheren Räthsel des Lebens gekettet liegen, die, wenn sie gelöst wären, die Welt in einen andern Umschwung brächten. Das Lied von Grünewald zeigt uns den Rost, den die Zeit auf dem erblindeten Glanze des Schlosses gezogen.

Der Gang zu dem Einsiedler scheint das wilde Traubenfest beruhigt, sein Lied den bösen Geist besprochen zu haben, aber es ist die kurze Ruhe vor dem einbrechenden Sturm. Ehe der Dichter die Erzählung anhebt, wirft er (im Anfang der sechsten Geschichte) seine Augen erst auf die Natur, gleichsam um getröstet zu werden über das Schicksal des geliebten Bertholds; er findet auch hier, wenn Frühling und Sommer vergangen sind, vor der Wiedergeburt alle Saaten der Erde verschüttet: „der Winter kommt den Thieren und Menschen zur Verwunderung, nur wenige wissen ihre Zeit voraus, wie die Wasserlilien, die zum Blühen in rechter Zeit ihre strahlenden Häupter über die Oberfläche der Gewässer erheben, um dann genügsam und ruhig in den Abgrund seliger Erinnerungen bis zur Wiedergeburt zu versinken.“

Die Zeichen der Natur wecken Berthold: wie kalt scheint, was ihn umgiebt! Seine rechte Mutter ist ihm längst entzogen, seine Pflegemutter ist nun auch gestorben, kein Lebenslicht wird ihm in der Neujahrsnacht mehr gebracht; bald auch bricht die Sorge von allen Seiten herein. Die Erzählung von dem politischen Treiben geht in grossen Schritten und ist in Vergleichung zu der übrigen flüchtig und uneben, obgleich sie durch ein Paar gute humoristische Züge belebt wird (nur dass ein Bürger eine Kugel für einen Kloss essen will und sich fast einen Zahn ausgebissen, ist kein solcher, sondern ein starker Spass, der allenfalls bei einer nächsten Auflage wegfallen kann). Überhaupt ist das Politische nicht das vorzüglichste Element des Buchs, und dass es den wahrhaftigen Berthold zu einer Verstellung zwingt, hat gewiss auch dem Dichter leid gethan.

Doch die gewohnte Theilnahme erwacht bald wieder, als wir Berthold von allem, was ihm lieb ist, mit Blicken, Küssen und Gebet Abschied nehmen sehen. Wie herangewachsen

durch das Schicksal, wie geläutert erscheint er uns in diesem Augenblick! Wir fühlen, dass er seinem Ende entgegengehen darf, wir sehen auch, dass auf den Thron erhoben oder in die Mitte des Lebens verschwunden die Geschicke den Königlichen immer königlich bedienen. Statt dass bei den Hohen am Sterbetag in allen Kirchen für sie gebetet wird, führen seine guten Engel ihn selbst zum Gebet in die Kirche; der Tag der Taufe seines Kindes feiert den Flug seiner Seele nach der Heimath, nach der er sich so oft gesehnt. Sein Geist entfaltet die reinen Schwingen in den Worten: „O, wie so oft hab' ich ein Zeichen erhofft, zogen Sterne den schimmernden Bogen durch die himmlische Leere, durch die himmlische Tiefe, dass ich der irdischen Schwere auf immer entschliefe. Aber der Morgen löschte die Sterne aus, weckte die Sorgen, weckte des Herzens Haus, und des Alltäglichen Macht zwang die Ahndung der Nacht.“ Er sinkt ins Grab, als aus Antons Wunde sein Blut verströmt; dies Ende, obgleich bei der Vertauschung voraus geahnt, hat uns doch erschreckt. Der Brunnen hört auf zu fliessen, das Böse scheint in sich zu versinken, und Anna und Anton werden wahrscheinlich im zweiten Band ein neues Leben beginnen.

Überschauen wir noch einmal das Ganze, so scheint ein reichbeschwertes Füllhorn vor uns ausgegossen, ein Gemisch von künstlichen Kleinoden, seltenen, zum Theil fremdartigen Blumen und Früchten ohne ängstliche, für die Zukunft sorgende Sparsamkeit dargeboten. Die Gesinnung, die durch das ganze Buch herrscht, ist edel, rein und liebevoll. Der Dichter erkennt seine Welt und ihre Verhältnisse, aber er nimmt an allem Antheil; er weiss, was die Erfahrung Erkältendes hat, aber das Feuer wird davon nicht gelöscht, nur gemildert und gereinigt. Es ist erlaubt, wieder von der Lehre einer Dichtung zu reden; der frühere Roman des Verfassers, die Gräfin Dolores, gab sie unmittelbarer, weil er Verhältnisse der Gegenwart behandelte, und es war davon eine reiche Kenntnis gezeigt; hier liegt sie entfernter, aber darum ist sie auch unbefangener und vielseitiger. Wer kann es z. B. verwerfen, wenn wir in Bertholds Charakter die ungewissen, gegeneinander arbeitenden

Triebe, den Streit unserer Zeit angedeutet finden? Wer aufrichtig ist, muss die Erinnerung an eine vorangegangene Herrlichkeit, den Zusammenhang fortlebender Geschlechter als etwas in der Gegenwart noch Wirkendes anerkennen: ist es natürlich, sich darnach zurückzusehnen, fühlen wir die eingeborne Neigung nach dem freieren und edelen Leben auf Bergen, so treibt auf der anderen Seite die Nothwendigkeit der Gegenwart in die Thäler herab zu der sinnenden Arbeit des Geistes, zu bürgerlicher Thätigkeit und Beweglichkeit der Sitten. Wer die Eigenthümlichkeit und den Werth jedes wahrhaftigen Daseins nicht bloss in Worten anzuerkennen und zu achten weiss, der hat bald allen Streit gelöst, die Schranken theilen wohlthätig den Boden, den irdischen Besitz; die Liebe steht höher, über die weiteste Trennung reicht eine treue Hand hinaus, und das Mildmenschliche ist das Mächtigste in einer reinen Brust. Aber wir erblicken nur ein unbesonnenes und geistloses Streben, zu vermischen und zu vernichten, was in verschiedenen Farben leuchtet, oder einen eben so unbesonnenen Hochmuth, der, was die Zeit allen gemeinschaftlich verliehen, an sich reissen möchte, oder, wo dies unmöglich geworden, es geringschätzend zurückstossen. Für beide böse Richtungen enthält das Buch vielfach Lehren; auch darum wünschen wir ihm viele Leser.

βγ.

VORWORT ZU ARNIMS WERKEN.

Ludwig Achims von Arnim sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. Erster Band. Berlin, bei Veit & Comp. 1839. Novellen von Ludwig Achim von Arnim. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. Erster Band. Nebst einem Musikblatte. Berlin bei Veit & Comp. 1839. 8. S. V—XII.

VORWORT.

Mit tiefer Bewegung setze ich meinen Namen vor die Schriften meines verstorbenen Freundes. So lange ich ihn gekannt habe, in freudiger Jugend wie in männlicher Kraft, wandelte er, getragen von den Stahlfedern seines Geistes, in voller Gesundheit auf seiner Bahn. Ich hatte nie geglaubt, ihn zu überleben, an demselben Tage, wo er, von einem Nervenschlage getroffen, todt niedersank, stand ich selbst dem Grabe nah, und die Trauerbotschaft war das Erste, was mir bei der Rückkehr ins Leben entgegenkam. Aber wie die grünende Erde schon lange seinen Hügel überzieht, so löst sich der herbe Schmerz über seinen Verlust in die erquickende Erinnerung an die Zeit, wo wir uns seines Daseins freuten, und wir fühlen uns gemahnt, Freunden sein Andenken zu erfrischen, anderen, denen er fremd geblieben ist, die Blüthe einer reichbegabten Natur vorzuhalten.

Niemand vermag den Gang der Zeit zu hemmen, aber sie soll nicht fortschreiten, wie jene, die leichter sich zu bewegen glauben, wenn sie das Empfangene wie eine Last hinwerfen und sich rühmen, nicht mehr zu achten, was hinter ihnen gelegen ist. Wer der Blume die Wurzel abschneidet und die welkende in heisses Wasser stellt, kann ihr doch nur auf kurze Zeit

einen Schein des Lebens zurückgeben. Edlen Geistern ist es eigen, manchmal inne zu halten, über den zurückgelegten Weg nachzusinnen und, von der Betrachtung desselben gestärkt, frisches Muthes den Stab wieder in die Hand zu nehmen. Jeder wahrhafte Dichter, wie ihn auch seine Zeit und ihre Forderungen umstellt haben, etwas Unvergängliches, in fortdauernder Jugend Lebendes hat er der Nachwelt hinterlassen: die Poesie gleicht der Pflanze, die grünend zwischen Steinen und Felsen durchbricht und dem Lichte entgegenstrebt. Und wie die Bäume, die aus fernen Gegenden geholt werden, ihr Gewürm nicht mitbringen und unverletzt blühen, so lässt sich in das, was die Zeit in ihren Schutz genommen hat, kein giftiger Stachel mehr drücken: es wird von dem beruhigten Urtheil empfangen, das in dem Tadel zugleich ehrt und liebt.

Aus Arnims Dichtungen quillt uns eine Fülle von Leben entgegen: aus tiefem unerkünsteltem Gefühl, wie aus ernster Betrachtung der Welt hervorgegangen, sind sie zugleich von liebevoller Hingebung an sein Volk und Vaterland, das er in Preussen nicht allein erblickte, durchdrungen. Sein Urtheil war fest, aber seine Gesinnung mild: auch dem Geringsten gönnte er Sonnenschein und Wachsthum. Allem Parteiwesen fremd, hat er den Spaltungen der Zeit gegenüber die edelste Unabhängigkeit bewährt. Er war kein Dichter der Verzweiflung, der an der Pein innerer Zerrissenheit sich ergötzt: über Verwirrung und Dunkel erhob er sich, wie die Lerche, zur Abendröthe, um die letzten Sonnenstrahlen mit Gesang zu grüssen und auf den kommenden Tag zu hoffen. Seine Dichtergabe betrachtete er als eine Quelle, die in Lauterkeit aus der Brust ströme, der man einen ungehemmten Lauf gönnen müsse. „Mit welcher Sehnsucht wünsche ich mir oft“, sagte er einmal zu mir, „jene Leichtigkeit, alles in Worten nach Mass und Zahl zu fassen, ich wollte Dichtungen schreiben, die alle Welt erheben sollten, aber so, fürchte ich immer mehr, wird das Beste, was ich in meinen Gedanken umgewälzt habe, in meiner Ungeschicklichkeit mit mir zu Grabe gehen.“ Es ist wahr, manchmal war der Becher zu klein und der Wein strömte über, oder er war zu gross und wurde nicht bis zum Rande gefüllt,

immer aber war der Duft, der davon aufstieg, rein und erfrischend. Wenn der freigewordene Geist den Gegenstand völlig durchdrungen hat, so entspringt die wahre Form von selbst, und insoweit haben diejenigen nicht Unrecht, welche das Wesen der Poesie in die volle Einigung des Gedankens mit dem Worte setzen: aber nur in Zeiten, wo einfache, gesicherte, naturgemässe Zustände eine sorglose Entfaltung gestatten, haben Dichter ohne Mühe das Rechte getroffen: in unserer, der glücklichen Beschränkung entwachsenen, von tausend Fragen gequälten Welt ist es dem Einzelnen selten vergönnt, die von allen Seiten aufdringenden Erscheinungen gleichmässig zu erfüllen. Auch dem sonst gelungenen Gusse bleiben einzelne Theile aus, und wie geschickt sie von dem Verstande ergänzt werden, sie ermangeln der innigen Verbindung mit dem, was unmittelbar aus der Seele entsprungen ist. Arnim, dem aller Schein zuwider war, hat niemals besondere Mühe darauf verwendet, dieses Verhältnis zu verstecken. Die kühnsten Übergänge waren ihm in dieser Lage die liebsten, und er stellte ohne Bedenken das Seltsamste und Überraschendste mit dem allgemein Gültigen, die einfachsten, jedes menschliche Herz ansprechenden Lieder mit den geheimnisvollsten, deren Zusammenhang ihm vielleicht allein vollständig bekannt war, nahe zusammen. Er war wie jemand, der plötzlich die Gesellschaft verlässt, um in Waldeseinsamkeit bloss mit den eigenen Gedanken zu verkehren. Fast in allen seinen Dichtungen, selbst in seiner Sprache, während sie sich mit der frischesten Lebendigkeit bewegt, wird man Spuren dieser Einsamkeit entdecken.

Aber die wahre Poesie, auch wenn sie wollte, kann sich der Gegenwart nicht entziehen, sie strebt unwillkürlich bis in ihre feinsten Adern zu dringen. Man hat Arnim zu den romantischen Dichtern gezählt, weil ihn die Betrachtung früherer Zeiten reizte und er ernstlich bemüht war, Sage und Geschichte, Recht und Sitte seines Volkes kennen zu lernen, aber es war ihm nicht bloss um poetische Ergötzlichkeit zu thun, der Gewinn sollte den Mitlebenden zu gut kommen. Gerade in dem Werk, welches den Übergang des Mittelalters in die neuere Zeit, und gewiss mit überraschender Einsicht und dem anmuthigsten

Farbenwechsel, schildert, ich meine in den „Kronenwächtern“, hatte er die Gegenwart im Auge und suchte die Fragen, die sie ängstigen, in jenen Verhältnissen mit der Freiheit, die dem Dichter geziemt, zu lösen. Was ihm die eigene Zeit bot, was er selbst sah und miterlebte, das hat er in dem Roman von der Gräfin Dolores niedergelegt, dessen reiche Belehrung nur von einer gewissen Überfülle, deren er sich nicht erwehren konnte, bedeckt wird. In seinen Novellen, von welchen einige meisterhaft angeordnet und ausgeführt sind, hat er mit feiner Beobachtungsgabe einzelne Richtungen der Zeit herausgehoben, und ich zweifle nicht, dass ihnen die Anerkennung, die sie verdienen, zu Theil wird. Auch seine dramatischen Gedichte, für die er entschiedene Anlage hatte, würden auf der Bühne von Wirkung gewesen sein, wenn der Strom nicht zu oft über die Ufer getreten wäre. Überall aber hat er die volle Wahrheit seiner Seele ausgesprochen, die er mit keiner Buhlerei nach Beifall befleckte.

In gegenwärtiger Ausgabe sollen mit Ausnahme weniger ganz jugendlicher Versuche Arnims einzeln gedruckte oder in Zeitschriften zerstreute Dichtungen in natürlichen, nicht allzu ängstlich begrenzten Abtheilungen gesammelt und mit manchem Werthvollen, das in seinem Nachlasse sich befindet, vermehrt werden. Zugesagte Mittheilungen werden mich in den Stand setzen, am Schlusse des Ganzen einen Umriss von dem äussern Leben des Dichters, so wie Betrachtungen über sein geistiges Wirken hinzuzufügen.

Cassel am 1. Mai 1839.

Wilhelm Grimm.

ZU DEN MÄRCHEN.

AN DIE FRAU BETTINA VON ARNIM.*)

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Erster Band. Grosse Ausgabe. Dritte, vierte und fünfte Auflage. Göttingen. Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung. 1837. 1840. 1843. 8. Hier wiederholt aus der siebenten Auflage. 1857. S. III—VIII.

Liebe Bettine, dieses Buch kehrt abermals bei Ihnen ein, wie eine ausgeflogene Taube die Heimat wieder sucht und sich da friedlich sonnt. Vor fünf und zwanzig Jahren hat es Ihnen Arnim zuerst, grün eingebunden mit goldenem Schnitt, unter die Weihnachtsgeschenke gelegt. Uns freute dass er es so werth hielt, und er konnte uns einen schönern Dank nicht sagen. Er war es, der uns, als er in jener Zeit einige Wochen bei uns in Cassel zubrachte, zur Herausgabe angetrieben hatte. Wie nahm er an allem Theil, was eigenthümliches Leben zeigte: auch das Kleinste beachtete er, wie er ein grünes Blatt, eine Feldblume mit besonderem Geschick anzufassen und sinnvoll zu betrachten wusste. Von unsern Sammlungen gefielen ihm diese Märchen am besten. Er meinte wir sollten nicht zu lange damit zurückhalten, weil bei dem Streben nach Vollständigkeit die Sache am Ende liegen bliebe. „Es ist alles schon so reinlich und sauber geschrieben" fügte er mit gutmüthiger Ironie hinzu, denn bei den kühnen, nicht sehr lesbaren Zügen seiner Hand schien er selbst nicht viel auf deutliche Schrift zu halten. Im Zimmer auf und ab gehend las er die einzelnen Blätter, während ein zahmer Kanarienvogel, in zierlicher Bewegung mit den Flügeln sich im Gleichgewicht haltend, auf seinem Kopfe sass, in dessen vollen Locken es ihm sehr behaglich zu sein schien. Dies edle Haupt ruht nun schon seit Jahren im Grab, aber noch heute bewegt mich die Erinnerung daran, als hätte

*) Die Widmung vor der ersten und zweiten Auflage von 1812 und 1819 lautet:

An die Frau Elisabeth von Arnim für den kleinen Johannes Freimund.

ich ihn erst gestern zum letzten Mal gesehen, als stände er noch auf grüner Erde wie ein Baum, der seine Krone in der Morgensonne schüttelt.

Ihre Kinder sind gross geworden und bedürfen der Märchen nicht mehr: Sie selbst haben schwerlich Veranlassung sie wieder zu lesen, aber die unversiegbare Jugend Ihres Herzens nimmt doch das Geschenk treuer Freundschaft und Liebe gerne von uns an.

[Göttingen am 15. Mai 1837.]

Mit diesen Worten sendete ich Ihnen das Buch vor drei Jahren aus Göttingen, heute sende ich es Ihnen wieder aus meinem Geburtslande, wie das erste Mal. Ich konnte in Göttingen aus meinem Arbeitszimmer nur ein Paar über die Dächer hinausragende Linden sehen, die Heyne hinter seinem Hause gepflanzt hatte, und die mit dem Ruhm der Universität aufgewachsen waren: ihre Blätter waren gelb und wollten abfallen, als ich am 3. October 1838 meine Wohnung verliess; ich glaube nicht dass ich sie je wieder im Frühlingsschmuck erblicke. Ich musste noch einige Wochen dort verweilen und brachte sie in dem Hause eines Freundes zu, im Umgange mit denen, welche mir lieb geworden und lieb geblieben waren. Als ich abreiste, wurde mein Wagen von einem Zug aufgehalten: es war die Universität, die einer Leiche folgte. Ich langte in der Dunkelheit hier an und trat in dasselbe Haus, das ich vor acht Jahren in bitterer Kälte verlassen hatte: wie war ich überrascht, als ich Sie, liebe Bettine, fand neben den Meinigen sitzend, Beistand und Hülfe meiner kranken Frau leistend. Seit jener verhängnisvollen Zeit, die unser ruhiges Leben zerstörte, haben Sie mit warmer Treue an unserm Geschick Theil genommen, und ich empfinde diese Theilnahme ebenso wohlthätig als die Wärme des blauen Himmels, der jetzt in mein Zimmer herein blickt, wo ich die Sonne wieder am Morgen aufsteigen und ihre Bahn über die Berge vollenden sehe, unter welchen der Fluss glänzend herzieht; die Düfte der Orangen und Linden dringen aus dem Park herauf, und ich fühle mich in Liebe und Hass jugendlich erfrischt. Kann ich eine bessere Zeit wünschen,

um mit diesen Märchen mich wieder zu beschäftigen? Hatte ich doch auch im Jahre 1813 an dem zweiten Band geschrieben, als wir Geschwister von der Einquartierung bedrängt waren und russische Soldaten neben in dem Zimmer lärmten, aber damals war das Gefühl der Befreiung der Frühlingshauch, der die Brust erweiterte und jede Sorge aufzehrte.

[Cassel am 17. September 1840.]

Diesmal kann ich Ihnen, liebe Bettine, das Buch, das sonst aus der Ferne kam, selbst in die Hand geben. Sie haben uns ein Haus ausserhalb der Mauern ausgesucht, wo am Rande des Waldes eine neue Stadt heranwächst, von den Bäumen geschützt, von grünendem Rasen, Rosenhügeln und Blumengewinden umgeben, von dem rasselnden Lärm noch nicht erreicht. Als ich in dem heissen Sommer des vorigen Jahres während der Morgenfrühe in dem Schatten der Eichen auf und ab wandelte und die kühlende Luft allmählich den Druck löste, der von einer schweren Krankheit auf mir lastete, so empfand ich dankbar, wie gut Sie auch darin für uns gesorgt hatten. Ich bringe Ihnen nicht eins von den prächtigen Gewächsen, die hier im Thiergarten gepflegt werden, auch keine Goldfische aus dem dunkeln Wasser, über dem das griechische Götterbild lächelnd steht: warum aber sollte ich Ihnen diese unschuldigen Blüthen, die immer wieder frisch aus der Erde dringen, nicht nochmals darreichen? Habe ich doch selbst gesehen dass Sie vor einer einfachen Blume still standen und mit der Lust der ersten Jugend in ihren Kelch schauten.

Berlin im Frühjahr 1843.

Wilhelm Grimm.

VORREDE.

Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1812. 8. S. V—XXI.

Wir finden es wohl, wenn Sturm oder anderes Unglück, vom Himmel geschickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen, dass noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert und einzelne Ähren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort, keine frühe Sichel schneidet sie für die grossen Vorrathskammern, aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme, fromme Hände, die sie suchen; und Ähre an Ähre gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet, als ganze Garben, werden sie heimgetragen und Winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft. So ist es uns, wenn wir den Reichthum deutscher Dichtung in frühen Zeiten betrachten und dann sehen, dass von so vielem nichts lebendig sich erhalten, selbst die Erinnerung daran verloren war und nur Volkslieder und diese unschuldigen Hausmärchen übrig geblieben sind. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantasie sind die Hecken gewesen, die sie gesichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

So denken wir jetzt, nachdem wir diese Sammlung übersehen; anfangs glaubten wir auch hier schon vieles zu Grund

gegangen und nur die Märchen noch allein übrig, die uns etwa selbst bewusst, und die nur abweichend, wie es immer geschieht, von andern erzählt würden. Aber aufmerksam auf alles, was von der Poesie wirklich noch da ist, wollten wir auch dieses Abweichende kennen, und da zeigte sich dennoch manches Neue und, ohne eben im Stand zu sein, sehr weit herum zu fragen, wuchs unsere Sammlung von Jahr zu Jahr, dass sie uns jetzt, nachdem etwa sechse verflossen, reich erscheint; dabei begreifen wir, dass uns noch manches fehlen mag, doch freut uns auch der Gedanke, das Meiste und Beste zu besitzen. Alles ist mit wenigen bemerkten Ausnahmen fast nur in Hessen und den Main- und Kinziggegenden in der Grafschaft Hanau, wo wir her sind, nach mündlicher Überlieferung gesammelt; darum knüpft sich uns an jedes Einzelne noch eine angenehme Erinnerung. Wenige Bücher sind mit solcher Lust entstanden, und wir sagen gern hier noch einmal öffentlich allen Dank, die Theil daran haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltner werden (freilich, die sie noch wissen, wissen auch recht viel, weil die Menschen ihnen absterben, sie nicht den Menschen), denn die Sitte darin nimmt selber immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von ihnen spricht, welches vornehm aussieht und doch so wenig kostet. Wo sie noch da sind, da leben sie so, dass man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder abgeschmackt, man weiss sie und liebt sie, weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran ohne einen Grund dafür: so herrlich ist die Sitte, ja auch das hat diese Poesie mit allem Unvergänglichen gemein, dass man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt sein muss. Leicht wird man übrigens bemerken, dass sie nur da gehaftet, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgelöschte Phantasie gewesen. Wir wollen in gleichem Sinn hier die Märchen nicht rühmen oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung vertheidigen: jenes blosse Da-

sein reicht hin, sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich und ist gewiss aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zusammenhaltendes Blatt gefasst, doch in dem ersten Morgenroth schimmernd.

Innerlich geht durch diese Dichtungen dieselbe Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben bläulich-weissen, makellosen, glänzenden Augen (in die sich die kleinen Kinder selbst so gern greifen [1]), die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienst der Erde ungeschickt sind. So einfach sind die meisten Situationen, dass viele sie wohl im Leben gefunden, aber wie alle wahrhaftigen doch immer wieder neu und ergreifend. Die Eltern haben kein Brod mehr und müssen ihre Kinder in dieser Noth verstossen, oder eine harte Stiefmutter lässt sie leiden [2]) und möchte sie gar zu Grunde gehen lassen. Dann sind Geschwister in des Waldes Einsamkeit verlassen, der Wind erschreckt sie, Furcht vor den wilden Thieren, aber sie stehen sich in allen Treuen bei, das Brüderchen weiss den Weg nach Haus wieder zu finden, oder das Schwesterchen, wenn Zauberei es verwandelt, leitet es als Rehkälbchen und sucht ihm Kräuter und Moos zum Lager; oder es sitzt schweigend und näht ein Hemd aus Sternblumen, das den Zauber vernichtet. Der ganze Umkreis dieser Welt ist bestimmt abgeschlossen: Könige, Prinzen, treue Diener und ehrliche Handwerker, vor allen Fischer, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächsten ge-

[1]) Fischart Gargantüa 129b. 131b.

[2]) Dieses Verhältnis kommt hier oft vor und ist wohl die erste Wolke, die an dem blauen Himmel eines Kindes aufsteigt und die ersten Thränen erpresst, welche die Menschen nicht sehen, aber die Engel zählen. Selbst Blumen haben davon ihren Namen erhalten, die Viola tricolor heisst Stiefmütterchen, weil jedes der gelben Blätter unter sich ein schmales, grünes Blättchen hat, wovon es gehalten wird, das sind die Stühle, welche die Mutter ihren rechten lustigen Kindern gegeben; oben müssen die zwei Stiefkinder, in Dunkelviolett trauernd, stehen und haben keine Stühle.

blieben, erscheinen darin; das andere ist ihr fremd und unbekannt. Auch, wie in den Mythen, die von der goldenen Zeit reden, ist die ganze Natur belebt, Sonne, Mond und Sterne sind zugänglich, geben Geschenke oder lassen sich wohl gar in Kleider weben, in den Bergen arbeiten die Zwerge nach dem Metall, in dem Wasser schlafen die Nixen, die Vögel (Tauben sind die geliebtesten und hülfreichsten), Pflanzen, Steine reden und wissen ihr Mitgefühl auszudrücken, das Blut selber ruft und spricht und so übt diese Poesie schon Rechte, wornach die spätere nur in Gleichnissen strebt. Diese unschuldige Vertraulichkeit des Grössten und Kleinsten hat eine unbeschreibliche Lieblichkeit in sich und wir möchten lieber dem Gespräch der Sterne mit einem armen verlassenen Kind im Wald, als dem Klang der Sphären zuhören. Alles Schöne ist golden und mit Perlen bestreut, selbst goldene Menschen leben hier, das Unglück aber eine finstere Gewalt, ein ungeheurer menschenfressender Riese, der doch wieder besiegt wird, da eine gute Frau zur Seite steht, welche die Noth glücklich abzuwenden weiss, und dieses Epos endigt immer, indem es eine endlose Freude aufthut. Das Böse auch ist kein Kleines, Nahstehendes und das Schlechteste, weil man sich daran gewöhnen könnte, sondern etwas Entsetzliches, Schwarzes, streng Geschiedenes, dem man sich nicht nähern darf; eben so furchtbar die Strafe desselben: Schlangen und giftige Würmer verzehren ihr Opfer, oder in glühenden Eisenschuhen muss es sich zu todt tanzen. Vieles trägt auch eine eigene Bedeutung in sich: die Mutter wird ihr rechtes Kind in dem Augenblick wieder im Arme haben, wenn sie den Wechselbalg, den ihr die Hausgeister dafür gegeben, zum Lachen bringen kann; gleichwie das Leben des Kindes mit dem Lächeln anfängt und in der Freude fortwährt, beim Lächeln im Schlaf aber die Engel mit ihm reden. So ist eine Viertelstunde täglich über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, als könne uns keine Gewalt ganz einhüllen und es gewähre jeder Tag Minuten, wo der Mensch alles Falsche abschüttele und aus sich selbst herausblicke; dagegen aber wird der Zauber auch nicht ganz gelöst,

und ein Schwanenflügel bleibt statt des Arms, und weil eine Thräne gefallen, ist ein Auge mit ihr verloren, oder die weltliche Klugheit wird gedemüthigt und der Dummling, von allen verlacht und hintangesetzt, aber reines Herzens, gewinnt allein das Glück. In diesen Eigenschaften aber ist es gegründet, wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergiebt; es war weder ihr Zweck, noch sind sie darum erfunden, aber es erwächst daraus, wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüthe ohne Zuthun der Menschen. Darin bewährt sich jede echte Poesie, dass sie niemals ohne Beziehung auf das Leben sein kann, denn sie ist aus ihm aufgestiegen und kehrt zu ihm zurück, wie die Wolken zu ihrer Geburtsstätte, nachdem sie die Erde getränkt haben.

So erscheint uns das Wesen dieser Dichtungen; in ihrer äusseren Natur gleichen sie aller volks- und sagenmässigen; nirgends feststehend, in jeder Gegend, fast in jedem Munde sich umwandelnd, bewahren sie treu denselben Grund. Indessen unterscheiden sie sich sehr bestimmt von den eigentlich localen Volkssagen, die an leibhafte Örter oder Helden der Geschichte gebunden sind, deren wir hier keine aufgenommen, wiewohl viele gesammelt haben, und die wir ein ander Mal herauszugeben denken. Mehrere Äusserungen einer und derselben Sage wegen ihrer angenehmen und eigenthümlichen Abweichungen haben wir einige Mal mitgetheilt, das minder Bedeutende in dem Anhang, überhaupt aber so genau gesammelt, als uns möglich war. Gewiss ist auch, dass sich die Märchen in dem Fortgange der Zeit beständig neu erzeugt, eben darum aber muss ihr Grund sehr alt sein, bei einigen wird es durch Spuren in Fischart und Rollenhagen, die an ihrem Ort bemerkt sind, für beinah drei Jahrhunderte besonders bewiesen; es ist aber ausser Zweifel, dass sie noch gar viel älter sind, wenn auch Mangel an Nachrichten directe Beweise unmöglich macht. Nur ein einziger, aber sicherer ergiebt sich aus ihrem Zusammenhang mit dem grossen Heldenepos und der einheimischen Thierfabel, welchen auszuführen natürlich hier der Ort nicht war, einiges ist jedoch im Anhang gleichfalls darüber gesagt worden.

Weil diese Poesie dem ersten und einfachsten Leben so nah liegt, so sehen wir darin den Grund ihrer allgemeinen Verbreitung, denn es giebt wohl kein Volk, welches sie ganz entbehrt. Selbst die Neger im westlichen Afrika vergnügen ihre Kinder mit Erzählungen, und von den Griechen sagt es Strabo ausdrücklich (man wird dies Zeugnis am Ende finden *) bei den andern, welche beweisen, wie sehr diejenigen, die gewusst, was eine solche unmittelbar zum Herzen redende Stimme werth ist, solche Märchen geschätzt haben). Noch ein anderer höchst merkwürdiger Umstand erklärt sich daraus, nämlich die grosse Ausbreitung dieser deutschen. Sie erreichen hierin nicht bloss die Heldensagen von Siegfried dem Drachentödter, sondern sie übertreffen diese sogar, indem wir sie, und genau dieselben, durch ganz Europa verbreitet finden, so dass sich in ihnen eine Verwandtschaft der edelsten Völker offenbart. Aus dem Norden kennen wir nur die dänischen Kämpe-Viser, die vieles Hierhergehörige enthalten, wenn gleich schon als Lied, welches nicht mehr ganz für Kinder passt, weil es gesungen sein will, doch lässt sich hier die Grenze eben so wenig genau angeben, als zu der ernsthafteren historischen Sage, und es giebt allerdings Vereinigungspunkte. England besitzt die Tabartische eben nicht sehr reiche Sammlung, aber welche Reichthümer von mündlicher Sage müssen in Wallis, Schottland und Irland noch vorhanden sein, ersteres hat in seinen (jetzt gedruckten) Mabinogion allein einen wahren Schatz. Auf eine ähnliche Weise sind Norwegen, Schweden und Dänemark reich geblieben, weniger vielleicht die südlichen Länder; aus Spanien ist uns nichts bewusst, doch lässt eine Stelle des Cervantes über das Dasein und Erzählen der Märchen keinen Zweifel [1]). Frankreich hat gewiss noch jetzt mehr, als was Charles Perrault

*) S. XXII. Zeugnisse für Kindermärchen. Strabo I, 2. § 3 ed. 1620 p. 19. „Wir erzählen den Kindern, um sie zu ermuntern, angenehme Geschichten und, um sie abzuhalten, schreckliche Märchen, wie die von der Lamia, der Gorgone, von Ephialtes und Mormolyk.“

[1]) — y aquellas (cosas) que à ti te deven parecer profecias, no son sino palabras de consejas, o cuentos de viejas, como aquellos del cavallo sin cabeça, y de la varilla de virtudes, con que se entretienen al fuego las dilatadas noches del invierno. Colloq. entre cip. y. Berg.

mittheilte, der allein sie noch als Kindermärchen behandelte (nicht seine schlechteren Nachahmer, die Aulnoi, Murat); er giebt nur neun, freilich die bekanntesten, die auch zu den schönsten gehören. Sein Verdienst besteht darin, dass er nichts hinzugesetzt und die Sachen an sich, Kleinigkeiten abgerechnet, unverändert gelassen; seine Darstellung verdient nur das Lob, so einfach zu sein, als es ihm möglich war; an sich ist der französischen Sprache, die sich ihrer jetzigen Bildung nach fast wie von selbst zu epigrammatischen Wendungen und feingeschnitztem Dialog zusammenkräuselt (man sehe nur das Gespräch zwischen Riquet à la houpe und der dummen Prinzessin, so wie das Ende von petit poucet), wohl nichts schwerer, als naiv und gerad, das heisst in der That, nicht mit der Prätension darauf, Kindermärchen zu erzählen; ausserdem sind sie manchmal unnöthig gedehnt und breit. Eine Analyse, die vor einer Ausgabe steht, sieht es so an, als habe Perrault sie zuerst erfunden und von ihm (geb. 1633, gestorben 1703) seien sie zuerst unter das Volk gekommen; bei dem Däumling wird sogar eine absichtliche Nachahmung Homers behauptet, welche Kindern die Noth des Odysseus beim Polyphem habe verständlich machen wollen; eine bessere Ansicht hat Johanneau. Reicher als alle anderen sind ältere italienische Sammlungen, erstlich in den Nächten des Straparola, die manches Gute enthalten, dann aber besonders im Pentamerone des Basile, einem in Italien eben so bekannten und beliebten, als in Deutschland seltenen und unbekannten, in neapolitanischem Dialekt geschriebenen und in jeder Hinsicht vortrefflichen Buch. Der Inhalt ist fast ohne Lücke und falschen Zusatz, der Stil überfliessend in guten Reden und Sprüchen. Es ganz lebendig zu übersetzen gehörte ein Fischart [1]) und sein Zeitalter dazu; wir denken es indessen in dem zweiten Band der vorliegenden Sammlung zu verdeutschen, worin auch alles andere, was fremde Quellen gewähren, seinen Platz finden soll.

[1]) Welch ein viel besseres Märchenbuch als das unsrige hätte dieser mit der damaligen Sprache und mit seinem bewunderungswürdigen Gedächtnis aufschreiben können, wenn er anders den Werth einer getreuen, ungefälschten Aufzeichnung erkannt hätte.

Wir haben uns bemüht, diese Märchen so rein als möglich war aufzufassen, man wird in vielen die Erzählung von Reimen und Versen unterbrochen finden, die sogar manchmal deutlich alliteriren, beim Erzählen aber niemals gesungen werden, und gerade diese sind die ältesten und besten. Kein Umstand ist hinzugedichtet oder verschönert und abgeändert worden, denn wir hätten uns gescheut, in sich selbst so reiche Sagen mit ihrer eigenen Analogie oder Reminiscenz zu vergrössern, sie sind unerfindlich. In diesem Sinne existirt noch keine Sammlung in Deutschland, man hat sie fast immer nur als Stoff benutzt, um grössere Erzählungen daraus zu machen, die, willkürlich erweitert, verändert, was sie auch sonst werth sein konnten, doch immer den Kindern das Ihrige aus den Händen rissen und ihnen nichts dafür gaben. Selbst wer an sie gedacht, konnte es doch nicht lassen, Manieren, welche die Zeitpoesie gab, hineinzumischen; fast immer hat es auch an Fleiss beim Sammeln gefehlt und ein Paar wenige, zufällig etwa aufgefasste wurden sogleich mitgetheilt [1]). Wären wir so glücklich gewesen, sie in einem recht bestimmten Dialekt erzählen zu können, so zweifeln wir nicht, würden sie viel gewonnen haben;

[1]) Musäus und Naubert verarbeiteten meist, was wir vorhin Localsage nannten, der viel schätzbarere Otmar nur lauter solche; eine Erfurter Sammlung von 1787 ist arm, eine Leipziger von 1799 gehört nur halb hierher, wiewohl sie nicht ganz schlecht zu nennen, eine Braunschweiger von 1801 unter diesen die reichste, obgleich mit ihnen in verkehrtem Ton. Aus der neusten Büschingischen war für uns nichts zu nehmen, ausdrücklich aber muss noch bemerkt werden, dass eine vor ein Paar Jahren von einem Namensverwandten A. L. Grimm unter dem Titel: Kindermärchen zu Heidelberg herausgekommene, nicht eben wohl gerathene Sammlung mit uns und der unsrigen gar nichts gemein hat.

Die eben ausgegebenen Wintermärchen vom Gevatter Johann (Jena bei Voigt 1813) sind nur dem Titel nach neu und schon vor zehn Jahren erschienen. Sie haben mit der Leipziger Sammlung einen Verfasser, der sich auch Peter Kling nennt, und sind in derselben Manier geschrieben. Nur das sechste und zum Theil das fünfte Märchen haben Werth, die andern sind ohne Kern und bis auf wenige Einzelheiten hohle Erfindungen.

Wir bitten jeden, dem Gelegenheit und Neigung es möglich macht, dieses Buch im Einzelnen zu verbessern, die Fragmente zu ergänzen, besonders aber neue und sonderlich Thiermärchen zu sammeln. Für solche Mittheilungen würden wir sehr dankbar sein und durch den Verleger oder durch die Buchhandlungen in Göttingen, Cassel und Marburg sie am besten erhalten.

es ist hier ein Fall, wo alle erlangte Bildung, Feinheit und Kunst der Sprache zu Schanden wird und wo man fühlt, dass eine geläuterte Schriftsprache, so gewandt sie in allem andern sein mag, heller und durchsichtiger, aber auch schmackloser geworden und nicht mehr fest an den Kern sich schliesse.

Wir übergeben dies Buch wohlwollenden Händen, dabei denken wir überhaupt an die segnende Kraft, die in diesen liegt, und wünschen, dass denen, welche diese Brosamen der Poesie Armen und Genügsamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge.

Cassel, am 18. October 1812 [1]).

[1]) Gerade ein Jahr vor der Leipziger Schlacht. [Bemerkung Jacobs im Handexemplar.]

VORREDE.

Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Zweiter Band. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1815. 8. S. III—XII.

Mit dieser weitern Sammlung von Hausmärchen ist es der treibenden, starken Zeit unerachtet schneller und leichter gegangen, als mit der ersten. Theils hat sie sich selbst Freunde verschafft, welche sie unterstützten, theils, wer es früher gern gethan hätte, sah jetzt erst bestimmt, was und wie es gemeint wäre; endlich hat uns auch das Glück begünstigt, das Zufall scheint, aber gewöhnlich beharrlichen und fleissigen Sammlern beisteht. Ist man erst gewohnt auf dergleichen zu achten, so begegnet es doch häufiger, als man sonst glaubt, ja das ist überhaupt mit Sitten, Eigenthümlichkeiten, Sprüchen und Scherzen des Volkes der Fall.

Die schönen plattdeutschen Märchen aus dem Fürstenthum Paderborn und Münster verdanken wir besonderer Güte und Freundschaft; das Zutrauliche der Mundart ist ihnen bei der innern Vollständigkeit besonders günstig. Dort, in altberühmten

Gegenden deutscher Freiheit, haben sich an manchen Orten die Sagen als eine fast regelmässige Vergnügung der Sonntage erhalten: auf den Bergen erzählten die Hirten jene am Harz auch bekannte und vielleicht jedem grossen Gebirge eigene vom Kaiser Rothbart, der mit seinen Schätzen darin wohne, dann von den Hünen, wie sie ihre Hämmer stundenweit von den Gipfeln sich zugeworfen; manches, was wir an einem andern Orte mitzutheilen denken. Das Land ist noch reich an ererbten Gebräuchen und Liedern.

Einer jener guten Zufälle aber war die Bekanntschaft mit einer Bäuerin aus dem nah bei Cassel gelegenen Dorfe Zwehrn, durch welche wir einen ansehnlichen Theil der hier mitgetheilten, darum echt hessischen Märchen, so wie mancherlei Nachträge zum ersten Band erhalten haben. Diese Frau, noch rüstig und nicht viel über funfzig Jahr alt, heisst Viehmännin, hat ein festes und angenehmes Gesicht, blickt hell und scharf aus den Augen und ist wahrscheinlich in ihrer Jugend schön gewesen. Sie bewahrt diese alten Sagen fest in dem Gedächtnis, welche Gabe, wie sie sagt, nicht jedem verliehen sei und mancher gar nichts behalten könne; dabei erzählt sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man will, noch einmal langsam, so dass man ihr mit einiger Übung nachschreiben kann. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten und wird in seiner Wahrheit nicht zu verkennen sein. Wer an leichte Verfälschung der Überlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der müsste hören, wie genau sie immer bei derselben Erzählung bleibt und auf ihre Richtigkeit eifrig ist; niemals ändert sie bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und bessert ein Versehen, sobald sie es bemerkt, mitten in der Rede gleich selber. Die Anhänglichkeit an das Überlieferte ist bei Menschen, die in gleicher Lebensart unabänderlich fortfahren, stärker, als wir, zur Veränderung geneigt, begreifen. Eben darum hat es auch, so vielfach erprobt, eine gewisse eindringliche Nähe und innere Tüchtigkeit, zu der anderes nicht so leicht gelangt, das äusserlich viel glänzender erscheinen kann. Der epische Grund der

Volksdichtung gleicht dem durch die ganze Natur in mannigfachen Abstufungen verbreiteten Grün, das sättigt und sänftigt, ohne je zu ermüden.

Der innere gehaltige Werth dieser Märchen ist in der That hoch zu schätzen, sie geben auf unsere uralte Heldendichtung ein neues und solches Licht, wie man sich nirgendsher sonst könnte zu Wege bringen. Das von der Spindel zum Schlaf gestochene Dornröschen ist die vom Dorn entschlafene Brunhilde, nämlich nicht einmal die nibelungische, sondern die altnordische selber. Schneewitchen schlummert in rothblühender Lebensfarbe wie Snäfridr, die schönste ob allen Weibern, an deren Sarg Haraldur, der haarschöne, drei Jahre sitzt, gleich den treuen Zwergen, bewachend und hütend die todtlebendige Jungfrau; der Apfelknorz in ihrem Munde aber ist ein Schlafkunz oder Schlafapfel. Die Sage von der güldnen Feder, die der Vogel fallen lässt, und weshalb der König in alle Welt aussendet, ist keine andere, als die vom König Mark im Tristan, dem der Vogel das goldne Haar der Königstochter bringt, nach welcher er nun eine Sehnsucht empfindet. Dass Loki am Riesenadler hängen bleibt, verstehen wir besser durch das Märchen von der Goldgans, an der Jungfrauen und Männer festhangen, die sie berühren; in dem bösen Goldschmied, dem redenden Vogel und dem Herzessen, wer erkennt nicht Sigurds leibhafte Fabel? Von ihm und seiner Jugend theilt vorliegender Band andere riesenmässige, zum Theil das, was die Lieder noch wissen, überragende Sagen mit, welche namentlich bei der schwierigen Deutung des zu theilenden Horts willkommene Hülfe leisten. Nichts ist bewährender und zugleich sicherer, als was aus zweien Quellen wieder zusammenfliesst, die früh von einander getrennt in eignem Bette gegangen sind; in diesen Volksmärchen liegt lauter urdeutscher Mythus, den man für verloren gehalten, und wir sind fest überzeugt, will man noch jetzt in allen gesegneten Theilen unseres Vaterlandes suchen, es werden auf diesem Wege ungeachtete Schätze sich in ungeglaubte verwandeln und die Wissenschaft von dem Ursprung unserer Poesie gründen helfen. Gerade so ist es mit den vielen Mundarten unserer Sprache, in welchen der grösste Theil der

Worte und Eigenthümlichkeiten, die man längst für ausgestorben hält, noch unerkannt fortlebt.

Wir wollten indes durch unsere Sammlung nicht bloss der Geschichte der Poesie einen Dienst erweisen, es war zugleich Absicht, dass die Poesie selbst, die darin lebendig ist, wirke: erfreue, wen sie erfreuen kann, und darum auch, dass ein eigentliches Erziehungsbuch daraus werde. Gegen das letztere ist eingewendet worden, dass doch eins und das andere in Verlegenheit setze und für Kinder unpassend oder anstössig sei (wie die Berührung mancher Zustände und Verhältnisse, auch vom Teufel liess man sie nicht gern etwas Böses hören) und Eltern es ihnen geradezu nicht in die Hände geben wollten. Für einzelne Fälle mag die Sorge recht sein und da leicht ausgewählt werden; im Ganzen ist sie gewiss unnöthig. Nichts besser kann uns vertheidigen, als die Natur selber, welche gerad diese Blumen und Blätter in dieser Farbe und Gestalt hat wachsen lassen; wem sie nicht zuträglich sind nach besonderen Bedürfnissen, wovon jene nichts weiss, kann leicht daran vorbeigehen, aber er kann nicht fordern, dass sie darnach anders gefärbt und geschnitten werden sollen. Oder auch: Regen und Thau fällt als eine Wohlthat für alles herab, was auf der Erde steht, wer seine Pflanzen nicht hineinzustellen getraut, weil sie zu empfindlich dagegen sind und Schaden nehmen könnten, sondern lieber in der Stube begiesst, wird doch nicht verlangen, dass jene darum ausbleiben sollen. Gedeihlich aber kann alles werden, was natürlich ist, und darnach sollen wir trachten. Übrigens wissen wir kein gesundes und kräftiges Buch, welches das Volk erbaut hat, wenn wir die Bibel obenan stellen, wo solche Bedenklichkeiten nicht in ungleich grösserm Maass einträten; der rechte Gebrauch aber findet nicht Böses heraus, sondern nur, wie ein schönes Wort sagt: ein Zeugnis unseres Herzens. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während andere nach dem Volksglauben Engel damit beleidigen.

Abweichungen, so wie allerlei hierher gehörige Anmerkungen haben wir wieder im Anhang mitgetheilt; wem diese Dinge gleichgültig sind, wird das Überschlagen leichter werden,

als uns gerade das Übergehen wäre; sie gehören zum Buch, insofern es ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Volksdichtung ist. Alle Abweichungen namentlich erscheinen uns merkwürdiger als denen, welche darin bloss Abänderungen oder Entstellungen eines wirklich einmal da gewesenen Urbildes sehen, da es im Gegentheil vielleicht nur Versuche sind, einem im Geist bloss vorhandenen, unerschöpflichen auf mannigfachen Wegen sich zu nähern. Wiederholungen einzelner Sätze, Züge und Einleitungen sind wie epische Zeilen zu betrachten, die, sobald der Ton sich rührt, der sie anschlägt, immer wiederkehren, und eigentlich in einem andern Sinne nicht zu verstehen. Alles aber, was aus mündlicher Überlieferung hier gesammelt worden, ist sowohl nach seiner Entstehung als Ausbildung (vielleicht darin den gestiefelten Kater allein ausgenommen) rein deutsch und nirgends her erborgt, wie sich, wo man es in einzelnen Fällen bestreiten wollte, leicht auch äusserlich beweisen liesse. Gründe, die man für das Erborgen aus italienischen, französischen oder orientalischen Büchern, die vom Volk, zumal auf dem Land, ungelesen bleiben, vorzubringen pflegt, gleichen denjenigen vollkommen, welche aus Soldaten, Handwerksburschen oder aus Kanonen, Tabakspfeifen und andern neuen Dingen in den Märchen auch ihre neue Erdichtung ableiten wollen, da doch gerade diese Sachen, wie Wörter der heutigen Sprache, nach dem Munde der Erzählenden sich umgestalten und man sicher darauf zählen kann, dass sie im sechszehnten Jahrhundert statt der Soldaten und Kanonen Landsknechte und Büchsen gesetzt haben und der unsichtbar machende Hut zur Ritterzeit ein Tarnhelm gewesen ist.

Die für diesen zweiten Band anfänglich versprochene Übersetzung des Pentamerone steht den einheimischen Märchen nothwendig nach, so wie die Zusammenstellung derjenigen, welche die Gesta Romanorum enthalten.

Cassel, am 30. September 1814.

EINLEITUNG.

ÜBER DAS WESEN DER MÄRCHEN.

Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Erster Band. Mit zwei Kupfern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1819. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 12. S. XXI—LIV.

Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachen und wachsen; weil aber einen jeden ihre einfache Poesie erfreuen und ihre Wahrheit belehren kann, und weil sie beim Haus bleiben und forterben, werden sie auch Hausmärchen genannt [1]). Die geschichtliche Sage fügt meist etwas Ungewöhnliches und Überraschendes, selbst das Übersinnliche geradezu und ernsthaft an das Gewöhnliche, Wohlbekannte und Gegenwärtige, weshalb sie oft eckig, scharf und seltsam erscheint, das Märchen aber steht abseits der Welt in einem umfriedeten, ungestörten Platz, über welchen es hinaus in jene nicht weiter schaut. Darum kennt es weder Namen und Orte, noch eine bestimmte Heimath, und es ist etwas dem ganzen Vaterlande Gemeinsames.

| *) Die meisten der hier geschilderten Zustände des Lebens sind so einfach, dass viele sie wohl im eigenen gefunden, aber sie sind, wie alle wahrhaftigen, doch immer wieder neu und ergreifend. Die Eltern haben kein Brot mehr und

[1]) Hausmärlein bei Rollenhagen; Abendmärlein, s. Oberlin v. Velzen und das Gedicht von dem Häselin V. 7. — Rockenmärlein bei Aventin baierische Chronik 169 a. 406 a.

*) [Die Seiten XXII—XXIV dieser Einleitung sind aus der Vorrede des ersten Bandes der ersten Auflage S. IX—XIII, s. oben S. 322—324, herübergenommen; da sie jedoch abgeändert sind, sollte hier der Zusammenhang nicht durch ihre Auslassung unterbrochen werden.]

müssen in dieser Noth die Kinder im Walde zurück lassen, oder eine harte Stiefmutter lässt sie darben und leiden und möchte sie gar verderben [1]), aber Gott sendet seine Hülfe, er schickt die Tauben, damit sie Nahrung bringen oder dem armen Kinde die Erbsen aus der Asche lesen. Dann sind die Geschwister in des Waldes Einsamkeit verlassen, der Wind erschreckt sie, Furcht vor den wilden Thieren, aber sie stehen sich in allen Treuen bei; das Brüderchen weiss den Weg nach Haus wieder zu finden oder das Schwesterchen leitet es, wann es die Hexe in ein Rehkälbchen verwandelt, sucht ihm Kräuter und Moos zum Lager; und welch ein Reiz liegt in diesem heimlichen Waldleben, nach welchem sich jeder natürliche Mensch gewiss einmal gesehnt hat! Oder es sitzt Jahre lang schweigend und emsig arbeitend, um ein Hemd zu nähen, das den Zauber vernichtet. Der Umkreis dieser Welt ist bestimmt abgeschlossen; Könige und Königskinder, treue Diener und ehrliche Handwerker, nachdem der Erzähler sie kennt, Fischer, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächsten bleiben, erscheinen darin; was sich sonst hervorgethan, ist ihr unbekannt. Auch, wie in einer goldenen Zeit, ist noch alles belebt: Sonne, Mond und Sterne sind zugänglich und geben Geschenke; in den Bergen arbeiten Zwerge nach dem Erz, in dem Wasser schlafen Nixen, die Thiere, Vögel (Tauben sind die geliebtesten und hülfreichsten), Pflanzen, Steine reden und wissen ihr Mitgefühl auszudrücken; das Blut ruft und spricht, und so übt diese Poesie schon Rechte, wornach die spätere nur in Gleichnissen strebt. Dieses Zusammenleben der ganzen

[1]) Dieses Verhältnis kommt hier oft vor und ist wohl die erste Wolke, die an dem Himmel eines Kindes aufsteigt und die ersten Thränen erpresst, welche die Menschen nicht sehen, aber die Engel zählen. Ein schönes dänisches Volkslied erzählt, wie die Mutter im Grabe das Schreien ihrer von der Stiefmutter verlassenen Kinder hört, Gott bittet aufstehen zu dürfen, und wie sie in der Nacht hingeht und sie pflegt und das kleine tränkt. Selbst Blumen haben davon ihren Namen erhalten: die Viola tricolor heisst Stiefmütterchen, weil jedes der gelben Blätter unter sich ein schmales, grünes Blättchen hat, wovon es gehalten wird, das sind die Stühle, welche die Mutter ihren rechten lustigen Kindern gegeben; oben müssen die zwei Stiefkinder, in Dunkelviolett trauernd, stehen und haben keine Stühle.

Natur und diese unschuldige Vertraulichkeit des Grössten und Kleinsten hat eine unbeschreibliche Lieblichkeit in sich und wir möchten lieber dem Gespräch der Sterne mit einem armen, verlassenen Kinde, als dem Klang der Sphären zuhören. Das Unglück ist eine finstere Gewalt, ein ungeheurer menschenfressender Riese, der doch besiegt wird, da eine gute Frau oder Tochter zur Seite steht und der nur die Freude am Glück erhöht, das sich dann endlos aufthut. Das Böse ist nicht ein Kleines, Nahstehendes und das Schlechteste, weil man sich daran gewöhnen könnte, sondern etwas Entsetzliches, streng Geschiedenes, dem man sich nähern darf. Eben so furchtbar auch die Strafe: Schlangen und giftige Würmer verzehren ihre Opfer, oder in glühenden Eisenschuhen muss es sich zu todt tanzen. Das alles redet unmittelbar zum Herzen und bedarf keiner Erklärung, aber bald ergiebt sich noch eine tiefere Bedeutung: die Mutter wird in dem Augenblick ihr rechtes Kind wieder im Arme haben, wo sie den Wechselbalg, den ihr die Hausgeister dafür gegeben, zum Lachen bringen kann, denn in dem Lächeln fängt das Leben des Kindes an und währt in der Freude fort, und darum reden beim Lächeln im Schlaf die Engel mit ihm. Eine Viertelstunde täglich ist über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, weil keine Gewalt uns ganz einhüllen kann und jeder Tag Augenblicke gewährt, wo der Mensch alles Falsche abschüttelt und frei und ungebunden aus sich selbst herausblicken kann. Dagegen wird der Zauber auch nicht ganz gelöset, ein Fehler wird begangen und ein Schwanenflügel bleibt statt des Arms, oder weil eine Thräne gefallen, ist ein Auge mit ihr verloren. Durch den Dummling wird die weltliche Klugheit gedemüthigt, denn er, weil er reines Herzens ist, gewinnt allein das Glück. Jede wahre Poesie ist der mannigfaltigsten Auslegung fähig, denn da sie aus dem Leben aufgestiegen ist, kehrt sie auch immer wieder zu ihm zurück; sie trifft uns wie das Sonnenlicht, wo wir auch stehen; darin ist es gegründet, wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergiebt; es war weder ihr Zweck, noch sind sie, wenige ausgenommen, deshalb entstanden, aber

es erwächst daraus, wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüthe, ohne Zuthun der Menschen. | [1])

Nicht zu verkennen ist ein gewisser Humor, der durch viele hingeht, wenn er sich manchmal auch nur leise äussert, und den man mit der eingelegten Ironie moderner Erzähler nicht verwechseln muss. In einigen wird er besonders und anmuthig ausgebildet, wie in der klugen Else, dem Schneider im Himmel und dem Jungen, der auszog, das Fürchten zu lernen, und der durch nichts Schreckhaftes, zuletzt aber durch ein natürliches Mittel zur Erkenntnis gelangt. Das ungeschlachte Wesen des jungen Riesen erhält eben so durch seinen Humor ein Gleichgewicht, als Siegfried in den Nibelungen durch seine Scherze das strenge Heldenwesen mildert. Der phantastische Igel-Hans erhebt sich dagegen durch den Humor aus dem Wilden und Thierischen, und der Bruder Lustig aus seiner Sünde. Dieser Zug ist eigenthümlich deutsch und wird sich auf diese Weise in den Märchen anderer Völker nicht leicht wiederfinden.

Die Darstellung kann in sofern mitunter lückenhaft heissen, als sie wohl einen Theil des Inhalts nur kurz erzählt oder andeutet, um bei einem andern länger zu verweilen; auch lässt sie ganz etwas fallen, ohne doch den Faden zu zerreissen, der nur anderswo angeknüpft wird; dagegen lenkt sie manchmal in eine andere Sage ein und nimmt ein Stück davon auf. Sie gleicht einer Pflanze, deren Sprossen und Zweige jedes Frühjahr in einer andern Richtung hervorwachsen, und die doch Gestalt, Blüthe und Frucht darum niemals verändert; oder es ist der lebendige Odem, der über diese Poesie hingeht und ihre Wellen auf und ab treibt und bewegt. Zuweilen scheint der Schluss unbefriedigend, weil das Ganze nicht darauf angelegt wird, sondern das Einzelne sich seines Zusammenhangs mit dem andern bewusst ist; alles Epische steht in einem

[1]) „Die wahre Darstellung hat keinen didaktischen Zweck. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie.“ Goethes Leben III, 350.

sichern Kreis, dessen deutliche Bezeichnung eben deshalb nicht immer nöthig war.

BEDEUTUNG ALS ÜBERLIEFERUNG.

So könnte man von dem Wesen der Märchen reden, wenn man sie bloss als etwas in der Gegenwart einmal Vorhandenes betrachten wollte. Fragt man aber nach ihrer Herkunft, so weiss niemand von einem Dichter und Erfinder derselben; sie erscheinen aller Orten als Überlieferungen und als solche in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Erstlich ist es unwidersprechlich, dass sie schon seit Jahrhunderten auf diese Weise unter uns fortgelebt, zwar mannigfach im Äussern sich umwandelnd, aber doch bei ihrem eigentlichen Inhalte beharrend. Wollte man annehmen, dass sie von irgend einem Punkt in Deutschland anfänglich ausgegangen wären, so steht ihre Verbreitung durch so viele ganz von einander getrennte Gegenden und Landschaften und die fast jedesmal eigenthümliche und unabhängige Bildung entgegen; sie müssten an jedem Orte wieder neu umgedichtet worden sein. Eben darum ist auch eine Mittheilung durch Schrift, die ohnehin bei dem Volk kaum vorkommt, nicht denkbar. Aber nicht bloss in den verschiedensten Gegenden, wo Deutsch gesprochen wird, sondern auch bei den stammverwandten Nordländern und Engländern finden wir sie wieder; noch weiter bei den wälschen und selbst bei den slavischen Völkern in verschiedenen, nähern und entferntern Graden der Verwandtschaft. Besonders auffallend ist die Übereinstimmung mit den serbischen Märchen, denn es wird wohl niemand darauf verfallen, dass die Erzählungen in einem einsamen hessischen Dorfe durch Serbier könnten dahin verpflanzt sein, so wenig als auf das Gegentheil. Endlich finden sich sowohl in einzelnen Zügen und Wendungen als im Zusammenhang des Ganzen Übereinstimmungen mit morgenländischen, persischen und indischen Märchen. Die Verwandtschaft also, welche in der Sprache aller dieser Völker durchbricht und welche noch neuerdings Rask scharfsinnig bewiesen hat, offenbart sich gerade so in ihrer überlieferten Poesie, welche

ja auch nur eine höhere und freiere Sprache des Menschen ist. Nicht anders als dort deutet dieses Verhältnis auf eine den Trennungen der Völker vorangegangene gemeinsame Zeit; sucht man aber nach diesem Ursprunge hin, so weicht er immer wieder in die Ferne zurück und bleibt wie etwas Unerforschliches und darum Geheimnisreiches in der Dunkelheit zurück.

Was den Inhalt selbst betrifft, so zeigt er bei näherer Betrachtung nicht ein blosses Gewebe phantastischer Willkür, welche nach der Lust oder dem Bedürfnis des Augenblicks die Fäden bunt in einander schlägt, sondern es lässt sich darin ein Grund, eine Bedeutung, ein Kern gar wohl erkennen. Es sind hier Gedanken über das Göttliche und Geistige im Leben aufbewahrt: alter Glaube und Glaubenslehre in das epische Element, das sich mit der Geschichte eines Volks entwickelt, getaucht und leiblich gestaltet. Doch Absicht und Bewusstsein haben dabei nicht gewirkt, sondern es hat sich also von selbst und aus dem Wesen der Überlieferung ergeben, daher sich auch die natürliche Neigung äussert, das von ihr einmal Empfangene, aber halb Unverständliche nach der Weise der Gegenwart zu erklären und deutlich zu machen. Je mehr das Epische Überhand gewinnt, desto mehr wird das Bedeutende verhüllt.

Beweise für die obigen Sätze sind vielfach in den Anmerkungen, in welchen wir überhaupt, was darauf Bezug hat, so gut wir konnten, zusammengestellt, enthalten, und es wird darnach niemand mehr die Behauptung auffallen, dass hier alte, verloren geglaubte, in dieser Gestalt aber noch fortdauernde deutsche Mythen anzuerkennen sind. Wem die Natur der Mythen nicht fremd ist, der weiss, dass sie bei allen Völkern so häufig als Märchen dargestellt wurden, oft nach dem Geist gewisser Zeitalter nicht anders erfasst werden konnten [1]).

[1]) Wie gleicht, um aus vielen nur ein Beispiel anzuführen, die so bedeutende Mythe des unter den Sternbildern selbst glänzenden Perseus völlig einem unserer Märchen. Auch wäre es nicht schwer, in ihm einen Wiederschein von unserm Siegfried zu zeigen. Wie dieser, ist er bei seiner Geburt in einem Kästchen aufs Meer ausgesetzt. Bald unternimmt er, von listiger Falschheit angetrieben, jenes Wagnis mit dem Haupt der Gorgo, wie Sieg-

SPUREN HEIDNISCHEN GLAUBENS.

Die beständige Umwandlung hat natürlich viel Neues beigemischt, auf der andern Seite musste der zu Grund liegende alte Glaube, eben weil er fremd und unverständlich ward, allmählich verschwinden, gleichsam abdorren. Der poetische Trieb bildete daraus etwas sinnlich Verständliches und Ansprechendes, aus welchem aber die Bedeutung nur hier und da dunkel, fast wider Willen hervor leuchtete, oder um es bildlich auszudrücken: das Sonnenauge des Geistes wurde auf den farbigen Pfauenspiegel der Dichtung vertheilt. Dennoch lässt sich schon im voraus vermuthen, dass, was zurückgedrängt wurde, nicht ganz verloren ging, und ist es hier leichter, etwas mit Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, als mit Gewissheit darzuthun, so zeigt doch die nähere Betrachtung noch kenntliche Spuren der frühsten Zeit. Freilich auch nur einzelne, da das zwischengewachsene epische Grün längst den Zusammenhang verdeckt oder zerstört hat.

Schon die *Belebung der ganzen Natur* kann man als eine fortdauernde Überlieferung aus jener Zeit betrachten [1]. Uns ist diese Ansicht nicht befremdend, da wir wissen, dass das Heidenthum überall davon ausgegangen (Juppiter est quodcunque vides, quocunque moveris drückt sie Lucan aus); für das Volk würde sie es gewiss sein, wenn sie ihm erst sollte gegeben werden. Der Sonne, dem Mond, den Sternen wohnt vor allem eine geistige Natur bei, und wenn sie zu den Be-

fried mit Fafner. Er bedarf dazu den unsichtbaren Helm des Aïdes, welcher dem nordischen Agirshelm und der Nebelkappe, und die demantne Sichel des Hermes, welche Siegfrieds Balmungen entspricht. Die Wirkungen des Medusenhaupts lassen sich jenen des Hornleibs vergleichen: kein Feind kann fortan vor dem Helden bestehen. Die goldenen Äpfel, welche Perseus in dem Garten des Atlas bricht, sind die Schätze des Horts, die Siegfried sich erwirbt. Andromeda aber, von dem Ungeheuer auf einem Felsen gehalten, von ihm befreit, erscheint als Chriemhilde, durch Siegfried von dem Drachenstein erlöst. So unendlich ist die Wiedergeburt lebendiger Ideen.

[1]) In der deutschen und nordischen Sprache ist sie merkwürdig ausgedrückt in dem Wort *Wicht*, *Vättur*, welches erstlich jedes Wesen, die Natur, alles Erschaffene; sodann einen Geist, das Göttliche; endlich auch: kein Ding, nichts bezeichnet.

drängten reden, ihnen Geschenke geben, die sie erretten, so erscheinen sie als angebetete, göttliche Wesen (quorum opibus aperte iuvantur. Caesar de B. G. 10), wie sie es in den alten Zeiten den Deutschen wirklich waren. Auch die Bäume und Quellen, deren Verehrung sich lange fort erhielt, sind hier beseelt. Der Machandelbaum, d. h. der Leben verleihende, verjüngende Baum (iuniperus) ist sichtbar ein guter Geist, seine Früchte erfüllen den Wunsch der Mutter nach einem Kinde; die gesammelten Knochen des Gemordeten werden unter seinen Ästen, die sich gleich den Armen eines Menschen bewegen und sie umfassen, wieder belebt, und die von ihm aufgenommene Seele steigt aus den leuchtenden, aber nicht brennenden Flammen der Zweige in der Gestalt eines Vögleins hervor. Es ist nur anders ausgedrückt, wenn das in den Fluss geworfene Kind oder die weisse Braut gleichfalls in dem Bild eines Vogels sich wieder erhebt; der Fluss ist da ein belebter Geist. Anderwärts fangen die Zweige an sich zu erweichen und umfassen mit ihren Armen die in Trauer an dem Stamm Ruhende. Auch dem Grabe der Mutter entspringt ein Bäumchen, zu dem sich Aschenbrödel in der Noth wendet und das Geschenke herab wirft. Oder aus dem vergrabenen Eingeweide (dem Herzen) eines geliebten Thiers wächst ein Baum mit goldenen Äpfeln, der nur dem, wem er mit Recht angehört, gehorcht und folgt. Die Quelle aber, die glänzend über die Steine springt (wie heiliges Wasser in der Edda von den Bergen herabrinnt), ruft den Kindern zu, nicht aus ihr zu trinken, weil sie sonst verwandelt würden. — Weiter reicht schon die höhere Natur, die den Thieren beigelegt wird. Das Pferd Fallada spricht (wie Mimers Haupt) nach dem Tode noch zu seiner Gebieterin. Die Raben weissagen, sie wissen, gleich Odins Raben Huginn und Muninn (d. h. die mit Verstand und Gedächtnis begabten), was in der Welt geschieht. Überhaupt aber werden häufig die Vögel als Geister betrachtet. Die Tauben kommen und lesen dem armen Kinde die Erbsen aus der Asche, hacken aber den bösen Schwestern das Aug aus; ein Vöglein wirft dem Vater eine goldene Kette um den Hals, der gottlosen Stiefmutter einen Mühlstein auf

den Kopf. Wer das Herz, die Leber, eines Vogels isst, erhält übernatürliche Kräfte. — Eine der ältesten Spuren der heidnisch-symbolischen Vermischung des Thierischen und Menschlichen sind die Schwanenjungfrauen, welche hier ganz in der Gestalt und Art vorkommen, wie sie von dem alteddischen Wölundslied und den Nibelungen dargestellt werden [1].

Mit dieser Ansicht von einer allbelebten Natur hängt auch das Übergehen in eine andere Gestalt zusammen, und die hier verwandelten Steine, Bäume, Pflanzen sind eigentlich geistig belebte. So schwört auch in der Edda dem Baldur die ganze Natur, nicht bloss Vögel und Thiere, sondern auch Feuer, Wasser, Eisen, Erz, Steine und Bäume Sicherheit vor aller Gefahr und hernach beweinen sie seinen Tod. Selbst die Zauberei, deren Macht sich hier so oft wirksam zeigt, beruht auf diesem Glauben, von einem allen Dingen inwohnenden Geist, über welchen man Herrschaft erlangen und ausüben kann.

Der Gegensatz des Guten und Bösen ist häufig durch Schwarz und Weiss, Licht und Finsternis ausgedrückt. Die guten, Hülfe bringenden Geister sind fast immer weisse Vögel und werden sie genannt: die reinen, gallenlosen Tauben; die bösen aber und Unheil verkündenden sind schwarze Raben. Es sind die schwarzen und weissen Alfen der nordischen Mythologie, welche die höchsten Götter eben so unterscheiden mochte, da Heindal der Weltbestrahler [2]) der weisse Ase ausdrücklich heisst und Balder lichtstrahlend ist. Aber auch bei Menschen wird auf diese Weise der Gegensatz bezeichnet. Das fromme Mädchen wird weiss wie der Tag, das gottlose schwarz wie die Sünde (Nacht). So kennt die

[1]) Eine Stelle des Gregor von Tours hist. Franc. II, 10 verdient zu dem Ganzen hier angeführt zu werden. Sed haec generatio fanaticis semper cultibus visa est obsequium praebuisse nec prorsus agnovere deum; sibique silvarum atque aquarum, avium bestiarumque et aliorum quoque elementorum finxere formas, ipsasque ut deum colere eisque sacrificia delibare consueti.

[2]) Vergl. gloss. edd. I, 553.

Edda Söhne des Tags (Dags-synir, megir) und die Tochter der Nacht (Sigurdrifas Lied No. 4 und grönländische Atlislieder No. 61) und der eddische Name Dagr, welcher an unserm Dagobert, Tagglänzend, noch verstärkt erscheint, mag auf gleicher Idee beruhen. In jenem Schlosse ist alles schwarz und die drei schlafenden (zum Tod erstarrten) Königstöchter haben durch die Hoffnung zur Erlösung, denn der Zauber ist eine schwarze Kunst, nur erst ein wenig Weiss (Leben) im Antlitz. Eine andere kehrt stufenweis zu der Farbe des Lichts zurück, am ersten Tage werden die Füsse, am andern der Leib bis zu den Händen, am dritten endlich auch das Gesicht wieder rein und weiss, und dann erst ist die finstere Macht ganz bezwungen. Der Königssohn, der bei Tag schläft, nur in der Nacht wacht, und den, wenn er nicht unglücklich werden soll, kein Lichtstrahl berühren darf, ist gleichfalls ein schwarzer Alfe; auch diese flohen das Licht und wurden, von der Sonne getroffen, zu Stein. Daher die Sonne: der Jammer, die Klage der Alfen heisst (gräti álfa. Hamdismal Str. 1). Auch das Märchen von der Gänsemagd und der schwarzen und weissen Braut gehört hierher; es ist eigentlich die alte Mythe von der wahren und falschen Bertha. Schon dieser Name sagt die Glänzende aus, sie kämmt darum ihre goldstrahlenden Haare, weil sie, wie jene Königstochter, die ohne Kleidung sich bloss in den Mantel ihrer goldenen Haare hüllt, eine strahlende Sonne [1], eine leuchtende Lichtelfin oder was dasselbe: eine weisse Schwanenjungfrau ist. Eine solche scheint auch ursprünglich Schneeweisschen gewesen zu sein, das selbst im Tode noch weiss und schön bleibt und von den guten (weissen) Zwergen verehrt und gehütet wird. Dabei darf man wohl an die zwei Welten der nordischen Mythologie, die eine des Lichts und der Seligkeit (Muspelheim) und die andere der Nacht und Finsternis (Nifelheim), erinnern.

Das Gute wird von dem Herrn belohnt, das Böse bestraft; er kommt herab auf die Erde und besucht den Reichen und

[1] Sonnenglänzende, solbiört, heisst die Wahlküre Sigrun im zweiten Helgelied Str. 44.

Armen, jenen findet er verdorben, diesen fromm und nach seinen Gesetzen lebend. Er vertheilt darnach seine Gaben, die jenem zum Verderben, diesem zum Heil ausschlagen. Oder, indem er wandelt, begegnet er einer guten und einer bösen Schwester, jener gewährt er die himmlische Schönheit, diese straft er mit Hässlichkeit. Eigenthümlich ist der Gegensatz ausgedrückt, wenn der Teufel als ein Gegengewaltiger sein eigenes Gethier sich erschafft, seine Geise aber alle fruchtbare Bäume benagen, die edlen Reben schädigen und die zarten Pflanzen verderben, so dass sie der Herr von seinen Wölfen muss zerreissen lassen. Er ist der Schwarze, der nordische Surtur, der gegen die lichtstrahlenden, milden Götter (in suasu god) streitet (s. Vafthrudnismál 17. 18).

Überhaupt die Weise, wie Gott, der Tod und der Teufel leiblich auftreten, hat nicht selten einen ganz heidnischen Anstrich. Gott zieht umher, wie Odin, in Menschengestalt und wird scheinbar getäuscht, ja der Spielhans fängt zuletzt, wie ein Jöte oder Titan, Krieg gegen den Himmel an und will sich mit Gewalt den Zugang eröffnen. Auch die Fahrt in die Hölle (die Unterwelt, die nordische Hel) wird von dem, der in einer Glückshaut geboren ist, unternommen und ihm gelingt es, die drei goldenen Haare des Teufels (den geraubten Hort) herauf zu holen. Dieser hat hier und in einem andern Märchen, wo er von drei Soldaten, denen er Räthsel vorlegt, ganz das Wesen eines naturstarken, in Felsenhöhlen wohnenden Jöten, den das kleine aber edlere Geschlecht, von seiner eigenen Tochter, Frau oder Mutter unterstützt, überlistet; nicht anders als wie Thor den Kessel des Hymer (Weltbecher, aus welchem die Götter trinken wollen) holt. Die Strafe des Bösen: in eine Tonne unter Nattern geworfen zu werden erinnert nicht bloss an die Schlangenhöhlen der Sagen, sondern noch bestimmter an Nástrǫnd, den Aufenthalt der Gottlosen; denn er ist nach der Edda mit Schlangen gedeckt, deren Köpfe einwärts gekehrt Ströme von Gift herabspeien. So auch ist über Lokes, des bösen Geistes, Antlitz eine Schlange befestigt, damit ihr Gift auf ihn herabtröpfle.

Heidnisch in seinem Ursprunge ist der Gedanke von einem auf Erden vorhandenen, alle Seligkeit in sich fassenden Schatz, welchen zu erwerben Glücklichen und vom Schicksal Begünstigten möglich ist; denn wer zu der Quelle aller irdischen Herrlichkeit dringt, den lässt das Heidenthum des höchsten Lebens Meister und Herr sein. Dies ist die Idee, der in verschiedener Gestalt, als Hut, Tuch, Tisch u. s. w. vorkommenden Wünscheldinge, welche jeden Gedanken befriedigen, Unsichtbarkeit verleihen, keines Raumes achten, kurz alle irdischen Schranken übersteigen. In dem Hort der Nibelungen liegt daher die Wünschelruthe, der Zauberstab, bedeutungsvoll verschlossen und zeigt, dass Kampf um den Besitz des höchsten Guts der eigentliche Inhalt der alten Sage ist. Im Titurel Str. 4751 steht die merkwürdige Stelle: „wande sich der gral gelichtet dem paradis mit siner wunschelruoten[1].“ Die weisse, d. h. die glänzende, auf dem Gold ruhende Schlange (Fafner), womit die Unke, die eine Krone trägt und die kostbarsten Schätze gesammelt hat, übereinstimmt, ist gleichfalls ein Symbol jenes Horts; darum erwirbt, wer von ihr isst, d. h. ihres Wesens theilhaftig wird[2], die höhere Einsicht in die Natur der Dinge, versteht die Sprache der Vögel und hat das Glück an sich gebannt. Ferner das Herz des auf Goldeiern brütenden, selbst goldgefiederten Vogels ist wieder nichts anders, als jenes Schlangenherz, und wenn dem, der es genossen, das Gold im Schlaf unter dem Haupt wächst, so ist das ein bezeichnendes Bild von der unbewusst in ihm wirkenden Kraft. Hierher gehört auch die

[1]) Es verdient angemerkt zu werden, dass Valhaull (der selige Aufenthalt der im Kampf Gebliebenen) in der Atlaquida (Str. 2. 14) bloss die herrliche, die Wunschhalle heisst; Wunsch hier, wie überhaupt bei den Wünscheldingen, in dem alten Sinne als Inbegriff alles Wünschenswerthen genommen. Daselbst wird auch (Str. 30) der in den wallenden Rhein zu versenkende Hort val baugar genannt, zunächst herrliche, ausgewählte Ringe; weil aber der, welcher die Wahl hat, seine Wünsche befriedigen kann, auch Wunschringe. — Sonst kommt die Sache in der Edda noch unter anderm Namen vor: Gamban-trinn Wünschelruthe (Skirnisf. 32) und Gamban-sum! Wunschtafel (Ägisdr. 8).

[2]) So erhält Loke erst seine böse Natur, nachdem er das gebratene Herz eines bösen Weibes gegessen. Hyndluliod Str. 37.

unter den Wurzeln eines Eichbaums sitzende, also in der Erde verborgene Goldgans, die dem, welchem es gelingt sie hervor zu heben, Glück und Segen verschafft, was episch lebendig dadurch ausgedrückt wird, dass ein jedes sie nur berührende Ding, wie an einem Magnet, fest an ihr hangen bleibt. — Ein anderes Bild ist der Baum, an welchem die Äpfel des Lebens wachsen, in der nordischen Mythologie so gut als in der griechischen bekannt; ohne sie veraltert und welkt alles Leben und sie vermögen das halb erstorbene wieder zu erfrischen und zu verjüngen. Dasselbe bedeutet die Quelle, an welcher das Wasser des Lebens geschöpft wird, nach ihm sehnt sich der kranke König, weil es ihn allein heilen kann; es schliesst Wunden zu und giebt den Menschen, welche Zauberei in Steine verwandelte, ihre Gestalt zurück.

Verschiedentlich wird die Geschichte von einem König erzählt, der drei Söhne hinterlässt und nicht weiss, welchem er Reich und Krone nach seinem Tode überlassen soll. Er macht daher eine Aufgabe, es sei nun etwas Schweres zu vollbringen, etwas Seltenes und Kostbares zu holen oder eine grosse Kunst zu erlernen; wer sie löst, der soll der Erbe sein. Sie ziehen aus und jeder versucht sein Glück. Dass gewöhnlich der Jüngste, anscheinend der am geringsten Begabte den Sieg davon trägt, ist in einer sittlichen Idee begründet, über die nachher noch etwas wird angemerkt werden. Herodot (IV, c. 5) erzählt ein ganz ähnliches Märchen der Skythen über ihre Abkunft, welches, da auf die Verwandtschaft des Germanischen mit dem Skythischen überhaupt Rücksicht zu nehmen ist, mit jenen zusammengehalten zu werden verdient. Targitaus, vom höchsten Gott erzeugt, sei der erste Mensch in Skythien gewesen und habe drei Söhne hinterlassen. Während diese geherrscht, seien einmal goldene Werkzeuge vom Himmel gefallen, nämlich: ein Pflug, ein Joch, eine zweischneidige Streitaxt (σάγαρις) und eine Schale (φιάλη). Als der Älteste der drei Brüder sie aufheben wollte, sei das Gold glühend gewesen, darauf der zweite gekommen, aber auch diesen habe es gebrannt. Nachdem nun beide von der Glut abgewiesen worden, sei der Jüngste hinzugetreten, der das Gold ausgelöscht

gefunden und daher die Werkzeuge habe heimtragen können. Worauf die beiden andern diesem allein das Reich überlassen. — Die flache Schale ist wohl ein Bild des Landes selbst, Pflug und Joch bezeichnet den ackerbauenden, das Schwert den Stand des Kriegers; es sind also die Symbole der Herrschaft über dieses Reich, welche der Himmel einem der drei Brüder zuweisen wollte. Auch in der Vǫluspá (Str. 7) schneiden ja die Asen selbst bei der Welteinrichtung Gold, bilden Zangen und verfertigen Werkzeuge. Das Glühen der Geräthschaften deutet auf einen germanischen Glauben, welcher der Probe des glühenden Eisens zu Grund liegt, denn dieses kann nur von dem, der Recht hat, dem ganz Schuldlosen, ohne Gefahr angerührt werden. — Die drei Söhne aber sind in den Märchen nichts anders als die Trimurti, in welche sich der höchste Gott bei der Bildung der endlichen Welt zertheilt, dem einen von den dreien wird aber die Oberherrschaft wieder verliehen, damit die Idee des alleinigen Gottes nicht verschwinde. Jener skythische Targitaus ist kein anderer, als der Mannus des Tacitus (Germ. 3), der Sohn des Gottes Thuisko, nach dessen drei Söhnen Deutschland dreifach benannt oder eingetheilt wurde; in der nordischen Mythologie aber der zuerst erschaffene Bure, dessen drei Söhne, Odin, Vile und Ve (Har, Jafnhar und Thridi oder nach der Vǫluspá Odin, Häner und Loder[1])), die Welt ordnen und bevölkern. Odin hat hernach die Oberherrschaft erlangt.

Der goldene, der gläserne, d. h. der glänzende Berg, wohin der Zugang so schwer und erst mit Beihülfe der Sonne, des Mondes und der Sterne oder anderer übernatürlicher Kräfte zu finden ist, welchen unten angefesselte wilde Ungeheuer bewachen, und wo die Wunschdinge bewahrt werden, scheint ein Götterberg alter Mythen zu sein. Es ist derselbe, auf welchem die zwölf Riesen (Götter) den Nibelungenhort hüten, oder auch das nordische Flammenschloss der Brun-

[1]) Schering in den Schriften der skandinavischen Literaturgesellschaft 1810 vermuthet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, dass Loder mit Loke eins sei Wenigstens ist aus Lokasenna Str. 9. gewiss, dass Loke mit Odin früher in genauer Bekanntschaft und Brüderschaft gelebt.

hilde, deren Isenburg im deutschen Gedicht nichts anders als Eis-Glasburg aussagt. Im Norden finden wir Asgard als Mitte der Welt mit goldenen Schildern gedeckt, und die Art, wie im Marienkind der Himmel mit seinen zwölf Thüren und der dreizehnten verbotenen beschrieben wird, als ein prachtvolles Goldhaus, erinnert noch bestimmter an das goldglänzende Gladsheim mit seinen zwölf Sitzen für die Asen und dem Thron für Odin. Ferner ist Gimli zu vergleichen, heller als die Sonne, nach dem Weltende als die Wohnung der Guten noch fortbestehend; auch das Goldhaus Sindri auf dem Idagebirge und jenes, welches nach der deutschen Sage (B. II, St. 447) dem heidnischen Friesenherzog Radbot gezeigt ward. Endlich scheint der nordische Gläsisvöllr, welcher als vorodinisches Paradies betrachtet wird und worin der Acker der Unsterblichkeit (udainsakur) lag, hierher zu gehören. Heilige-Himmels-Berge kommen dem Namen nach so gut bei uns als in den altnordischen Dichtungen vor, wenn gleich manchmal nur in der bloss sinnlichen Bedeutung von hohen [1]).

Die Frau Holle oder Hulda hat auch noch, aber schwerlich in andern Ländern Deutschlands als in Hessen, Thüringen und Franken den Namen aus der Vorzeit behalten. Sie ist eine gnädige und freundliche, aber auch furchtbare und entsetzliche Göttin; sie wohnt in den Tiefen und auf den Höhen, in den Seen und auf den Bergen, theilt Unglück oder Segen und Fruchtbarkeit aus, je nachdem sie urtheilt, dass es die Menschen verdient haben. Sie umspannt die ganze Erde, und wann sie ihr Bett macht, dass die Federn fliegen, dann schneit es bei den Menschen. Ähnlich träufelt Thau und Regen herab und befruchtet das Land, wenn die Wolkenpferde der Wahlküren sich schütteln. Sie lässt sich die Haare kämmen (strehlen), das heisst: sie theilt die Sonnen-

[1]) S. die Anmerkung zu dem ersten Helgelied S. 37 in unserer Ausgabe. — In Schottland sieht man noch jetzt auf den Spitzen hoher Berge Ruinen von wirklichen Glasburgen (vitrified forts), deren Mauern nämlich mit Glas künstlich überzogen waren. Sie sind vom höchsten Alter. Vergl. gloss. eddicum II, p. 879 Note. Im Wigalois Mauern wie Glas glänzend und ein Haus von hellen Kristallen gebaut, 4594—4606.

strahlen über die Erde aus, denn auch die nordische Erdgöttin Sif hatte ein herrliches, von den Zwergen gewirktes Goldhaar. Um Weihnachten, wann die Sonne wieder steigt, zieht sie durch die Welt, belohnt und straft, sie führt besondere Aufsicht über die Spinnerinnen, welche, wie sich gleich zeigen wird, die das Schicksal spinnenden Elfenjungfrauen sind. Überhaupt ist sie die grosse Mutter vom Berge, eine Erdgöttin, wie es die auf Rügen verehrte Hertha und die Ceres der Griechen war. Mehr von ihr zu sagen wird sich am besten bei der Erläuterung der Sagen von ihr (B. I, S. 6—10) schicken, hier erscheint sie in ihrer zweifachen Natur, schrecklich anzusehen und doch mild und wohlgesinnt gegen das fromme Kind.

Altheidnischen Glauben enthält auch das Märchen von den drei spinnenden Weibern; diese nämlich spinnen den goldenen Faden des Schicksals, gleich den Nornen, Wahlküren und Parzen [1]). In ihnen sind leicht die halbüberirdischen Schwanenjungfrauen, als welche auch die Wahlküren geschildert werden, zu erkennen: sie haben noch den Platschfuss oder den breiten Daumen und die Schnabellippen. Rastlos spinnen sie Tag und Nacht, ohne Ende quillt der Faden hervor, aber auch die Edda sagt von den Wahlküren, dass sie ohne Ruhe gewesen, immer (nach ihrer Arbeit, das Schicksal zu treiben, weben, orlog drygia) sich gesehnt [2]), und in dem Wölundslied wird gerade erzählt, wie sie am Seestrand sich niedersenken, das Federgewand ablegen und köstlichen Flachs spinnen. Das ist nämlich der epische, sinnliche, aber bedeutungslos erscheinende Ausdruck für den alten tiefsinnigen: das Schicksal spinnen, weben. Auch die goldspinnenden Königstöchter in den Märchen sind nichts anders, als Glück und Reichthum spinnende, schaffende Schwanen-

[1]) Auch die Edda (im ersten Helgelied Str. 3) bedient sich des Ausdrucks: Schicksalsfäden (aurlaug thättir) und goldene Fäden (gullin simar); die Nornen befestigen sie unter dem Mondsaal, d. h. am Himmel.

[2]) Thráda, desiderio teneri, ist der Ausdruck Völundarquida Str. 3. Thrá valkyrior sagt der dunkle Hrafnagalldr am Eingang.

jungfrauen. Und da die Spindel, das Rad kreist, so fällt mit diesem Bild ein anderes gleichfalls uraltes, in dem eddischen Mühlenlied schon ausgebildetes zusammen, von einem Mühlenrad des Schicksals, welches alles, was der Wunsch verlangt (daher auch ein Wünschelrad), mahlt: Gold, Frieden und Krieg. Und so werden wir auf die noch fortdauernde Idee eines das Entgegengesetzte herumtreibenden Glücksrades (wie es im Wigalois der König besitzt) geführt. Fast immer sind die Goldspinnenden auch Hirtinnen, sie hüten Gänse, Schwäne, d. h. die Geister, was wiederum nur ein anderer Ausdruck für das Lenken, Bewachen des Schicksals ist.

Gleichfalls der Däumling (pollux) ist eine aus der Vorzeit übrige Götteridee. Er ist der die Heimath Schützende, seine Geschwister aus der Noth Rettende, immer wohl Leitende und ohne Zweifel mit den Kabiren und Penaten verwandt, die ja auch in kleiner, zwerghafter Gestalt gedacht wurden. In eine Reihe mit ihm gehören die Wichtel-, Haulemänner, Kobolde und Zwerge. Sie sind gleichfalls die Alfen der nordischen Mythologlie und eben so beides: gut und wohlwollend oder bös und schadenfroh. Sie bewohnen nicht bloss die Oberwelt, sie heissen auch die Unterirdischen und durchdringen die verborgene und heimliche Erde, wo die herrlichsten Häuser für sie bereit stehen; sie sind der in die feinsten Adern der Welt vertheilte treibende Lebensgeist.

Überhaupt aber das die Naturkräfte in dem Gegensatz ihrer wilden und stillen Wirkungen darstellende Riesen- und Zwergwesen lebt hier noch in den Formen und Bildern fort, in welchen es die alten ursprünglich deutschen Gedichte darstellen, das Übermächtige und doch Ungeschlachte jener ist in ähnlichen naiven, höchst bezeichnenden Zügen dargestellt, so wie die Schlauheit, List und wiederum das Zuthätige und Bereitwillige der Kleinen aus Elberichs Reich, welche durch ihre wunderbaren und geheimen Kräfte immer auch das Geistermässige ihrer Natur erkennen lassen.

Legen wir diese einzelnen Körner zusammen, so scheint von dem alten Glauben noch durchzublicken: Belebung der

ganzen Natur, Pantheismus, ein Fatum, das gute und böse Princip, die Trimurti, grosse höhere Götter mit ihrem Götterberg, so wie Verehrung kleinerer besonderer Gottheiten.

ÜBERSICHT DES INHALTS.

Die epische Mannigfaltigkeit dieser Märchen ist dagegen gross, jedes Einzelne hat seinen besonderen Inhalt, und über die Verwandtschaft und Einstimmung mit andern ist in den jedesmaligen Anmerkungen das Nöthige enthalten. Dennoch lässt sich das Ganze in gewisse Massen eintheilen und darnach übersehen.

Erstlich wird der Kampf des Guten und Bösen, von dessen eigenthümlichem Ausdruck vorhin die Rede war, in vielfachen Verschlingungen und Wendungen dargestellt; häufig in den kindlichen Verhältnissen der Geschwister. Der Bruder ist in die Gewalt böser Mächte gefallen, die Schwester hört es und sucht ihn nun, durch Wälder und Einöden wandernd, scheut keine Gefahr, vollbringt die schwersten Aufgaben und erlöst ihn endlich, denn das Gute und Reine taucht doch am Ende als das allein Wahre und Bestehende hervor und besiegt das Böse. Und in wie viel schönen Zügen ist dabei das Menschliche eingeflochten! Nicht immer gelingt es, den Zauber ganz aufzuheben, die Warnungen der wohlwollenden Geister werden vergessen und die Arbeit muss von neuem angefangen werden.

Die reinen Geister, indem sie das Gute befördern, begleiten sichtbar den Menschen auf seinen Wegen. Daher überhaupt Mythen und Sagen von jenen höheren Menschen, mit denen die Götter selbst Umgang geflogen, und daran schliessen sich die Märchen von jenen besonders begabten, mit ungewöhnlichen Vorzügen ausgestatteten. Jener kommt schon in einer Glückshaut auf die Welt, ihm schlägt alles Widerwärtige zum Vortheil aus, er geht selbst in die Hölle, dem Teufel seine Geheimnisse abzulocken. Den beiden Brüdern wächst das Gold im Schlaf unter dem Kopfkissen, kein Schuss versagt, die Thiere kommen herbeigelaufen, um ihnen zu dienen, und Zauberei vermag nichts gegen sie. Sneewittchen, Aschen-

puttel und das mit seinem Liebsten Roland entfliehende Mädchen stehen unter einem besonderen Schutze.

In seiner Idee immer dasselbe wird ein Märchen vier- bis fünfmal jedesmal unter andern Verhältnissen und Umständen erzählt, so dass es äusserlich als ein anderes kann betrachtet werden. Die gute und unschuldige, gewöhnlich die jüngste Tochter wird von dem Vater in der Noth einem Ungeheuer zugesagt oder sie giebt sich selbst in seine Gewalt. Geduldig trägt sie ihr Schicksal, manchmal wird sie gestört von menschlichen Schwachheiten und muss diese schwer abbüssen, doch endlich empfindet sie Liebe zu ihm, und in dem Augenblick wirft es auch die hässliche Gestalt eines Igels, eines Löwen, eines Frosches ab und erscheint in gereinigter, jugendlicher Schönheit. Diese Sage, welche auch bei den Indiern einheimisch ist und mit der römischen von Amor und Psyche, der altfranzösischen von Parthenopex und Meliure sichtbar zusammenhängt, deutet die *Bannung in das Irdische* und die *Erlösung durch Liebe* an. Stufenweis arbeitet sich das Reine hervor, wird die Entwicklung gestört, so stürzt Elend und Schwere der Welt herein und nur von der Berührung der Seelen, vor der Erkenntnis in Liebe fällt das Irdische ab.

Es ist schon vorhin bemerkt, dass diese Poesie es ihrer innern Lebendigkeit überlässt, die gute Lehr ezu geben; an sich ist es nicht ihr Zweck, am wenigsten ist sie ausgedacht, um irgend eine gefundene moralische Wahrheit aus einander zu setzen. Dagegen sind einige Märchen deutlich auf eine *Lehre* gerichtet, doch nur indem sie mit dem bestehenden Volksglauben zusammenhängt und daraus die Sage sich gebildet, nicht aber soll sie durch den ersonnenen Gang einer Geschichte, wobei zuletzt eine Erklärung nöthig wird, herausgekünstelt werden. Dahin das Märchen von dem Mütterchen, welches über Gottes Fügungen trauert und in einem nächtlichen Bilde die traurigen Schicksale schaut, die von ihr abgewendet worden; das Märchen von dem Kind, das der gestohlene Heller nicht im Grabe ruhen lässt, das die Hand aus dem Grabe streckt; von der Brautschau, den Schlickerlingen, wodurch Fleiss und Häuslichkeit empfohlen werden; von dem Grossvater und Enkel;

dem undankbaren Sohn; von der Sonne, die allem Heimlichen zusieht und es an den Tag bringt.

Mehrere sind ganz christlichen Inhalts und unterscheiden sich durch Reichthum und Mannigfaltigkeit von den einförmigen Legenden. Vor allen ist das Marienkind zu nennen: erst lebt es mit den Engeln in reiner Unschuld, dann, durch die Neugierde zur Sünde verleitet, wird es aus dem Himmel verstossen. Nun muss es den Schmerz der Erde erfahren, so lang es in der Sünde beharrt, aber in dem Augenblick, wo sich das Herz zu Gott bekehrt, zeigt er sich auch wieder gnädig und alle Noth hört auf. In dem Märchen von dem Mädchen ohne Hände ist es so schön ausgedrückt, dass vor der Reinheit alle List des Bösen zu Schanden wird, und wie Gott darum die abgehauenen Glieder aufs neue wachsen lässt, so verleiht er dem Frommen, der unter einem Galgen sitzt, aber unter einem Kreuz zu sitzen glaubt und zu ihm betet, durch einen reinen Thau die Augen wieder. In dem Märchen von der Nelke speisen Gottes Thiere, wie jenen Propheten, die unschuldig eingekerkerte Königin, die darum auch, als sie befreit worden, weil sie himmlische genossen, keine irdische Nahrung mehr anrührt und stirbt. Der Knabe, der im Vertrauen auf Gottes Wort immer fort geht, um das Himmelreich zu finden, deutet an, dass der feste Glaube auch bei einem äussern Missverständnis zur Seligkeit führe. Einige märchenhaft ausgebildete Legenden sind am Ende zugefügt.

Der Zusammenhang einer besonderen Reihe mit der deutschen Heldensage ist in den Anmerkungen bis ins Einzelne nachgewiesen und hier nur im Allgemeinen etwas darüber zu erinnern. Die Sage pflegt in der Überlieferung vorzugsweise entweder ihren geschichtlichen Inhalt oder die innere Gesinnung der darin handelnden Menschen fest zu halten; je nachdem sie das eine für das Wichtigste ansieht, vernachlässigt sie das andere. In dem vollkommenen und blühenden Zustand einer epischen Zeit ist freilich beides gleich mächtig und bedingt sich gegenseitig; späterhin aber herrscht eine Richtung vor. Gewöhnlich pflegt die sogenannte Kunstpoesie die Fabel zurückzusetzen, um die Gesinnung auszubilden, wäh-

rend die Volksdichtung jene vor allem zu erhalten sucht. In unsern Märchen ist zwar die Übereinstimmung in der Fabel selbst das Überwiegende, doch haben sich auch Charaktere fort erhalten, namentlich erscheint Siegfried öfter am kenntlichsten in dem jungen Riesen an jener eigenthümlichen Mischung eines tapfern und reinen Herzens und einer gutmüthigen und scherzhaften Laune, in welcher ihn das Nibelungenlied darstellt. Siegfried handelt unbewusst, aber in sicherm Gefühl von der Herrlichkeit seiner Natur und Lebenskraft. Was den Zusammenhang mit der Fabel betrifft, so wäre er zu eng angegeben, wenn man voraussetzte, anfänglich sei völlige Übereinstimmung gewesen und nur durch Ausfüllung der Lücken mit Hülfe der Einbildungskraft das Abweichende entstanden; dagegen, wollte man behaupten, die Übereinstimmung, wie sie sich findet, sei bloss zufällig oder hätte ihren Grund in dem auf gleiche oder verwandte Gedanken von selbst zurückkehrenden Geist, so wäre dies noch unrichtiger. Sie ist zu merkwürdig und geht in zu viele einzelne Züge, als dass an einen solchen Zufall könnte gedacht werden. Freilich ist die deutsche Sage im Ganzen und Grossen aus dem Wesen des deutschen Geistes entsprungen, und es ist ihre Aufgabe ihn darzustellen; aber eben in dem Ineinandergreifen des Nothwendigen der Überlieferung und des Freien der poetisch-bildenden Kraft besteht ihr Leben, und eine solche Mischung müssen wir auch hier annehmen. Dass sich noch ein Zusammenklang mit der nordischen Sage, am deutlichsten in Beziehung auf Aslaug, erhalten, der in andern Denkmälern nicht mehr vernommen wird, ist um so wichtiger, als es zeigt, dass das Ganze nur in dem Bewusstsein des Volks vollständig vorhanden war und dasjenige, was in den einzelnen Gedichten hervortrat und ausgebildet wurde, immer nur als Bruchstück, wenn auch organisches, darf betrachtet werden. Bei dem Volk hat noch fortgedauert, was in den durch die Schrift auf uns gekommenen Dichtungen so gut spurlos untergegangen ist, als jene gleichfalls hierher gehörigen Lieder von Saurle und Hamder, deren Dasein doch ausdrückliche Zeugnisse beweisen. Auch hierin

gleicht die Sage der Sprache, die eben so nur in dem Bewusstsein des ganzen Volks vollständig lebt.

Die Thiermärchen öffnen eine andere Welt. Das heimliche Treiben der Thiere in den Wäldern, Triften und Feldern hat etwas sehr Bedeutendes. Es herrscht unter ihnen eine bestimmte Ordnung, in dem Bau ihrer Wohnung, in dem Ausflug, der Heimkehr, dem Füttern der Jungen, der Vorsorge für den Winter; ihr Gedächtnis scheint gross, sie machen sich einander verständlich, und ihre Sprache ist wohl nicht mannigfaltig, aber mächtig und eindringlich. Sie vereinigen sich in Schaaren, ziehen aus, haben Anführer und bekriegen einander. Dabei ist nichts natürlicher, als ihnen ein sittlich geordnetes, menschliches Leben und Weben zuzuschreiben, das sie nur unsern Blicken zu verbergen scheinen. Das Auge der Dichtung aber sieht alles Geheime und Verborgene, sie offenbart diesen innern Haushalt der Thiere, und da sie ihnen zugleich die menschliche Sprache beilegt, wodurch sie allein schon vieler menschlicher Gedanken theilhaftig werden, so sind sie uns noch näher gerückt. Ausserdem entsteht durch die beständige Vermischung des Thierischen und Menschlichen ein besonderer Reiz: man denkt, es wären wirklich Menschen, die Gefallen daran hätten, sich einmal in dieser Gestalt zu belustigen. Natürlich, dass bei dieser Vereinigung Sagen herüber und hinüber gegangen sind; manchmal wird das ganz Unbelebte mit hineingezogen, selbst Strohhalm, Kohle und Bohne machen eine Reise zusammen. Das Böse in List und Verschlagenheit ist der Fuchs, dessen Verwandtschaft mit dem ungetreuen Sibich der deutschen Heldensage an einem andern Ort gezeigt worden; in Gewalt und Plumpheit ist es der Wolf. Die schwachen Thiere, zumeist die Vögel, sind die Gutgesinnten, welchen von jenen nachgestellt wird. Auch stehen sich beide wieder entgegen, wie anderwärts Zwerge und Riesen: so ist in dem Märchen von dem Bär und Zaunkönig der Sieg der Kleinen über die Grossen und Unbeholfenen beschrieben, und der Wolf, der das Rothkäppchen und die jungen Ziegen berückt, stellt den Menschenfresser vor, der endlich doch

durch seine Plumpheit überwältigt wird. Manches gehört in den Fabelkreis von Reinhart Fuchs und wird dort besser sich erklären lassen. Wo die Menschen mit den Thieren zusammenkommen, sind jene gewöhnlich hart und ungerecht, werden aber dafür bestraft, wie z. B. in dem Märchen von dem Hund und Sperling.

FESTSTEHENDE CHARAKTERE.

Die Eigenthümlichkeiten eines ganzen Volkes pflegt die Poesie um Einzelne zu versammeln, so dass, was in der Menge zerstückt, schwach oder unbestimmt sich zeigt, gesteigert und zu einem Ganzen vereinigt wird; man könnte sagen, sie liess uns nur vollständige und in Farben ausgemalte Exemplare sehen. Stellt ein solcher Charakter zwar das Gemeinsame dar, so tritt er doch zugleich als eine scharf gezeichnete, für sich in ihrer Besonderheit lebende Gestalt auf; vorzüglich erscheinen im Komischen, weil es so viel Eckiges und Hervorspringendes hat, gleich feststehende Masken. Überhaupt aber, je mehr solche Charaktere auf die Natur eines Volks, seine Tugenden und Schwächen sich gründen, desto bleibender und unvergänglicher werden sie auch sein und nach allen äusserlichen Veränderungen jedesmal frisch sich herausbilden. Welches Epos hätte nicht als Helden einen Achill und Ulysses, im Humor und Scherz seinen Lalenbürger und Eulenspiegel. Es sind die natürlichen Formen und Grenzen der Poesie, innerhalb welcher sie sich mit aller Freiheit und Mannigfaltigkeit bewegen kann. Von Siegfrieds eigenthümlichem, die deutsche Natur vorzugsweise bezeichnendem Charakter war vorhin die Rede; dieser hat aber schon einen gewissen Anklang von einem andern, der hier oft vorkommt und der Dummling genannt wird. In der Jugend zurückgesetzt, zu allen Dingen, wozu Witz und Gefügsamkeit gehören, ungeschickt muss er gemeine Arbeiten verrichten (wie Siegfried das Schmiedehandwerk treibt) und Spott erdulden; er ist das Aschenkind, das am Herde oder unter der Treppe seine Schlafstätte hat; aber es leuchtet dabei eine innere Freudigkeit und eine höhere Kraft durch;

schön wird er im Parcifal der Dummeklare genannt[1]). Kommt es dann zur lebendigen That, so erhebt er sich schnell, wie eine lange keimende, endlich vom Sonnenlicht berührte Pflanze, und dann vermag er allein unter vielen das Ziel zu erreichen. Er ist hier unter verschiedenen Verhältnissen dargestellt, gewöhnlich der Jüngste von dreien Brüdern, stehen ihm die beiden andern in Stolz und Hochmuth entgegen; wenn sie zusammen ausgeschickt werden, um eine Aufgabe zu lösen, wornach der Vorzug unter ihnen bestimmt werden soll, verlachen ihn jene und sehen ihn mit Verachtung an. Der Dummling aber zieht in kindlichem Vertrauen aus, und wenn er sich ganz verlassen glaubt, hilft eine höhere Macht und giebt ihm den Sieg über die andern. Ein ander Mal hat er weltliches Wissen hintangesetzt und nur die Sprache der Natur gelernt, darum wird er verstossen, aber jene Erkenntnis erhebt ihn bald über alle anderen. Unterliegt er der Missgunst und wird ermordet, so verkündigt doch lange nachher der weissgebleichte, hervorgespülte Knochen die Unthat, damit sie nicht unbestraft bleibe.

Der Dummling ist der Verachtete, Geringe, der Kleine und nur von Riesen aufgesäugt, wird er stark; so nähert er sich dem Däumling. Dieser ist bei seiner Geburt nur so gross als ein Daumen und wächst auch nicht weiter. Bei ihm aber ist alles in Klugheit ausgeschlagen, er ist aller List und Behendigkeit voll, so dass er sich aus jedem Unfall, in den ihn seine kleine Gestalt so oft bringt, jedesmal zu helfen, selbst noch Vortheil für sich zu ziehen weiss. Jedermann äfft er und zeigt eine Lust an gutmüthiger Neckerei, überhaupt die Natur der Zwerge; auch mögen alte Sagen von diesen hier noch fortdauern. Manchmal ist er als ein kluges Schneiderlein dargestellt, das mit seinem feinen und schnellen Verstand die Riesen schreckt, die Ungeheuer tödtet und die Königstochter erwirbt; er allein kann die vorgelegten Räthsel lösen.

Das Bauerlein, das ein hölzernes Kalb auf die Weide schickt, aber hernach durch allerlei listige Streiche sich Reich-

[1]) Vergl. Altdeutsche Wälder I, [S. 1].

thum zu verschaffen weiss, steht zwischen dem Däumling und dem Lalenbürger. Dieser kommt aber hier in verschiedenen Abstufungen vor, am deutlichsten in den Narrheiten des Catherlieschen und der klugen Else, die Albernheit wird unter dem Anschein eines breiten Verstandes und mit eigenem Wohlgefallen manchmal mit einem leisen Bewusstsein betrieben; dann gehören die sieben Schwaben hierher, die alle an einem Spiess auf Abenteuer ausziehen, einen Hasen als ein Ungeheuer aufjagen und von einem Frosch ums Leben gebracht werden. Eigene Mischungen sind, wo die Dummheit zum Vortheil ausschlägt, wie beim Doctor Allwissend und bei der Hochzeit des gescheidten Hans, oder umgekehrt die Weisheit immer übel angewendet wird, wie bei dem Jungen, der auf Reisen gehen wollte.

Ein vierter Charakter ist der Bruder Lustig. Er bekümmert sich um nichts, als ein fröhliches Leben, weiss nicht, was gut und was bös ist, und ihm wird darum nichts zugerechnet. Als der Herr kommt, bei ihm zu herbergen, ist er bereit, das Letzte mit ihm zu theilen, doch verthut er gleich im Spiel den Groschen, wofür er einen Trunk zu der Speise holen soll. Dem Apostel Petrus, der in der Gestalt eines Armen um ein Allmosen ihn anspricht, giebt er seinen letzten Heller, und als dieser im Glauben, einen Frommen gefunden zu haben, mit ihm zieht, betrügt er ihn alsbald um das Herz des gebrateten Lämmchens und ist ärgerlich, dass der mächtige Apostel nicht mehr Geld zusammen bringt. Als Bärenhäuter dient er dem Teufel, wird aber aus der Hölle wieder fortgeschickt. Den Tod hat er lange zum Narren, endlich muss er ihm folgen, aber nun will ihn weder der Himmel noch die Hölle einlassen, bis er durch einen guten Einfall in jenen sich Eingang verschafft. Gewissermassen macht der Schneider, welcher, als er aus Gnaden in den Himmel aufgenommen worden, dort Richter über die Sünden sein will und wieder ausgestossen wird, das Gegenstück zu ihm. In der Legende ist der heilige Christoph, der sich einen Herrn sucht, dem Teufel dient und mit Verachtung ihn verlässt, weil er vor dem Christkind erschrickt, nach diesen Sagen gebildet.

Endlich der Aufschneider; in ihm giebt sich die reine und, weil sie unverhohlen ist, schuldlose Lust an der Lüge kund. Die menschliche Einbildungskraft hat das natürliche Verlangen, einmal die Arme, so weit sie kann, auszustrecken und ungestört das grosse Messer, das alle Schranken zerschneidet, zu handhaben. In diesem Sinne ist das Märchen von dem aus dem Himmel geholten Dreschflegel gedacht; nur ein Schritt weiter ist dann das Zusammenstellen des völligen Widerspruchs und Vereinigung des Entgegengesetzten, wie im Märchen vom Schlaraffenland. Doch mögen auch in jenen wunderbaren Künsten der sechs Diener alte Riesensagen fortdauern, die nur, nachdem aller Glaube daran sich verloren hatte, in einer solchen humoristischen Weise noch dargestellt werden konnten. Wenigstens wird das Riesenwesen, ihre Sprünge, ihr Schiessen und Kugelwerfen, die sprengende Kraft ihrer Augen, ihr ungeheures Essen und Verschlingen in den alten Sagen und Liedern ganz ähnlich und in allem Ernst beschrieben.

EINLEITUNG.

KINDERWESEN UND KINDERSITTEN.

Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Zweiter Band. Mit zwei Kupfern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1819. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 12. S. III — LXVIII.

1. „Lasset die Kindlein und wehret ihnen nicht zu mir zu kommen, denn solcher ist das Himmelreich“; dieser heilige Spruch bewährt sich durch alle Zeiten, überall geht das Leben des Menschen auf, wie eine Blume, ehe sie die stechende Sonne blässt und der irdische Staub trübt, in reiner, unversehrter Farbe. Hartmann von der Aue weiss darum nicht herrlicher die Tugend einer Frau zu preisen, als wenn er ihre Worte und ihr Wesen mit dem der Kinder vergleicht. Iwein 6470 [6497 — 6503]:

si was, daz man an kinden
niemer mohte vinden
sûzzer worte noch reiner site:
si mohte da betwingen mite
eines engels gedanc,
daz er vil lihte einen wanc
durch si von himel tate.

Ein Engel wäre darum vielleicht bewogen worden, zu ihr vom Himmel herabzukommen, so wie man glaubt, dass jeden Menschen von seiner Kindheit an ein Engel begleite. Darin ist auch die Freude begründet, die wir bei dem Anblick der Kinder fühlen, dass ihre Worte und Geberden treu, wahr und lieblich sind. „Ich liege dir in deinem Herzen und thue dir in den Augen wohl“ sagt das Kind zu seiner Mutter (Winsbeckin 30) [34, 3. 4]. Gudrun spricht in einem Liede der alten Edda (II, S. 532): „so war Schwanhild (meine Tochter) in meinem Hause, wie der lieblich anzuschauende Sonnenstrahl.“

2. Rührend ist es, wenn wir die kleinen Züge aus dem Kinderleben in den alten Dichtungen schon beachtet finden. Man spielt mit Kindern, indem man sich neckend bald zeigt, bald versteckt; davon nimmt Wernher in dem Loblied auf die Jungfrau Maria ein schönes Gleichnis: der Engel, der mit ihr gesprochen und bei ihr stand (S. 106),

er verbarg ougen unde munt
sin antlutze ioh den schin;
also spilt er mit der kunigin
als man pfleit mit den kinden.

Fischart hat wohl dieses Spiel gemeint, wenn er von dem Vater spricht, der „mit dem Kind Mumels spielt", Gargantua 71a. Kinder glauben sich zu verbergen, wenn sie die Hand vor das Gesicht halten, und so sagt Tyro von Schotten Str. 33:

wan si tuot als daz kindelin,
swanne daz verdecket diu ougen sin,
so wânt ez, daz es nieman sehe.

3. Der kindischen Lust und Trauer wird oft von den Dichtern jener Zeit gedacht. „Froh wie ein Kind sitzen" ist ein bildlicher Ausdruck der Edda (sitia barnteitur. Hymisq. 2). Freidank sagt 2347 [125, 17. 18. W. Grimm S. 80^2]:

ein kint nâme ein geverbet ei
fur andre driu oder zwei

und ähnlich das Märe vom Häslein 54:

ein kint den apfel minnet
unt nâme ein ei fur des riches lant.

Im Wartburger Krieg heisst es (Str. 17 in der Maness. Sammlung): „vor Zorn muss ich zappeln, wie ein Kind, dem man das Ei versagt". Und im Wilhelm von Oranse ganz ähnlich:

— weinen so diu wip
oder als ein kint nach dem ei.

Überhaupt ist das Weinen der Kinder sprichwörtlich. Im Tristan 4097 [4294. 4295]:

er saz und weinte
als ob er ein kint wäre.

und in der Wilkina-Saga (S. 94 und 139): „das Kind soll haben, wornach es weint."

4. Sie müssen sich der Lehre unterwerfen. Alter Titurel 80 [86, 4]:

swa kint lernent uf stan nach stuolen,
die muozzen zem ersten dar kriechen.

Von Alexander und Aristoteles (in der Müller. Sammlung Bd III, 69):

der meister nam den jungen knaben
unt lerte in die buochstaben
a b c d daz tet im an dem ersten we,
als ez noch tuot den jungen,
di do sint betwungen
mit schuole-meisterscheften.

Auch die Strafe wird erwähnt. Im Reinfried von Braunschweig spricht der Riese zu dem Helden, ich will mit dir nicht streiten (Gotha. Hs. Bl. 150a):

ich wil dich lazzen riten
durch dinen tumblichen muot,
eine weiche, kranke (d. h. schwache) kindes-ruot
horte uber dinen lip!
hastu ze tunde icht, daz trip
unt bis todes vor mir fri.

Aber Walter von der Vogelweide sagt auch schon sprichwörtlich (Man. I, 106b) [87, 1. 2]:

nieman kan mit gerten
kindes zucht beherten.

d. h. mit der Ruthe (allein) kann man ein Kind nicht erziehen. —

5. Sorglos sind Kinder und leben nach augenblicklicher Lust. So heisst's im armen Heinrich 950 [949—954]:

— du tuost alse diu kint,
diu so gehes muotes sint:
swaz den komet in den muot,
es si ubel oder guot,
dazuo ist in allen gach
unt geriuwet sie sere darnach.

Nach dem Bunten und Schimmernden greifen sie zuerst, daher bei Freidank der Spruch 13 [125, 15. 16 verändert, vgl. Anhang S. 243]:

was mit varwe ist uberzogen,
da wurt ein kint vil lihte betrogen.

3688. [106, 8. 9] wo kint sint bi der gluot,
da ist not, daz man ir huot.

und Ulrich Furterer sagt im Lanzilot Str. 49:

als — kinden tuot gezemen,
den man beut einen apfel rot,
lazzen daz gold in aus den henden nemen.

Dies bezieht sich vielleicht auf die Sage von dem Brüderchen, das mit seinem Schwesterchen Schlachtens spielte, es, wie man den Schweinen thut, in die Gurgel schnitt und tödtete. Ein alter Mann zu Franecker, wo es der Sage nach geschehen ist, gab den Rath, der oberste Richter solle einen schönen rothen Apfel in die eine Hand nehmen, in die andere einen rheinischen Gulden, das Kind dann zu sich rufen und beide Hände gleich gegen dasselbe ausstrecken; nähme es den Apfel, so solle es ledig erkannt werden, nähme es aber den Gulden, so solle man es tödten. Es geschah, das Kind aber ergriff lachend den Apfel und ward von aller Strafe ledig erkannt. — Es giebt eine ganz ähnliche orientalische Sage von Moses (Rosenöhl I, 88). Pharao gewann den Findling sehr lieb, obgleich die Wahrsager ihn warnten, dies könne das Kind des neuen Gestirns sein; aber der König achtete nicht darauf, bis eines Tages der kleine Moses, den er spielend liebkoste, ihn mit einer Hand beim Bart bis zur Erde niederzog und mit der andern ihm die Krone vom Haupt schlug. Pharao, ergrimmt, will ihn umbringen lassen, die Räthe schlagen ihm aber vor, erst zu versuchen, ob das Kind schon den Gebrauch der Vernunft erlangt habe oder nicht. Es ward ihm ein Becken voll Gluth, ein anderes voll Gold hingestellt. Moses wollte zwar nach dem Golde greifen, allein der Erzengel Gabriel leitete ihm die Hand nach der Gluth, die er nach dem Munde führte. Dies entschied und Moses war diesmal gerettet. — Die Weltchronik erzählt in der Casseler Handschrift Bl. 79 b etwas abweichend: Pharao habe, spielend mit dem Kinde, ihm die Krone aufgesetzt, aber es habe sie zur Erde geworfen, so dass sie in Stücke zersprungen sei. Ein Priester habe dies als eine von Gott geschickte Vorbedeutung angesehen und, um nun zu prüfen, ob Absicht oder kindlicher Unverstand Schuld gewesen, sei dem Kind ein glühender Brand vorgehalten worden. Aber es habe kindlich

ihn angegriffen und in den Mund gesteckt, wovon es sich verbrannt, und weshalb Moses hernach gelispelt.

6. Wenn man Kindern nicht sagen will, wo man das her wisse, wornach sie fragen, so antwortet man wohl: „mein kleiner Finger hat mir's gesagt“ (auch im Französischen: „mon petit doigt me l'a dit“). Dies finden wir schon in einem altdeutschen Gedicht (Müller. Samml. Bd III Fragm. und kl. Ged. St. IX, V. 119): „min minnester vinger mirs verjach“. —

7. Wenn man Papier verbrennt, giebt man Acht, wie die Funken auf dem schwarzen Grund hin- und hergehen und nach und nach verschwinden, besonders auf den allerletzten. Man sagt, das seien die Leute, die aus der Kirche giengen, und der letzte sei der Glöckner oder der Küster, der die Thüre zuschliesse (Französisch que c'est l'abbesse qui fait coucher les nonnains).

8. Frisches Brot aus neuem Korn wird Hasenbrot genannt und der Hase hat es im Walde gebacken; es giebt auch eine Pflanze, die Hasenbrot heisst (briza media Linn.). Wenn auf den Bergen Nebel liegt, so ist es der Rauch aus seiner Küche: „der Has kocht“. Im Plattdeutschen: „de Voss badet sik“ oder: „de Voss bruet“; der Nebel heisst: „Vossbad“.

9. Aus den eddischen Liedern verdient es angeführt zu werden, wie Gudrun nach dem Verderben ihres Geschlechts und mitten im herbsten Schmerz der seligen Zeit gedenkt, wo sie mit ihrem Bruder Haugni in kindlicher Lust zusammengelebt. Atla-mál in grönlensku Str. 68:

> Alin vith upp vorom i eino husi,
> lekom leik margan ok i lundi óxom,
> gäddi ockr Grimhildur gulli ok háls-meniom.

> Wir beide wurden auferzogen in einem Hause,
> manches Spiel spielten wir, in dem Walde wurden wir gross,
> Krimhild (die Mutter) schmückte uns mit Gold und Halsbändern.

Gudrun scheint vorzugsweise ihren Bruder Haugni geliebt zu haben. Wenn sich von mehreren Geschwistern immer zwei, wie häufig geschieht, zusammenhalten und unzertrennlich sind, so pflegt man die beiden Messerchen und Gäbelchen zu

nennen. Im Plattdeutschen (nach Dähnert) heissen auch zwei zusammengewachsene Äpfel Kindappel.

10. Bei der Geburt eines Sohnes pflegt der Vater einen Baum zu pflanzen, an manchen Orten den langsam wachsenden Lebensbaum thuia occident. (Vergl. unsere Edda S. 61 Anm. und Kopenh. Edda II, S. 59 Anm.) — In Schaffhausen, wenn ein Sohn geboren ist, trägt die Magd, die ihn den Verwandten ansagt, eine weisse Schürze und zwei Sträusse, einen vor der Brust, einen andern in der Hand; wenn es ein Mädchen ist, aber nur einen. (Stalder II, 355.) — Bei der Taufe erhalten Kinder ein Geschenk von ihrem Pathen. Im heidnischen Norden geschah dies, wenn sie den Namen, meistens Zunamen erhielten, und es hiess die Nafn-festi (Namensfestigung). Als die Wahlküre Swawa den Sohn Hiorwards, der noch kein Wort gesprochen, Helge nennt, hebt er an zu reden und verlangt nun auch das Geschenk zu dem Namen. Edda II, 33. Dieselbe Sitte beschreibt die jüngere Edda Dämesaga 63 und die Heimskringla VI, 9. Vergl. auch die Thorstein Bäarm. Saga Cap. 4. Sie macht auch eine merkwürdige Stelle beim Paulus Diaconus de gestis Longob. I, 8 deutlich, wo Frea dem Wodan sagt, weil er den Langbärten einen Namen gegeben (Odin heisst bekanntlich selbst Langbardur), so müsse er ihnen auch (als Geschenk) den Sieg verleihen. — Man pflegt heutzutage dem Kind etwas zu schenken, wenn es die ersten Kleider, Schuhe trägt usw. Eine uralte Sitte ist das Geschenk des Vaters bei dem ersten Zahn, im Nordischen hiess es Tann-Fé und im Grimnismal Str. 5 wird gesagt, dass Freyr seinen Sitz Alfheim als Zahngeschenk von den Göttern erhalten habe.

11. Kinderspiele. Die Kindheit selbst wird damit bezeichnet. Hartmann von der Aue sagt Manesse I, 179a [Lieder 4, 25—27 Haupt]:

> mir hat ein wip genade widerseit,
> der ich gedienet han mit stetekeit
> sit der stunde, daz ich uf mime stabe reit.

Lichtenstein (Frauendienst von Tieck S. 2) noch so dumm als

ein Kind, das auf Gerten reiten will. — Auch des Kriegspiels wird gedacht; im Titurel Str. 80 [86, 1. 2]:

swenn andriu kint diu iungen
ze velt unt an den strazzen
punierten unde rungen,
durch sende not so must er daz nu lazzen.

Konrad von Würzburg beschreibt die Jugend des Paris im Trojanischen Krieg 612:

swenne er unt ander hirtelin,
die sine gesellen waren,
ir spils begonden varen,
so tůt er ie daz beste
unt was so tugendveste,
daz man in lobte denne.
si waren etswenne
mit strite sament gemeinlich,
also daz si do teilten sich
unt machten krieges parte,
so was er ein gries-warte
unt ein guot richter under in;
wan swer den sig do fuorte hin,
dem satzte er uf sin houbet
ein schapel wol geloubet,
damit er in do kronte
unt im der tugende lonte,
daz er so fromeklichen streit.

Das Spiel mit drei oder fünf kleinen Steinen, wovon einer aufgeworfen und, während dieser fliegt, die übrigen zusammengestrichen und in die Hand genommen werden, um jenen damit aufzufangen, findet sich überall und ist gewiss uralt [1]). — Ein altes Spiel sind auch die kleinen Windmühlen, zwei Querhölzer mit vier Flügeln, an einem längern Stock befestigt, der in der Hand gehalten wird. Geht kein Wind, so wird gelaufen, und der daraus entstehende Zug treibt die Flügel herum. Zwei Knaben mit diesem Spielwerk findet man

[1]) Niebuhr sah es bei den Kindern am Euphrat zwischen Vasra und Helle. Es heisst bei den Arabern Lakud. Er macht dabei die Bemerkung: „die Spiele der Bauernkinder scheinen in der ganzen Welt dieselbigen zu sein." Reise nach Arabien I, 171. Clarke fand dieses Spiel in ganz Russland wieder und gedenkt einer griechischen Vase, auf welcher es abgebildet ist. Reise durch Russland S. 196 (bei Bertuch).

z. B. in einem in Holz geschnittenen Anfangsbuchstab zu dem chronicon Freculphi Lexovicensis episcopi ed. 1539. Tom. II. L. V, fol. CXLVIIIb. — Bei Hans Sachs Kempt. Ausg. I, S. 465 findet sich folgende Stelle:

willt du bei guten Leuten sitzen
für alle Kürzweil Linsen spitzen
gleich wie ein Kind bei einem Jahr?

Was heisst das? —

Über die Kinderspiele im Norden hat Sk. Th. Thorlacius antiquitt. boreal. spec. IV, p. 237 viel Schätzbares zusammengestellt [1]). Nachzutragen ist ein eigenthümlicher Zug in der Floamanna-Sage (nach der Übersetzung ins Dänische von B. Thorlacius S. 53. 54), welcher zeigt, wie früh schon bei Kindern in dem heidnischen Norden die Achtung vor ungezähmter Naturkraft geweckt war. Als Thorgil, der Held dieser Sage, fünf Jahr alt war, wollte er mit bei einem Knabenspiel sein. Die andern weisen ihn ab, weil sie festgesetzt hatten: „dass der nur Theil an ihren Spielen nehmen dürfe, der schon ein lebendes Thier umgebracht“. Thorgil, missvergnügt darüber, sticht in der Nacht ein Pferd todt, um die Bedingung zu erfüllen. Man vergleiche des Tacitus bekannte Stelle von dem eisernen Ring, den die jungen Chatten tragen mussten und nicht eher ablegen durften, bis sie einen Feind erlegt.

12. Einzelne Spiele.

Der Wolf und die Schafe. Eins macht den Schäfer, eins den Wolf und mehrere die Schafe. Der Schäfer spricht: „Schaap, Schaap kamt to Huus.“ — Die Schafe antworten: „wi drövt (wir dürfen) nig!“ — „Worum nig?“ — „Dar steit

[1]) Ossian gedenkt auch der Kinderspiele seines Volkes: wie die Distel ein Hirsch, die wandernde Samenwolle ein Reh war (Gall Alterthümer I, S. 51). Rührend ist, wenn der sterbende Curach zum Ossian sagt (S. 303): „gieb dieses Schwert (einst) meinem Sohne! In dem grünen, binsenreichen Thale von Sliruth verfolgt er (jetzt noch ein Kind) die Samenwolle, die auf dem Fittich der scherzenden Geister fliegt. Der Schall des fallenden Wassers dringt zu des Knaben Ohr. Ich höre, sagt er, die Schritte meines Vaters. Mit dem ungleichen Schritt der Freude läuft er mich zu treffen, aber er sieht den grauen Strom. Kehre zurück, mein Kind, und verfolge deine Samenvögelchen, mein Auge wird vor Freude schimmern, wenn ich dich von meiner schwebenden Wolke erblicke.“

en grooten Wulf vor de Dör.“ — „Wat deit he?“ — „Slippt Messen.“ — „Wat will he damit doon?“ — „He will uns all de Keel afsnieden.“ Der Schäfer sucht die Schafe zu schützen, aber der Wolf fängt doch endlich eins, welches hernach an die Stelle des Wolfs tritt. (Schütze Holstein. Idiotikon I, 261. IV, 17.) — Kätzchen und Mäuschen. Ist jenem ähnlich. Die Katze steht in einem Kreis, die Maus haussen, die Katze will immer heraus, der Kreis aber hält fest zusammen und singt:

„Mäuschen, lass dich nicht erwischen,
spring über Bänk und Tische:
husch! Mäuschen, husch!“

Bricht die Katze doch durch den Kreis, so wird das Mäuschen hereingelassen und der Katze der Zugang versperrt, bis ihr endlich gelingt, das Mäuschen zu fangen. — Vom Berg ziehen. Einer steht oben auf dem Hügel, die andern unten suchen ihn herabzuziehen und seinen Platz zu erhalten, dagegen wehrt er sich. Dabei wird gesungen:

„O Barg (Berg) min!“
„Wo lange is he din?“
„Hüt oder morgen.“
„Scheer heraf, lat der mi vör sorgen!“

Im Holsteinischen (Schütze III, 101), doch auch anderwärts üblich. — Erbsenspiel. „Gieb mir eine Erbse.“ — „Ich hab keine.“ — „Geh zum Müller und hol dir eine.“ — „Er giebt mir keine.“ — „So such dir eine.“ — „Ich finde keine.“ — „So blas ich dich.“ — „So wehr ich mich.“ — Nun blasen sich die Kinder ins Gesicht, wer es am längsten, ohne zu lachen, aushält, bekommt von dem andern eine Erbse. — Ringelreihe (plattd. Kringelkranz). Die Kinder fassen sich bei den Händen und tanzen im Kreis, dabei wird ein Lied gesungen, und wenn die Worte: „sitzt nieder!“ vorkommen, so setzen sie sich plötzlich und stehen wieder auf. Das Lied ist:

Ringel, Ringel, Reihe!
Sind der Kinder dreie,
sitzen auf dem Holderbusch,
schreien alle: musch! musch! musch!
Sitzt nieder!

Es sitzt'ne Frau im Ringelein
mit sieben kleinen Kinderlein.
Was essens gern? „Fischelein",
Was trinkens gern? „rothen Wein."
Sitzt nieder!

Königstöchterlein. Ein Mädchen setzt sich in die Mitte und zieht sein Röckchen über den Kopf in die Höhe, die andern Kinder stehen rings herum und halten den Rock. Eins geht um den Kreis und fragt:

„Ringel, Ringel, Thale ringen,
wer sitzt in diesem Thurm drinnen?"

Das Mädchen antwortet:

„Königs-Königstöchterlein!" —
„Darf man sie auch anschauen?" —
„Nein, der Thurm ist gar zu hoch,
du musst einen Stein abhauen."

Nun schlägt es auf eine Hand, die den Rock muss fallen lassen. Dann geht die Frage von neuem an. Sind alle Steine herunter, so springt das Königstöchterlein auf und den übrigen, die davon laufen, nach. Wen es erhascht, der muss in den Thurm. — Der Reim lautet auch so:

„Zink, zink, Tellerlein,
da sitzt des Königs Töchterlein
in einem hohen, tiefen Thurm;
wer's will sehen, muss die Stange brechen!"

Blinde Kuh oder blinde Maus. Einem werden die Augen verbunden, und so sucht er einen andern in einem bestimmten Umfang zu haschen, der dann an seine Stelle kommt. Im Anfang wird er von einem im Kreis herumgeführt, damit er nicht weiss, an welchem Ort er steht; dabei ist im Holsteinischen folgendes Gespräch üblich (Schütze I, 115). Der Führer fragt: „Blinde Ko, ik leide di." — Der Blinde: „woneem hen?" — „Na'n Bullenstall." — „Wat sall'k da doon?" — „Klütjen (Klösse) un söt Melk eeten." — „Ik heff keen Lepel." — „Nimm en Schüffel (Schaufel)." — „Ik heff keen Schüffel." — „Nimm en Tüffel (Pantoffel)." — „Ik heff keen Tüffel." — „Sü to, wo du een krigst." Hier lässt der Führer die blinde Kuh laufen. — Fischart Gargantua S. 166a gedenkt dieses Spiels. Es wird auch so gespielt, dass der Blinde mit einem

Stock in der Hand mitten in einem Kreis steht, der um ihn tanzt. Stösst er mit dem Stock auf die Erde, so muss alles still stehen, er rührt darauf einen an und hält ihm den Stock hin, dabei pfeift oder brummt er. Jener muss den Stock fassen und den Laut nachahmen, der Blinde aber sucht ihn, nachdem der Laut dreimal wiederholt ist, an der gewöhnlich verstellten Stimme zu errathen. — Fischerspiel. Einer ist Fischer, die andern sind Fische. Der Fischer spricht: „ich fische, ich fische in meines Herrn Teich, ich habe die ganze Nacht gefischt und habe nichts gefangen als einen Weissfisch“, oder welchen Namen er will. Der Genannte steht auf und spricht: „ich dachte, es wär' ein Hecht gewesen“, und nennt immer andere Fische, der Fischer muss antworten und darf nicht ja oder nein sagen. Fischart Gargantua S. 165b gedenkt schon dieses Spieles, ähnliche giebt es mehrere, z. B. die Kinder stellen Getreide vor, einer hat aber ein Täubchen und spricht: „ich lasse mein Täubchen fliegen in Gerste“. Nun antwortet die Gerste: „nein, in Hafer“ usw. — Der Fuchs geht herum. Die Kinder stellen sich in einen Kreis, halten die beiden Hände auf den Rücken und stecken die Köpfe zusammen. Einer geht um den Kreis, hat ein zusammengewundenes Tuch in der Hand und spricht:

„Sieh dich nicht um,
der Fuchs geht herum!“

Wer sich gegen das Verbot umsieht, erhält einen Schlag auf den Rücken. Der Fuchs giebt nun einem das Tuch in die Hand, der seinen rechten Nebenmann so lang damit jagt und schlägt, bis dieser um den Kreis herum wieder zu seinem vorigen Platz gelangt ist. Dafür wird der Geschlagene der Fuchs[1]). — Etwas anders kommt das Spiel im Holsteinischen vor (Schütze II, 52). Der herumgeht, spricht:

„De Goos (Gans), de Goos, de leggt dat Ei,
un wenn et fallt, so fallt et twi!“

und lässt das Tuch hinter einem fallen. Räth es dieser, d. h. sieht er sich um und es trifft zu, so ist das Umgehen an ihm,

[1]) Auf ein ähnliches Spiel scheint Shakspeare im Hamlet IV, 2 hinzudeuten, wo es heisst: hide fox and all after!

und jener nimmt seinen Platz im Kreis ein. Dreht er sich aber um und das Ei liegt nicht hinter ihm, so bekommt er Schläge oder giebt ein Pfand. — Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg! Ein Hölzchen wird angezündet, und einer reicht es dem andern, indem er dazu spricht:

„Stirbt der Fuchs,
so gilt der Balg,
lebt er lang,
so wird er alt,
frisst er viel,
so wird er dick
und zuletzt gar ungeschickt."

So lang das Hölzchen brennt, lebt der Fuchs, bei wem er stirbt, der muss die bestimmte Strafe geben. — Flederwisch. Die Kinder sitzen um einen Tisch, unter dessen Platte ein Bindfaden herumgeht, an welchem ein Flederwisch hängt. Jeder hält den Faden mit beiden Händen und schiebt ihn fort, dabei wird gesungen:

Flederwischchen, Flederwischchen,
gucke nur nicht übers Tischchen!

Ist das dreimal gesungen, so wird still gehalten, und bei welchem sich dann das Flederwischchen findet, der muss die bestimmte Strafe geben. — Der Baum. Eins ist Rechenmeister, eins giebt Acht, die andern sind Zahlen. Der Rechenmeister spricht:

„Auf einem meiner Bäume,
den ich hab daheime,
hab ich eins, zwei, drei Blätter.
Auf dem dritten Blatt war eine Schnecke,
die hatte ein Haus zur Decke,
die kroch unter drei, vier Zweige,
sie wollte sitzen treige (träge).
Mit ihren zwei Hörnern
kroch sie auf zwei Dörner,
und da kamen behende
fünf, sechs, sieben Hände
und nahmen die Schnecke
mit fünf (mit zehn) Fingern hinweg.

Die Zahlen sind willkürlich, der Rechenmeister kann nur eine oder mehrere, auch zusammengesetzte nennen. Die aber

genannt werden, müssen aufstehen und sich vor ihm neigen. Jener, der Acht giebt, muss die Strafe einsammeln, wenn der Rechenmeister eine Zahl nennt, die nicht da ist, oder wenn eine, die genannt ist, nicht aufsteht, oder wenn eine falsche aufsteht. — Alle Vögel fliegen. Die Kinder sind Vögel, sitzen um einen Tisch und legen die beiden Zeigefinger auf den Tisch. Einer ist der Meister und spricht: „alle Vögel fliegen!" und hebt die Finger in die Höhe, worauf alle die Finger in die Höhe heben und fliegen. Dann nennt er einen Vogel, der zugegen ist, Lerche, Elster usw. und fliegt, und der genannte Vogel fliegt mit, nennt er aber einen, der nicht zugegen ist, oder ein Thier, das nicht fliegt, wobei er jedoch, um die andern zu irren, die Hände in die Höh hebt, und die andern thun es ihm nach, so sind sie in Strafe verfallen. — Buk, sta vast un wipper nig! Einer als Bock steht gebückt, die Hände auf dem Knie, und die andern springen über ihn her (Dähnert Pommer. Idiotikon und das Bremische Wörterbuch). Ein ähnliches Spiel heisst in Frankreich cheval fondu, jeder sucht auf den Rücken des Gebückten zu springen, wer nicht herabrutscht und sitzen bleibt, klatscht mit den Händen. — Wo ist gut Bier feil? Jedes von den Kindern erhält einen bestimmten Platz (gewöhnlich wird es unter Bäumen gespielt) bis auf eins, das durch Abzählen übrig bleibt [1]). Dieser muss herum gehen und obige Frage an einen richten, er erhält dann zur Antwort: „bei meinem nächsten Nachbar". Während der Zeit wechseln die übrigen ihren Stand, und der Fragende muss sehen, dass er zu einem der verlassenen Plätze gelangt, worauf der Übrigbleibende an seine Stelle kommt. — Ähnlich ist das

[1]) Die beim Abzählen üblichen Reime und Lieder stehen im Anhang zum Wunderhorn S. 84. 88—91. Und in den Dichtungen aus der Kinderwelt S. 82 ff. 8 auch das Märchen N. 141. In Hessen haben die Kinder auch einen ganz kurzen Spruch dafür:

> Wenn ein Ritter will sein Pferd beschlagen,
> Wie viel Nägel muss er haben?
> Drei oder viere!

Es wird natürlich immer nach Silben, nicht nach Wörtern abgezählt; auf jeden fällt eine Silbe.

Klingelspiel. Die Kinder sitzen in einem Kreis und singen:

> Sa, sa, sa,
> der Wirth ist nicht zu Hause,
> wenn er wird nach Hause kommen,
> wird er wohl geklingelt kommen!

Jetzt klingelt einer mit der Schelle, worauf alle die Plätze wechseln müssen und der Klingelnde sich einzuschieben sucht. — Die Kitz. Jedes Kind giebt von seinen Nüssen, bis ein grosser Haufen davon auf dem Tisch liegt. Dann geht eins hinaus, die übrigen wählen unter den Nüssen eine, welche die Kitz (Katze) heisst. Ist dies geschehen, so wird jenes herein gerufen; es darf so lange Nüsse von dem Haufen wegnehmen, bis es auf die bestimmte trifft, so wie es die angreift, rufen alle mit grossem Geschrei: die Kitz! — Das Kruscheln, in der Schweiz üblich (Stalder II, S. 138.) Kleine Münze wird in Krusch (Kleie) versteckt, und hernach bildet man aus der ganzen Masse so viel Häufchen, als Kinder dabei sind. Bei solchen Glücksspielen sagen die Knaben im Holsteinischen (Schütze III, 30), wenn es nur noch auf die letzte Entscheidung ankommt:

> „de letzte Hand
> klopft an de Wand,
> de werd mi nig verlaten!"

Ringe schnellen. Ein altes Kinderspiel, dessen Wolfram von Eschilbach im Parcifal gedenkt:

> 10980 [368, 10—12] ame hove er sine tohter vant
> unt des burcgraven töhterlin,
> diu zwei diu snalten vingerlin.

Vielleicht waren es Reife, die eins dem andern mit einer schwanken Gerte zuschnellte; ein noch heute bekanntes Spiel. — Das Ballspiel, ist weit verbreitet und mannigfaltig. Die alten Dichter sahen es als ein Zeichen des Frühlings an, und Walter spricht [39, 4. 5]: „wenn ich die Mägdlein auf der Strasse sehe den Ball werfen, so kommt uns der Vögelein Schall"; und Nithart (Maness. II, 79a) [XL, 25—XLI, 2 Haupt]:

> es wirfet der jungen vil
> uf der strazen ein bal;
> dast des sumers erstez spiel.

Die Mägdlein spielen auch mit (vgl. Stanheim Maness. II, 56, die megde wurfen ouch den bal), und Nithart sagt weiter [XLII, 6—11]:

wi si toben!
swenne er den bal werfen soll, sost in wol,
wan er welt, wem er den bal dur die lüfte sende,
sie biutent im ir hende,

hernach [19. 20]:

swelhiu den bal kan bejagen,
diu sol lop ze vorderst tragen.

Und einer ruft: „wirf mir her, ich wirfe dir wider.“ Walter sagt auch gleichnisweise Maness. I, 126b [79, 34]:

swer mich ufhebt in balles wis.

Im Westerwald theilt sich eine Anzahl Knaben in zwei Theile, welche auf einer Ebene von wenigstens 150 Schritten auf beiden Seiten Endpunkte annehmen. Jeder Theil sucht nun einen gemeinschaftlichen runden Baumknorren mit einem sogenannten Saustecken (der von Dorn oder Hasel, unten krumm sein und einen Knopf haben muss) über den Endpunkt der andern Partei zu schleudern. (Schmidt Westerwäld. Idiotikon) [1]. Im Märchen vom Froschkönig (Nr. I) spielt die Königstochter mit einer goldnen Kugel.

13. Viel stätige Sitte ist noch in andern Vergnügungen der Kinder. Das schöne, bunt punktirte Marienwürmchen setzen sie auf die Fingerspitzen und lassen es auf- und abkriechen, bis es fort fliegt. Dabei singen sie:

Marienwürmchen, fliege weg! fliege weg!
dein Häuschen brennt! die Kinder schrein!

Ein ganzes Lied theilt das Wunderhorn I, 235 mit. Die Northern Antiquities I, 322 bemerken dieselbe Sitte in England und selbst den Reim:

Lady-bird, lady-bird, fly and begone!
your house is a-sire and your children at home!

Ein ähnliches Liedchen wird gesungen, wenn ein Maikäfer, der an einen Faden gebunden ist, auffliegen soll:

[1]) Ähnlich ist das schottische Golfspiel, nur ausgebildeter. Ausführlich beschrieben in einer Reise durch Schottland, übers. von Soltau I, 90. ff.

Maikäferchen, flieg!
dein Vater ist im Krieg,
deine Mutter ist im Vaterland,
das Vaterland ist abgebrannt!
Maikäferchen, Maikäferchen, fliege weg!
dein Häuschen brennt,
dein Mütterchen flennt,
dein Vater sitzt auf der Schwelle:
fliegt in Himmel aus der Hölle!

Soll eine Schnecke die Fühlhörner herausstrecken, so wird sie mit folgenden Worten dazu gereizt:

Schneck im Haus,
streck die Hörner raus!
werf' ich dich in Graben,
fressen dich die Raben;
hol' ich dich heraus,
frisst dich die Maus,
Schneck im Haus!

Im Holsteinischen (Schütze IV, 144):

Sniggenhuus!
stik din veer, fief Hörner ut,
vullt du se nig utsteeken,
so willk din Huus terbreeken.
Sniggenhuus!

Im Wunderhorn Anhang S. 81 steht noch ein anderes Liedchen. — Dem fliegenden Storch wird nachgerufen:

Storch, Storch, Steinel,
mit dem langen Beinel,
flieg in das Bäckerhaus,
hol mir einen warmen Weck heraus!

Die jungen Katzen werden von den Kindern geneckt, indem sie ihnen ein Reis, einen Halm vorhalten und sie auf diese Art hin und her locken. Im Oranse wird daher ein Gleichnis genommen:

ir liebe ist ein katzenspiel,
si ziuchet unt zuckit,
glich der den halm ruckit
dur schimpf den jungen katzen vor.

Bruder Wernher (Maness. II, 163a) wirft der Welt vor, der er folgen müsse:

du ziuhest mir den halm
als einer jungen katzen vor

und in Püterichs Ehrenbrief heisst es von Montevillas Grabstein Str. 134:

Dem helm ob ein mörkhaz (Mohrkatze) sas,
dargegen ain sy zugen den khazen-knebl,
samb thun zu hof die pueben
vill dikh das spill, das ainer fellt auf dem gebl.

Mancherlei Spiele giebt's mit Pflanzen und Blumen. Aus den Stielen der gelben Cichorienblüthe werden Ringe und Ketten gemacht, oder sie werden bis zur Hälfte vierfach gespalten und in einen Brunnen gelegt, worauf sich das Gespaltene zusammenzieht und das Ansehen einer Hyacinthenglocke bekommt. — Die gelben Butterblumen hält man ans Kinn, und der gelbe Widerschein bedeutet, dass man gern Butter isst. — Die Näpfchen der Eicheln mit den Stielen daran werden nach den verschiedenen Formen abgetheilt und als Soldaten aufgestellt. Überhaupt aus Stielen und Stengeln machen sich Kinder ihre Waffen, Spiesse und Pfeile und schon bei Notker 63, 8 heisst es von ihnen: diu uzer stengelen iro scoz machont". — Aus der abgezogenen Weidenrinde schneiden sich die Knaben Pfeifen. Um sie unverletzt vom Holz zu lösen, klopfen sie den Zweig auf den Knien und singen dazu taktmässig:

Fabian, Sebastian,
lat mi de Weidenflöt afgahn!

Am Tage dieses Heiligen soll der Saft in die Bäume treten. (S. Voss Idylle V, V. 179.)

14. Noch haben die Knaben besondere Belustigungen, die sich gewöhnlich nach den Jahrszeiten richten. Im Frühjahr bei der zuerst warm scheinenden Sonne werden diejenigen vorgenommen, die besondere Bewegung des Körpers erfordern. Der Kreisel von der Peitsche herumgetrieben ist ein altes Spiel; schon im Parcifal kommt es vor:

4469 [150, 16—18] hie diu geisel, dort der topf[1])
laz kint in umbe triben,
so lobt manz vor den wiben.

[1]) topf ist der Kreisel (noch gebräuchlich in Dilltopf); engl. top, franz. toupie.

Und ein Ausdruck bei Reimar dem Alten (Maness. I, 80b) ist wahrscheinlich darnach zu erklären: „so wenent topfknaben wislichen tuon“, dumme Knaben, die mit dem Kreisel spielen, dünken sich weise, kluge Leute. — Scherben auf dem Wasser tanzen lassen, welchem der abprallende Stein am meisten Sprünge thut, der ist der Sieger. Ein uraltes, weit verbreitetes Spiel. Die Griechen kannten es unter dem Namen ἐποστρακισμός (s. Meursii Graecia ludibunda); engl. Shipping, dänisch: at slaae Plåder (Thorlacius antiq. boreal. sp. IV, 237), franz. faire des ricochets. Die äusserst mannigfachen bildlichen Ausdrücke, die in Deutschland üblich sind, verdienten einmal vollständig zusammengestellt zu werden (einen Theil findet man im Morgenblatt 1816, No. 16—19), sie sind fast immer von der hüpfenden Bewegung des flachen Steins genommen, z. B. die Braut führen, die Braut, die Jungfrau schlagen (in Hessen), weil diese nämlich lustig tanzt und hüpft. So auch das Bäuerlein lösen; ferner im katholischen Schwaben: die liebe Frau lösen, Wasserjungfern, das Wassertäucherlein machen, Frösche werfen oder: Brot schneiden, Butterbrod streichen, und die einzelnen Ausdrücke: pflinzern, plätschern, schiffeln, stelzeln usw. — Tatze, Dotze heisst in der Schweiz das allgemein verbreitete Kinderspiel, wo wechselsweise einer mit den zwei ersten Fingern auf die nämlichen Finger des andern schlägt (Stalder). — Im Herbst, wenn die Winde beständig sind, und in den freien abgeernteten Feldern kommt die Reihe an die fliegenden Drachen; auch mit dem abgefallenen Laub giebt's Belustigung, einer z. B. lässt sich von den übrigen hinein begraben und ganz verhüllen. Für den Winter bleiben die Schneeballen und Schneemänner, das Abdrücken der Gestalt in den Schnee (s. Bronners Leben I, 118).

15. Auch eigene Loose, sortes, haben die Kinder, um das Zukünftige zu erfahren. Bei den alten Dichtern finden wir das Halmmessen, die Art und Weise dabei ist nicht ganz deutlich, wahrscheinlich wurden die Knoten des Halms berücksichtigt, so dass der eine Zwischenraum bejahte, der andere ver-

neinte. Walter von der Vogelweide (Maness. I, 140 b) [1) [66, 5—12] sagt:

mich hat ein halm gemachet fro,
er giht, ich sule gnade vinden.
ich maz daz selbe kleine stro,
als ich hie vor gesach bi den kinden.
höret unde merket, ob siz denne tuo;
sine tuot, si tuot! sine tuot, si tuot! sine tuot, si tuot!
swie dike ich also maz, so was ie daz ende guot;
da höret ouch geloube zuo.

Und der Misenere (Alt Meister-Gesangbuch S. 43):

weiz aber ein man, ob ich noch rechte milte muge irwecken?
ich tuon, ich entuon! ich tuon, ich entuon! (trostet baz ir werden recken!)
ich tuon, ich entuon! ich mezze ein halm zuo lange [2]):
waz geschen ist, daz weiz man wol, was ez offenbare gemeine,
waz noch geschen sol, wer weiz daz? nieman wenne Got alters eine.

Vielleicht hangt damit zusammen das noch heute übliche Kurz-oder-lang-ziehen, wer das kurze Stück bekommt, hat verloren. (Daher sich auch die Redensart: den kürzern ziehen erklärt.) Gewöhnlich werden zwei ungleiche Stückchen von einem Halm dazu von den Kindern genommen, weshalb man auch wohl bloss sagt: den Halm ziehen, wie schon unter den Spielen bei Fischart Gargantua S. 169 „das Hälmlein ziehen“. — Einen Kranz knüpfen. Eins hält eine Anzahl, meist fünf, Stiele oder Binsen in der Mitte zusammen, das andere verknüpft sie oben und unten nach Gutdünken; zeigt sich zuletzt, dass gerade ein Kranz daraus geworden, so trifft ein, was man sich in den Sinn genommen hat. — Bekannt ist das Zupfen der weissen Sternblume, es werden fünf Blätter nach einander ausgezogen, dabei folgende Worte gesprochen: „du liebst mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein

[1]) Dieselbe Strophe kommt auch jedoch nur sechszeilig und mit einigen Abweichungen S. 122 b vor, doch hat sie gerade die entscheidenden Worte „sie thut's nicht! sie thut's!“ richtiger gestellt, und darnach ist die Zeile hier, die mit der Bejahung anfieng und der Verneinung schloss, verbessert.

[2]) Der Dichter sagt: ich beschäftige mich zu lange mit der vergeblichen Arbeit. Nur Gott allein weiss die Zukunft.

wenig, gar nicht!“ und dann wird wieder von vorn angefangen, bis das letzte Blättchen auf einen von jenen Aussprüchen fällt, der dann das Wahre verkündigt.

16. Kinderfeste.

Die heiligen drei Könige. Sie erscheinen am 6. Januar, wo sonst die morgenländische Kirche die Geburt Christi feierte; doch schon früher in unserer Weihnachtzeit ziehen drei Knaben, als die heiligen drei Könige verkleidet, umher. Gewöhnlich haben sie nur ein weisses Hemd übergethan, einen Gürtel um den Leib und eine Krone von Goldpapier auf dem Kopf; einer hat sich als Mohr Gesicht und Hände geschwärzt. Sie lassen in einem kleinen Kästchen, über dem der Stern steht und das auf einer Stange in die Höhe gehalten wird, das Christkind in der Krippe, die Anbetung der Hirten usw. sehen. Die Vorstellungen sind beweglich und werden herumgedreht, einer beleuchtet sie mit der Laterne. Sie heissen daher auch die Sterndreher. Dabei wünschen sie in einem besonderen Spruche Glück zum neuen Jahr. Im Anhang des Wunderhorns S. 30 steht ihr Lied, hier in Hessen wird es mit einigen Abänderungen gesungen:

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch
und in der Mitte einen gebratenen Fisch,
auf alle Ecken ein Glas mit Wein;
da können die Herrn frei lustig bei sein,
frei lustig bei sein und immerdar,
wir wünschen dem Herrn ein fröhlich Neujahr.
Wir wünschen dem Bursch ein neues Kleid
und über das Jahr ein junges Weib.
Wir wünschen der Jungfer einen goldnen Ring
und über das Jahr ein kleines Kind;
ein kleines Kind, ein grosser Gott,
der kann uns helfen aus aller Noth.

Fastnachtdienstag. Im Neckarthal gehen die Knaben mit papiernen Kappen auf dem Kopf und hölzernem Säbel an der Seite, oft auch mit Schnurrbärten, im Dorfe von Haus zu Haus und singen so lange:

„Eier raus, Eier raus,
der Marder ist im Hühnerhaus!“

bis sie einige erhalten, die sie Abends verzehren oder verkaufen. (Badische Wochenschrift 1807. No. 12.) In Hamburg singen die Kinder:

„Is düt nig Fastlabendfest?
lustig sünd de Buuren,
lustig sünd de Börger overall,
lustig sünd de Swien im Stall!"

Schütze Holst. Id. III, 60. — Im Mecklenburgischen bringen arme Kinder den reichern einen grünen Strauss in das Haus, welcher der grüne Fastelabendbusch heisst, oder sie sagen:

„Ich bring zum Fastelabend einen grünen Busch,
habt ihr nicht Eier, so gebt mir Wurst!"

wofür sie eine kleine Gabe empfangen. Sonst trugen sie lange mit grünem Laub umwundene Stecken herum. (Lübbert Fastnachtsteufel S. 6.) Auch schlagen sie sich mit Ruthen, wie zu Ostern in Schlesien geschieht (Schmidt Fastelabendsgebräuche). Überhaupt fällt dieses Fest mit der Sommerverkündigung zusammen. Im Unter-Engadin in der Schweiz gehen am ersten März die Knaben mit Schellen behängt von Haus zu Haus um den Heustock herum, als wollten sie ihn einsegnen, und erhalten dafür eine Gabe.

Das Gregoriusfest. Ein Schulfest, das auf den 12. März, den Gregoriustag, fällt, doch auch später im April gefeiert wird; die Landesgesetze schränken es immer mehr ein oder haben es ganz aufgehoben. Nachricht davon giebt M. Andr. Weber origo festi Gregor. Helmstad. 1714 und Joh. Caspar Wetzel in der Vorrede zu H. Müllers hymnologia sacra. — Aus den Schülern wird einer zum Bischof gewählt und zwei andere zu Pfarrern. Diese drei erhalten eine angemessene Kleidung, die übrigen Schüler gehen in ihrer gewöhnlichen Kleidung, nur die kleinern werden phantastisch ausgeputzt mit Federbüschen und Bändern und tragen Fahnen und Degen, auf welche nach Denis Lesefrüchten I, 129 auch wohl Limonen gesteckt wurden. Der Zug geht in Begleitung der ordentlichen Lehrer unter dem feierlichen Geläute der Glocken nach der Kirche. Dort setzen sich der Bischof und seine zwei Untergeistlichen vor den Altar auf drei Stühle und machen beständig

seltsame und lächerliche Geberden. Der ordentliche Prediger hält eine Rede; sobald er fertig ist, wird ein Gregoriuslied angestimmt und nun spricht oder vielmehr agirt der Bischof die Bischofspredigt, die gewöhnlich in Reimen abgefasst ist. Darauf besteigt er sein Pferd, die Untergeistlichen gehen neben ihm zu Fuss, und das Umsingen durch die ganze Stadt hebt an. Die ältern Schüler singen, die jüngern, in Apostel, Heilige, Engel, Könige, Priester, Edelleute, Schneider, Narren und Heiden verkleidet, sammeln an allen Thüren Geschenke ein. Dem Bischof werden zwei Maien, Zuckerbäume und Stangen mit Pretzeln und Bändern vorgetragen. Die Lehrer folgen dem Zug und erhalten dafür eine Pretzel und Geldgabe. Abends giebt der Bischof oder sein Vater einen Schmaus. — Tob. Petermann gab 1654 zu Dresden zwölf christliche Lieder auf dies Fest heraus, doch ist kein eigentliches Volkslied darunter.

Sommerverkündigung. Frühlingsanfang oder der heilige Sonntag zu Mittfasten, Lätare Jerusalem, der Rosensonntag wird (nach der alten Ansicht, die das Jahr nur in Winter und Sommer abtheilt) auch der Sommertag genannt und von den Kindern, Knaben und Mädchen, gefeiert. In der Pfalz und den umliegenden Gegenden gehen sie an diesem Tag auf den Gassen herum mit hölzernen farbigen Stäben, an welchen eine mit Bändern geschmückte Pretzel hängt, und singen von Haus zu Haus den Sommer an, worüber sich jedermann freut und wofür sie etwas erhalten. Das Lied steht im Anhang zum Wunderhorn S. 39. 40 und abweichend im Morgenblatt 1819. No. 171. Noch kennen wir es nach mündlicher Überlieferung aus Gernsheim im Darmstädtschen, wo es anhebt:

Stab aus!
dem Winter gehn die Augen aus,
Veilchen, Rosenblumen!
holen wir den Sommer,
schicken wir den Winter übern Rhein;
bringt uns guten, kühlen Wein!

Wird den Kindern nichts gereicht, so singen sie:

der Fuchs der kriecht ins Hühnerhaus
und frisst die Eier alle aus!

Auch gehen oft zwei erwachsene junge Bursche in einer Verkleidung herum, indem einer den Sommer, der andere den Winter vorstellt. Sie kämpfen mit einander und der Winter verliert. Man erinnere sich dabei, wie häufig die Minnesänger den Kampf zwischen Sommer und Winter beschreiben. Im Kraichgau tragen die Mädchen bei diesem Fest einen mit Immergrün umwundenen Reif auf einem Stecken, an diesem hangen kleine Spiegel, Goldflitter und Pretzeln. Die Knaben aber tragen viele solcher Kränze, nur kleiner, an ihren Stecken und geben immer einen als Gegengabe in jedem Hause ab, wo sie für ihren Gesang Geld, Eier, Schmalz oder Mehl erhalten. Dieser Kranz wird mitten in der Stube über dem Tisch an einem Faden aufgehängt und bleibt, bis er im nächsten Jahr durch einen frischen abgelöst wird. Durch die aufziehende Ofenwärme bewegt sich der Kranz zuweilen, dann sagen die Kinder, das bedeute etwas Gutes; kommt aber eine Hexe in die Stube, so sagt man, stehe der Kranz still. — In Schlesien war es sonst an diesem Tage allgemeine Sitte, den Tod auszutreiben, sie hat sich jetzt nur noch auf dem Land und in kleinern Städten erhalten. Es wurde ein Bild von alten Lumpen mit eigenen Gesängen durch die Stadt getragen und zuletzt ins Wasser geworfen (Henelii Silesiographia renov. II, p. 11). Jetzt gehen die Kinder mit geschmückten Tannen- oder Fichtenzweigen, wie es heisst: zum Sommer, nämlich von Haus zu Haus umher und singen:

wir haben den Tod hinausgetrieben
und bringen den lieben Sommer wieder,
den Sommer und auch den Maie:
der Blümelein sind mancherleie!

Oder:

Kleene Fischel, kleene
schwimmen uf em Teiche,
rothe Rosen, rothe
stehen uf em Stengel!
der Herr is schön, der Herr is schön,
die Frow is wie a Engel.

Sie erhalten dafür Pretzeln oder anderes Backwerk und werden die Sommerkinder genannt. (Flögel Gesch. der kom. Literatur IV, 10. 11; Büsching Wöchentl. Nachrichten III, 166.) —

In Sachsen (nach Hilscher Gedanken über das Todaustreiben. Dresden 1701) tragen sie auf den Sonntag Lätare den Tod in einem Bilde von Stroh in den Strassen herum. Sie lassen es manchmal zu einem Fenster hineinsehen, da glaubt man, es müsse jemand aus dem Hause in diesem Jahr sterben, und um es abzuwenden, giebt man ihnen gern Geld. Sie singen dabei allerlei Gesänge, z. B.:

„Nun treiben wir den Tod hinaus,
den alten Weibern in das Haus,
den Jungen in den Kasten;
Morgen wollen wir fasten!"

In Balth. Schnurrs Kunst- und Wunderbuch S. 127, V. 151 lauten diese Verse etwas verschieden; und dann weiter:

„Wir treiben ihn über Berg und tiefe Thal,
dass er nicht wieder kommen soll.
Wir treiben ihn über die Heide,
das thun wir den Schäfern zu Leide."

Oder in Nürnberg:

„Heut ist Mittfasten, wohl ist das!
trägt man den Tod ins Wasser, wohl ist das!"

Bei diesem Zug laufen die Knaben geschwind, wie die Todtengräber, wenn sie eine arme Leiche tragen. Draussen vor dem Thor stürzen sie das Bild ins Wasser [1]) oder werfen es auch wohl auf den Rabenstein; man glaubt, dass dadurch die Pest abgewendet werde. Ist nun der Winter getödtet, so bringen sie den Sommer. So heisst nämlich ein mit Kuchen, bunten Eierschalen, farbiger Wolle, silbernen Gürteln, Winterkränzen geschmückter Baum, den die Knaben in die Stadt tragen und gegen ein Geschenk vor die Thüre Neuvermählter setzen; es ist der Baum der Glückseligkeit. Ziehen sie damit durch Dörfer, so werden sie beschenkt mit Pretzeln, Eiern und Bohnen. Fromme Leute schicken den Waisenkindern an diesem Tage ein Erbsengericht. Das Fest ist auch in

[1]) Man erinnert sich hierbei einer altrömischen Sitte. Am 13. Mai pflegten die vestalischen Jungfrauen in Begleitung der Magisträte und Priester die Bilder von dreissig alten Männern, aus Binsen gemacht, auf den pons sublicius zu tragen und in die Tiber zu werfen.

Franken und Thüringen bekannt (wie Eccard Franc. orient. I, 438 gleichfalls bezeugt), selbst in Pohlen und in Moskau wird es gefeiert. Oft ist nur einer der Gebräuche herrschend, entweder das Austragen des Strohbildes oder das Eintragen des Sommerbaums. — Im Holsteinischen, besonders im Flecken Neumünster, tragen die Knaben, wenn sie bei der Sommerverkündigung von Haus zu Haus ziehen, einen todten Fuchs oder eine Krähe voraus. Wahrscheinlich bedeutet diese, so wie der Fuchs, mit dem schon oben Böses gewünscht wurde, nichts anders, als den besiegten bösen Geist, den Winter. S. Schütze Idiot. III, 165—167, wo auch das Lied, das dabei gesungen wird, mitgetheilt ist. Sie fordern darin milde Gaben in Geld und Speisen [1]). An einigen Orten, auch in Frankfurt am Main, wird das Fest noch früher, schon Ende Februar, zur Fastnacht gefeiert, wo nämlich der Storch sich zum ersten Mal zu zeigen pflegt, dessen Ankunft sonst in mehreren Städten durch den Stadttrompeter feierlich angekündigt wurde, wofür dieser einen Trunk aus dem Stadtkeller erhielt (s. die Alpenrosen für 1817. S. 51). Der Anhang des W.-H. theilt S. 21 ein Lied aus den Rheingegenden mit, welches zum Theil mit jenem Holsteinischen übereinstimmt. Die Kinder tragen hier bei ihrem Umgang einen gebundenen Hahn, der also die Stelle des Fuchses vertritt. Merkwürdig ist, dass bei den Griechen eine ähnliche Frühlingsfeier statt fand (s. Zell über die Volkslieder der Griechen im Morgenblatt 1819. No. 170. 171). Nachricht darüber hat sich beim Athenaeus erhalten (VIII, 60. p. 360). Nämlich zu Anfang des Frühlings trugen die Kinder auf Rhodus eine Schwalbe herum, sammelten Esswaaren und sangen ein Lied dabei. Dies nannte man schwalbeln (χελιδονίζειν), und einer der sieben Weisen, Kleobulus aus Lindus, soll bei einer Hungersnoth die Sitte eingeführt haben. Die Schwalbe, die schwarz ist und unten weiss zu werden beginnt, scheint ein Bild von der in das Licht übergehenden Nacht oder des besiegten Winters zu sein. Das Lied ist dieses:

[1]) Das Betteln auf eine Krähe war auch bei den Griechen bekannt, s. Athenaeus VIII, 59, der das Volkslied dabei anführt.

Die Schwalbe ist wieder,
ist wieder gekommen,
sie bringet den Frühling
und liebliche Tage.
Weiss ist sie am Bauche,
schwarz am Rücken.
Wie? giebst du nicht eine Feige
uns aus dem reichen Haus?
Eine Schale mit Wein,
ein Körbchen mit Käs und Mehl,
Eiersemmeln auch
liebet die Schwalbe.

Nun, sollen wir was kriegen oder soll'n wir gehn?
dein Glück, wenn du uns giebst, wir lassen dich sonst nicht,
wir schleppen dir die Thüre mit der Schwelle fort,
oder auch die Frau, die drinnen sitzt, die holen wir.
Klein ist sie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringst du etwas, bringe uns recht viel und gut.
Mach auf die Thür, der Schwalbe mach die Thür auf;
nicht alte sind wir, sind ja junge Knaben noch [1]).

Ein Kinderfest in Spanien, das Laborde (Itiner. I, 57. 58) beschreibt, zeigt nur die Vernichtung des Winters. In Barcelona nämlich laufen die Knaben den Tag von Mittfasten in Haufen von dreissig oder vierzig durch alle Strassen, einige mit Sägen, andere mit Scheitern, andere mit Tüchern, in welche man ihnen Geschenke legt. Sie singen dabei in der Landessprache ein Lied, welches enthält, dass sie die allerälteste Frau in der ganzen Stadt suchen, um sie mitten durch den Leib entzwei zu sägen, zur Ehre der Mittfasten. Von Zeit zu Zeit stehen sie still, besonders vor den Läden, und verdoppeln ihren Gesang. Sie thun, als ob sie die Alte gefunden hätten, sogleich fassen einige die Säge an beiden Enden und nehmen die Stellung Sägender an. Einige schenken ihnen Geld, Brot, Eier und auch Holz, um damit die entzweigesägte Alte zu verbrennen. Aus Dankbarkeit heben sie noch einmal ihren Gesang an. Werden sie aber abgewiesen oder wohl gar mit Wasser begossen, so antworten sie durch höhnisches Schreien. Es ist offenbar nichts anders, als das Austreiben des Todes oder

[1]) Eine freie aber glückliche Übersetzung von Prätorius ist im Wunderhorn I, 161 (Bettelei der Vögel) mitgetheilt.

Winters, welcher hier als eine alte Frau dargestellt und vom Feuer oder der Sonne verzehrt wird.

Maitag. In Schwaben gehen die Kinder mit Sonnenaufgang in den Wald, die Knaben tragen Stäbe mit seidenen Tüchern, die Mädchen Zweige mit Bändern. Ihr Führer ist ein Maikönig, der sich eine Königin wählen darf. Beide fangen den Tanz an, der mit dem Kusstanz schliesst, wo ein Kreis gebildet wird, in dessen Mitte ein Knabe steht, der nach seinem Gefallen einem Mädchen das Tuch zuwirft und es küsst. Darauf kommt dieses in den Kreis und fordert auf, so geht es weiter. In England wurde am Maitag vormals (bis zur Reformation) um eine mit Bändern geschmückte Stange getanzt. Ein Knabe war als Jungfrau Maria verkleidet, ein anderer wie ein Mönch, und noch ein dritter ritt auf einem Steckenpferd mit Klingschellen und bunten Streifen. — In Schlesien peitschen die Kinder einander scherzweise zu Ostern mit bunten, aus Weiden geflochtenen Peitschen, die Schmagostern heissen, und bespritzen sich mit Wasser. Sie bekommen bunte Eier, Kuchen und ein zu diesem Feste gebackenes Geldbrot geschenkt. Mit einem ausgeschmückten Maibaum ziehen sie, während bestimmte Lieder gesungen werden, von Haus zu Haus und erhalten Geld und Fastenpretzeln. Auf der Spitze des Baums, gewöhnlich eine Fichte oder Tanne, sitzt eine Lappenpuppe, die mit Goldpapier, farbigen Eierschalen und Strohgewinden umhangen ist (Allg. Anzeiger der Deutschen 1808. No. 250). Merkwürdig, dass auch in Marseille der Gebrauch herrscht, sich mit Wasser zu bespritzen (Millins Reise ins südl. Frankreich Bd 3). Das Peitschen ist eben so im Erzgebirge üblich. — Im Östreichischen wählen die Dorfjungen zu Pfingsten einen Pfingstkönig, kleiden ihn mit grünen Zweigen, schwärzen ihm das Angesicht und werfen ihn auch wohl in kleine Bäche (Denis Lesefrüchte I, 129). Es zeigt sich auch hier die Idee von dem besiegten schwarzen Winter.

Johannistag. Bekanntlich wird dieser Tag der am höchsten stehenden und daher auch fallenden Sonne durch mancherlei Gebräuche, meist durch ein Bergfeuer und durch einen ausgehängten Frucht- und Blumenkranz gefeiert. In

Kreuznach und anderen Städten des Rheins werden an dem Johannistag auch die Brunnen gereinigt und neue Brunnenmeister erwählt, wobei sich die Nachbarn versammeln und ein kleines Fest geben. Die Kinder ziehen umher und sammeln Eier, die sie in einen mit Feldblumen geschmückten Korb auf Blätter legen und sich Abends zu einem Feste backen lassen. Man hat Nachricht von dieser Sitte bis ins fünfzehnte Jahrhundert. Das Lied, das sie beim Einsammeln singen, steht im Anhang des Wunderhorns S. 40. 41. Im Anspachischen trugen die Knaben sonst einen geputzten Baum durch die Strassen und sangen dabei (Fischer Geschichte von Anspach S. 178). In Schlesien wird am Johannistag bei der Bildsäule des Johannes von Nepomuk, oft auch ohne diese, von Birken eine Laube gesteckt, in welche sich ein hübsches, armes Mädchen in seinen Sonntagskleidern, mit Blumenkränzen und Bändern ausgeschmückt, setzt und die Braut heisst. Andere Mädchen springen unter Gesang herum und jeder Vorübergehende muss ihnen eine Gabe reichen. Eben so gab es sonst in Leipzig ein Johannismännchen, mit welchem am Gesundbrunnen viel Lärm getrieben wurde (Allgem. Anzeiger der Deutschen 1808. No. 250). In den Nürnberger Vorstädten ziehen die Knaben vor die Häuser und betteln Holz, indem sie ein eigenes Lied dazu singen:

I, o, heu o,
zündt der Madt ihrn Rockn o!
geht zsamm, ihr leibn Boubn,
Scheidla wolln mer zsamma souchn.
Wollt er as ka Scheidla gebn,
wolln mer's Jauhr nimmer derlebn.
I, o, heu o,
zündt der Madt ihrn Rockn o!

Die zusammengebrachten Scheiter fahren sie auf einem Schubkarren an den Bleicherweiher beim Spittelthore, zünden sie an, und wenn das Holz brennt, springen sie darüber, wie aller Orten beim Sonnenwendefeuer geschieht. Man erhält dadurch Gesundheit aufs ganze Jahr. Sie laden die Vorübergehenden zu diesem Sprunge ein, die einige Kreuzer für diese Erlaubnis geben. Auch im Östreichischen ist es Sitte der Knaben (Denis Lesefrüchte I, 130).

Der heilige Nicolaus (Klas, Klobes, Sinter). Er kommt den 6. Dezember Abends. Doch schon einige Tage vorher poltert sein Knecht Barthel an der Thüre, rasselt mit Ketten, macht auch wohl die Thüre auf und wirft, ohne sich sehen zu lassen, den guten Kindern Nüsse, gedörrtes Obst, Rosinen hinein, man spricht dann: „der heilige Niklaus meldet sich!" Endlich erscheint er selbst als Bischof (der heilige Nikolaus war Bischof zu Myra) angethan und nimmt eine Prüfung mit den Kindern vor; die guten dürfen ihr Körbchen irgendwo hinsetzen und finden es dann den andern Morgen voll Geschenke; die bösen aber werden von dem Knecht Barthel geängstigt, bis sie Besserung versprechen (Denis Lesefrüchte I, 131). In der Grafschaft Mark und Homburg versammeln sich die Kinder Abends vorher und jedes hat einen seiner Schuhe mit Hafer gefüllt. Dieser wird auf eine grosse Schüssel geschüttet, um das Pferd des heil. Niklas, der in der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember anlangt, damit zu füttern. Am Morgen finden die Kinder seine Gaben in der schönsten Ordnung aufgestellt. Die Zuckerbäcker bilden ihn als einen geharnischten, reisigen Mann ab. In der Grafschaft Mark, so wie in allen westwärts liegenden Ländern wird nur an diesem Tag beschert, im Homburgischen auch noch Weihnachten (Reichsanzeiger 1796. I, S. 166). Die Holländer sagen, er komme auf einem kleinen, weissen Pferde zum Schornstein eingeritten (Grabners Reise in den Niederlanden S. 365). An vielen Orten, in Oberschwaben, auch in Hessen, wird er als Vorgänger der Christbescherung angesehen, auch wohl mit dem russigen, Schrecken einjagenden Knecht Ruprecht verwechselt, so dass von diesem allein die Rede ist. Guten Kindern bringt er Äpfel, Nüsse, Spielzeug, den bösen aber eine vergoldete oder mit Goldflittern geschmückte Ruthe. Ein Kinderlied darüber steht im Anhang des Wunderhorns S. 28. 29 (vergl. Scheffers Haltaus S. 155. 156). In Thüringen verfertigt man an diesem Tage Niklaszöpfe, ein Backwerk in Gestalt eines geflochtenen Haarzopfes. Die Sitte wird durch eine Sage erklärt, wornach der heil. Niklas einem armen Manne, der seine drei Töchter in der höchsten Noth der Verführung überliefern wollen, einen

Beutel mit Gold in die Kammer geworfen, wofür diese bei ihrer Verheirathung dankbar dreifache Semmeln gebacken und unter arme Kinder ausgetheilt (Reichsanzeiger 1794. II, 1406). —

Weihnachten. Am 25. Dezember, dem Tage der wiedersteigenden Sonne, wo die Geburt des Heilands gefeiert wird, ist das höchste Fest für Kinder: da kommt das Christkind und beschert. In Franken klopfen die Kinder drei Donnerstage vorher, bald einzeln, bald truppweise, mit einem hölzernen Hammer an Thüren und Fenster; sie sagen etliche Reime her, deren es verschiedene giebt, und erhalten dafür Geld, Esswaaren, alte Kleidungsstücke und dergleichen. Diese Sitte ist auch in Holland und in der Schweiz bekannt und soll das Verlangen der Welt nach dem Heiland bedeuten, sie klopft an die Thore ihres Gefängnisses an, damit sie sich öffnen und der Herr erscheine (Spiess archival. Nebenarbeiten II, 86 und Scheffers Haltaus S. 263). Am Christtage freut sich die ganze Natur, man glaubt, dass selbst das Vieh in der Nacht sich aufrichte, im Holsteinischen wird ihm besseres Futter vorgelegt und vor die Krippe ein Licht gestellt; auch giengen sonst die Männer hinaus in den Wald, klopften an die Bäume und sprachen: „frouwet ju jy Böme, de hillige Karst is kamen!“ diese Worte hatten die Kraft, dass Eichen und Buchen reichliche Früchte trugen. Unter den Gaben des Christkinds sind drei eigenthümlich und beständig: der Baum, der mit Wachslichtern und Goldflittern hell erleuchtet und mit allen Früchten des Jahres geschmückt ist. Er scheint die neu beginnende, von einer neuen Sonne erleuchtete Welt unter dem alten Bilde eines Baums darzustellen und ist das Gegenstück zu dem, welcher am Lätarefest herumgetragen wird, wie überhaupt diese beiden die eigentlichen und Hauptfeste und die andern davon abgeleitet sind. Ferner: das Backwerk aus Honig, denn der Honig ist aus der ältesten Zeit die reine, himmlische Nahrung, weshalb auch die Jungfrau Maria mit der Biene verglichen wurde (s. Altdeutsche Wälder II, 208. 209). Er steht dem irdischen und schweren Bohnen- und Erbsengericht entgegen, das am Lätarefest gereicht wurde. Endlich: die Gestalten und Fi-

guren in Zucker, Teig oder Wachs abgedrückt oder in Holz geschnitzt, welche allerlei Früchte, Puppen, Thiere, alles Lebende, was fliegt und kriecht, darstellen, das sich um den Lebensbaum zu versammeln scheint. Bei den Saturnalien der Alten, welche am 23. Dezember sich schlossen, wurden gleichfalls Wachslichter angezündet, Honig und kleine Bilder (sigilla) geschenkt, daher schon Gedike in einer ausführlichen Abhandlung (Berliner Monatsschrift 1784. S. 78—87) beide Feste in Verbindung gebracht. Allein auch an den altnordischen Jolabend, der mitten im Winter gefeiert wurde und ohne Zweifel ein Fest der steigenden Sonne war, darf man erinnern, zumal da König Hagen Adelstan befahl, es auf den Christtag zu legen, so dass dieser jetzt durch Joltag bezeichnet wird. — Beschert wird entweder den Abend vorher, welcher im Plattdeutschen daher Kindjeesabend heisst, oder den Christtag morgens früh, immer aber bei Licht, und das Christkind verkündigt sich durch Klingeln (daher auch im Plattdeutschen Klinggeestabend), welches die im Finstern harrenden Kinder herbeiruft. Wo es am Morgen geschieht, da erlaubt man abends vorher den Kindern, wie beim Niklasfest, ihre Teller an einen bestimmten Ort, jedoch umgekehrt, zu setzen oder wie es in Hessen heisst: zu stülpen, auf welche dann die Geschenke gelegt werden. Armen und nicht zur Familie gehörigen Kindern, welchen man etwas schenken will, sagt man daher, sie sollten ihre Teller bringen und stülpen.

Kindertag. Der 28. Dezember, an welchem nämlich Herodes die unschuldigen Kinder zu Bethlehem ermorden liess, führt gewöhnlich diesen Namen. Schon in den alten Zeiten wurde er als ein Festtag angesehen und unter dem Namen Fest oder Tag der unschuldigen Kindlein (dies innocentium puerorum) mit allerlei Gebräuchen begangen. Vorzüglich war er für die Kinder feierlich; noch jetzt lässt man die Chorknaben bei der Messe und Vesper in beinah priesterlicher Kleidung erscheinen und weiset ihnen ihren Stand in den vornehmsten Klappstühlen des Chors an. An manchen Orten wird er auch Fitzel- oder Pfefferleinstag genannt. Die Eltern pflegen nämlich morgens ihre Kinder im Scherz mit Ruthen aus dem Bett zu treiben, welches man Auskindeln,

Fitzeln, auch Dingeln nennt. In Franken ist der umgekehrte Gebrauch, dass die Eltern von den Kindern mit den sogenannten Kindelruthen begrüsst werden. (S. Scheffers Haltaus S. 166.) Dies Auskindeln ist bei den Protestanten eben so üblich, wie bei den Katholiken. Die Ruthen werden von solchen Gewächsen gebunden, welche um diese Jahreszeit noch grün sind, oder es werden auch nur einzelne Zweige von Buchsbaum, Rosmarin, Lorber, Pomeranzen genommen und damit gefitzelt. Gemeinlich geschieht es auf die Hände, dazu spricht man: „schmeckt der Pfeffer gut?“ oder auch:

„Ist das Pfefferleinsbrot gut?
ist's gesalzen?
ist's geschmalzen?“

An manchen Orten haben die Bauern noch einen besondern Reim:

„Frischa, frischa, gruna,
sollt mer oisig lona (sollt mir jetzo lohnen)
Pfeffernüss und Brondaweiy
und an ganzen Dohler dreiy;
get mer oisig müt! (gebt mir ihn gleich mit).

Man giebt darnach den Kindern einen sogenannten Fitzelslohn an Geld oder Esswaaren. Es fitzeln auch Erwachsene, Eheleute, Anverwandte und Bekannte einander. Zuweilen überschickt man auch nur eine schöne Fitzelruthe zum Zeichen, dass man an einander denke. An manchen Orten wird umgewechselt, und am Kindertage das weibliche Geschlecht von dem männlichen, am Neujahrstage das männliche von dem weiblichen mit der Ruthe geschlagen, dabei haben die Mädchen einen besondern Reim:

„wachsa, wachsa, grun,
der liben Fra ir Sun,
schmeckt's Neujahr gut?
schmeckt's Neujahr gut?“

An einigen Orten (Haltaus führt namentlich Regensburg an) wählten sonst die Kinder an dem Kindertag einen Bischof aus ihrer Mitte, welcher der Kinderbischof oder Schulbischof genannt und mit Gepränge in der Stadt herum geführt wurde; also wie bei dem Gregoriusfest.

17. Geschenke. Wenn Eltern oder Freunde von einer Reise heimkehren, bringen sie den Kindern Geschenke mit, die Knaben erhalten Spielzeug, ein Pferdchen, eine Jagd, Pfeife und Trommel, Bilder, die Mädchen aber Kleider und Putzsachen. Die Eltern fragen auch wohl bei der Abreise: „was soll ich dir mitbringen?“ wie im Märchen vom Löweneckerchen vorkommt (No. 88) und im Aschenputtel (No. 21). So wird vom armen Heinrich erzählt:

unt daz kinden wol dohte
zuo ir kintlichem spil,
des gap der herre ir vil;
ouch half in sere, daz diu kint
so lihte zuo gewenende sint.
er gewan ir swaz er veile vant,
spiegel [1]) unde harbant
unde swaz kinden liep solde sin:
gurtel unde vingerlin.

Cunrat Dankbrotsheim [Dangkrotzheim] (aus Hagenau?) fängt sein heiliges Namenbuch (handschriftlich zu Strassburg Ms. Johann B. 142 und gedichtet im Jahr 1435) [herausgegeben in den Elsässischen Litteraturdenkmälern von K. Pickel. Strassburg 1878] in Beziehung auf jene Sitte, auch wohl auf die Weihnachtsbescherung, folgendergestalt an [1—2. 6—34]:

Jhesus, Marien liebes Kint,
dem himel und erde gehorsam sint, —
in des namen angefangen
habe ich dis buchlein bedraht
und jungen kinden das gemaht,
das si darinne leren,
das sich ir selde werde meren.
welch knabe zu disem buch hat minne,
der vindet ein guldin roͤssel drinne
stiff gesattelt und vin gezoumet,
dast ernst und ist mir nit getroumet,
dann es ein luter wahrheit ist,
und komet das kindelin Jhesus Crist
mit sinem guldinen bredigerstul
und seczet sich nebent in die schul
und bringet im das roͤssel darin.
ist aber das kint ein megetin,

1) Ein Theil des Haarschmuckes.

so bringet des lieben kindes muter
rocke, mentel und vehe-futer [1]),
sidene borten mit gold beslagen,
und was ein tǒchterlin sol tragen:
nuwe huben, berlechte lǒcke,
flucken-belcze und bouwel rǒcke
und uff sin houbet ein stiffe kron [2]),
als wolte es zu dem dancze gon,
und wirt lutselig und wol herkant
und ist das heilig nambuch genant
und kan den kinden zu schulen locken
und simelkuchen in milchroum brocken
und in den sussen hunigseim
und mahte es Cunrad Danckbroczheim.

18. Neckereien. Wenn das Kind bei der Abreise fragt: „was bringst du mir mit, wenn du wiederkommst?“, so antwortet man wohl: „ein silbern Warteinweilchen, ein golden Nixchen in einem Niemalen-Büchschen“. — Wollen sie etwas erzählt haben, so fängt man an: „et was mol Männeken, wull Nüte (Nüsse) plücken, will ju et gerne hebben, so will ick et vertellen?“ Die Kinder antworten dann ja und nun geht's wieder von vornen an: „et was mol Männeken, wull Nüte plücken usw.“ Hierher gehören auch die Märchen vom Fuchs und den Gänsen (No. 86) und vom goldenen Schlüssel (No. 161).

19. Kindersprache. Ausser den häufig angewandten Diminutiven giebt es hier viele Klangwörter, vorzüglich die Thiere werden nach ihren Naturlauten genannt. Z. B. Muh-kuh (plattd. Bu-köken), Piephuhn (plattd. Tüt-hönken), Kikeriki-Hahn, Blälamm, Wauhund oder Wauwau, Misekatz, Bibi (Federvieh), Wulle-Gans, Bil-Ente, Hottpferd (hess. Huschepferd)*),

[1]) Pelzfutter, vielleicht ist zu lesen: mit vehe-futer, da ein Vehenmantel noch sonst vorkommt. Salomon und Markolf V. 1617.

[2]) Neue Hauben, aussen mit Vögeln seidegenäht bei Nithart. Maness. S. 76a [86, 7. 8], breite in der Kaiserchronik Heidelb. Hs. Bl. 73b. — Perlenschnüre in die Locken zu flechten. — Ein flockiger Pelz. — Baumwollne Röcke. — Eine starke Krone, wohl von Golddraht geflochten, ähnlich den Goldbändern, die Schapel hiessen (Nibel. 6630) [1594, 3]. Im Weinschwelg V. 46 werden „chrone, tschappel und chranz“ zusammen genannt.

*) [Zusatz von Jacob im Handexemplar.]

Hies-Fälek en (Füllchen) usw. — Die Worte, die zuerst gelernt und gesprochen werden, sind in ihrer Wurzel oft nicht zu erkennen. Dädi, Vater (in der Schweiz) erklärt sich noch durch Atte, Tatte; aber unverständlich ist schon Nännä und Dodoch, Mutter, oder Dodooli und Grossdodoch, Grossmutter. Ditti, klein Kind, hört man auch noch in den Maingegenden, dagegen du Appeli (Närrchen), Göf, Goov und Fitsch, Fitscheli (s. Stalder), Schmeichelnamen kleiner Kinder, wohl nur in der Schweiz allein. Man schmeichelt ihnen auch, indem man sie Täubchen, Hühnchen, Püterken nennt. Das jüngste und gewöhnlich das liebste Kind heisst Nestquackchen, im Plattdeutschen Neest-kiken, Neest-puuk, in der Schweiz Grättschi. Dagegen ein Kind, das Tücke im Kopf hat, wird dort Kufer genannt; ein unbehilfliches im Östreichischen Hascherl. — Dann sind auch für sie oder bei ihnen eigene bildliche Ausdrücke gebräuchlich. Das Trinkwasser heisst Gänsewein (Gooswin), in die Wiege (plattd. die Eija), ins Bett gehen: in die Federallee spatzieren gehn; sich verneigen: ein Jümpferli machen. Von einem unartigen Kind sagt man in Pommern: dat is mi een Krüdken (Kräutchen)! oder man droht ihm: Moder ward di dat Lendenbrood gewen! mit der Ruthe kommen! Auch sagt man im Scherz: dat di dat Müseken beit (das Mäuschen beisse)! — Ein hübsches Kindergebet ist im Holsteinischen (Schütze Idiot. III, 63) üblich: „leeve Gott, lat mi fromm un good waren un min Hemd to lütje“ (zu klein, d. h. lass mich wachsen). Und in Hessen:

„im Himmel steht ein Baum,
dran häng' ich meinen Traum,
dran häng' ich meine Sünden;
in Gottes Namen schlaf' ich ein!“

20. Kinderlieder. Sie enthalten einen einzelnen poetischen Gedanken, ein Bild, ein Gleichnis, oft ohne einen weiteren Zusammenhang. Das Kind blickt mit seinen reinen Augen umher, ein Vogel fliegt vorbei, ein Käferchen setzt sich auf seine Hand, ein Blümchen liegt neben ihm im Gras, ein armes Mädchen sitzt unter einem Baum und weint, das wird

ganz unschuldig und kindlich vorgestellt, und darin liegt der eigene Reiz dieser Lieder. Gålur heissen sie im Nordischen und scharfsinnig wird eine Stelle in dem dunkeln eddischen Hrafnagalldr (Edda I, S. 221) auf diesen einschmeichelnden Gesang bezogen (quo nutriculae deliniunt tristes puerulos et somnum iis alliciunt). Eine Sammlung deutscher Kinderlieder enthält ein Anhang zum Wunderhorn und eine spätere: „Dichtungen aus der Kinderwelt" erschien in Hamburg 1815. Auch Meinert in den Liedern des Kuhländchens hat einige S. 381—383 mitgetheilt.

21. Die erste Kindheit Wolfdieterichs, wie sie die eigenthümliche Darstellung des in Dresden handschriftlich sich befindlichen Heldenbuchs*) erzählt, verdient hier mitgetheilt zu werden, da sie ohnehin wie ein Märchen lautet und in der (Inhalt und Sprache nach so sehr verderbten) Überarbeitung noch das Naive und Lebendige der früheren Dichtung durchblickt.

Als Hugdieterich von der Heerfahrt heim kommt, wird ihm sein während der Zeit geborenes Kind entgegen gebracht; er freut sich, dass es so schön ist. Ein Einsiedel, der es christlich getauft, hatte ihm ein mitwachsendes Hemd gegeben, wodurch es gegen jede Gefahr, vor jeder Wunde, Wasser- und Feuersnoth gesichert war und jedes Jahr seine Kraft um Mannesstärke wuchs. Das war heimlich geschehen, weil Hugdieterich, noch ein Heide, nichts davon wissen durfte. Jetzt war das Kind vier Jahr alt und schon so stark als vier Männer; wenn man ihm ein Brot gab und ein Hund wollte es ihm wegnehmen, so packte es ihn und schlug ihn an eine Wand. Der ungetreue Sabin nimmt von dem Gerede, das darüber entsteht, Anlass, dem König den Ursprung des Kindes verdächtig zu machen, als sei es vom Teufel gekommen (ein vertauschter Wechselbalg?), und bringt es endlich dahin, dass er es will tödten lassen.

23. König Hugo zu Puntung sprache: „heimlich must tödten mein Kind!
ich trag dirs aus dem Gemache, wenn sie entschlafen sind."
Puntung, vor Schrecken rothe, sprach: „edler König rein,
ich will an seinem Tode wahrlich unschuldig sein."

*) Herausgegeben von F. H. v. d. Hagen und A. Primisser 1820.

Hugdieterich droht ihm aber:

„und lass dich willig finden, wann ich im Willen bin:
du hast sechszehn Kinder, die häng' ich an die Zinn,
dazu dich und deine Fraue zu allervorderst an!"

Er heisst ihn vor seine Kammer kommen: wenn alles entschlafen sei, wolle er ihm das Kind geben.

der König ging zu seim Bette, da lag das Messer sein,
das Kind aufheben er thäte, er sprach: „und thust du wein',
32. ich stoss dir's in dein Herze, du unreines Kind!"
doch behüt' es Gott vor Schmerze, dass es schlief; gar geschwind
wohl aus der Kemenate der König sein Kind ihm gab.
Puntung eilt dannen drate (schnell), thät von der Burg hin trab'.
33. Da er kam weit hin danne, das Kind thät rühren sich,
es sah den Tag gar schöne, sprach: „Mutter, decke mich!"
Puntung der sprach: „schweig stille!" wie bald es da geschwieg!
thät an seim Harnisch spielen. Sie vermieden die rechten Stieg
34. und kamen auf eine Heide, da niemand bei ihnen was:
Puntung zog aus der Scheide, setzt das Kind auf das Gras.
Da es das Schwert sah glitzen, das Kind, so wohl gethan,
vor Freuden nimmer wollt sitzen, wollt das Schwert greifen an.

Da erbarmt ihn des Kindes und sein Herz wird weich, dass er, der allein hundert Männer den Tod schon gegeben, selbst nicht das Leben ihm nehmen kann. Er stösst sein Schwert ein und führt es zu dem Rand eines Brunnen, auf dessen Wasser Rosen liegen. Er zeigt ihm diese und denkt, es würde sich darnach bücken [1]) und so sich selbst hineinstürzen, aber das Kind achtet der Rosen nicht, sondern legt sich nieder ins Gras und wälzt sich darin. Puntung versteckt sich eine Ackerslänge weit und hat Acht, was geschieht. Als es Nacht werden will, kommen viele Thiere, die gern beim Wasser sind, Eber, Hirsche, Bären; auch die hungrigen Wölfe laufen daher, sie sehen das Kind, aber die göttliche Gnade waltet, dass sie es nicht anrühren. Puntung, als er das Wunder schaut, erstaunt und spricht: „du bist kein Teufelskind! doch will ich dich noch versuchen." Er machte ein Kreuz von Holz

[1]) Kriemhild sagt im ungedruckten Rosengarten 253, 2: „sie sollen wie ein kint spielen in den rosen rot.

und stellte es ihm hin. So wie das Kind das Kreuz erblickt, greift es darnach, betrachtet es und nimmt's in den Arm.

Puntung sprach: „bist du worden getauft, du bleibst gesund,
kein Thier thät dich nicht morden." Er küsst es an den Mund:
43. „Weib und Kind will ich wagen, will sie eh verderben lan."
Das Kind thät er hintragen, sass auf sein Ross wonnesam.
Er sprach: „du bist genesen vor den Wölfen wunderlich,
darum dein Nam' soll wesen hinfür: Wolfdieterich!"

22. Rudolf von Montfort hat in seinem noch ungedruckten Gedicht von Wilhelm von Orlenz sehr natürlich und lieblich das Kinderwesen geschildert. Der Knabe kam an den Hof des Königs von England, um dort in ritterlicher Zucht aufzuwachsen. Der König führte ihn in das Gemach der Frauen, die ihn zu sehen wünschten, weil sie von seiner Schönheit und seinen tugendreichen Sitten gehört hatten. Als Wilhelm eintrat, sahen sie ihn mit Lust an und grüssten ihn liebreich. Neben der Königin sass ihr Töchterlein, Amalie, ein blühendes Maienreis und eine Wonne der Augen, denn es war nicht anders, als der helle Sonnenglanz. Nie hat eine Mutter schönere Kinder geboren, als die beiden da waren. Der König fasste sein Töchterlein bei der Hand und sprach: „liebes Kind, du hast dir schon lange einen Spielkameraden gewünscht, da hab' ich einen gefunden. Komm, ich will dich mit ihm bekannt machen und ihm sagen, dass er artig mit dir umgeht. Er ist ein Kind, wie du, ihr könnt ohne Arg manchen Tag mit einander spielen. Sei du aber auch freundlich gegen ihn, wenn er bei dir ist." Nun war das Mädchen nicht älter als sieben Jahr und sprach, ohne sich dessen zu schämen: „Väterlein, das freut mich gar sehr, es soll mein Spielkamerad sein, ich will gehen und mich zu ihm setzen. Sag ihm auch, dass er zu mir geht." „Ja, Wilhelm, komm her", sprach der König. Da gieng das Mädchen zu ihm und sagte: „setz dich zu mir." Blöd und schüchtern, wie Knabensitte ist, wollte er nicht, ob er's gleich von Herzen gern gethan hätte. Es fasste ihn aber bei der Hand und nun sassen die beiden schönen Kinder beisammen, und wer nur da war, musste die Augen auf sie richten. Was sie wollte, das that er; was er wollte, das that sie. Sie

erzählten sich einander ihre Geschichten, sie sagte ihm vielleicht, dass ihre Docke[1]) so hübsch wäre und ihre Nachtigall so schön sänge und so süssen Schall hätte. Er wusste etwa von seinem Habicht (Sprinzelin, falco cyaneus) zu sagen, wie er ihn habe steigen gesehen[2]). So sassen sie bei einander, bis sie scheiden mussten. Da sprach sie: „Wilhelm, Gott behüte dich, komm

[1]) Docke ist der alte Name und Puppe (zunächst wahrscheinlich aus dem Französischen poupée eingeführt) findet sich vor dem 16. Jahrh. noch nicht. Die gloss. pez. hat mima, tohcha und die Gerbertische p. 47. Dokka est simulacrum puellarum. Es heisst wie pupa, κόρη, eben sowohl eine Jungfrau, geschmücktes Mädchen (s. Stalder Schweiz. Idiotikon I, 236), als ein ausgestopftes und bekleidetes Bild desselben. Über das lateinische pupa, poppea findet man Nachweisungen bei Ducange; es ist bekannt, dass die römischen, wie die heutigen Mädchen, schon Puppen hatten, womit sie als Kinder spielten und welche sie, sobald sie herangewachsen waren, der Venus opferten: tanquam virginitatis suae insignia, ut fauste futurum matrimonium cederet, wie sich Forcellini ausdrückt. Ob von daher die Docken geradezu gekommen oder ob sie mit altheidnischen Lappenfiguren zusammenhangen, welche der Indiculus superstitionum simulacra de pannis facta nennt, darf um so eher unentschieden bleiben, als ja beide einen gemeinschaftlichen oder verwandten viel ältern Ursprung haben können. Es sind die kleinen wohlthätigen Wesen, deren Leben an das eines Menschen gebunden ist, dem sie daher willig und zugethan sich bezeigen. Eccard bemerkt bei der Erklärung des Indiculus (Franc. orient. I, 436), dass man in Würzburg ein Kindergespenst Hullen-Pöpel nenne; das heisse der Frau Holle Puppe und zu der Ehre dieser Göttin seien jene heidnischen Puppen verfertigt worden. An die Alraunen denkt er aber auch, und das lässt sich insofern hören, als auch diesen pflegen Hemdlein angelegt zu werden (s. deutsche Sagen I, 136). — Eschenbach redet im Oranse (II, 16a) von seiner mit der Docke spielenden Tochter und gedenkt ihrer auch im Parcifal 11009. 11802 [372, 18. 395, 23]; für spätere Zeit ist Fischart anzuführen, der im Gargantua sagt 74a: „Und was ist's Wunder, dass die Weiber so fein wissen mit ihren Ehegetrauten umzugehen, da sie es doch von Jugend auf mit Docken und Puppen spielsweise also gewohnen."

[2]) Dies ist ein epischer Zug. Gerade so kommt er bei Ottokar von Horneck vor S. 166a:

> sie redeten kintlich
> — do die mait
> von ir docken sait,
> wie die weren gestalt,
> do engegene er ir verzalt,
> waz sin sprinz het gevangen.

Uber das Spiel der Kinder mit dem Sprinz vergl. auch Parcifal 12838 ff. [430, 14].

bald wieder zu mir.“ „Ja, antwortete er, das thue ich gerne [1])“.

23. Einige hierher gehörigen Strophen aus einem Liede des Meisters Alexander (hinter Gottfrieds Tristran S. 144) mögen schliessen:

Hiebevorn, do wir kinder waren
unt diu zit was in den jaren,
daz wir liefen uf die wisen,
von jenen her wider zuo disen,
da wir understunden
viol funden:
da sicht man nu rinder bisen.

Ich gedenke wol, daz wir sazen
in den bluomen unde mazen
wellich diu schoneste mochte sin?
da schein unser kintlich schin
mit dem nuwen kranze
zuo dem tanze:
alsus gat diz zil von hin!

Secht, do liefe wir erdberen suochen
von der tannen zuo buochen
uber stoc unde uber stein,
der wile daz diu sunne schein.
do rief ein walt-wiser
durch die riser:
„wol dan kinder, unt gat hein! [2])“.

[1]) Parcifals Kindheit und Jugend ist auch herrlich in dem Gedicht von ihm beschrieben. Aus dem 16. Jahrh. hat sich das lebendigste Bild in Fischarts Gargantua im 14. Cap. erhalten. In der neueren Zeit ist das Kinderwesen schön und rührend und mit grosser Wahrheit dargestellt von Jean Paul in Fixlein (S. 96. 102) im Leben des Schulmeister Wutz, hinter der unsichtbaren Loge (II, 370 ff.) und im Jubelsenior S. 72—75. Von Arnim in Traugotts Erinnerung aus seiner Jugend im ersten Band der Gräfin Dolores. Auch Ernst Wagners Kinderjahre gehören hierher.

[2]) Understunden, zuweilen — bisen, wild herumrennen — Blumen messen, welche die schönste sei; Walter von der Vogelweide erzählt von dem Streit der Blumen (Man. I, 177b) [51, 34—36]:

„du bist kurzer, ich bin langer!
alse stritent si uf dem anger
bluomen unde kle.“

diz zil, diese zeit — ein walt-wiser, ein Förster, Waldhüter.

KINDERGLAUBEN.

1. Wenn ein Brüderchen oder Schwesterchen geboren wird und die Kinder fragen, woher es gekommen sei? so sagt man ihnen: aus dem Brunnen, da hole oder schöpfe man sie heraus. Fischart im Gargantua führt das schon an. Gewöhnlich ist aber an dem Ort ein gewisser Brunnen, auf den man verweist, und wenn sie hineingucken, sehen sie ihre eigenen Köpfe unten im Wasser und glauben desto mehr daran. Kindibrunnon kommt schon in alten Diplomen (Pistorius III, 544) als ein Ortsname vor. Kanne (im Chronus S. 133 Anm.) bezieht diesen Glauben auf die durch die Mythe der ganzen alten Welt gehende Idee von Tod und Wiedergeburt im Wasser. Er bemerkt noch, dass bei Detmold ein solcher Geburtsbrunnen Lünsborn heisse.

Oder man sagt: ein Engel bringe sie und der habe zugleich das Zuckerwerk mitgebracht, das ihnen bei der Kindtaufe oder vorher gegeben wird; gewöhnlich sind es bunte Zuckererbsen. Oder: der Storch fische die Kinder im Wasser und bringe sie in seinem rothen Schnabel getragen, darum wird er angesungen:

Klapperstorch, Langbein,
bring meiner Mutter ein Kind heim,
leg' es in Garten,
will es fein warten,
leg's auf die Stiegen!
will es fein wiegen.

Oder auch niederdeutsch:

Ebeer, Langbeen
wenneer wult du to Lande teen etc.

Der Name des Storchs Adebar bedeutet nach einigen Kindträger, von baren, tragen, andere erklären Oudevar durch: alter Vater. Unter den Nürnberger Spielwaaren ist der Storch mit dem Wickelkind im Schnabel sehr häufig. Er bringt nach Fischart auch die rothen Schuhe mit.

In Frankreich sagt man, die Kinder wüchsen aus dem Kohl und lägen oben in den grossen Häuptern. Doch

scheint die Idee von dem Lebensbrunnen auch in der Bretagne nicht fremd. Cambry voyage dans le Finisterre I, 175 gedenkt des Volksglaubens, wornach man ein Kinderhemd in gewisse Brunnen lege; geht's unter, so stirbt das Kind im Jahre, schwimmt's dagegen, so lebt es lang. Man thut das feuchte Hemd den Kindern an und glaubt sie dadurch vor Schaden zu bewahren.

Bronner erzählt in seinem Leben (Zürch 1795. I, 23. 24): „da fragte ich meinen Vater einst bei Tisch: wo ist denn unser Brüderlein hergekommen? Die Hebeamme sass auch dabei. Diese Frau da, sagte er, hat es aus dem Krautgarten hereingebracht, du kannst noch heute den hohlen Baum sehen, aus dem die kleinen Kinder immer herausschauen, die man denn abholen lässt, sobald man ihrer verlangt." Es war eine hohle Weide an einem Teich, Bronner schaute hinein und sah den Knaben im Wasser; sein Vater hiess ihn rufen: „Buben, wo seid ihr?" und er zweifelte nicht mehr. — In einem Kinderlied kommt vor:

> die andere geht ans Brünnchen
> und findt ein goldenes Kindchen.

2. Wenn die Kinder, die noch in der Wiege liegen, mit ihren Händchen spielen, darnach greifen, als hätten sie ein besonderes Wohlgefallen daran, so glaubt man, sie thäten es bloss darum, weil ihnen ihre Ärmchen und Händchen ganz wie von Gold und glänzend vorkämen. — Lächeln sie im Schlaf, so reden die Engel mit ihnen. — Wenn sie das Schluchsen bekommen, sagt man: „nun wächst ihnen das Herz." — Fällt ein Kind, so sagt man: „da liegt ein Spielmann begraben!" Hungert es: „die Frösche murrten in seinem Leib" (stomachus latrat) wie Fischart anführt. Nach Schütze (Holst. Idiot.) pflegt man zu sagen: Jung iss, sonst kommt der Hund und frisst dir den Magen weg. — Will es nicht schlafen, so legt man ihm einen Schlafapfel, den moosartigen Auswuchs an der wilden Rose, unter das Kissen; man glaubt, es erwache nicht eher, als bis er wieder weggenommen werde (Stalder II, 321).

3. Kinder gehen oft gefährliche Wege, über eine schmale Brücke oder die Balken unterm Dach, auf dem Brunnenrand,

und doch begegnet ihnen kein Unglück; das macht, weil jedes Kind seinen Engel hat, der es bewahrt, hält und führt. Auch die Worte, die es reden soll, giebt er ihm in den Mund. So heisst es in einem altdeutschen Gedicht der Koloczer Sammlung S. 148. V. 127:

> daz kint sprach mit sinne,
> als im sin engel gab die lere.

und S. Georg 3200 ff.

> daz kint von deme keiser gie,
> jene, disse unde die
> hatten vmme ez grozen gedranch;
> hin durch si tet ez den wanch,
> man het ez furwar ertreten,
> wan daz zu ime was geweten
> ein engel, daz ime niht gescach.

Vergl. eine Erzählung von Hans Sachs: die Engelshut Kempt. Ausg. II, 4. Abth. S. 170—172. — Damit hängt wohl zusammen der Glaube von dem Kindlein in Kindesaugen, das zornig herausschaut, wenn es unzufrieden mit ihm ist. S. Brentanos Gründung von Prag S. 110 und Anmerkung S. 434.

4. Wenn die Kinder Abends vor Müdigkeit mit den Augen blinzen und gleichwohl noch gern wach blieben, aber nicht können, so heisst es: das Sandmännchen kommt! plattdeutsch de Sandsaier (Sandsäher) kumt. (Dähnert und Schütze Holst. Idiot. IV, p. 3. 4). Schütze meint, Sandsaier sei entstellt aus Saatsaier; das Kind, wenn es schläfere, sei still, wie es still ist, wann gesäet wird. Offenbar gezwungen: es liegt die Idee zum Grund, dass Sand ausgesäet und in die Augen gestreut werde, was ja auch als sprüchwörtliche Redensart bekannt ist. — In Baiern sagt man: das Pechmännchen kommt! (Schmidt Westerwäld. Idiot.) das nämlich mit Pech die Augen zuklebt. — Nach der griechischen Mythe sprengt der Schlaf, wie dort Sand, Lethewasser in die Augen, und weht mit seinen Flügeln, bis man entschläft. Bei Zeus setzt er sich auf die höchste Tanne des Ida in das stachelvolle Gezweig (Ilias XIV, 290). —

5. In Baiern schreckte man zur Zeit Aventins (B. Chronik 171 b) die Kinder mit dem Ausruf: „schweige, die Drud kommt über dich!“ In Franken und Schwaben sagt man: „still, die eiserne Bertha kommt!“ In Hessen und Thüringen fürchten sich die Kinder vor der Frau Holle, sie zieht sie in ihren Teich (s. das Märchen No. 24), die guten macht sie zu Glückskindern, die bösen zu Wechselbälgen (s. Deutsche Sagen I, S. 7). In Pommern (nach Dähnert) ist es de olle Möme (die alte Mutter) oder auch de Water-möme; auf der Insel Föhrde: de blinde Jug. Sonst zeigt sich dort als Schreckbild de ruge Claas (der rauhe Niklas) und um Weihnachten de Bullkater (welches auch der Name für ein heranziehendes dickes Regen- und Donnergewölk ist). Im Ditmarsischen de Pulter (Polter)-Klas. Im Östreichischen Klaubauf, Grambus, auch Berthel (Denis Lesefrüchte I, 131). In der Schweiz heisst (nach Stalder) das Gespenst Bauwi, Baui, womit wahrscheinlich der holsteinische Buman und unser Bautzemann, Botzemann zusammen kommt; gewöhnlich vermummt sich jemand mit weissen Tüchern und nimmt einen Besen in die Hand, man hat in Hessen noch einen Reim darüber:

Es geht ein Botzemann auf unserm Boden herum,
er rüttelt sich, er schüttelt sich,
er wirft sein Säckchen hinter sich,
es geht ein Botzemann auf unserm Boden herum!

Der Knecht Ruprecht dagegen, welcher den Kindern den 6. Dezember erscheint, hat ein berusstes, ganz schwarzes Gesicht. Schon im Wartburger Krieg droht Ofterdingen: „Ruprecht, min knecht, muoz uwer har gelich den toren schern!“ Maness. II, 2 b. In der Lausitz wird dieser noch heute Dieterich von Bern (Altd. Wälder I, 323). Im Hanauischen sagt man zu einem unartigen Kind: „wart, der Grossvater kommt!“

6. Manchmal ziehen viele kleine Wolken, die man Lämmerchen heisst, am Himmel ganz langsam, und scheint nun die Abendröthe darüber, so sagt man den Kindern: „da füttert der liebe Gott seine Herde Schäfchen mit Rosenblättern.“ — Nach Fischart sind die Wolken bei den Kindern

Wolle oder Blumendolder, das Gewölk Spinneweb oder Schinhut (Schaubhut, Scheinhut, umbella bei Oberlin; Schinhut bei Hebel; vergl. Troj. Kr. 5936). Wenn die Wolken fallen, kann man alle Lerchen sehen. (Bei Gruter germanica proverbia p. 95: „wenn die Wolken fallen, so ist's gut Lerchen fangen".) — Wenn die Sterne Nachts hell blinken und die Kinder wollen noch nicht zu Bett, so heisst es: „seht Kinder, die Himmelsthüre hat der liebe Gott auch schon zugemacht." Die Sterne sind die goldnen Nägel, womit das Thor beschlagen ist, und der Mond ist das Schloss daran.

7. Fällt Schnee, so sind es Federn aus dem grossen Bett, das dem lieben Gott aufgegangen ist; oder Frau Holle mache ihr Bett. Hierzu gehört eine merkwürdige Stelle Herodots (Melpom. c. 7), wonach bereits die alten Scythen glaubten, die nördlichen Weltgegenden seien unsichtbar und unzugänglich, weil Erde und Himmel mit Federn angefüllt seien, und dies deutet er weiterhin (c. 31) selbst auf Schnee.

Vom wehenden Schnee in grossen Flocken: „Müller und Bäcker schlagen sich mit einander" (s. Jean Pauls Quintus Fixlein S. 102). Das sagt man auch, wenn es zugleich regnet und schneit. Schnee ist Mehl (wie Fischart auch anmerkt), im Isländischen miöll, nix candidissima, gerade wie wir Mehlthau haben. — Der Wind ist ein gieriges Thier, das Nahrung für seine Kinder sucht. Prätorius führt an in der Weltbeschreibung I, 429: „zu Bamberg in Franken zur Zeit eines starken Windes hat ein alt Weib ihren Mehlsack in die Hand gefasst und denselben aus dem Fenster in die freie Luft nebenst diesen Wörtern ausgeschüttet:

lege dich, lieber Wind,
bringe das deinem Kind!

Sie wollte hiermit den Hunger des Windes stillen, da sie glaubte, derselbige wüthe darum, wie ein frässiger Löwe oder grimmiger Wolf." In der Rockenphilosophie S. 265 „wenn der Wind sehr wehet, so kann man solchen stillen, wenn man einen Mehlsack ausstäubet und darzu spricht:

sieh da Wind,
koch' ein Mus für dein Kind!"

8. Das Blut der Kinder macht alles, was es anrührt, wieder rein und gesund oder stellt den natürlichen Zustand wieder her, und zwar darum, weil es selbst als etwas ganz Reines betrachtet wird. So vernichtet es in dem Märchen von dem treuen Johannes den Zauber und giebt dem Stein das menschliche Leben wieder. Man hat viele Sagen, dass es allein den sonst unheilbaren Aussatz hat heilen können (s. Armer Heinrich S. 173 ff.). Auf dieser Reinheit der Kinder beruht noch ein anderer Glaube, dass nämlich Mauern über ein Kind gebaut allein unverrücklich fest ständen. Nach einer Dänischen Sage (s. die Sammlung von Thiele I, S. 3) stürzten die Wälle von Kopenhagen immer wieder ein, bis ein unschuldiges Kind, das man auf einen Stuhl an einen Tisch mit Spielzeug gesetzt und von zwölf Maurern schnell hatte überwölben lassen, zur Grundlage derselben genommen wurde. Verwandt ist die britische Sage von dem Gebäude eines Königs, das nicht zu Stande kommen konnte, weil jede Nacht wieder verschwand, was am Tage gebaut war. Worauf die Zauberer behaupteten, es werde nur dann stehen, wenn der Kalk mit dem Blute eines, der ohne Vater geboren worden (also eines ganz reinen Kindes), gemischt werde. Das war aber das Kind Merlin (Mart. Poloni chronicon bei Schilter script. rer. ger. p. 353).

9. In der Idee der Reinheit und Unschuld der Kinder liegt es auch, wenn die Entscheidung durch das Loos häufig in ihre Hand gelegt wird, noch heute pflegen bei den öffentlichen Glücksspielen Knaben in das Rad zu greifen. Aber schon in dem altfriesischen Gesetz (Tit. 14 bei Georgisch S. 422) war bestimmt, dass, wenn kein Priester zugegen war, „jeder unschuldige Knabe“ eins von den verhüllten, auf den Altar oder heilige Reliquien gelegten Stäbchen hervorziehen konnte, wodurch entschieden wurde, ob die Angeklagten an einem Morde schuldig oder unschuldig waren.

EINLEITUNG ÜBER DIE ELFEN.

Irische Elfenmärchen. [Fairy legends and traditions of the South of Ireland. London 1825.] Übersetzt von den Brüdern Grimm. Leipzig. Friedrich Fleischer. 1826. 8. S. VII—CXXVI.

DIE ELFEN IN IRLAND.

1. DAS STILLE VOLK.[1]

Die Elfen, die in ihrer wahren Gestalt kaum einige Zoll hoch sind, haben einen luftigen, fast durchsichtigen Körper, der so zart ist, dass ein Thautropfen, wenn sie darauf springen, zwar zittert, aber nicht aus einander rinnt. Dabei sind sie von wunderbarer Schönheit, Elfen sowohl als Elfinnen, und sterbliche Menschen können mit ihnen keinen Vergleich aushalten.

Sie leben nicht einsam oder paarweise, sondern allzeit in grossen Gesellschaften. Den Menschen sind sie unsichtbar, zumal am Tage, und da sie zugegen sein und mit anhören könnten, was man spricht, so drückt man sich nur vorsichtig und mit Ehrerbietung über sie aus und nennt sie nicht anders, als das gute Volk, die Freunde; ein anderer Name würde sie beleidigen. Sieht man auf der Landstrasse grosse Wirbel von Staub aufsteigen, so weiss man, dass sie im Begriffe sind, ihre Wohnsitze zu verändern und nach einem anderen Ort zu ziehen, und man unterlässt nicht, die unsichtbaren Reisenden durch ehrfurchtsvolles Neigen zu grüssen. Ihre Häuser aber haben sie in Steinklüften, Felsenhöhlen und alten Riesenhügeln. Innen ist alles aufs Glänzendste und Prächtigste eingerichtet

[1]) Wörtlich: das gute Volk (the good people). Der irische Ausdruck für Elfe in dieser Beziehung ist Shefro und diesen Namen führt auch im Original die erste Abtheilung, ohne dass er sonst vorkäme oder erklärt wäre. She oder Shi heisst ohne Zweifel Elfe, vergl. hernach Ban-shi und das schottische Doane-shi und Shian.

und die liebliche Musik, die zuweilen nächtlich daraus hervordringt, hat noch jeden entzückt, der so glücklich gewesen ist, sie zu hören.

In den Sommernächten, wenn der Mond scheint, am liebsten in der Erntezeit, kommen die Elfen aus ihren geheimen Wohnungen hervor und versammeln sich zum Tanz auf gewissen Lieblingsplätzen, gleichfalls heimliche und verborgene Orte, wie Bergthäler, Wiesengründe bei Bächen und Flüssen, Kirchhöfe, wohin selten Menschen kommen. Oft feiern sie ihre Feste unter geräumigen Pilzen oder ruhen unter ihrem Schirmdach. Bei dem ersten Strahl der Morgensonne verschwinden sie wieder und es ist, als rausche ein Schwarm Bienen oder Mücken dahin.

Ihre Kleidung ist schneeweiss, manchmal silberglänzend, nothwendig gehört dazu ein Hut oder ein Käppchen, wozu sie meist die rothen Blüthenglocken des Fingerhuts wählen und wodurch sich Parteien auszeichnen.

Die geheimen Kräfte der Elfen, ihre Zaubermacht ist so gross, dass sie kaum Grenzen kennt. Nicht bloss die menschliche, jede andere Gestalt, selbst die abschreckendste, können sie augenblicklich annehmen und es ist ihnen ein Leichtes, in einer Secunde über eine Entfernung von fünf Stunden hinwegzuspringen. Vor ihrem Anhauch schwindet jede menschliche Kraft. Manchmal theilen sie den Menschen etwas von der Wissenschaft übernatürlicher Dinge mit, und erblickt man einen, der wie in halbem Wahnsinn mit Bewegung der Lippen einsam auf und abgeht, so ist ein Elfe unsichtbar bei ihm und belehrt ihn.

Die Elfen lieben über alles die Musik. Wer sie angehört hat, kann nicht beschreiben, mit welcher Gewalt sie die Seele erfülle und entzücke: gleich einem Strom dringe sie mächtig entgegen; und doch scheinen die Laute einfach, selbst eintönig und überhaupt Naturlauten ähnlich zu sein.

Zu ihren Belustigungen gehört das Ballspiel, das sie mit grossem Eifer treiben und worüber sie oft bis zum Streit uneins werden können.

Im kunstreichen Tanz übertreffen sie weit alles, was Menschen leisten können, und ihre Lust daran ist unermüdlich.

Sie tanzen ununterbrochen, bis der Sonnenstrahl an den Bergen sich zeigt, und machen die kühnsten Sprünge ohne die mindeste Anstrengung.

Nahrung scheinen sie nicht zu bedürfen. Sie laben sich an Thautropfen, die sie von den Blättern sammeln.

Menschen, die vorwitzig sich nähern oder gar sie necken, bestrafen sie hart, sonst pflegen sie gegen wohlgesinnte, die ihnen vertrauen, freundlich und hülfreich zu sein. Sie nehmen einen Höcker von der Schulter, schenken neue Kleidungsstücke, versprechen einen Wunsch zu erfüllen, obgleich auch hier gute Laune von ihrer Seite nöthig zu sein scheint. Sie lassen sich auch wohl in menschlicher Gestalt sehen oder jemand, der Nachts zufällig unter sie gerathen ist, Theil an ihren Tänzen nehmen; aber etwas Gefährliches liegt allzeit in dieser Berührung: der Mensch erkrankt darnach und fällt von der unnatürlichen Anstrengung, da sie ihm etwas von ihren Kräften zu verleihen scheinen, in ein heftiges Fieber. Vergisst er sich und küsst der Sitte gemäss seine Tänzerin, so schwindet in dem Augenblick, wo seine Lippen sie berühren, die ganze Erscheinung.

Die Elfen stehen aber noch in einer besonderen und näheren Beziehung zu den Menschen. Es ist, als theilten sie sich in die Seelen der Menschen und betrachteten sie nun als ihre Angehörigen. Daher haben gewisse Familien ihre eigenen Elfen, denen sie ergeben sind, wofür sie aber von diesen Hülfe und Beistand in bedenklichen Augenblicken, oft Genesung von tödtlicher Krankheit erhalten. Weil sie aber ihren Elfen nach dem Tode zufallen, so ist der Tod des Menschen für jene ein Fest, wo einer der Ihrigen in ihre Gesellschaft eintritt. Daher verlangen sie von den Menschen, dass sie bei Leichenzügen sich einfinden und sie ehren; sie selbst feiern die Bestattung des Todten wie ein Hochzeitsfest, tanzen über seinem Grabe und ebendeshalb wählen sie auch Kirchhöfe zu ihren Lieblingsplätzen. Oft entspinnt sich heftiger Streit, wem ein Kind zugehöre, den Elfen des Vaters oder der Mutter, und auf welchem Kirchhof es solle begraben werden. Die verschiedenen Parteien der Unterirdischen hassen und bekriegen sich dann ebenso feind-

selig, wie Stämme der Menschen, ihre Kämpfe finden in der Nacht an Kreuzwegen statt, und oft trennt sie nur der einbrechende Tag. Diese Verbindung der Menschen mit einem stillen, aber guten Geistervolk würde an sich nichts Abschreckendes, eher etwas Beglückendes haben, aber die Elfen erscheinen in einem gewissen Zwielicht; beides, das Böse wie das Gute, hat zugleich Theil an ihnen und zie zeigen ebenso wohl eine schwarze als eine weisse Seite. Es sind vom Himmel gestossene Engel, die nicht bis in die Hölle gesunken sind, die aber selbst in Angst und Ungewissheit über ihre Zukunft zweifeln, ob sie am jüngsten Tage Begnadigung erhalten werden. Dieses Nächtliche, Teuflische bricht sichtbar in ihren Neigungen und Handlungen hervor. Wenn sie in Erinnerung des ursprünglichen Lichtes wohlwollend und freundlich gegen die Menschen scheinen, so treibt sie das böse Element ihrer Natur zu heimtückischen und verderblichen Streichen an. Ihre Schönheit, die wunderbare Pracht ihrer Wohnungen, ihre Fröhlichkeit ist dann nichts, als ein falscher Schein, und ihre wahre Gestalt von abschreckender Hässlichkeit erregt Grausen. Erblickt man sie in seltenen Fällen bei Tag, so zeigen sie ein von Alter eingefallenes oder, wie man sich ausdrückt, welkem Blumenkohl ähnliches Gesicht, eine kleine Nase, rothe Augen und das weisse Haar eines steinalten Greises.

Eins ihrer boshaften Gelüste besteht darin, gesunde und schöne Kinder den Müttern zu stehlen und einen Wechselbalg dafür hinzulegen, der einige Ähnlichkeit mit dem gestohlenen hat, aber nichts als ein hässlicher, krankhafter Elfe ist. Er zeigt alle böse Eigenschaften, ist heimtückisch, schadenfroh und obgleich unersättlich, will doch nichts an ihm gedeihen. Wird Gott erwähnt, so lacht er, sonst aber spricht er nicht, bis er auf eine besondere Weise genöthigt, die Stimme eines uralten Mannes ertönen lässt und sein Alter wohl selbst verräth. Die Neigung zur Musik offenbart sich auch hier, so wie ungewöhnliche Fertigkeit dazu, übernatürliche Kräfte äussern sich in der Macht, womit er alles, selbst unbelebte Dinge, zum Tanz zu nöthigen weiss. Wo er ist, bringt er Verderben: ein Unglück auf das andere erfolgt, das Vieh erkrankt, das Haus

stürzt ein und jede Unternehmung schlägt fehl. Wird er erkannt und bedroht, so macht er sich unsichtbar oder entflieht, er scheut das fliessende Wasser, und bringt man ihn über eine Brücke, so springt er hinab und auf den Wellen sitzend spielt er sein Instrument und kehrt zu den Seinigen zurück. Er heisst irisch „Leprechan“.[1])

Zu gewissen Zeiten, wie am Maiabend, scheinen die bösen Elfen besonders thätig und mächtig; denen, welchen sie feind sind, geben sie unsichtbar einen Schlag, der Lähmung zur Folge hat, oder sie richten ihren Athem gegen sie, und auf der Stelle, wo dieser Anhauch den Menschen berührt, erzeugen sich alsbald Beulen und Geschwüre. Die in besonderer Gunst bei den Elfen zu stehen vorgeben, unternehmen die Heilung solcher Krankheiten durch Zaubermittel und geheimnisvolle Reisen.

2. DER CLURICAUN (THE CLURICAUNE).[2])

In dieser Eigenschaft unterscheidet sich der Elfe wesentlich von dem Shefro durch sein einsames und täppisches Wesen; man findet den Cluricaun niemals in Gesellschaft, sondern immer für sich allein. Er ist viel körperlicher und zeigt sich am Tag als ein kleines, altes Männchen mit verschrumpftem Gesicht in altmodischer Tracht. Auf seinem erbsenfarbigen Rock sind grosse Knöpfe, sowie er an grossen Metallschnallen auf seinen Schuhen besonders Wohlgefallen zu haben scheint. Einen Hut trägt er auch, aber einen dreieckigen, altfränkisch aufgekrämpten. Man hasst ihn seines boshaften Wesens wegen und sein Name wird als Ausdruck der Verachtung gebraucht. Man bemüht sich seiner Herr zu werden und droht ihm gern; manchmal gelingt es ihn zu überlisten, manchmal ist er verschmitzter und betrügt den Menschen. Er beschäftigt sich mit der Verfertigung von Schuhen und pfeift ein Lied dazu. Wenn ihn der Mensch dabei überrascht, so ist er zwar voll

[1]) Das Wort, genau Prèachán oder Prìachan geschrieben, soll einen Raben bedeuten.

[2]) Ein irisches Wort, das der Verfasser S. 162 durch die Vermuthung erklärt, es sei eine Entstellung von Luacharma'n, Zwerg.

Furcht vor dessen überlegener Stärke, aber mit der Kraft begabt zu verschwinden, wenn es ihm durch List gelingt, es dahin zu bringen, dass der Mensch auch nur auf einen Blick die Augen von ihm abwendet.

Der Cluricaun besitzt Kenntnis („während der Unruhen") vergrabener Schätze, entdeckt sie aber nicht eher, als bis er sich aufs Höchste gedrängt sieht. Oft hilft er sich noch, wenn der Mensch schon glaubt, ihn ganz in der Gewalt zu haben. Eine gewöhnliche List besteht darin, dass er das Merkmal, wo der Schatz liegt, sei es Strauch, Distel, Stein, Zweig, unendlich vervielfältigt, damit es dem Menschen, der ein Werkzeug herbeigeholt hat, die Erde aufzugraben, nicht weiter als Unterscheidungszeichen dienen kann. Der Cluricaun hat einen kleinen ledernen Beutel mit einem Schilling, welchen er, so oft er auch damit zahlt, immer wieder findet und welcher der Glückschilling (Sprè na Skillenagh) heisst. Manchmal hat er zwei Beutel bei sich, der eine enthält den Wunderpfennig, der andere eine Kupfermünze, und wird er gezwungen herauszurücken, so reicht er hinterlistig den letztern, dessen Gewicht befriedigend ist, während er bei Untersuchung des Inhalts, wenn das menschliche Auge sich von ihm abwendet, verschwindet.

Sein Vergnügen besteht im Rauchen und Trinken. Er kennt das Geheimnis, das die Dänen sollen nach Irland gebracht haben, Bier aus Heide zu brauen. Kleine Tabakspfeifen von alter Form, die man beim Graben oder Pflügen häufig in Irland findet, besonders in der Nähe jener runden Verschanzungen, dänische Festungen genannt, glaubt man, gehörten den Cluricaunen; und findet man sie zerbrochen oder sonst auf eine Art verstümmelt, so betrachtet man das als eine Art Vergeltung für die Streiche, die ihre angeblichen Eigenthümer sollen gespielt haben. [1])

Der Cluricaun zeigt sich aber auch in Verbindung mit den Menschen und gehört dann einer Familie an, mit der er aushält, so lange ein Glied davon lebt, die aber gleichfalls seiner

[1]) Abbildung einer solchen Pfeife in der Anthologia Hibernica (Dublin 1793) I, 352 und in dem Original dieser Märchen S. 176.

nicht loswerden kann. Bei aller Neigung zu boshaften Streichen und Neckereien pflegt er vor dem Hausherrn eine gewisse Achtung zu hegen und ihn mit Rücksicht zu behandeln. Er leistet hülfreiche Hand, verhütet heimliche Unglücksfälle, wird aber im höchsten Grade zornig und aufgebracht, wenn man ihn vergessen und die ihm gebührende Speise nicht an den bestimmten Ort gesetzt hat.

3. DIE BANSHI.

Das Wort wird verschiedentlich erklärt als Haupt der Elfen oder als w e i s s e F r a u. Es ist ein weiblicher Geist, der gewissen Familien, doch meist nur von altem oder edlem Stamm, angehört und sich bloss zeigt, um den Tod von einem Glied derselben anzukündigen. Die Banshi erscheint dann in der Nähe des Hauses oder bei dem Fenster, wo der Kranke liegt, schlägt die Hände zusammen und klagt in den jammervollsten Tönen. Sie hat einen weissen weiten Mantel um und einen Schleier auf dem Kopf.

4. DIE PHUKA.

Es ist schwer von diesem Geist einen deutlichen Begriff zu geben. [1]) Es liegt etwas Unbestimmtes, immer aber etwas Dunkeles und Nächtliches in seinem Wesen. Man erinnert sich seiner unvollständig, wie eines Traums, ob man gleich den heftigsten Eindruck empfunden hat; gleichwohl kann die Phuka mit Händen berührt werden. Sie zeigt sich als schwarzes Ross, Adler, Fledermaus, und lässt den Menschen, dessen sie sich bemächtigt hat und der unfähig ist, den geringsten Widerstand zu leisten, in kurzer Zeit vieles erleben. Sie jagt mit ihm über Abgründe, führt ihn hinauf in den Mond und hinab in die Tiefe des Meers. Wenn etwas einstürzt, wird es ihr vom Volk zur Last gelegt. Nicht wenige Abgründe und Höhlen in den Felsen heissen Phukahöhlen (Poula Phuka), selbst ein Wasserfall, den der Liffey in der Grafschaft Wicklow bildet,

*) Der Sammler bemerkt S. 275, dass das vallisische Gwyll, welches Dunkelheit, Nacht, Schatten, Berggeist bedeute, dem irischen Phuka vollkommen entspreche. Es ist der deutsche Alp.

hat von ihr seinen Namen. Das Volk verbietet den Kindern nach Michaelis noch Brombeeren zu essen und schreibt die Abnahme derselben, welche nach dieser Zeit beginnt, der Phuka zu.

5. DAS LAND DER JUGEND (THIERNA NA OGE).

Unter dem Wasser liegt ein Land, so gut wie oben, wo die Sonne scheint, Wiesen grünen, Bäume blühen, Felder und Wälder abwechseln, Städte und Paläste nur viel prächtiger und glänzender sich erheben, und das von glücklichen Elfen bewohnt wird. Hat man in dem rechten Augenblick an den Ufern des Sees die rechte Stelle gefunden, so kann man alle diese Herrlichkeiten mit Augen sehen. Einige, die ins Wasser gefallen und ohne Schaden zu nehmen dort angelangt sind, haben bei ihrer Heimkehr Bericht abgestattet. Diese Unterwelt heisst das Land der Jugend, weil die Zeit dort keine Macht hat, niemand altert, und wer viele Jahre da unten gewesen ist, den hat es nur ein Augenblick gedäucht. An gewissen Tagen bei aufgehender Sonne erscheinen diese Elfen auf der Oberfläche des Wassers, in grösster Pracht und in allen Farben des Regenbogens schillernd. Mit Musik und Tanz, in ungezügelter Lust, ziehen sie einen bestimmten Weg auf dem Wasser dahin, das unter ihren Füssen so wenig weicht, als die feste Erde unter den Tritten der Menschen, bis sie endlich im Nebel wieder verschwinden.

DIE ELFEN IN SCHOTTLAND.

Zu Grund liegt: the popular superstitions and festive amusements of the Highlanders of Scotland. Edinburgh 1823 von W. Grant Stewart, ein, wie es scheint, in Deutschland noch unbekanntes Buch, von welchem auch der Sammler der irischen Sagen nichts scheint gewusst zu haben; gleichwohl ist es äusserst schätzbar durch den Reichthum und die Vollständigkeit der darin aufbewahrten mündlichen Überlieferungen. — Benutzt ist die Abhandlung über Elfen in dem zweiten Bande von Walter Scotts Ministrelsy of the Scottish Border. 4. Aufl. Edinburg 1810 II, S. 109—183 und die Einleitung I, 99—103, dessen Noten zur Lady of the Lake, Grahams Sketches of

picturesque Scenery on the southern confines of Perthshire p. 107—118, Jamieson in den Illustrations of northern antiquities I, 404—406, Allan Cunningham traditional tales London 1822 II, 89—122, was alles jedoch gegen jenes erstgenannte Werk nicht bedeutend ist.

1. Abkunft. Die Elfen heissen Doane Shi: friedliche Leute, gute Leute. Es sind ihrem Ursprunge nach Engel, die des Lichtes theilhaftig waren, die aber, weil sie sich von dem Teufel verführen liessen, in unzähliger Menge vom Himmel herabgestossen wurden. Sie müssen bis zum jüngsten Tag über Berge und Seen wandern, wissen nicht, wie ihr Urtheil lauten wird, ob sie begnadigt oder verdammt werden, fürchten aber das Schlimmste.

2. Gestalt. An Schönheit kommt kein anderes überirdisches Wesen den Elfen gleich und es scheinen sich darin noch Spuren ihres ursprünglichen Zustandes erhalten zu haben. Sie sind im Ganzen klein von Gestalt, aber ausserordentlich wohl gegliedert. Die Elfinnen besonders sollen die reizendsten Wesen von der Welt sein. Ihre Augen glänzen wie Sterne, auf ihren Wangen ist Weiss und Roth auf das Zarteste gemischt, ihre Lippen gleichen Corallen, ihre Zähne dem Elfenbein und ein Überfluss von dunkelbraunem Haar hängt in Locken über ihre Schultern. Ihre Kleidung ist einfach und grün. Sie erzürnen, wenn Sterbliche diese Farbe tragen, die eben deshalb sie auch für eine unglückliche halten. In den Hochlanden ist es gewöhnlich wollenes Zeug. An Sümpfen hat man sie manchmal heidebraun gesehen oder in Kleidern, die mit Steinflechte gefärbt waren.

3. Wohnung und Lebensweise. Die Elfen sind ein geselliges Volk, leidenschaftlich den Vergnügungen und Lustbarkeiten ergeben. Selten leben sie paarweise beisammen, sondern schwärmen in Haufen umher und jeder Haufe hat eine bestimmte Wohnung oder Aufenthaltsort, wo sie sich nach Umständen versammeln und welcher Tomhan oder Shian heisst. Diese Wohnungen befinden sich gewöhnlich in den Höhlen und Abgründen wilder und rauher Gegenden. Sie sind aus Stein

in der Gestalt unregelmässiger Thürmchen gebaut und so fest und dauerhaft, dass sie Felsenstücken oder Erdhügeln ähnlich sehen. Thüren, Fenster und Rauchfänge sind so künstlich verborgen, dass das blosse Auge bei Tag sie nicht erblicken kann, doch in dunkeler Nacht verräth sie das glänzende Licht, das herausbricht. In Perthshire bewohnen sie runde Grashügel, bei welchen sie im Mondschein tanzen. Nicht weit von Lochcon ist ein Platz Coirshian genannt, welchen sie vorzüglich lieben; in der Nähe sieht man kegelförmige Erhöhungen, besonders eine oberhalb des Sees Katrine, an welcher nach Sonnenuntergang sich mancher fürchtet vorbei zu gehen. Man erblickt zuweilen ihre Spuren in Kreisen, die manchmal gelb und eingetreten, manchmal von dunkelgrüner Farbe sind, in diesen ist es gefährlich zu schlafen oder nach Sonnenuntergang gefunden zu werden. In solchen Versammlungen der Elfen herrscht Lust und Freude, denn dem Tanz sind sie vorzüglich ergeben und er ist eine ihrer Hauptbeschäftigungen. Sie haben dabei die lieblichste Musik. Ungeachtet dieser Fröhlichkeit sind die Elfen doch neidisch auf das vollkommenere und reinere Glück der Menschen und es liegt immer etwas Dunkeles und Ängstliches in ihrer heimlichen Lust, so wie etwas Falsches oder bloss Scheinbares in dem Glanz ihrer Shians. Sie sind, wenn auch nicht durchaus boshaft, doch eigentlich grämliche und missgünstige Wesen. Die Hochländer reden nicht gern von ihnen, besonders am Freitag, wo ihr Einfluss vorzüglich gross sein soll. Und weil sie unsichtbar zugegen sein könnten, spricht man immer nur mit Ehrerbietung von ihnen.

Manchmal reiten sie auch unsichtbar in einem grossen Zug, wo das laute Geschrill der Zügel ihre Gegenwart verräth. Sie borgen wohl bei solchen Gelegenheiten Pferde aus den Ställen der Menschen, die man am Morgen keuchend und abgemattet darin findet, Mähnen und Schweif aufgelöst und verwirrt. Gewöhnlich sind ihre Pferde weiss wie Winterschnee.

4. Umgang mit Menschen. Manchmal sind Menschen in die Wohnungen der Elfen gekommen, entweder von ihnen hineingelockt, oder wenn sie zu gewissen Zeiten die Thüren dazu gefunden haben. Man glaubt in Perthshire, dass, wenn

jemand am heiligen Abend allein neunmal um einen Elfenhügel gehe, linker Hand eine Thüre offen stehen werde, durch welche er hinein gelangen könne. — Ein Pachter in der Nachbarschaft von Cairngorm in Strathspey zog mit seiner Familie und seinem Vieh in den Wald von Glenavon, der als ein Sitz der Elfen bekannt ist. Zwei von seinen Söhnen, die in einer Nacht weit ausgegangen waren, ein Paar verlorene Schafe zu suchen, kamen zu einem Shian von grossem Umfang, zu ihrem Erstaunen strömte das glänzendste Licht aus unzähligen Spalten im Felsen, die das schärfste Auge niemals vorher daran entdeckt hatte. Neugierde trieb sie näher, und von den entzückenden Klängen einer Geige bezaubert, wobei Ausbrüche der höchsten Lust sich hören liessen, versöhnten sie sich einigermassen mit dem gefährlichen Ort. Der eine Bruder konnte ohngeachtet der Abmahnungen des anderen seiner Neigung, an dem Tanz Theil zu nehmen, nicht widerstehen und sprang endlich mit einem Satz in den Shian hinein. Der andere, der ihm nachzuspringen nicht getraute, trat an eine der Spalten, rief dreimal, wie gebräuchlich, seinen Bruder mit Namen an und bat ihn dann aufs Dringendste, mit ihm, Donald Macgillivray, wieder nach Haus zu gehen. Alles war ohne Erfolg, Donald musste die traurige Nachricht von dem Schicksal seines Bruders den Eltern bringen. Alle Mittel und Gebräuche, die man in der Folge noch anwendete, ihn der Gewalt der Elfen zu entziehen, waren vergeblich und man hielt ihn für verloren. Endlich gab ein weiser Mann dem Donald den Rath, wenn gerade ein Jahr und ein Tag vorbei sei, so solle er zu dem Shian zurückkehren, ein Kreuz in den Kleidern werde ihn vor der Macht der Elfen schützen, dann solle er getrost hineingehen, seinen Bruder im Namen Gottes zurückfordern und, folge er nicht gutwillig, ihn mit Gewalt fortführen. Donald erblickt auch wieder Licht in dem Shian und vernimmt Musik und Freudengeschrei; nach furchtsamem Zögern tritt er endlich hinein und findet seinen Bruder, der in aller Lust einen hochländischen Tanz tanzt. Er eilt auf ihn zu, fasst ihn beim Kragen und beschwört ihn mit fortzugehen. Der Bruder willigt ein, will aber nur erst den Tanz beendigen, indem er behauptet, er sei erst eine halbe

Stunde in dem Haus. Vergebens versichert ihn Donald, nicht eine halbe Stunde, bereits zwölf Monate verweile er hier, er würde es ihm, als er wieder bei seinen Eltern angelangt war, nicht geglaubt haben, hätten ihn nicht die gross gewordenen Kälber und die aufgewachsenen Kinder überzeugt, dass sein Tanz ein Jahr und einen Tag gedauert hatte. —

Vor etwa dreihundert Jahren lebten in Strathspey zwei Männer, die wegen ihrer Geschicklichkeit auf der Geige berühmt waren. Es trug sich zu, dass sie einmal zu Weihnachten nach Inverness giengen, dort ihre Kunst auszuüben. Sie bezogen alsbald eine Wohnung, machten ihre Ankunft bekannt und boten ihre Dienste an. Bald darnach bestellte sie ein alter Mann von ehrwürdigem Ansehen mit grauen Haaren und einigen Runzeln im Gesicht, aber von freundlichem, artigem Betragen. Sie begleiteten ihn und kamen zu der Thüre eines etwas seltsamen Hauses; es war Nacht, doch konnten sie leicht bemerken, dass das Haus in keiner ihnen bekannten Gegend stand. Es glich einem Tomhan in Glenmore. Die freundliche Einladung und der Klang des Geldes überwand ihre Bedenklichkeiten und alle Furcht verschwand bei dem prächtigen Anblick der Versammlung, in welche sie eintraten. Die süsseste Musik munterte zur grössten Lust und Freude auf, der Boden zitterte unter den kühnen Sprüngen der Tänzer. Beide Männer brachten die Nacht auf das Angenehmste zu, und als das Fest beendigt war, beurlaubten sie sich, sehr erfreut über die gute Behandlung, die sie erfahren hatten. Aber wie gross war ihr Erstaunen, als sie, aus dieser wunderlichen Wohnung heraustretend, fanden, dass sie aus einem kleinen Berge kamen und alles, was gestern noch neu und glänzend gewesen, zerfallen und von der Zeit verwüstet war, während sie seltsame Neuerungen in Tracht und Sitten an der grossen Menge Zuschauer bemerkten, welche ihnen voll Verwunderung und Bestürzung nachfolgten. Als man sich endlich gegenseitig verständigte, kam man auf die Vermuthung, dass die beiden Musikanten bei den Bewohnern von Tomnafurich, wo sich die Elfen aus der Nachbarschaft zu versammeln pflegten, müssten gewesen sein. Ein alter Mann, den der Auflauf herbeigeführt, sagte nach Anhörung der Ge-

schichte: „Ihr seid die beiden Männer, die bei meinem Urgrossvater wohnten und welche, wie man glaubte, von Thomas Rymer nach Tomnafurich verlockt wurden. Eure Freunde beklagten Euch sehr, doch hundert Jahre, die seitdem verflossen sind, haben Eure Namen in Vergessenheit gebracht.“ Die beiden Männer, erstaunt über das Wunder, das Gott an ihnen gethan hatte, giengen, da es Sonntag war, in die Kirche; sie sassen da und hörten eine Weile dem Geläute der Glocken zu, als aber der Geistliche zu dem Altar trat, seiner Gemeinde das Evangelium zu verkündigen, wunderbar ist es zu sagen, so zerfielen sie bei dem ersten Wort, das aus seinem Munde kam, beide in Staub.

Was die Art und Weise betrifft, wie jemand wieder aus der Gewalt der Elfen zu befreien ist, so sind die Überlieferungen darüber verschieden. Der gemeinen Meinung nach muss es binnen Jahr und Tag geschehen und diese That kann nur am heiligen Abend bei dem jährlichen, feierlichen Zuge der Elfen vollbracht werden. Wer von den Leckerbissen, die ihm vorgesetzt werden, das Geringste geniesst, verwirkt dadurch die Gesellschaft der Menschen und ist an die Elfen gebunden. Man glaubt, wer einmal in ihre Gewalt gefallen sei, dem werde es erst nach sieben Jahren erlaubt, zu den Wohnungen der Menschen zurückzukehren. Nach abermals verflossenen sieben Jahren verschwindet er wieder und wird dann selten noch einmal unter den Sterblichen erblickt. Die Berichte, welche sie von ihrer Lage geben, sind verschieden. Nach einigen führen sie ein Leben ohne Rast und Ruhe und schweifen im Mondschein umher, nach anderen bewohnen sie eine entzückende Gegend; aber schrecklich ist ihre Lage dadurch, dass einer oder mehrere jedes siebente Jahr dem Teufel geopfert werden.

Die Frau eines Pachters in Lothian war in die Gewalt der Elfen gerathen und während des Probejahrs erschien sie mehrmals des Sonntags in der Mitte ihrer Kinder und kämmte ihre Haare. Bei dieser Gelegenheit ward sie von ihrem Ehemann angeredet, sie erzählte ihm das traurige Ereignis, welches sie getrennt hatte, und gab ihm die Mittel an, wie er sie wieder gewinnen könnte; sie ermahnte ihn, dabei all seinen Muth zu-

sammen zu nehmen, indem ihr zeitliches und ewiges Wohl von dem Erfolge seines Unternehmens abhienge. Der Pachter, der seine Frau herzlich liebte, gieng am heiligen Abend hinaus und wartete mitten auf einem Heideplatz ungeduldig auf den Zug der Elfen. Als die Zügel schallten und wilde übernatürliche Laute der Reiter, verliess ihn der Muth und der geisterhafte Zug gieng, ohne dass er ihn zu stören wagte, an ihm vorüber. Als der letzte vorbeigeritten war, verschwand der ganze Haufe unter Gelächter und Freudengeschrei, zwischen welchem er deutlich die Stimme seines Weibes erkannte, jammernd, dass er sie nun auf immer verloren habe. —

Eine Frau war in die Wohnungen der friedlichen Leute entführt und dort von jemand erkannt worden, der sonst ein sterblicher Mensch gewesen, aber nun den Elfen zugesellt war. Dieser Bekannte, welcher noch etwas menschliches Wohlwollen behalten hatte, warnte sie vor der Gefahr und rieth ihr, wenn ihr die Freiheit lieb sei, sich eine bestimmte Zeit lang alles Essens und Trinkens mit den Elfen zu enthalten. Sie befolgte den Rath, und als die Zeit herum war, so befand sie sich wieder auf der Erde unter den Menschen. Es wird noch erzählt, dass die Speisen, die ihr dargereicht wurden und ihr so verführerisch in die Augen leuchteten, bei näherer Untersuchung, nun als der Zauber vorüber war, aus nichts als Erdknollen bestanden hätten. —

Die Elfen hatten ein neugeborenes Kind in ihren Shian gebracht und holten hernach auch die Mutter, damit sie wenigstens ihr eigenes Kind säuge. Eines Tages während dieser Zeit bemerkte die Frau, dass die Elfen geschäftig waren, allerlei Zuthaten in einen siedenden Kessel zu werfen, mit der Mischung, so bald sie fertig war, sorgfältig ihre Augen bestrichen, das Übrige aber zu zukünftigem Gebrauch aufhoben. Sie wollte nun, als alle abwesend waren, ihre eigenen Augen mit der köstlichen Salbe bestreichen, hatte aber nur Zeit es mit dem einen zu versuchen, da die Elfen zu schnell zurückkehrten. Doch mit diesem einen Auge war sie im Stande, jedes Ding zu sehen, wie es wirklich in den Shian kam, nicht wie bisher in trügerischem Glanz und Schönheit, sondern in seiner wahren

Farbe und Gestalt. Die flimmernden Zierrathen des Gemachs waren nichts weiter mehr, als Mauern einer dunkelen Höhle. Bald darnach, als sie ihrer Pflicht ein Genüge gethan hatte, wurde sie nach Haus entlassen, immer aber behielt sie die Gabe, mit ihrem gekräftigten Auge alles, was durch Trug entstellt vor sie kam, in seiner natürlichen Gestalt zu sehen. Eines Tages mitten unter dem Gedränge von Menschen erblickte sie von ungefähr den Elfen, in dessen Besitz sie ihr Kind gelassen hatte, obgleich er jedem anderen Auge unsichtbar war. Von mütterlicher Liebe angetrieben, gieng sie ohne Rücksicht auf ihn zu und erkundigte sich nach dem Wohlergehen ihres Kindes. Der Elfe, im höchsten Grade erstaunt, von einem sterblichen Menschen erblickt zu werden, fragte, wie es ihr möglich gewesen sei, ihn zu entdecken. Erschreckt von seinen furchtbaren Mienen, bekannte sie, was sie gethan hatte. Er spie ihr in das Auge und es erblindete auf immer. [1])

Capitain George Burton theilte für Richard Bovets Pandämonium, welches 1684 erschien, folgendes mit: „Vor etwa funfzehn Jahren hielt ich mich in Geschäften zu Leith bei Edinburg einige Zeit auf und fand mich mit meinen Bekannten öfters in einem anständigen Haus, wo wir ein Glas Wein tranken. Die Hausfrau erzählte mir eines Tages, in der Stadt lebe ein Elfenknabe, wie sie ihn nannte, und als ich ihn zu sehen wünschte, zeigte sie mir ihn bald darnach und sagte: „„Schaut, Herr, jener dort ist es, der mit den anderen Knaben spielt.““ Ich gieng hin und durch freundliche Worte und ein Stück Geld bewog ich ihn, mit mir ins Haus zu gehen, wo ich ihm in Gegenwart der Leute verschiedene astrologische Fragen vorlegte, die er mit grosser Genauigkeit beantwortete, und in allem, was er hernach noch sagte, zeigte er sich weit über sein Alter, da er nur zehn bis elf Jahre zu haben schien. Als er

[1]) Graham, der diese Sage aus Überlieferung mittheilt, und welche, wie Walter Scott S. 122 versichert, ebenso in den schottischen Hochländern als in den Niederungen in Umlauf ist, hat nicht gewusst, dass Gervasius von Tilbury sie mit einigen Verschiedenheiten in den otiis imperial. erzählt. Es sind nur Wassergeister, zu denen die Frau kommt und wo sie ihr Auge mit Schlangenfett salbt.

mit den Fingern auf den Tisch trommelte, fragte ich ihn, ob er die Trommel zu schlagen verstehe? „„Ja, Herr, so gut als einer in Schottland, jede Donnerstagnacht schlage ich sie für ein gewisses Volk, welches in jenem Berg (er meinte den grossen Berg zwischen Edinburg und Leith) zusammenzukommen pflegt.““ „„Was für eine Gesellschaft ist das?““ fragte ich. „„Eine grosse Gesellschaft von Männern und Frauen, die ausser meiner Trommel noch mancherlei Art von Musik haben und Überfluss an Speisen und Wein; manchmal werden wir nach Frankreich oder Holland in einer Nacht geführt und auch wieder zurückgebracht und geniessen dort die Vergnügungen des Landes.““ Ich fragte, wie man in den Berg komme? „„Durch zwei grosse Thore,““ antwortete er, „„die sich öffnen, andern aber unsichtbar sind, drinnen sind schöne, grosse Zimmer, so schön eingerichtet, wie irgend wo in Schottland.““ Ich fragte, wie ich wissen könne, dass das, was er sage, wahr sei? Er antwortete, er wolle mir mein Schicksal voraussagen, ich würde zwei Weiber haben, und er sehe die Gestalt der einen auf meinen Schultern sitzen, beide wären schöne Frauen. Bei diesen Worten kam eine Frau aus der Nachbarschaft in die Stube und fragte ihn nach ihrem Schicksal. Er sagte ihr, sie würde zwei Kinder haben vor ihrer Verheirathung, worüber sie so aufgebracht wurde, dass sie nichts weiter hören wollte. Die Hausfrau sagte mir, alle Menschen in Schottland wären nicht im Stande, ihn von seinem Besuch in der Donnerstagnacht zurückzuhalten. Da ich ihm Aussicht auf ein grösseres Geldgeschenk machte, versprach er mir nächsten Donnerstag Nachmittag sich in diesem Hause wieder einzufinden. Er kam wirklich und ich hatte mit einigen Freunden verabredet, ihn von seinem nächtlichen Gang abzuhalten. Er sass zwischen uns und beantwortete verschiedene Fragen bis gegen elf Uhr, wo er unbemerkt sich entfernte, doch ihn sogleich vermissend sprang ich zu der Thüre, hielt ihn fest und brachte ihn wieder zurück. Wir bewachten ihn alle, aber plötzlich war er wieder draussen vor der Thüre. Ich folgte ihm nach, auf der Strasse machte er ein Geräusch, als wenn er wäre ergriffen worden, und von der Zeit an sah ich ihn nicht mehr.“

Die Elfen sollen in ihrer Verbindung mit Menschen manchmal sündlichen Neigungen und Begierden unterliegen, wovon die Folgen nicht ausbleiben. Vor langer Zeit lebte in der Nachbarschaft von Cairngorm in Strathspey eine Wehmutter. Eines Abends spät, als sie eben im Begriff war zu Bett zu gehen, klopfte jemand heftig an ihre Thüre. Sie öffnete und fand einen Mann zu Pferd, der sie bat unverzüglich mit ihm zu reiten, weil das Leben einer Frau in Gefahr sei. Er gestattete ihr nicht einmal, sich besser anzukleiden, sondern sie musste so wie sie war auf seinem Schimmel hinten aufsitzen. Sie flogen davon und er gab ihr auf ihre Fragen keine andere Antwort, als dass sie für ihre Mühe reichlich sollte belohnt werden. Als sie ängstlicher wurde, sagte der Elfe: „liebe Frau, ich führe Euch in ein Elfenhaus, wo Ihr einer Elfin beistehen sollt, aber ich versichere Euch bei allem, was heilig ist, Euch soll kein Leid widerfahren, sondern sobald Euer Geschäft beendigt ist, sollt Ihr wohlbehalten wieder nach Hause gebracht werden und eine Belohnung erhalten, wie Ihr sie nur wünschen mögt.“ Der Elfe war ein hübscher junger Bursche, dessen Offenherzigkeit und freundliches Wesen ihr die Furcht benahm. Sie entband die Elfin von einem schönen Knaben, worüber alles in Freude war; sie verlangte und erhielt zur Belohnung, dass sie und ihre Nachkommen immer glücklich in diesem Beruf sein sollten.

5. Kunstfertigkeit. Die Elfen besitzen grosse Kräfte und wissen sie klug anzuwenden. Sie sind die geschicktesten Handarbeiter von der Welt und jeder Elfe vereinigt in seiner Person die verschiedenartigsten Fertigkeiten; er ist sein eigener Weber, Schneider und Schuhmacher.

Ein Weber ward einmal Mitternachts durch ein starkes Geräusch aus seinem Schlaf aufgeweckt. Als er aus dem Bett sah, erblickte er seine Stube voll arbeitender Elfen, welche sich seines Werkzeugs ohne Umstände bedienten. Sie waren beschäftigt, einen grossen Sack der feinsten Wolle in Tuch zu verwandeln. Der eine kämmte, der andere spann, der dritte webte, der vierte presste, und das Geräusch bei diesen verschiedenen Beschäftigungen, sowie die Ausrufungen der Elfen

verursachten den gewaltigsten Lärm. Indessen, eh' es Tag wurde, hatten sie ein Stück Tuch von mehr als funfzig Ehlen zu Stand gebracht und giengen davon, ohne dem Weber für den Gebrauch seines Geräths nur zu danken.

Ein Elfe nähte einem Bergschäfer ein Paar Schuhe in der Zeit, wo dieser eine Mehlsuppe anrührte, und ein anderer rasirte einen Bekannten mit einem Messer, nicht schärfer als eine flache Hand.

Als Baumeister haben sie nicht ihres gleichen; das beweisen schon ihre eigenen Wohnungen, denn diese sind so dauerhaft, dass sie einige tausend Jahre Wetter und Wind ausgehalten und an nichts gelitten haben, als etwa an Verstopfung des Rauchfangs.

Wunderwürdig sind die Bauten, die sie unter der Leitung des berühmten Baumeisters Michael Scott ausgeführt haben. Dieser pflegte in seiner früheren Zeit jährlich einmal nach Edinburg zu reisen und sich dort nach Arbeit umzusehen. Einstmals befand er sich mit zwei Gefährten auf dem Weg dahin, sie mussten über einen hohen Berg, wahrscheinlich einen von den Grampians, und ermüdet von dem Steigen ruhten sie oben aus. Bald aber wurden sie durch das Zischen einer grossen Schlange erschreckt, die auf sie zu schoss. Michaels beide Gefährten ergriffen die Flucht, doch er beschloss muthig Stand zu halten, und als sie ihm eben den tödtlichen Biss versetzen wollte, hieb er mit einem Streich seines Stocks das Ungeheuer in drei Stücke. Nachdem er seine erschrockenen Gesellen eingeholt hatte, setzten sie ihren Weg fort und kehrten bei anbrechender Nacht in das nächste Wirthshaus. Hier unterhielten sie sich über Michaels Abenteuer mit der Schlange, welches zufällig die Wirthin mit anhörte. Ihre Aufmerksamkeit schien erregt, und als sie vernahm, dass die Schlange weiss gewesen sei, bot sie demjenigen, der ihr das Mittelstück holen wollte, eine ansehnliche Belohnung. Da die Entfernung nicht gross war, so machte sich einer von den dreien auf, er fand noch das mittlere und das Schwanzstück, das Stück mit dem Kopf war fort und hatte sich wahrscheinlich in das benachbarte Wasser geflüchtet, um nach Art der Schlangen, die mit Menschen

gekämpft haben, sich wieder zu einem Ganzen herzustellen. (Merkwürdig genug, dass ein Mensch, der einen Biss von einer Schlange erhalten hat, unfehlbar geheilt wird, wenn er das Wasser vor der Schlange erreicht.) Die Wirthin zitterte am ganzen Leibe, als sie das Stück Schlange empfieng, schien im höchsten Grade darüber erfreut und setzte ihren Gästen das Beste vor, das ihr Haus vermochte. Michael, neugierig was die Frau mit der Schlange anfangen wolle, erlitt plötzlich einen heftigen Anfall von Leibschmerzen, die nur dadurch gelindert wurden, dass er sich nah ans Feuer setzte, dessen Wärme ihm äusserst wohlthätig schien. Die Wirthin merkte von der Verstellung nicht das Geringste, und da sie dachte, dass jemand, der an solchen Schmerzen leide, nicht leicht Neugierde empfinden und ihre Töpfe untersuchen würde, so erlaubte sie ihm gerne, die ganze Nacht neben dem Feuer zuzubringen. Sobald die anderen alle zu Bett waren, machte sie sich an ihr wichtiges Geschäft und Michael hatte Gelegenheit, durch das Schlüsselloch alles genau zu beobachten. Er sah, wie sie unter Gebräuchen und Feierlichkeiten die Schlange mit geheimen Zuthaten in einen Topf that, welcher hierauf zu dem Feuer gebracht wurde, wo Michael lag, und bis zum Morgen kochen sollte. Ein- oder zweimal in der Nacht kam die Frau unter dem Vorwand, nach dem Kranken zu sehen und ihm eine Herzstärkung zu bringen; sie tauchte dann ihre Finger in die Pfanne mit der Brühe, worauf der Hahn auf der Stange laut krähte. Michael verwunderte sich über diesen Einfluss der Brühe auf den Hahn und konnte der Versuchung ihrem Beispiel zu folgen nicht widerstehen. Zwar kam ihm die Sache etwas verdächtig vor und er fürchtete, der Böse möchte mit im Spiele sein, doch zuletzt war seine Begierde mächtiger, als alle Vernunftgründe. Er tauchte mit dem Finger in die Brühe und berührte damit die Spitze seiner Zunge und sogleich verkündigte der Hahn das Ereignis in einem traurigen Ton. Michael empfieng augenblicklich ein neues, ihm vorher völlig unbekanntes Licht und die erschrockene Wirthin hielt es für klug, ihn ganz in ihre Geheimnisse einzuweihen. Mit diesen übernatürlichen Kenntnissen ausgerüstet verliess Michael am andern Morgen das Haus.

Er brachte bald einige Tausend von des Teufels besten Arbeitsleuten in seine Gewalt, die er so geschickt in seinem Fach zu machen wusste, dass er die Bauten des ganzen Reiches übernehmen konnte. Von ihm rühren noch einige wunderbare Werke in dem Norden der Grampians, einige jener erstaunungswürdigen Brücken, die er in einer Nacht baute, während nur zwei oder drei Arbeiter dabei sichtbar waren. Einmal war ein Werk eben fertig geworden und seine Dienstleute drängten sich nach ihrer Gewohnheit um sein Haus und schrieen: Arbeit! Arbeit! Arbeit! Verdriesslich über dieses unaufhörliche Quälen, rief er ihnen spottend zu, sie sollten einen Landweg bauen von Fortrose nach Arderseir über die Meerenge von Moray. Alsbald hörte das Geschrei auf und Scott, der es für unmöglich hielt die Aufgabe zu lösen, lachte sie aus und blieb zurück. Den andern Morgen bei anbrechendem Tag gieng er hinaus ans Ufer, aber wie gross war sein Erstaunen, als er sah, dass das unerhörte Werk so weit bereits gediehen war, dass nur noch wenig Stunden zu seiner Vollendung nöthig waren. In der Ungewissheit aber, wie viel Nachtheil daraus für den Handel erwachsen würde, gab er Befehl, den grössten Theil des Werkes wieder zu zerstören, und liess nur zum Wahrzeichen und Andenken ein Stück zu Fortrose stehen, das der Reisende noch heutzutag erblickt. Die Elfen, abermals ohne Arbeit, kamen aufs neue mit ihrem Geschrei und Michael wusste mit allem Scharfsinn keine unschädliche Beschäftigung für sie aufzufinden, bis er endlich befahl: „Geht und windet mir Seile, welche mich auf den Mond bringen, und macht sie aus Mühlenschlamm und Meersand.“ Das verschaffte ihm Ruhe und wenn es an anderer Arbeit fehlte, so schickte er sie ans Seildrehen. Zwar glückte es ihnen nicht, eigentliche Seile zu Stande zu bringen, allein man sieht doch bis auf diesen Tag an dem Meer noch Spuren ihrer Arbeit. — Als Michael Scott einmal mit jemand in Streit gerieth, der ihn beleidigt hatte, so schickte er ihn zur Strafe an jenen unseligen Ort, wo der Böse mit den Seinigen haust. Der Teufel aber, ärgerlich dass Michael sich dergleichen Dinge herausnahm, zeigte dem Ankömmling die ganze Hölle, endlich auch zu seinem Trost das Lager, das er dem Michael

bereitet hatte; es war mit allen erdenklichen Arten abscheulicher Bestien angefüllt, mit Kröten, Eidechsen, Blutigeln, und eine gräuliche Schlange sperrte den Rachen auf. Zufrieden mit diesem Anblick kehrte der Fremde zur Oberwelt zurück, er erzählte, was er gesehen hatte, und verhehlte auch niemand, was den Michael Scott dort unten erwarte, sobald er in die andere Welt werde hinübergegangen sein. Doch Michael verlor die Fassung nicht und erklärte, dass er den Teufel in seiner Erwartung betrügen wolle. „Wenn ich todt bin," sagte er, „so öffnet meine Brust und nehmt mein Herz heraus. Steckt es an einem öffentlichen Platz, wo es jedermann sehen kann, auf eine hohe Stange. Soll der Teufel meine Seele haben, so wird er in Gestalt eines schwarzen Raben kommen und sie wegholen, soll sie aber gerettet werden, so wird sie eine weisse Taube holen; das soll Euch ein Wahrzeichen sein." Sie thaten bei seinem Tode, wie er verlangt hatte; ein grosser, schwarzer Rabe kam von Osten mit grosser Schnelligkeit, während mit gleicher Eile von Westen eine weisse Taube sich näherte. Der Rabe stiess wüthend nach dem Herzen, fehlte und fuhr vorbei, die Taube aber, die zu gleicher Zeit anlangte, trug es unter dem Freudengeschrei der Zuschauer fort.

6. Gute Nachbarn. Man bemüht sich, mit den Elfen, die so grosse Macht haben und dabei so launenhaft sind, in gutem Vernehmen zu stehen. Obgleich schon alles Flüssige, was auf den Boden geschüttet wird, ihnen zukommt, so bestimmen doch manche ihnen absichtlich einen Theil von dem Besten, was sie haben. Manchmal befinden sich die unterirdischen Wohnungen der Elfen in der Nähe der Menschen oder wie das Volk spricht: „unter der Thürschwelle", und dann entsteht wohl ein Verkehr mit den Menschen durch Borgen und Leihen und andere freundliche Dienste. In dieser Eigenschaft werden sie gute Nachbarn genannt[1]); sie sorgen dann insgeheim für die Bedürfnisse ihrer Freunde und stehen ihnen in allen Unternehmungen bei, so lange ihre Gunstbezeugungen geheim gehalten werden.

[1]) Ähnlicher Rücksicht bedient sich das Volk sogar bei dem Teufel und nennt ihn „den guten Mann"

Ein Pachter in Strathspey war beschäftigt seine Ländereien zu besäen und sang dazu ein fröhliches Lied, als eine Elfin von grosser Schönheit vor ihm erschien. Sie bat ihn, ihr zu Gefallen ein altes gälisches Lied zu singen, als er das gethan hatte, verlangte sie auch ein Geschenk an Korn. Er fragte, was sie ihm dafür geben wollte? Sie antwortete, wenn er ihren Wunsch erfülle, sollte es ihm an Saat sobald nicht fehlen. Er gab ihr ein hübsches Theil aus seinem Sack und sie entfernte sich. Bald ward er angenehm überrascht, als er bemerkte, dass der Sack, nachdem er einen grossen Acker daraus besät hatte, nicht abnahm und an Grösse und Gewicht noch ebenso war, als da er der Elfin begegnete. Er besäte noch einen anderen Acker, ohne die geringste Verminderung zu spüren. Vergnügt gieng er heim, aber sein geschwätziges Weib, das eine Zunge hatte und einen leeren Kopf, wie die Glocke im Kirchthurm, hörte nicht auf, ihre Verwunderung über diese unerklärliche Natur des Sackes an den Tag zu legen, woraus die Hälfte ihrer Ländereien war besät worden. Nun ist bekannt, dass, wenn man eine übernatürliche Macht anruft, der Zauber alsbald gebrochen wird. So geschah es auch hier, der Sack ward augenblicklich leer. „Du dummes Weib!“ rief der geschlagene Mann, „hättest Du Deine verwünschte Zunge im Zaum gehalten, was der Sack wog, hätte Goldes Werth gehabt!“

Gottfried Macculloch ritt aus, als nahe bei seinem Hause ein kleiner alter Mann in Grün gekleidet auf einem weissen Klepper sich zu ihm gesellte. Sie grüssten sich und der Kleine gab ihm zu verstehen, dass er unter seinem Hause wohne und sehr über die Richtung eines Canals zu klagen habe, der sich gerade in sein bestes Zimmer ausleere. Macculloch stutzte über diese seltsame Bitte, doch da er die Natur des Wesens errieth, mit dem er es zu thun hatte, so versicherte er den alten Mann aufs freundlichste, dass der Canal eine andere Richtung erhalten sollte, und traf auch sogleich die nöthigen Anstalten. Einige Jahre hernach (1697) hatte Macculloch das Unglück, einen benachbarten Edelmann im Streit zu tödten; er wurde ergriffen und gerichtet. Das Blutgerüst, auf welchem ihm das Haupt sollte abgeschlagen werden, war schon auf Castlehill bei

Edinburg aufgebaut, aber kaum hatte er es erreicht, als jener kleine alte Mann auf seinem weissen Pferdchen wie ein Blitz durch das Gewühl der Menschen daher drang. Macculloch sprang auf sein Geheiss hinten auf, der „gute Nachbar" spornte sein Pferd den steilen Abhang hinunter und weder er noch der Verbrecher wurden je wieder gesehen.

7. Boshafte Streiche. Durch Nothwendigkeit werden die Elfen nicht angetrieben, die Menschen heimlich und mit List zu berauben, ein inneres Gelüsten scheint sie anzureizen. Der Wirbelwind ist nicht das einzige Kunststück, dessen sie sich bedienen, etwas zu stehlen, sie nehmen ihre Zuflucht zu anderen viel verderblicheren und stiften Unglück, wie Feuersbrünste, an, um daraus Vortheil zu ziehen.

Ein Elfenweib, das in den Thürmen von Craig-ail-naic wohnte, bat eine Pachtersfrau in Delnabo um etwas Hafermehl zur Nahrung für ihre Familie mit dem Versprechen, es ihr in kurzem zurückzugeben, da sie selbst bald reichlich damit würde versehen sein. Die Frau aus Furcht erfüllte das Verlangen der Elfin, bewirthete sie der Sitte gemäss mit einem Schlückchen, Brot und Käse und gab ihr noch das Geleit. Als sie eine Anhöhe vor der Stadt hinaufstiegen, machte „die Banshi" Halt und mit sichtbarer Freude sagt sie der Frau, sie möge ihr Mehl wieder mit heim nehmen, sie wäre nun, wie sie erwartet hätte, versehen. Die Frau, ohne die Elfin zu fragen, woher sie denn Mehl erhalten habe, nimmt vergnügt das ihrige und geht zurück. Wie erstaunt sie aber, als sie wenig Minuten darnach den Kornboden einer benachbarten Meierei in vollen Flammen erblickt!

Ein Pachter, welcher die Meierei von Auchriachan, von Strathavon inne hatte, suchte eines Tags seine Ziegen auf einem entfernten Berg in Glenlivat, als ein dicker Nebel ihm den Weg entzog und seine Sinne verwirrte. Jeder Stein war in seinen Augen gross als ein Berg, jeder kleine Bach schien in entgegengesetzter Richtung zu laufen und der arme Wanderer gab die Hoffnung auf, je wieder heim zu seinem Feuerherd zu gelangen. Beim Anbruch der Nacht setzte er sich nieder, ganz erstarrt und sein Ende erwartend, als er ein Lichtchen schimmern

sah. Seine Glieder bekamen bei dem Anblick neue Kräfte, er raffte sich auf und eilte dem Licht zu. Dabei angelangt sah er, dass es ein wilder Ort war, den ein menschlicher Fuss schwerlich schon betreten hatte, doch fasste er sich Herz und trat zu der offenen Thüre ein. Wie sank sein Muth, als er auf eine alte Bekannte stiess, deren Leiche er vor kurzem zu Grab geleitet hatte und welche hier, wie es schien, den Dienst einer Haushälterin versah. Sie sprang sogleich auf ihn zu und sagte ihm, dass es um ihn geschehen wäre, wenn er nicht in eine Ecke schlüpfe, wo er ausharren müsse, bis sich eine Gelegenheit finde zu entfliehen. Er befolgte ihren Rath, kaum war er dort versteckt, als eine unermessliche Menge Elfen hereintrat, die von einer wichtigen Unternehmung sehr hungrig waren und nach Speise schrieen. „Was haben wir zu essen?“ fragten sie. Da sagte ein alter, klug aussehender Elfe, der beim Feuer sass: Ihr alle kennt und verabscheut den alten elenden Burschen zu Auchriachan, lumpig und geizig wie er ist, lässt er uns nichts zufliessen und entzieht uns sogar, was uns gebührt. Von seiner alten Grossmutter, der Hexe, hat er gelernt alles einzusegnen und in Schutz zu stellen und wir können nicht einmal Nachlese auf seinen Feldern halten, geschweige zu der Frucht selbst gelangen. Diese Nacht ist er nicht zu Haus, weil er seine Ziegen sucht, Eure guten Bekannte“; (denn die Ziegen sollen in gutem Vernehmen mit den Elfen stehen und mehr wissen, als man dem Anschein nach glauben sollte) „seine nachlässigen Hausleute haben an die Sicherheitsmittel nicht gedacht, und wir können jetzt über all sein Eigenthum schalten und walten; kommt, lasst uns sein Lieblingsrind zu unserm Abendessen holen!“ „Wohlan,“ riefen alle einstimmig, „Thomas Rymer hat Recht, der Pachter von Auchriachan ist ein erbärmlicher Wicht, wir holen sein Rind!“ „Aber wo nehmen wir Brot her?“ sagte ein anderer grauhaariger Elfe. „Wir nehmen auch sein frischgebackenes Brot,“ sagte der kluge Rathgeber, „er ist ein elender alter Bursche, und sein Weib hat vergessen das Kreuz über den ersten Laib zu machen.“ Das alles hörte der arme Mann in der Ecke und hatte noch den Verdruss, mit anzusehen, wie sein Rind hereingeführt und geschlachtet wurde. Während

alle sich mit Zubereitung des Fleisches beschäftigten, hatte die Alte Gelegenheit, ihn zu befreien. Als er herauskam, war der Nebel verschwunden, die Steine hatten ihre gewöhnliche Grösse und der Mond schien so silberhell, dass er ohne Schwierigkeit den Weg nach Haus fand. Seine Familie empfieng ihn mit grosser Freude und die Frau, die glaubte, er würde hungrig sein, brachte Milch und frischgebackenes Brot und lud ihn ein, es sich schmecken zu lassen, doch er liess es stehen, denn er wusste, dass das Brot kein wahres Brot war, nur ein abscheulicher Trug. Er fragte nach seinem Rind und ob man es wie gewöhnlich vor böser Gewalt gesichert habe? „Ach nein, mein Vater, aus grosser Sorge über Euch habe ich es vergessen.“ „Ach!“ rief der arme Mann, „mein liebstes Rind ist verloren!“ „Wie?“ sagte der Sohn, „ich sah es noch vor zwei Stunden.“ „Das war nichts als ein trügerischer Balg von den Elfen, bring es schnell her, damit ich es wegschaffe.“ Und unter den heftigsten Ausdrücken gegen die boshaften Betrüger führte er einen so kräftigen Streich gegen des Rindes Stirne, dass es zu Boden fiel. Es lag zusammt dem Brot und weder Hund noch Katze mochten es anrühren.

8. Wechselbälge. Zu den bösen Gelüsten der Elfen gehört auch die Neigung, Kinder zu stehlen, wobei sie eine besondere Geschicklichkeit bezeigen. Oft haben sie einer unerfahrenen Mutter ihr liebes Kind am hellen Tag weggenommen und einen Wechselbalg an seine Stelle gelegt, dessen lügenhafte Krankheit und Tod die Last der armen Eltern noch schwerer machte. Aber auch dem Vater, der sein Kind mit aufs Pferd genommen hatte, haben sie es vom Arm weg gestohlen.

Zwei Männer von Strathspey pflegten eine Familie in Glenlivat wegen eines Nachts am sichersten zu treibenden Verkehrs mit gebranntem Wasser zu besuchen. Einmal als sie eben mit Zumessen in dem Hause dort beschäftigt waren, stiess das kleine Kind, das in der Wiege lag, einen heftigen Schrei aus, als wenn es ein Schuss getroffen hätte. Die Hausfrau schlug sogleich das Kreuz über das Kind und hob es aus der Wiege, die beiden Männer hatten aber nicht weiter Acht darauf, und als ihr Geschäft zu Ende war, machten sie sich mit ihrer La-

dung auf den Weg. In geringer Entfernung von dem Haus waren sie nicht wenig verwundert, ein kleines Kind ganz allein auf der Landstrasse zu finden. Einer von ihnen nahm es auf den Arm, alsbald hörte es auf zu schreien und schlang mit grosser Zärtlichkeit seine Ärmchen ihm um den Hals und lachte. Als sie es genauer betrachteten, erkannten sie das Kind ihres Freundes und hatten gleich Verdacht auf die Elfen, zumal sie sich des ausgestossenen Schreis erinnerten. Sie hatten das rechte Kind entwendet und einen Wechselbalg an seine Stelle gelegt, aber als die Mutter ein Kreuz schlug, wurde jenes von der Gewalt der Elfen befreit, welche es alsbald verlassen mussten. Da beider Männer Zeit beschränkt war und sie nicht sogleich wieder umkehren konnten, um die geheimnisvolle Begebenheit aufzuklären, so setzten sie ihre Reise fort, sorgten aber bestens für den kleinen Findling. Vierzehn Tage nachher führten Geschäfte sie wieder nach Glenlivat, sie nahmen das Kind mit, verbargen es aber bei ihrer Ankunft. Die Hausfrau fieng sogleich an über die hartnäckige Krankheit ihres Kindes zu klagen, womit es seit ihres vorigen Besuches behaftet sei, und die seinen Tod gewiss zur Folge haben würde. Während dieser Klagen stiess der Wechselbalg das erbärmlichste Geschrei aus, als hätten seine Schmerzen den höchsten Grad erreicht. Die Fremden hiessen die Mutter gutes Muthes sein und sagten, sie solle das rechte Kind wieder haben, frisch und gesund wie der Fisch im Wasser, das andere sei nichts als ein Wechselbalg. Die Mutter nahm ihr rechtes Kind mit Freuden in Empfang und die Fremden liessen ein Bund Stroh anzünden, um den Wechselbalg hinein zu werfen, welcher aber bei diesem Anblick durch den Rauchfang forteilte.

Will eine Mutter ihr Kind vor den Elfen sichern, so ist es gut, den Kopf desselben herunter hangen zu lassen, wenn sie es Morgens ankleidet. Ein rother Faden um den Hals geknüpft oder ein Kreuz schützt gleichfalls. Ist das Kind wirklich schon mit einem Wechselbalg vertauscht, so kann sie es auf folgende Art wiedererhalten. Der Wechselbalg wird da, wo drei Länder oder drei Flüsse zusammenstossen, hingelegt und zwar, ehe die Nacht einbricht, in der Nacht bringen dann die Elfen das ge-

stohlene rechte Kind, legen es hin und nehmen das falsche mit fort.

An der Ostküste von Schottland hat man einen besonderen Gebrauch, die Gefahr abzuwenden. Im März bei zunehmendem Mond werden Zweige von Eichen und Epheu abgeschnitten und davon Kränze geflochten, die man bis zum nächsten Herbst aufbewahrt. Wenn hernach jemand abmagert oder zusammenfällt, so lässt man es dreimal durch diesen Kranz gehen.

Aber die Elfen streben auch nach Frauen, die der Geburt eines Kindes entgegensehen, und ebenso wie bei dem Diebstahl der Kinder, schieben sie ein falsches und lügenhaftes Wesen unter.

Zu Glenbrown, im Kirchspiel Abernethy lebte Johann Roy, ein muthiger Mann. Eines Abends gieng er über die Berge und gerieth in einen Haufen Elfen, deren Art zu reisen schon anzeigte, dass sie jemand mit sich führten. Er erinnerte sich daran, dass ihm gesagt war, die Elfen müssten für eine wenn auch geringere zum Tausch dargebotene Gegengabe das, was sie hätten, loslassen. Johann Roy nahm seine Mütze ab, warf sie unter sie und rief: „Das Meine ist Euer, das Eurige mein!“ worauf die Elfen genöthigt waren, die Mütze zu nehmen und ihren Raub aufzugeben, welcher in nichts anderem bestand, als einer schönen Frau, ihrer Tracht und Sprache nach von sächsischer Abkunft. Mit vieler Freundlichkeit führte sie Johann Roy in sein Haus, wo sie sieben Jahre lang mit der grössten Aufmerksamkeit behandelt wurde. Sie gewöhnte sich nach und nach an ihren neuen Zustand und ward als ein Theil der Familie behandelt. Es ereignete sich, dass „der neue König“ die grosse Landstrasse in dieser Gegend durch Soldaten anlegen liess. Johann Roy vergass seinen Widerwillen gegen „einen Sachsen“ und bot einem Hauptmann und seinem Sohn, welche eine Abtheilung in der Nähe arbeitender Leute befehligten, bei sich ein Unterkommen an, das sonst schwer wäre zu finden gewesen. Beide, Gäste und Wirth, waren bald sehr mit einander zufrieden; nur war diesem unangenehm, dass jene seinen englischen Findling immer so aufmerksam betrachteten. Einmal sagte der Vater zu seinem Sohn: „Mir fällt die Ähnlichkeit

dieser Frau mit meiner verstorbenen Gattin auf, zwei Schwestern können einander nicht mehr gleichen, und wäre es nicht ganz unmöglich, so würde ich sagen, dies sei meine liebe verstorbene Frau!“ und nannte ihren Namen. Die Frau, aufmerksam auf ihr Gespräch, als sie ihren wahren Namen nennen hört, erkennt Gatten und Sohn und fällt ihnen um den Hals. Die Elfen, die den Shian von Coirlaggack bewohnen, hatten eine Fahrt in das südliche England unternommen und sich kein Gewissen daraus gemacht, die Frau bei ihrer Entbindung zu stehlen. Eine falsche Gestalt ward an ihre Stelle gelegt, welche wenige Tage darnach starb und die der Mann, in der vollen Überzeugung, dass es die wahre Frau sei, begraben liess.

9. Elfenkeil, Waffen und Geräthe. Die schändlichste Handlung der Elfen besteht aber darin, dass sie Menschen und Thiere mit einem Zaubergeschoss tödten, gewöhnlich Elfenkeil (Elfbolt) genannt. Diese Keile sind verschiedener Grösse, hart und (gelblich), dem Feuerstein einigermassen ähnlich, den sie allenfalls ersetzen könnten. Der Keil hat häufig die Form eines Herzens, dessen Ränder scharf gezahnt sind, gleich einer Säge. Diese tödtliche Waffe werfen die Elfen nach Menschen und Thieren mit solcher Sicherheit, dass sie selten ihr Ziel verfehlen, und wen sie einmal damit berühren, der ist verloren. So gross ist die Gewalt, womit er trifft, dass, so wie er seinen Gegenstand berührt, er auch augenblicklich ihm das Herz durchbohrt, und eh man ein Auge zuthut, liegt schon der Mensch oder das Thier todt und kalt auf der Erde. Und seltsam genug, ein gewöhnlicher Mensch ist nicht im Stand, die Wunde zu finden, wo er nicht die Kraft besitzt, die einige weise Leute fähig macht, dem Weg, den der Pfeil genommen hat, nachzuspüren und ihn in dem todten Körper zu entdecken. Hat man ihn gefunden, so muss man ihn sorgfältig bewahren, denn wer ihn besitzt, ist gegen einen solchen Tod gesichert.

Die rohen Streitäxte von Metall, welche man findet, haben Elfen verfertigt, die man in den Abgründen und Felsenhöhlen hämmern hört. Die durchbohrten und abgerundeten Steine, die sich durch Reibung in den Flussbetten bilden, sind Becher und Schüsseln der Elfen.

Manchmal schneidet der Wetterstrahl mit besonderer Regelmässigkeit Stücke Rasen aus dem Boden, diese, glaubt man, hätten die Elfen herausgehoben.

10. Der Elfstier. In den schönen Herbsttagen, wenn die Felder abgeerntet sind und eine Anzahl Vieh aus verschiedenen Meiereien zusammengebracht wird, so rennen die Thiere oft wie toll herum und brüllen, obgleich keine Veranlassung dieser Unordnung zu sehen ist. Blickt man aber durch ein Elfenastloch oder durch die Öffnung, die ein Elfenkeil durch die Haut eines von dem Elfenschuss getroffenen Thieres gemacht hat, so kann man den Elfstier sehen, der sich mit dem stärksten Stier in der Herde stösst; doch man sieht hernach mit dem Auge nie wieder und mancher hat auf diese Art sein Gesicht verloren. Der Elfstier ist klein in Vergleich mit dem natürlichen, mausefarbig, hat gestutzte Ohren, kurze korkartige Hörner, kurze Beine, aber einen langen, geschwungenen Leib gleich einem wilden Thier; sein Haar ist kurz, glatt und glänzend, wie bei einer Otter. Dabei ist er übernatürlich muthig und stark. Er zeigt sich zumeist an den Ufern der Flüsse und frisst gern in der Nacht grünes Korn.

Ein Pachter, der bei einem Fluss wohnte, hatte eine Kuh, die niemals einen natürlichen Stier zuliess, aber jedes Jahr an einem bestimmten Tage im Mai regelmässig von der Weide sich entfernte und langsam an den Ufern des Flusses wandelte, bis sie einer kleinen mit Gebüsch bewachsenen Insel gegenüber war, dann gieng sie in den Fluss, watete oder schwamm zu der Insel, blieb dort eine Zeit lang und kam dann wieder auf die Weide zurück. Dies dauerte mehrere Jahre, und jedesmal zu der gewöhnlichen Zeit warf sie ein Kalb, welches vollkommen*) dem Elfstier glich. Um Martini, an

*) [Von diesem Wort an ist das Manuscript Wilhelm Grimms auf 34½ Seiten in Brieffolio erhalten, die ersten 26 Seiten sowie das Blatt mit S. 47. 48 (hier S. 467 „ihm sein Gesell" bis S. 469 „dänischen Lieder") sind verloren. Ferner sind 15 Seiten in etwas kleinerem Format von Jacob Grimm mit den Überschriften „Von den Elfen insgemein" d. h. über den Namen und „Hauptzüge in dem Charakter der Elfen" vorhanden. Von diesen Beiträgen hat Wilhelm den ersten Abschnitt über den Namen ganz, mit einigen Kürzungen und Umstellungen, die zweite Hälfte mehr oder weniger überarbeitet in sein

einem Vormittag, als das Korn unter Dach und abgemessen war, sass der Pachter beim Feuer und es war die Rede von dem, was zu Weihnachten sollte geschlachtet werden. Er sagte: „Die Kuh soll daran, sie ist wohlgenährt und hat im Pflug gute Dienste geleistet, die Ställe mit schönen Stieren angefüllt, wir wollen ihre alten Knochen jetzt abnagen.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so drang die Kuh mit ihren Jungen durch die Wände, als wenn sie aus braunem Papier beständen, gieng um den Misthaufen herum, brüllte ein jedes ihrer Kälber an und dann trabte sie hinaus, die Jungen hinter ihr drein in einer Reihe nach ihrem Alter, dem Ufer zu, wo sie ins Wasser giengen, die Insel erreichten und in dem Gebüsch verschwanden. Man hörte noch sah je etwas von ihnen.

11. Meerelfen. An der Nordküste von Schottland lebte ein Mann, der sich mit dem Fischfang abgab und vorzugsweise jene seltsamen Geschöpfe fieng, die man Seehunde nennt, deren Häute ihm gut bezahlt wurden. Aber die meisten sind nicht Hund oder Fisch, sondern ganz eigentlich Elfen. Eines Tages, als der Fischer von seinem Gewerbe heim kam, wurde er von einem Manne angerufen, der ihm fremd vorkam und sagte, er sei von jemand abgeschickt, der mit ihm einen Handel über eine Anzahl Seehundsfelle schliessen wolle, dass er ihn aber sogleich zu dieser Person begleiten müsse. Der Fischer, erfreut über die Aussicht auf einen guten Handel, willigt ein und beide besteigen zwei dem Fremden zugehörige Pferde und reiten so geschwind, dass der Wind, der ihnen vom Rücken her kommt, wegen der Schnelligkeit ihrer Bewegung ins Gesicht zu blasen scheint. Als sie bei einem furchtbaren in die See hinein ragenden Abhang angelangt sind, sagt der Führer, sie wären jetzt an dem Ort ihrer Bestimmung, ergreift den Fischer mit übernatürlicher Kraft und stürzt sich mit ihm gerade ins Meer hinein. Sie sinken und sinken, bis sie endlich auf dem Grund zu einer offenen Thüre gelangen, durch welche sie in

Manuscript aufgenommen. Jacob hat sodann im Ausdruck einzelnes geändert, Nachträge hinzugeschrieben und den ganzen sechszehnten Abschnitt über Hexen und Unholde zum Schluss angefügt. Sein Antheil ist hier, soweit er sich genau bestimmen lässt, durch cursiven Druck hervorgehoben.]

eine Reihe von Gemächern treten, alle mit Seehunden angefüllt, die aber sprechen und menschliche Empfindung zeigen; zuletzt bemerkt der Fischer zu seinem höchsten Erstaunen, dass er selbst, ohne es zu wissen, in einen Seehund verwandelt worden ist. Sein Führer zog ein ungeheures Messer hervor, und er glaubte, sein Ende sei gekommen, aber jener beruhigte ihn und fragte, ob er das Messer nicht mehr gesehen habe? Er erkannte sein eigenes, womit er heute einen Seehund getroffen hatte, welcher ihm entwischt war. „Dies war mein Vater,“ sagte der Führer, „er liegt gefährlich darnieder und kann ohne Deine Hülfe nicht genesen.“ Er führte den vor Angst zitternden Fischer zu dem Kranken, der in grossen Schmerzen auf dem Bette lag; der Fischer musste mit eigener Hand die Wunde verbinden, worauf er unmittelbar hergestellt wurde und von seinem Lager aufstand. Die Trauer verwandelte sich in allgemeine Lust und Freude. Der Führer sagte zu dem Fischer: „Ich will Dich selbst zu den Deinigen zurückbringen, nur musst Du geloben, Dein Lebtag keinen Seehund mehr zu tödten.“ Beide schwammen wieder aufwärts, bis sie die Oberfläche des Meeres erreichten und bei dem Platz landeten, wo die Pferde schon bereit standen. Der Führer hauchte den Fischer an, und sie erhielten beide die menschliche Gestalt. Bei seiner Hausthüre empfieng den Fischer ein so grosses Geschenk, dass er es nicht zu bedauern brauchte, seinem Handwerk entsagt zu haben.

12. Der Brownie. Er spricht niemals von seiner Abkunft, doch scheint er, im Ganzen betrachtet, zu den Elfen zu gehören. Er ist von Gestalt nicht so schlank, aber wohlgewachsen und artig, dagegen ihn andere als mager und zottig schildern. Den Namen hat er von seiner besonders braunen Farbe. Er ist arbeitsam, auf den Vortheil seines Herrn bedacht und immer zur Hand, nach einigen Tag und Nacht, nach anderen liegt er bei Tag in seinem Winkel versteckt und arbeitet bei Nacht. Alles thut er für magere Kost und zuweilen ein abgelegtes Kleidungsstück; ja er pflegt bei jeder anderen Belohnung zu verschwinden. Ein so wohlfeiler und nützlicher Diener ist also sehr schätzenswerth, aber durch Geld nicht zu erkaufen. Er bleibt bei einer Familie, so lange noch ein Glied

von ihr lebt, und ist daher das Erbstück eines alten und geehrten Stammes. Neben beispielloser Treue wacht er unermüdlich für den Vortheil des Herrn und fördert ihn; und seine Dienste werden noch durch die Gabe, die Zukunft voraus zu verkündigen, erhöht. Über die Hausleute hält er genaue Aufsicht und berichtet ihre guten und bösen Handlungen, weshalb er auch selten in gutem Vernehmen mit ihnen steht; wird er ihrer Gunst überlassen, so erhält seine Treue aller Wahrscheinlichkeit nach keine sonderliche Belohnung. Will der Herr aber für seinen Vortheil sorgen, so muss er zusehen, dass der Brownie ordentlich Essen und Trinken erhält. Er streckt sich gerne nächtlich ans Feuer, und wenn das Gesinde zu lange bei dem Küchenherd aufbleibt, so fürchtet er um seinen Platz zu kommen und erscheint manchmal an der Thüre, als müsse er darauf sehen, dass sie zu rechter Zeit sich niederlegen, und ermahnt sie: „Geht zu Bette und verwahrt das Feuer!“

Eine Familie hatte einen Brownie, und als die Hausfrau in Kindesnöthen sich befand und der Knecht schnell nach Jedburg reiten und die Wehemutter holen sollte, aber sich nicht sehr beeilte, so schlüpfte der Brownie in den Überrock des Zaudernden, ritt auf dem besten Pferd des Herrn nach der Stadt und nahm die Frau hinter sich. Während der Zeit war die Tweed, durch welche sie nothwendig setzen mussten, angeschwollen; der Brownie, schnell wie ein Geist reitend, liess sich nicht aufhalten. Er stürzte sich sammt der erschrockenen alten Frau ins Wasser und kam glücklich mit ihr zu Haus an, wo man ihren Beistand erwartete. Nachdem er das Pferd in den Stall geführt hatte, wo man es nachher in einem traurigen Zustande fand, gieng er in die Kammer des Knechts, und da dieser gerade im Begriff war, seine Stiefel anzuziehen, so versetzte er ihm ein Paar tüchtige Hiebe mit seiner eigenen Peitsche. Ein so ausgezeichneter Dienst erregte die Dankbarkeit des Hausherrn, und da er glaubte verstanden zu haben, dass der Brownie sich einen grünen Rock wünsche, so gab er Befehl, einen solchen zu verfertigen und ihn an seinen Aufenthaltsort zu legen. Der Brownie nahm das Geschenk, war aber von dem Augenblick an nicht mehr zu sehen. Vielleicht begab er sich in seinem grünen Kleide zu den Elfen.

Der letzte Brownie, der im Wald von Ettrick bekannt war, wohnte in Bodsbeck, einem wilden und einsamen Grund, wo er ungestört lebte, bis die ängstliche Frömmigkeit einer alten Frau ihn auszuwandern nöthigte, indem sie in seine Wohnung eine Schüssel mit Milch stellte und ein Stück Geld dabei legte. Nach diesem Wink, sich zu entfernen, hörte man ihn die ganze Nacht heulen und schreien: „Leb wohl, du liebes Bodsbeck!“ welches er auf immer verlassen musste.

Ehedem gehörte zu jeder ansehnlichen Familie ein Brownie, jetzt sind sie seltener geworden, die beiden letzten, die man in den Hochlanden gekannt hat, waren der alten Familie von Tullochgorm in Strathspey zugehörig. Es war Mann und Frau. Der Mann von heiterer, lustiger Gemüthsart neckte oft die Leute; er war besonders darauf aus, nach den Vorübergehenden mit einem Klumpen Erde zu werfen, weshalb er den Namen Brownie-Clod erhielt. Gleichwohl war er bei aller guter Laune ziemlich einfältig und wurde von denen hinters Licht geführt, welchen er mitzuspielen gedachte. Das beste Beispiel ist ein Vertrag, den er mit den Knechten vom Tullochgorm einfältigerweise abschloss, worin er sich verbindlich machte, allein so viel Korn zu dreschen, als zwei Männer in einem ganzen Winter vermögen, wofür er einen alten Rock und eine Kappe von Kilmarnock, an welcher er grossen Gefallen zu haben schien, erhalten sollte. Während die Knechte sich aufs Stroh legten und faulenzten, drasch der arme Brownie unaufhörlich. Kurz ehe der Vertrag zu Ende gieng, legten die Bursche aus Dankbarkeit und Mitleiden den Rock und die Kappe in ein Kornmass in die Scheune. Augenblicklich hörte er auf zu arbeiten und sagte höhnisch, da sie so einfältig gewesen wären und Rock und Kappe vor Beendigung der Arbeit gegeben hätten, so würde er sich hüten, noch eine einzige Garbe zu dreschen. — Die Frau dagegen, statt das Gelächter der Mägde zu sein, mit welchen sie arbeitete, war eine Art Gebieterin über sie. Sie stand selten in gutem Vernehmen mit ihnen wegen der Treue, womit sie der Herrschaft jede Vernachlässigung der Pflicht anzeigte. Sie hatte einen grossen Überfluss von Haaren auf dem Kopf, weshalb sie die haarige Mag (Maug Vuluchd)

hiess. Sie war eine rechtschaffene und treffliche Haushälterin und besonders geschickt bei Tisch aufzuwarten. Die Sorgfalt, womit sie immer unsichtbar den Tisch deckte, war für Fremde ein unterhaltender Anblick: das Verlangte kam wie durch die Luft geschwommen und setzte sich mit der grössten Geschwindigkeit und Geschicklichkeit auf die Tafel; und an Reinlichkeit und Aufmerksamkeit war ihres Gleichen nicht im ganzen Land.

ÜBER DAS WESEN DER ELFEN.

Die schottischen Sagen enthalten den Glauben an ein die ganze Natur unsichtbar erfüllendes, mit den Menschen nah verbundenes Geisterreich am vollständigsten und verdienten daher eine solche abgesonderte Darstellung, bei welcher wir die zugänglichen Quellen sämmtlich zu Rath gezogen haben. Was gegenwärtiges Buch in Beziehung auf Irland Neues gewährt, davon schien die vorangestellte Übersicht für den Gebrauch desselben nützlich. Die Überlieferungen anderer Länder sind, so weit wir sie kennen, im Ganzen lückenhafter, wenn auch im Einzelnen manchmal ausführlicher; auf diese Weise fortzufahren und jedes Volk für sich zu behandeln, würde zwar eigene Vortheile darbieten, die vielfache und doch nothwendige Wiederholung aber mehr Raum wegnehmen, als wir dieser Einleitung gestatten dürfen. Zweckmässiger schien es daher, Hauptpunkte herauszuheben und bei Betrachtung derselben das Eigenthümliche anderer Völker, so wie das Bedeutende der Übereinstimmung *und das hoch hinaufreichende Alterthum des Ganzen* anzumerken.

Der Weg, den wir dabei gehen, ist von dem verschieden, den Walter Scott in der obengenannten ihres Inhalts wegen ohne Zweifel schätzbaren Abhandlung eingeschlagen hat. Er sucht auf eine, wie es uns dünkt, gewagte, in blossen Voraussetzungen gegründete Art verschiedene, angeblich historisch gebildete Bestandtheile dieses Geisterglaubens zu entdecken, die ihm seine gegenwärtige im Abwelken begriffene Gestalt sollen gegeben haben. Dagegen ist unsere Absicht, ihn darzustellen wie etwas, das, so lange es fortgedauert hat, ein aus lebendiger Mitte entsprungenes und in seinen Bestandtheilen gegenseitig

sich ergreifendes Ganzes muss gewesen sein. Indem wir keine Zeit vermischen, im Gegentheil jede sondern und den grossen Einfluss des Christenthums auf Veränderung desselben nachzuweisen bemüht sind, glauben wir der historischen Untersuchung ihr Recht zu erhalten. Die frühsten Spuren von dem Dasein der Elfen aufzusuchen, lag mithin in unserm Zweck, sie haben den noch lebenden Glauben bestätigt, selbst erklärt oder von ihm Licht empfangen.

Litteratur. (Deutschland.) Unsere Sammlung deutscher Sagen, wovon der erste Band Berlin 1816 eine Menge hierher gehöriger Überlieferungen enthält; sodann die Hausmärchen, zweite Aufl. Berlin 1819. — (Dänemark.) Danske Folkesagn. Samlede af J. M. Thiele. 1—3. B. Kjöbenh. 1818–1820. Danske Viser fra Middelalderen. 1. Bd Kjöbenh. 1812. Junge den nordsjällandske Landalmues Charakter. Kjöbenh. 1798. — R. Nyerup Overtro hos den danske Almue. In dem Wochenblatt: Dagen 1822. Stück 291—294. 297. 299. — (Schweden.) Svenska Folk-Wisor utgifne af Geyer och Afzelius. I—III. B. Stockh. 1814—1816, besonders B. III, 114—174. E. M. Arndt Reise durch Schweden III, 8—18. — (Norwegen.) Hans Strôm Beskrivelse over Sôndmôr i Norge. Fôrste Part. Sorôe 1762. S. 537—541. — (Island.) Finni Johannaei historia ecclesiastica Island. II, 368. — (Fårôer.) Beskrivelse over Fårôerne af Jôrgen Landt. Kjöbenh. 1800. S. 44—46. — (Wales.) The cambrian popular antiquities by Peter Roberts. London 1815. Cap. 24. — (Insel Man.) Waldron Works. — (Shetländ. Inseln). A description of the Shetland Island by S. Hibbert. Lond. 1821. — (Alt Preussen.) Lucas David Preuss. Chronik herausgegeben von Ernst Hennig. Königsb. 1812. I, 126—132.

I. NAME.

Dass das Wort Elfe den allgemeinsten Ausdruck unserer Sprache für jene geisterhaften Wesen enthalte, geht aus der Betrachtung jeder einzelnen deutschen Mundart hervor. Erst später sind einschränkende Bestimmungen hinzugetreten oder die Benennung hat sich verloren.

1) Der hochdeutschen Sprache gebührt die Form alp, welches einfache Wort zwar in keinem einzigen alten Denkmal vor dem 13. Jahrhundert anzutreffen ist, unstreitig bloss, weil es an Veranlassung fehlte, eines heidnischen, von den Schriftgelehrten verachteten Begriffs Meldung zu thun. Der Ausdruck muss aber von uralter Zeit her gäng und gäbe gewesen sein. Eine Menge männlicher und weiblicher Eigennamen sind mit ihm gebildet und zusammengesetzt: Alpinc, Alpirîh, Alpkôz, Alpkast, Alphart, Alpkêr, Alpwin, Alphâri, Alptac, Alphilt, Alplint, Alploug, Alpsuint, Westralp, woraus zugleich erhellt, dass man sich dabei nichts Böses noch Gehässiges dachte.

Die mittelhochdeutschen Dichter bedienen sich des Ausdrucks hin und wieder, wenngleich im Ganzen selten. Gewöhnlich steht die männliche Form. In dem alten Meistergesangbuch 37b ruft ein Dichter Gott an: got unde niht alp! *Gott, kein Truggeist! Ungewiss ist im Parc. 46a* [190, 22] zer wilder albe klûsen, *welches zwar heissen kann: zur Klause wilder Geister, aber auch zur wilden Alpklause, Bergklause (vgl. Barl. 194.* gein den wilden alben *und Parc. 62a* [261, 28D] zer wilden muntâne). *Deutlicher gehen folgende Stellen auf den Geist.*

Ein fahrender Schüler (Altd. Wäld. II, 55) nennt ein Mittel: guot für den alp. *Die meisten Anspielungen stehen in dem noch ungedruckten Gedichte Ruodigers von zwein Gesellen (Königsberg. Handschr.) 12a*

dich hat geriten der mar,
ein elbischez âs.
dû solt daz übele getwâs
mit dem kriuze vertrîben;
set, daz hât man von iu wîben,
swenne uns manne iht geschehe,
daz ir immer dez jehet:
uns triege der alp.

und gleich darauf:

dir enhât nieman niht getân
wan so vil, daz dich zoumet
ein alp, dâvon dir troumet;
der var der sunnen haz!

Die letzte Zeile ist eine auch sonst gebrauchte Verwünschungsformel. Und 14b:

in bedûhte daz er vlüge,
oder daz in lihte trůge
ein alp in sîne troume.
14c ez gezäme michel baz,
daz dû mit zühten läges
unt solher rouwe pfläges,
als ûf dem beite wäre
den elbischir gebäre.

In der letzten Zeile steckt ein Fehler, vielleicht ist zu lesen: dem elbischen gebäre *und das voraus gehende* ûf der beite *scheint zu bedeuten: etwas erwarten, einem Ding auf der Lauer sein.*

Ferner 16 d:

ich sehe wol, daz dû elbisch bist;
17a: ein elbische ungehiure!
sprach sie, dû sîst verwâzen!

d. i. verflucht seist du, du elbisches Ungeheuer!

18a: nû sagâ mir, elbischez getwâs,
vil rehte dînen namen.

In einem anderen Gedicht (Altes Meistergesangbuch 2b):

elbe triegent niht so vil junge
und alte, alsô es mich tout.

Herbort (trojan. Krieg 84c) redet von elbischem viure (Irrlichtern?); statt der alp scheint er aber das Neutrum daz alp oder elbe Pl. diu elber zu brauchen (daselbst 5d):

diu elber triegent mich

und 6a

unreinez getwâs!

wie man schon früher neben dem männlichen der tiuvel auch daz tiuvel, Pl. diu tiuvler (althochdeutsch diufilir Otfr. III. 14, 103) sagte. Sonst wird der christliche, männlich gedachte Teufel in der altdeutschen Sprache gern weiblich, weil unserm Volksglauben der Begriff Unholdin, Hexe geläufiger war, als der des bösen Feindes und Zauberers. Ulfilas sagt lieber unholtô als unhultha und in althochd. Denkmälern (hymn. XXIV, 3. gloss. Ker. 85) wird diabolus statt durch das Masc. unholdo durch das Fem. unholdâ übersetzt. Deutsche Märchen legen dem Teufel wenigstens seine Grossmutter bei, und der böse Geist Grendel im angelsächsischen Gedicht hat seine noch ärgere Mutter zur Seite. Desto weniger kann befremden, dass zuweilen das Fem. diu alp, Gen. der elbe vorkommt. Heinrich von Morunge singt (M. S. I. 50b) [Minnesangs Frühling 126, 8. 9]:

von der elbe wirt entsehen vil maniger man,
alsô wart ich von grôzer liebe entsehen,

d. h. von der Alb wird es manchen Leuten angethan, so ist es mir angethan worden von der Liebe. Die Bedeutung von entsehen bestätigt folgende Stelle aus dem ungedruckten Eraclius Z. 3329—35.

ich sage iu guotiu mâre,
sprach diu alte, do sie sie ersach,
iuwers kindes ungemach
kan ich wol vertrîben,
hie geredet under uns wîben,
ich hân in gesegent, er was entsehen,
im sol arges niht geschehen.

Neben dieser beschränkten Bedeutung von nächtlichem, die Menschen reitendem Gespenst mag noch die ältere und ursprünglich allgemeinere für Geist überhaupt bestanden haben, wie sich theils aus dem Elberich der Nibelungen und des Heldenbuchs, theils aus einer Stelle in der Verdeutschung der ovidischen Metamorphosen (Buch V, Cap. 9) folgern lässt, wo der Ausdruck die Elben und Elbinnen vorkommt. Wahrscheinlich hat ihn Wikram in dem durch ihn umgearbeiteten Werke Albrechts von Halberstadt bereits vorgefunden.

Heutzutage dauert in Deutschland bloss der Aberglaube von dem Reiten und Drücken des Alps mit dem alten Namen fort; was sonst von den Geistern zu erzählen ist, wird den Zwergen, Wichteln zugeschrieben, nicht den Elben, wiewohl dieser Ausdruck selbst noch in den späteren Hexenprocessen mitunter gebraucht zu werden scheint[1]*. Der unhochdeutschen, nie unter dem Volk gebräuchlichen Wortform Elfen hätten wir uns enthalten, wenn sie nicht von den Dichtern des vorigen Jahrhunderts in Übersetzungen aus dem Englischen, ohne die Eigenheit unserer Mundart zu beachten, angenommen und nun einmal eingeführt worden wäre.*

2) Aus der deutschen Sprache haben auch die Franzosen das Wort Alb für Geist überkommen, sie verwandelten es aber nach ihrem Organ in Aube, nämlich so muss der in einer altfranzösischen Volkssage auftretende Auberon, später Oberon, verstanden werden. Er entspricht etwa unserem Elberich und hat

[1]) *vgl. Pomarius colleg. synopt. phys. disp. 13. sent. 23. 24. 26. und Prätorius Weltbeschreib. I, 181. 182.*

ganz das Wesen der gutmüthigen Elfen. Aus dieser altfranzösischen Quelle haben die englischen Dichter ihren Elfenkönig Oberon geschöpft, den sie schicklicher in einen Elfric übersetzt haben würden, da Ob nichts anderes als das englische Elf bedeutet.

3) In angelsächsischen Denkmälern begegnet sowohl das einfache älf als die Zusammensetzungen älfrîc, älfrêd usw. Fürs Fem. gilt älfen Gen. älfenne. Über die ältere, weitere Bedeutung kann kein Zweifel sein; mägälf und älfscîne werden in den Dichtungen auch als Epitheta von Menschen gebraucht (Cädm. 40. 58. Beov. 194. Iud. 9.). Sagen selbst scheinen nicht erhalten. In den Handschriften finden sich wohl die Ausdrücke dûnälfenne (monticolae, castalides), feldälfenne (moïdes, hamadryades), muntälfenne (oreades), saeälfenne (najades), vudälfenne (dryades), die jedoch mehr zur Übersetzung der griechischen Wörter gebildet scheinen, als uns Unterscheidungen einheimischer Geister lehren. — Spätere altenglische Dichter enthalten dafür genug Beispiele von lebendiger Fortdauer des Wortes und der Sache. Es wird hinreichen ihrer einige aus den Canterbury tales hier folgen zu lassen.

5174. the mouther was an elve by aventure
ycome by charmes or by sorcerie.

6442. the elfquene with here joly compagnie
danced ful oft in many a grene mede,
this was the old opinion, as I rede,
I speke of many hundred yeres ago,
but now can no man see non elves mo.

13718. 13720. 13724. an elfquene. 13633. se semeth elvish by his contenance. 16219. elvish craft. 16310. elvish nice. Eine Menge anderer stehen bei Spenser und Shakespeare[1]), nach und nach ist der ungefähr gleichbedeutige Name fairy gebräuchlicher worden. Wiewohl nun jenes elf zuweilen völlig den Sinn des späteren, hochdeutschen Alp hat und elvish gerade so den von phantastisch, so giebt es doch eine Reihe echter Elfensagen unter dem alten Namen ohne solche Beschränkung auf blosse Zauberei.

[1]) Der Shakespearischen Elfen Eigenthümlichkeiten, an denen der Dichter einen nicht geringen Antheil haben mag, obgleich er im Ganzen den Glauben des Volks zu Grund gelegt hat, findet man zusammengestellt von Voss in den Anmerkungen zum Sommernachtstraum S. 509—511.

4) Am reinsten und in der ursprünglichen ausgedehnten Bedeutung haben die nordischen Sagen und Gedichte diese Benennung erhalten. Altnordisch âlfr, Pl. âlfar; schwedisch elf, Pl. elfar, woneben häufig der weibliche Pl. elfvor gebraucht wird; dänisch elv, Pl. elve, in Zusammensetzungen heutzutag ellefolk, ellekone, ellekonge statt elvefolk usw.; aus welchem ellekonge durch ein Missverständnis die unrichtige deutsche Übersetzung Erlkönig entsprungen ist, da der Name des Geistes mit dem des Baumes Erle, dänisch elle, altnordisch elni (alnus) nichts zu schaffen hat.

5) Die Urbedeutung des Namens alp, älf, âlfr hängt wahrscheinlich mit dem lateinischen albus (weiss) zusammen, vergleiche das griech. ἄλφιτον (Mehl), ἀλφιτώ, ein weibliches Gespenst, vor dem sich die Kinder fürchteten (weisse Frau?); nicht aber mit dem lat. alpes (Berge). Sie berührt sich auch mit dem allgemeinen Flussnamen Elbe, elf, albis (franz. aube), ohne dass man daraus zu schliessen braucht, die Elfen seien Wassergeister, was sie nur zuweilen sind.

II. ABSTUFUNG UND VERSCHIEDENHEIT.

Die Sagen, welche die Elfen als vom Himmel verstossene, der Hölle halb verfallene Engel, eben deshalb als halb teuflische Wesen schildern[1]), haben einen Gegensatz, der schon vorhanden war, in christlicher Ansicht erklärt, schwerlich aber geschaffen. Die Edda unterscheidet weisse, leuchtende Elfen des Lichts und schwarze Elfen der Finsternis, nicht als gute und

[1]) S. unten das irische Märchen No. 4. die Mahlzeit des Geistlichen und die Anmerkung dazu, wo die übereinstimmende dänische und schottische Sage angeführt ist. Auch in Schweden ist sie aller Orten bekannt, nur, und das ist merkenswerth, mit entgegengesetzter Auflösung (Schwedische Volkslieder III, 128). Zwei Kinder spielen an einem Fluss, da sitzt ein Nix auf dem Wasser und lässt seine Harfe ertönen. Die Kinder rufen ihm zu: „Was hilft, dass Du da sitzest und spielst, Du wirst doch nicht selig!" Der Nix weint bitterlich, wirft seine Harfe hin und sinkt in die Tiefe. Als die Kinder heim zu ihrem Vater kommen, erzählen sie ihm, was sich zugetragen hat. Der Vater heisst sie zurückgehen, den Nix trösten und ihm die Versicherung der Erlösung geben. Als sie bei dem Fluss anlangen, sitzt der Nix auf dem Wasser und weint. „Nix, traure nicht," rufen sie ihm zu, „der Vater hat gesagt, dass auch Dein Erlöser lebe." Da nimmt der Nix seine Harfe wieder und spielt fröhlich. (Vgl. auch das. III, 158.)

böse, sondern um sie als Geister der verschiedenen Regionen des leuchtenden Himmels und der dunkeln Erde zu bezeichnen. Deutlich wird dies daraus, dass sie die schwarzen Elfen zugleich Zwerge nennt (so wie auch ein Zwerg in den Kenningar den Namen âlfr führt), denn dies ist der besondere Ausdruck für die in den dunkeln Berghöhlen wohnenden und hausenden Unterirdischen. Die Lichtelfen von reiner Farbe erscheinen fast durchsichtig, ganz ätherisch, mit weissen, silberschimmernden Kleidern, wie in den irischen Märchen. In deutschen Sagen (No. 10 und 11) sitzen sie als schneeweisse Jungfrauen im Sonnenschein, zeigen sich um Mittag (No. 12) und dürfen nur so lange, als die Sonne am Himmel ist, verweilen. Diese heisst daher in der Edda (Säm. I, 70 und 231) âlfrödull, die Elfen anstrahlend. Die Erdelfen dagegen sind körperlich und von dunkler Farbe, darum sind sie in Norwegen blau, in dem Sinne, in welchem die nordische Sprache einen Neger blâmadr nennt, der schottische Brownie ist braun und zottig, wie die wilde Berta in der deutschen Sage (No. 268), und brauner Zwerge in Northumberland gedenkt eine Anmerkung in Walter Scotts Lady of the Lake. Die Erdelfen tragen auch dunkelfarbige Kleider. Sie treiben ihr Wesen in der Nacht und fliehen im Gegensatz zu den Lichtelfen die Sonne, die daher auch in der Edda (Hamdismâl Str. 1) die Sorge der Elfen (græti âlfa) heisst. Überrascht sie der Tag, so werden sie von dem Strahl der Sonne in Stein verwandelt. (Vgl. Edda Säm. I, 274. II, 44.)

Natürlich bestand diese Unterscheidung nicht länger, sobald man sie auf sittliche Eigenschaften bezog, und die Elfen beider Art wurden verwechselt. Dass aber in Deutschland der Begriff der Lichtelfen vorhanden, ja vielleicht gerade im Gegensatz zu der späteren Zeit der allgemeinere war, zeigt nicht bloss die vorhin auseinandergesetzte Verwandtschaft des Wortes mit dem lateinischen albus, sondern auch der Umstand, dass *seit der Bekehrung das christliche engil ebenso wie früherhin alp zu Namenbildungen gebraucht wurde und insoweit an seine Stelle trat, z. B. Engilrîch, Engilhart, Engilgêr usw. Bei den Angelsachsen zeugt die Zusammensetzung älfscîne, d. h. leuchtend wie ein Elfe.*

Für die Mischung beider Arten giebt Elberich das beste Beispiel ab. Sein Name verräth schon seine Abkunft, er heisst in den Nibelungen (1985) [462, 2] wie im Otnit (Str. 127 bei Mone) ein wildez getwerc, schmiedet und haust in Berghöhlen und gleichwohl erscheint er geistig überlegen und äusserlich glänzend, wo er in letzterem Gedicht, dessen Hauptperson er eigentlich ist, auftritt. In norwegischen Sagen wird es noch ausgedrückt, dass der Zwerg körperlicher und weniger geistig ist, als der Elfe; je genauer er aber in Verbindung mit dem Menschen kommt, desto menschlicher werden auch seine Bedürfnisse. Als Hausgeist dient er um Speise und Kleider, während er wunderbare Dinge verrichten kann, und ist beides ein hülfsbedürftiges und ein übermächtiges Wesen.

Die Ausdrücke Wichte, Schrate, Schretlein bezeichnen gleichfalls nichts anderes, als die kleinen Unterirdischen oder Zwerge, wiewohl sich leicht an jede besondere Benennung eine besondere, oft schwer zu bestimmende leise Nebenbedeutung hängt. Wir theilen die Stellen mit, wo wir diese Namen gefunden haben:

Glossae lindenbrog. 995a fauni, silvestres homines: waltscrechel, die im Wald herumspringen. — 996b larvae, lares mali: screza. — gl. vindob. larvae: screzzol scraito. — gl. trev. screiz, larvae, von späterer Hand dabei geschrieben: klein herchin (Herrchin). — Barlaam 251, 11. ein wilder waltschrate und Alt. Wälder III, 225. wo es für Faun steht. Schretel im Cod. palat. No. 341 f. 371. — Titurel 190. sie (die Minne) ist villîhte ein schrat ein geist von helle. — Hans Vintlers Tugendbuch vom Jahr 1411 (nach der Gotha. Handschr.):

— etlîche die jehent,
daz schretlîn daz ſî ein kleinez kint
unde ſî als ringe als der wint
unde ſî ein verzwîvelôter geist (d. h. gefallener Enge).

Bei Scherz Vocab. 1482. schretlîn, penates.

Dem deutschen und angelsächsischen wiht entspricht das nordische vættur; hollar vættir, holdgesinnte Geister, werden in der Edda (Oddrûnar grâtr VIII) angerufen. wihtel im Cod. palat. No. 341. — Wolfdieterich Str. 789. 799. kleinez wihtelîn.

— Liedersaal I, 378. 380. kleinez wihtelîn, ez moht kûme elnlanc ſîn. — Vocab. 1482. wihtelîn, penates, *vgl. gl. blas. 87a wihsilstein (penas) vielleicht wihtilstein? doch haben gl. trev. 36b wihilstein.*

Auch das Wasser wird von Elfen bewohnt, und da das Element glänzend und durchsichtig ist, so scheinen sie zu den Lichtelfen gerechnet zu werden. Sie heissen Nixen, Nökken (*althochd. nihhus, Pl. nihhussâ*, bei Conrad von Würzburg Man. Samml. II, 200b die vertânen wazzer-nixen), Wassermänner und Wasserfrauen, Schwanenjungfrauen, und da diese Schwanengewänder tragen und wie Vögel über dem Wasser schweben, so folgt schon daraus, dass sie nicht zu den schwarzen Elfen gehören.

Jene christliche Ansicht vieler, vorzüglich schottischer und dänischer Sagen, welche die Elfen als Heiden und Genossen des Teufels schildern, wenn sie gleich auch bei den Dichtern des Mittelalters Eingang gefunden hat, wie mehrere der bisher angeführten Stellen beweisen, ist doch nicht überall durchgedrungen. Dem Zwerg, der bei Ottokar von Horneck dem Scherfenberger erscheint, wohnt christlicher Glaube bei (Deutsche Sagen No. 29). Elberich selbst ist ein Christ (Otnit Str. 283) und hilft sogar die Heiden bekehren und taufen (Str. 351 und 504). In den noch umgehenden deutschen Sagen werden sie häufig als gute, wohlwollende Geister und namentlich als Christen betrachtet, sie beten, ermahnen die Menschen zur Frömmigkeit, hassen Fluchen und Gotteslästerung und zürnen heftig, wenn man sie für teuflischen Spuk hält. Ein Hausgeist sagt das Gebet des Herrn und den Glauben her (Deutsche Sagen I, S. 113), doch nicht ganz vollständig, indem er einiges undeutlich murmelt, während der schottische Elfe, der sich mit dem Geistlichen unterhält, einiges ändert (vgl. unten die Anmerkung zu No. 4).

III. UNTERGANG.

Allgemein verbreitet und am wahrscheinlichsten durch Einführung des Christenthums entstanden sind die Sagen von dem allmählich näher rückenden Verschwinden der Elfen. Nicht bloss entfernen sie sich vor dem Geräusch und geschäftigen

Treiben der Menschen, sondern es erfolgt ein grosser Auszug der Unterirdischen. Sie schliessen einen Vertrag mit den Menschen ab und auf einem vorher bestimmten Weg, über eine Brücke, hört man in der Nacht die Kleinen in unzähliger Menge forttrippeln oder sie werden über das Wasser gefahren und ihre grosse Zahl drückt das Schiff. (Deutsche S. No. 152—154. dänische bei Thiele II, 2.) Manchmal wird erzählt, dass zum Andenken oder aus Dankbarkeit für das von den Menschen genossene Gute jeder ein kleines Stück Geld von altem Gepräge in eine hingestellte Schüssel gelegt habe.

Man hat in dem Auszug der Zwerge eine geschichtliche Thatsache, die Unterdrückung und Vertreibung eines alten, einheimischen Volkes durch neue Ankömmlinge erkennen wollen, *und wozu auch ein Zug von Scheu, Trauer und Ironie, der über die Natur des Geistervolks verbreitet ist, stimmt.*

IV. GESTALT.

1) Erblickt man den Elfen in seiner wahren Gestalt, so sieht er aus, wie ein schönes Kind von einigen Jahren, zart und wohl gegliedert; die schottischen und wallisischen Sagen beschreiben ihn ausdrücklich auf diese Art. Elberich liegt als Kind von vier Jahren unter einer Linde, wo ihn Otnit kraft eines Ringes sehen kann und ihn meint als ein Kind forttragen zu können (Str. 99. 108). Und als der Elfe sich vor den Leuten sehen lässt, so heisst es (Str. 517):

ich wâne daz nie kein ouge schôner bilde ie gesach.

In der Wilkina Saga (Cap. 26) bittet der Kleine den Dieterich, der ihn gepackt hat: „er möge seinen kleinen Leib und schwache Glieder nicht zerdrücken.“ Übereinstimmend wird von Oberon in dem französischen Volksbuch erzählt, dass er nur drei Fuss hoch sei, aber ein Gesicht von himmlischer Schönheit habe, welches niemand ohne Wohlgefallen ansehen könne (p. 28. „Oberon, qui n'a que trois pieds de hauteur, il est tout bossu, mais il a un visage angelique, il n'y a personne sur la terre, qui le voyant ne prenne plaisir à le considerer, tant il est beau“). — Hinzelmann (Deutsche S. No. 75) zeigt sich Knaben, in deren Gesellschaft er spielt, als ihres Gleichen,

aber mit schönem Angesicht. Damit stimmt auch die Vorstellung der Norweger, die sich die Elfen als kleine, nackte Gesellen denken. — Die Schönheit der Elfinnen wird in den schottischen, irischen, dänischen und schwedischen Sagen als im höchsten Grade reizend und verführerisch geschildert, menschlicher Schönheit unvergleichbar. So beschreiben sie auch schwäbische Sagen am Mägdleinsfelsen (s. Gustav Schwab Die schwäb. Alb. Stuttg. 1823. S. 71) und die Wasserjungfrauen entzücken alle Männer (Deutsche S. No. 58. 60).

2) Langes Haar legen schottische und wallisische Sagen den Elfen und Elfinnen ausdrücklich bei, und die Brownie heisst deshalb die haarige Mag. Eines Zwerges mit krausem rothem Haar in Northumberland gedenkt Walter Scott in den Noten zur Lady of the Lake p. 387. Die schwedische Waldfrau ist klein mit blonden Locken, so auch der Nix. In deutschen Sagen fehlt dieser Zug nicht: dem Hausgeist und einer schönen Elfin, die sich um Mittag zeigt, hängt das Haar in gelben Locken über die Schultern (D. Sagen No. 11. 65. 75); eine Bergfrau hat so prächtige Haare, dass sich ein Mann deshalb in sie verliebt, und dessen Weib, das sie schlafend erblickt, ausruft: Gott behüte Deine schönen Haare! (D. Sagen No. 50.) In einer andern ähnlichen Sage (Strack Beschr. von Eilsen S. 120) schneidet sie wirklich der Elfin eine von den schönen, langen Haarflechten im Nacken ab, welche diese hernach dringend zurückfordert. Die Elfinnen im Norden (Thiele III, 44. Schwed. Lieder III, 165) tanzen mit aufgelösten Haaren. — Auf das Kämmen der langen Haare scheinen sie besondere Sorge zu verwenden. Frau Holle oder Hulda, die ohne Zweifel zu ihnen gehört (Huldevolk heissen auf den Färöer noch jetzt die Elfen, und Huldrer die Elfinnen in Norwegen), lässt sich gern ihre Haare auskämmen (vgl. Hausmärchen III, 44). Die Wasserelfen erblickt man bei diesem Geschäft (Schwedische Lieder III, 148) und Waldron S. 128 erzählt von einem Wechselbalg, der, wenn man ihn allein gelassen hatte, bei der Zurückkunft, ohne Zweifel von den Seinigen, auf das Sorgfältigste gekämmt war.

3) Aus der Vermischung der himmlischen und irdischen Elfen erklärt sich, warum in den Sagen diese Geister zugleich

schön und jugendlich und alt und hässlich geschildert werden. Der Zwerg hat ebenfalls Kindesgestalt, aber ist alt und hässlich, langnäsig, von dunkler, wie vorhin erwähnt ist, blaugrauer oder erdbrauner Farbe; weil ihn das Licht nicht bestrahlt, hat er das Gesicht eines Todten, daher sagt auch in der Edda (Alvîsmâl II) der Gott zu dem Zwerg: „Wie bist du so fahl an der Nase, warst du in nächtlichem Dunkel bei einer Leiche?" Dabei ist er missgeschaffen, dem Oberon wird mit Unrecht ein Höcker zugeschrieben (il est tout bossu), er gehört einem schwarzen Elfen (vgl. Thiele I, 121. 122). Elberich zeigt, wie nah den Sagen die Verwechselung lag, während er im Otnit als ein schönes Kind beschrieben ist, erscheint er in den Nibelungen als ein alter, bärtiger Mann:

2001. [466, 2] dô vienc er (Siegfried) bî dem barte den altgrîfen man.

Und seines Alters gedenkt das Kind auch im Otnit Str. 252:

ich trage ûf mînem rücken mê dan vierdehalp hundert jâr.

Ganz wie in dem deutschen Kindermärchen (I^2, 205) der elfische Wechselbalg ausruft: „Nun bin ich so alt, wie der Westerwald," womit man die entsprechende Stelle in dem irischen (unten S. 38) und dänischen (bei Thiele I, 48) vergleichen kann. — Ein altwallisisches Gedicht (Fairy tales p. 195. 196) nennt die Elfen „schiefmäulige"; der Cluricaun ist hässlich und sein Gesicht einem verschrumpften Apfel ähnlich, so zeigt sich der Elfe auf Bottle-Hill (unten S. 44) und genau gerade so beschreibt ihn Gervasius von Tilbury aus dem 13. Jahrhundert in einer merkwürdigen, unten vollständig anzuführenden Stelle. Die Bergmännlein der deutschen Sagen sind immer alt und greis. Der Nix wird in Schweden dargestellt klein mit Goldlocken oder alt mit einem Bart; man sieht ihn manchmal auf den Felsen sitzen und sich den Bart auswinden (Schwed. Volksl. III, 133).

4) Bei Zusammensetzung der Namen trat, wie vorhin bemerkt ist, das christliche engil an die Stelle des heidnischen alp, ein umgekehrtes Verhältnis scheint in der bildenden Kunst statt gefunden zu haben. *In der Bibel und den Kirchenvätern begründet nichts die Annahme einer kleinen Gestalt der Engel, aber das Volk war gewohnt, sich die Elfen als Kinder von grosser*

Schönheit zu denken. Diese Vorstellung übertrug man auf die christlichen Geisterwesen. Es verdiente wohl genauere Untersuchungen, wann und wo in Gemälden und Bildwerken zuerst solche kleine Engel angebracht worden sind, so wie, wann sich die Sprache der Verkleinerung Engelein zu bedienen anfieng. Etwan im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert muss es begonnen haben. Bei Otfried und andern deutschen Schriftstellern des neunten, zehnten Jahrhunderts sind die Engel stets erwachsene Jünglinge und werden Gottes Boten genannt. Um 1250 hatte sich das geändert. Berthold, ein bairischer Prediger, der 1272 starb und sich durch lebendige, das Volk ergreifende Beredsamkeit auszeichnete, sagt in seinem Sermon von den heiligen Engeln (Klings Ausgabe S. 184): ir ſehet wol, daz ſi alleſamt ſint junclîche gemâlet, als ein kint, daz dâ vünf jâr alt ist, ſwâ man ſie mâlet. Auf die nämliche Bemerkung kommt er auch in andern Predigten zurück (S. 238. 282). Von den Genien der Griechen und Römer scheint nicht die kleine Gestalt der Engel ausgegangen, eher ihre Beflügelung; Flügel giebt den Elfen keine echte Volkssage. Sollte aber nicht der Zwergsname Euglîn im Gedicht von Hürnin Siegfried in Englîn zu berichtigen und blosse Übersetzung des älteren Elberîch sein? Selbst das Egwald im Volksbuch könnte gedeutet werden aus Engelwald.

V. KLEIDUNG.

1) Der Verschiedenheit in der Kleidung der Elfen nach der Verschiedenheit ihres Ursprungs ist schon vorhin gedacht und nur noch anzumerken, dass auch die serbischen den nordischen Elfinnen entsprechenden Vilen weiss gekleidet sind. Elberich hat glänzende mit Gold und Edelsteinen gezierte Kleider an (Str. 104); die Tracht der Unterirdischen ist dunkelfarbig, meist grün oder moosfarbig, in deutschen (No. 48. 270) wie in schottischen, wallisischen und shetländischen Sagen. Auf den Färöer und in Dänemark grau (Thiele I, 122. 125), doch zeigen sich auch hier grüngekleidete Elfinnen (Thiele I, 109). Geister, die mit den Menschen im Verkehr stehen, tragen buntfarbige und rothe Röckchen (Deutsche S. No. 71. 75) oder erhalten sie von jenen geschenkt (No. 37). Merkens-

werth ist eine Übereinstimmung. In dem irischen Märchen von der Flasche (unten S. 45) erscheint der Elfe ganz in sein Kleid eingewickelt, damit man seine Füsse nicht sehen kann; eine Schweizersage (No. 149) erzählt, dass die Zwerge in langen Mänteln dahergetrippelt wären, die ihre Füsse ganz bedeckt hätten. Neugierig streut einer Asche und findet, dass ihre Füsse platt sind, wie Gänsefüsse, wiewohl diese eigentlich nur Wasserelfen zuzugehören scheinen; man erinnert sich an die weisse Bertha mit dem grossen Fuss (vgl. Altd. Wälder III, 47. 48).

2)*) Von besonderer Wichtigkeit ist die Kappe oder Mütze, so sehr, dass die norwegischen Elfen, obgleich sonst ganz nackt, doch einen heruntergeschlagenen Hut auf dem Kopf haben. Die irischen bedienen sich dazu der rothen Blüthen des zauberkräftigen Fingerhuts oder sie haben weisse, breite Hüte, gleich Pilzendeckeln. Auch in Dänemark und Schweden sind ihre Mützen roth (Thiele I, 122. II, 3. Schwed. Volksl. III, 127) so wie bei den Nisser der Färöer, sonst aber auf diesen Inseln schwarz. In Preussen tragen sie spitze Hüte, die wie jene der Cluricaunen aufgekrämpt sind; ebenso sind die Mützen der Hausgeister in Dänemark spitz, während die Hüte, die sie im Sommer tragen, rund sind (Thiele I, 135). In den deutschen Sagen ist der Hut nicht vergessen. Die Bergmännlein haben weisse Hauptkappen an dem Hemd (No. 37); der Nix trägt einen grünen Hut (No. 52), ein anderer grauer Geist einen grossen Schlackhut (No. 271). Hodeken hat den Namen von einem grossen Hut, den er so tief in den Kopf drückte, dass man sein Gesicht niemals sehen konnte, und dieser Hut bringt dadurch einigermassen die Wirkung der Nebelkappe hervor, welche völlig unsichtbar macht, deren schon der junge Misener (Man. S. II, 156) gedenkt und welche den Zwergen am Harz (Deutsche S. No. 152. 153. 155) zugetheilt wird. Mit dieser hat Elberichs tarnkappe, wenn sie auch zugleich den Mantel enthält und der tarnhût entspricht,

*) [Die Vorlage J. Grimms ist hier so stark überarbeitet, dass eine Sonderung nicht möglich ist.]

doch offenbar Zusammenhang. Dienstbar wurde er und sein Reich dem Siegfried, weil der Held die tarnkappe genommen hatte, und das machen deutsche Sagen (No. 152. 153. 255) noch deutlicher, wenn sie erzählen, dass man nach den unsichtbaren Zwergen mit Ruthen geschlagen, bis man ihre Mützen getroffen und abgeschlagen habe, worauf sie sichtbar geworden und in die Macht der Menschen gerathen seien. Eske Brok schlug zufällig einem Zwerg im Felde den Hut ab, und um ihn wieder zu erhalten, bewilligte dieser alle Forderungen (Thiele III, 49). Nun erklärt sich die Wichtigkeit der Kopfbedeckung bei den Elfen, sie halten sich dadurch vor den Blicken der Menschen verborgen. Laurin hat eine Nebelkappe, sowie Euglin, welcher sie über Siegfried wirft und ihn dadurch den Augen des Riesen entzieht; dem Kopfschleier der Kriemhild legt der Rosengarten gleiche Kraft bei. Der Kobold Zephyr (in dem altfranzös. Roman Perceforest, Mélanges T. XII), der wie eddische Zwerge nach einem Wind benannt ist, trägt eine schwarze Kappe, durch welche er sich unsichtbar machen oder eine andere Gestalt annehmen kann.

Unbeständigen, schalkhaften Leuten (von Zwergsnatur) werden auch sonst Nebelkappen beigelegt (Man. Samml. II, 258 b), und der römische Volksglaube dachte sich zu seinem incubo, welcher völlig dem deutschen Alp verglichen werden darf, gerade so den Hut und knüpfte an ihn die Unsichtbarkeit des Geistes. Die Stelle findet sich in Petronii satyric. c. 38 (Burm. p. 164): „sed quomodo dicunt, ego nihil scio, sed audivi, quomodo incuboni pileum rapuisset et thesaurum invenit.“ — Incubones qui thesauris invigilant (Sabinus ad II. Georg. v. 507), und ein neuerer Erklärer Petrons fügt aus dem Volksglauben seiner Zeit hinzu: ex superstitione veteri, cuius hodieque passim exstant reliquiae, velut incubones sint ornati pileis, quibus surreptis compellantur ad obsequium in indicandis pecuniis absconditis. Hieran schliessen sich vollkommen die Worte des Nibelungenlieds:

399. [98, 3. 4.] dô er die tarnkappen ſît Alberîche angewan,
dô was des hordes herre Sîvrit der vreislîche man.

Die kleinen, unsern Elfen und Zwergen vergleichbaren Hausgötter des phönicischen und griechischen Alterthums, Patäken, Cabiren,

Tritopatores erscheinen wiederum mit spitzen Hüten und haben sonst noch vieles in Gestalt, Tracht und Kunstfertigkeit mit ihnen gemein.

VI. WOHNUNG.

1) Die Lichtelfen wohnen nach der Edda bei dem Sonnengott Freir, die schwarzen aber in der Erde und in Steinen. Die heutigen Sagen weisen ihnen sämmtlich ein ausgedehntes Reich in Bergen, wilden und unzugänglichen Schluchten, Riesenhügeln und Felsklüften an. Sie haben darin oftmals ordentliche Wohnungen, die mit Gold und Silber angefüllt sind, und sehr prächtig werden die schottischen Shians beschrieben, dem Frau Venusberg der deutschen Sage (No. 170) ähnlich. In Schweden glaubt man, sie sässen in kleinen, zirkelrund ausgehöhlten Steinen, die man Elfenmühlen (alfquarnar) heisst, *dergleichen elfmills auch die schottische Sage kennt* und womit die isländ. âlfavakir, kleine Höhlen in dem Eis, übereinkommen. Wolfram redet im Wilhelm dem heiligen S. 26b von Bergen: daz den wilden getwergen wâre ze ſtîgenne dâ genuoc. Hug von Langenstein in der heil. Martina f. 128d:

ſie loufent ûf die berge
als die wilden twerge.

„Unter der Erde wohne ich, unter dem Stein habe ich meine Stätte“ sagt der eddische Zwerg (Alvîsmâl III.). In den Nibelungen:

1356. [51, 7 Z.] von wilden getwergen hân ich gehœret sagen
ſie ſîn in holn bergen.

Und im Otnit sagt Elberich Str. 127 mir dienet manec tal unde berc; und Str. 249. 278 im was kunt beidiu tal unde berc. Er besitzt dort alle Schätze der Welt; der aus Edelsteinen und Gold bestehende Nibelungenhort, welchen er bewacht, ist bekannt genug; auch im Otnit sagt er Str. 138 und 525:

ich gibe wol ſwem mich luſtet ſilber oder golt
ich mahte einen man wol rîche, dem ich wære holt.

Und zu dem Kaiser selbst Str. 137:

unde hâſt dû ûf der erden des landes alſô vil,
ſô hân ich darunder klâres goldes ſwaz ich wil.

In der Wilkina Saga will er sich durch Gold und Silber aus Dieterichs Händen lösen.

2) Die Nixen haben unter dem Wasser ein Land, das in deutschen Sagen (No. 52. 65) ebenso prächtig beschrieben wird, als in den irischen, worin Häuser und Städte prangen, die mit allen Reichthümern der Welt verziert sind. Frau Holle hat unter ihrem Teich einen Garten, wo die herrlichsten Früchte wachsen.

3) Oben auf der Erde haben die Elfen Lieblingsplätze, Wiesengründe, einsame, eingeschlossene Waldgegenden, auch besondere Bäume, unter welchen sie sich gerne aufhalten (Vgl. Thiele III, 18). So liegt Elberich unter einer Linde im Gras; bei den alten Preussen war ihnen der Holunderbaum heilig und durfte nicht verletzt werden, und derselbe Glaube herrscht noch jetzt in Dänemark (Thiele I, 132); auch in Deutschland pflegte man diesen Baum am ersten Mai oder um Johanni (wann die Lichtelfen ihren Umzug halten) besonders zu beachten (Prätorius Glückstopf S. 217). In Norwegen darf man ihrentwegen gewisse hohe Bäume nicht abhauen. Hausgeister pflegen besondere Pfade zu haben. Hütchens Rennpfad gieng über Berge und Wälder gerade aus und es kam deshalb schon allen andern vor (Deutsche Sagen I, S. 100); Bolieta (in der französischen Schweiz) schlug immer denselben steilen Pfad ein, der so reinlich war, dass man nie einen Stein darauf liegen sah, obgleich auf dem Berg ein ganzes Lager von Rollsteinen vorhanden war; er heisst noch jetzt Bolietas Pfad.

4) Menschen sind manchmal in die Wohnungen der Elfen gekommen, dann hat sich das Geisterhafte ihres Daseins auch darin gezeigt, dass bei ihnen die Zeit aufhörte. Ein Mädchen, das glaubte drei Tage in dem Elfenberg gewesen zu sein, hatte ein ganzes Jahr dort zugebracht (Hausmärchen No. 39) und jenen beiden schottischen Spielleuten kamen hundert Jahre wie eine einzige in Lust zugebrachte Nacht vor, während eine arme Frau sie verschlief (Deutsche S. No. 151). *Der Tannhäuser merkt nicht, wie schnell ihm die Zeit in dem unterirdischen Berge verstreicht.*

VII. SPRACHE.

1) *Die Edda schreibt den Elfen eine eigene von der der Götter, Menschen und Riesen verschiedene Sprache zu, deren Ausdrücke für die grössten Naturerscheinungen im Alvîsmâl aufgezeichnet werden. Ungefähr wie Homer an mehrern Stellen zwischen göttlichen und menschlichen Benennungen unterscheidet. Bemerkenswerth ist, dass das Echo in dem nordischen Volksglauben Dvergmâl oder Bergmâl d. h. Zwerg- oder Bergsprache genannt wird (Vgl. Biörn Haldorson I, 73a und Fåröiske Qvåder, Randers 1822, S. 464. 468). — In Wales haben die Unterirdischen eine eigene, ganz verschiedene Sprache,* von der ein Mensch, der bei ihnen gewesen war, einige Worte gelernt hatte.

2) *Die Elfen reden ganz leise.* Auf Man hörte Waldron ein Wispern, das nur von ihnen herrühren konnte. Auch in Schweden ist ihre Stimme leis, wie die Luft. Hinzelmann (Deutsche Sagen I, S. 104. 111. 113) hatte die feine Stimme eines zarten Knaben.

3) Dagegen der hässliche, verschrumpfte Elfe in der irischen Sage (unten S. 45) spricht mit einem schnarrenden und schneidenden Ton, der den Menschen erschreckt. Als Wechselbalg spricht er gar nicht, heult und schreit aber zum Entsetzen, und wird er genöthigt, so klingt seine Stimme wie die eines uralten Mannes (unten S. 37).

4) *Verschiedene Waldgeister schreien laut und brüllen. Der serbischen Vile wird die Stimme des Spechts zugeschrieben.*

VIII. NAHRUNG.

Die Elfen bedürfen einiger zarter Nahrung; erst wenn sie in nähere Verbindung mit den Menschen treten, scheint Verlangen nach gröberer Speise zu entstehen. In Irland schlürfen sie Thautropfen ein; sonst scheint süsse Milch ihre eigenthümliche Nahrung zu sein. Nicht selten wird ihnen nach den deutschen Sagen (No. 38. 45. 75. 273. 298) eine Schüssel voll hingesetzt; und in Wales herrscht gleiche Sitte. Einem Berggeist in der französischen Schweiz ward jeden Abend ein Napf voll süsser, frischer Nidle (Rahm) auf das Dach des Vieh-

schoppens gestellt und allzeit von ihm geleert (Alpenrosen für 1824, S. 74). Sie geniessen auch wohl Krumen von Käse oder Weissbrot. In Preussen wurde ihnen sonst Brot und Bier Nachts hingesetzt und dann die Thüre verschlossen; man war erfreut, wenn man am andern Morgen fand, dass sie davon gegessen hatten. Ausdrücklich wird gesagt (Deutsche S. No. 67), dass bei den Nixen die Speise ungesalzen sei.

Walter Scott (Minstrelsy II, 163) bemerkt, dass auf der Spitze des Minchmuir, eines Berges in Peeblesshire, eine Quelle sei, welche die Käsequelle genannt werde, weil vordem jeder Vorübergehende ein Stückchen Käse hineingeworfen habe, als Opfer für die Elfen, denen sie geweiht gewesen. — Seltsam ist, dass nach Grant Stewart (S. 136) in den schottischen Hochländern der Genuss des Käses als ein Mittel betrachtet wird, sich vor dem Einfluss der Elfen zu sichern. Er muss nämlich aus der Milch einer Kuh gemacht sein, welche ein gewisses Kraut gefressen hat, das gälisch Mohan heisst und auf Gipfeln oder Abhängen hoher Berge gesammelt wird, wo noch kein vierfüssiges Thier Nahrung gesucht oder hingetreten hat.

IX. LEBENSWEISE.

1) Die Elfen leben in grossen Genossenschaften, manchmal frei, manchmal unter einem Oberhaupt. In den schottischen Hochländern weiss man nichts von der Königin, deren wohl in Irland und England gedacht wird. In Wales haben sie einen König, der von einem Hof umgeben ist; auch in Schweden (Schwed. Lieder III, 158. 159), wo sie die menschlichen Einrichtungen nachahmen. In Island ist das Verhältnis am meisten ausgebildet. Dort ist der unterirdische Staat dem menschlichen fast ganz ähnlich. Ein Elfenkönig wohnt in Norwegen, und dahin reist der Statthalter nebst einigen Unterthanen alle zwei Jahre Bericht abzustatten; dann wird Recht gesprochen und gehandhabt. In deutschen Gedichten des Mittelalters erscheinen Zwergenkönige, die mächtig in ausgedehnten Reichen herrschen. Elberich trägt eine Krone (Otnit Str. III) und ist König über grosse, unterirdische Reiche, er sagt zum Otnit (Str. 173):

ich hân eigens landes mê dan dîner drî.

So ist auch Laurin ein König und gebietet über eine Menge Zwerge.

2) Aller Orten besteht die Lust und Beschäftigung der Elfen im Tanz. Unermüdlich bringen sie ganze Nächte in diesem Vergnügen zu, und nur der Strahl der aufgehenden Sonne zwingt sie einzuhalten und sich zu verbergen. Kreise, die sie in das thauige Gras getreten, erblickt man ausser Schottland auch in Scandinavien und Norddeutschland, und jeder ruft bei ihrem Anblick: „da haben die Elfen getanzt!“ Auf der Insel Man zeigten sich sogar die Spuren ihrer zarten Fusstritte im Schnee. Der Jüngling, der den Tanz der Elfinnen im Mondschein sieht, kann die Augen nicht abwenden, so verführerisch ist er (Danske Viser I, 235. 237. 238). Eine deutsche Sage (No. 31) beschreibt ein Hochzeitfest der Unterirdischen, der Graf Eulenburg tanzt mit ihnen, muss sich aber, wie jener irische Tänzer (s. unten S. 71) so schnell in den leichten Wirbeln der Geister umdrehen, dass er fast den Athem verliert. Bergmännlein kommen aus den Schachten hervor, die Nixen aus der Tiefe, um Antheil an dem Tanz der Menschen zu nehmen, und zeichnen sich durch besondere Zierlichkeit und Geschicklichkeit aus (No. 39. 51. 58). Auch sieht man die Nixen auf dem Wasserspiegel tanzen (No. 61) und die Zwerge vor den Riesen (Dieterich und Hildebr. Str. 159). Dänische Sagen davon hat Thiele I, 48.

Gleicherweise die serbischen Vilen (wie die Elfinnen jung und schön, mit langen Haaren, auf Bergen und in Wäldern wohnend) halten auf Wiesen ihren Reihentanz (Kolo); ein Lied in der Wukischen Sammlung (Thl. I, No. 75) beginnt:

O Kirschbaum, Kirschbaum,
heb die Aste oben,
unter dir die Vilen
führen Zaubertänze;
Radischa vor ihnen
schwingt Thau mit der Geisel,
führt zwei Vilen,
redet zu der dritten.

3) Verbunden mit der Liebe zum Tanz ist die Liebe zur Musik. Wo die Elfen ein Fest feiern, da bringen sie auch

die Musik mit, ebenso wenig fehlt sie bei ihren grossen Zügen; darin stimmen die Sagen aller Völker überein. Die Wasserjungfrauen wissen unbekannte Lieder zu singen (Deutsche S. No. 306), und der Zauber ist nicht zu beschreiben (Danske Viser I, 224), den der Gesang der Elfinnen auf die ganze Natur hervorbringt, alles horcht darauf und scheint gleichsam zu erstarren. Eine schottische Elfin kommt zu einem Landmann, bittet ihn, ihr ein altgälisches Lied zu singen, und belohnt ihn reichlich dafür. Auch Elberich hat die Musik nicht vergessen, wie der schwedische Nix oder der Strömkarl, der in der Tiefe des Wassers sitzend den Elfen zum Tanz aufspielt, oder der Bräutigam, der durch sein Spiel den Nix zwingt, ihm seine Braut zurückzubringen (Danske Viser I, 328. Svenska Visor III, 140), hat er eine Harfe:

Otnit Str. 522, er ruorte also geswinde die seiten allesamt
in einem suezen dône, daz der sal erdôz.

Von dem Hausgeist Goldemar (Meibom script. I, 286) heisst es: lusit dulcissime in instrumento musicali chordis aptato. Ein anderer singt (Deutsche Sagen I, S. 113), und der irische Cluricaun pfeift sich zur Arbeit. In Norwegen heisst die Musik der Unterirdischen Huldre slaat und klingt dumpf und klagend. In Irland und Schottland schallt sie nächtlich aus den Riesenhügeln und Shians der Elfen. Ein Shetländer, der musikalisches Gehör hatte, lernte die Melodie eines nächtlich vorüberziehenden Haufens. Auf Seeland wie im südlichen Schweden kennt man ein Elfenkönigstück, das jeden, der es hört, alt und jung, selbst leblose Dinge, zum Tanz treibt, wie jene irische Melodie des jungen Sackpfeifers (s. unten S. 30), und der Spieler selbst kann nicht ablassen, wenn er nicht versteht, das Lied genau rückwärts zu spielen, oder ihm jemand von hinten die Saiten der Geige zerschneidet.

4) Gleich den Menschen begehen die Elfen zwei grosse Feste, bei dem höchsten und tiefsten Stand der Sonne, in feierlichen Umzügen. Am ersten Mai, Morgens, wie die Sonne sich erhebt, steigt der irische Held O'Donoghue, unter dessen Herrschaft vordem die goldne Zeit auf Erden war, mit seinen leuchtenden Elfen aus der Tiefe des Sees Killarney und

hält im höchsten Glanz und vollkommner Lust, selbst auf einem milchweissen Pferde reitend, seinen Zug über das Wasser. Seine Erscheinung verkündigt Segen für das Land und glücklich, wer ihn erblickt.

Weihnachten, wenn die Sonne am tiefsten gesunken ist, halten die Unterirdischen mit wilder, Schrecken erregender Lust ihren mitternächtlichen Umzug. Es sind die grün gekleideten Elfen, die durch Wälder und Einöden dahin brausen: man hört das Geräusch ihrer Pferde, das Hallogeschrei, den Klang der Hörner (Waldron p. 132). Deshalb heissen sie das wüthende Heer, die wüthenden Jäger und auf Möen der Anführer Grön Jette (Thiele I, 196). Der Ausdruck selbst ist alt, denn der Dichter Reinfrieds von Braunschweig (f. 4b) sagt: „er rauschet wie das wüthende Heer“ und in dem oben erwähnten Gedicht Ruodigers (fol. 17d) schwört einer „bei dem wüthenden Heer.“ Es ist ebenso gefährlich dem rasenden Zug zu folgen, ja ihn nur zu sehen, als der Anblick des O'Donoghue segensreich ist. Auch hier jagt ein Anführer voraus, wozu die Deutsche Sage die Frau Holle in ihrer bösen Eigenschaft (No. 4. 5) und die Tutosel (No. 311) macht; oder es wurde der Hackelberg (No. 248), Rodenstein (No. 169), der Ritter von Davensberg (Münster. Sagen 1825, S. 168. 169), in Dänemark Waldemar, Palnatoke und Abel (Thiele I, 52. 90. 110. II, 63) vorangestellt. Sie reiten auf schwarzen, hässlichen und zerzausten Pferden.

X. GEHEIME KRÄFTE UND KUNSTFERTIGKEITEN.

1) Schon aus dem Besitz der Nebelkappe ergiebt sich, dass die Elfen nach Gefallen verschwinden und sich unsichtbar machen können. Dieser Glaube herrscht überall, wir wollen daher bloss einige Zeugnisse aus älterer Zeit anführen. Elberich macht sich dem Otnit, obgleich von keiner tarnkappe in diesem Gedicht die Rede ist, vielleicht weil er eine Krone trägt, unsichtbar, wie er will, und Otnit selbst hat ihn nur kraft eines Ringes erblickt. Niemand kann ihn greifen:

Str. 298. wie sol man gevâhen daz nieman ensihet?

Und doch ist er nicht als ein Schatten, sondern körperlich zugegen. Schön wird diese elfische Gegenwart beschrieben:

No. 404. sie sluoc unde roufte sich diu maget minneclich,
dô huop ir die hende der kleine Elberîch;
ir minneclîche hende er in die sînen gevie.
diu tohter sprach zuo der muoter: „wir sîn niht einec hie,
mich hat einez bevangen.“

Elberich spricht ungesehen, wie ein Hausgeist thut. Dieser zeigt sich überhaupt nicht gerne und endlich auf vieles Bitten von dem ganzen Körper nichts, als die kleine Hand allein (Deutsche Sagen I, S. 125 und 129), und ganz übereinstimmend wird von Goldemar erzählt: manus sibi duntaxat palpandas praebuit, sed videri negavit et erant manus graciles et molles, ut si quis tangeret murem et ranam; oder er entfernt sich, wenn man ihn belauscht und erblickt hat, auf immer (Thiele II, 5). Auch Orthon (bei Froissart) will sich nicht sehen lassen.

2) Vor der Schnelligkeit der Elfen schwindet beinahe der Raum. Die irische Elfenkönigin sprang in einem Satz von einem Berg zum andern drei Stunden weit (s. unten S. 8). Der Kobold bringt die eine Nacht in Schottland, die andere in Frankreich zu oder gar in einem andern Welttheil. Der Cluricaun dringt ungehindert durch alle Schlüssellöcher und schwirrt auf einer Binse durch die Luft. Alle neun Welten hat der eddische Zwerg Alvîs durchwandert (Alvîsmâl IX).

3) Die Elfen wissen die Zukunft voraus, so gut wie sie wissen, was in der Entfernung geschieht (Deutsche S. No. 175). Sie weissagen (Thiele III, 63) und verkündigen bevorstehendes Unglück; die Bergmännchen klopfen den Bergleuten den Tod dreimal an (Deutsche S. No. 37. Vgl. der Klopfer auf Hohenrechberg in Gustav Schwabs Beschreib. der Alb. S. 227). Auch die Wasserelfen verkündigen in den Nibelungen den Burgunden ihr Geschick. *Ebenso weissagt die serbische Vile dem Helden Marcos sein Ende.* Der Zwerg Alvîs (der Allweise) in der Edda, dessen Name schon seine Eigenschaften verräth, lässt keine Frage des Gottes Thor unbeantwortet; überall ist er gewesen und jedes Ding ihm bekannt.

4) Sie können jede Gestalt annehmen. Häufig zeigen sie sich in menschlicher Grösse. Die Nixen, die ans Land steigen und sich unter die Menschen mischen, gleichen den schönsten Mädchen, sind auch wie Menschen gekleidet, nur dass zum Zeichen ihrer Abkunft die Säume ihrer Kleider oder ein Zipfel daran beständig nass bleiben (Deutsche S. No. 60); der Hausgeist fliegt als weisse Feder bei dem Auszug seines Herrn neben dem Wagen her (D. S. I, S. 105. 116); er entspringt als Marder (S. 111) oder zeigt sich als Schlange (Vgl. No. 305). Jene Elfin auf Tipperary (s. unten S. 4) wusste den armen Hirten durch die furchtbarsten Gestalten zu erschrecken.

5) Sie theilen übernatürliche Kenntnisse und Kräfte mit. Elberich giebt dem Otnit einen Stein mit den Worten Str. 256 „der lêret dich alle sprâchen“, und damit stimmt das Versprechen, das die Elfinnen dem Jüngling thun (Danske V. I, 235), „wir wollen dich lehren Runen schneiden, schreiben und lesen“; auch Runcapituli legt den Zwergen die Eigenschaft bei, Runen zu schneiden und aufzulösen. Ein Ring, der die grösste Gelehrsamkeit verleiht und den Hütchen schenkt (Deutsche S. No. 74), will nichts anderes sagen. In dem Gedicht von Dieterich und Hildebrand Str. 54 giebt der Zwerg einen Ring, wobei man weder Hunger noch Durst empfindet. Einen andern, der Reichthum zusichert, erhält der Scherfenberger bei Ottokar von Horneck (Cap. 573).

6) Die Kunstfertigkeiten der Elfen übertreffen alles, was Menschen zu leisten im Stande sind. Nach der Edda vermögen sie darin mehr, als die Götter selbst. Sie verfertigen dem Odin den Spiess Gungner, der Sif das goldne Haar und der Freja die goldne Kette. Das höchst künstliche Schiff Skidbladner, das wie ein Tuch kann zusammengelegt werden, ist ihre Arbeit, und als die Götter den Wolf Fenrir binden wollten, sendeten sie eine Botschaft deshalb an die schwarzen Elfen, die dann das Band Gleipner aus wunderbaren Bestandtheilen verfertigten. Altdeutsche und nordische Gedichte enthalten häufig Erzählungen von der Geschicklichkeit der Zwerge in künstlicher Schmiedearbeit, von ihnen rühren meist die berühmten Waffen,

Rüstungen und Schwerter, in unterirdischen Schmieden gehämmert. Bei Zwergen kommt Wieland in die Lehre (Wilkina-Sage Cap. 20), und Elberich, der doch ein König ist, hat selbst ein Schwert im Kaukasus geschmiedet (Otnit Str. 122) und ein Beingewand verfertigt (Str. 124), und als er geht, dem Kaiser die versprochene Rüstung zu holen, heisst es:

Str. 188. dô huop sich der kleine wider in den berc
dô nam er ûz der essen daz herliche werc.

Die Wilk. S. schreibt ihm die Verfertigung der Schwerter Nagelring und Eckesax zu und bemerkt bei letzterem ausdrücklich, dass es unter der Erde geschmiedet sei (Cap. 40). *Auch den irischen Cluricaun hört man hämmern, er liebt vorzugsweise die Verfertigung von Schuhen, aber diese wurden vor Alters von Metall gemacht (altnordisch hiessen die Schuhmacher Schuhschmiede)*, und merkwürdig genug zeigen die Wichtelmänner in einem Deutschen Märchen (No. 39) dieselbe Neigung, denn was ein Schuster nur am Tage hat zuschneiden können, das arbeiten sie alles in der Nacht mit unglaublicher Geschwindigkeit fertig. Welche geschickte Hand die Elfen in vielen andern Dingen besitzen, davon enthalten die schottischen Sagen überraschende Beispiele. *Was aber in den älteren Überlieferungen von Elfen und Zwergen erzählt wird, pflegen die jetzigen Kindermärchen oft von arbeitsamen Thieren, wie Ameisen und andern ausrichten zu lassen, wie das Gewimmel der Zwerge selbst dem der Ameisen und des Gewürms verglichen wird.*

XI. CHARAKTER.

Sinnesart und Neigungen der Elfen zeigen eine eigenthümliche Mischung von Gut und Böse, List und Aufrichtigkeit, die sich vollkommen aus der Mischung zweier ursprünglich entgegengesetzter Eigenschaften erklärt. So entschieden sie auch manchmal nach einer von beiden Richtungen hingetrieben werden und sich edel und hülfreich oder im höchsten Grad boshaft betragen, so halten sie sich doch im Ganzen so bestimmt in einer zweifelhaften Mitte, dass man diese als das Charakteristische ihrer Natur angeben muss.

1) Sie necken gerne, höhnen und spotten die Menschen, ohne ihnen eigentlichen Schaden damit thun zu wollen, und eine gewisse Gutmüthigkeit bricht neben dieser Neigung hervor. Der Hausgeist in der Deutschen Sage (No. 75) hatte seine grösste Freude daran, die Leute an einander zu hetzen, trug aber vorher alle tödtlichen Waffen fort, damit sie sich kein Leid anthun konnten. Sonst narrte und neckte er die Leute, wo er konnte, hatte seine Kurzweil mit einem Narren und machte Spottlieder auf die, welche in seine Falle gegangen waren. Elberich zeigt dieselbe Natur:

Otnit Str. 451. er wolde die heiden irren, Elberich was kluoc,
der heiden abgöte er in die burc truoc
dâ mite wolt' er sie effen unde trîben sînen spot.

Er ruft ihnen dann unsichtbar zu, er sei ihr Gott, sie sollten ihn anbeten. Laurin neckt durch plötzliche Dunkelheit diejenigen, welche mit ihm in den Berg gegangen sind. Elberich lockt dem Otnit den wunderbaren Ring ab, macht sich dann unsichtbar, lacht ihn aus und spottet über seine Drohungen, giebt ihn gleichwohl gutwillig wieder zurück.

Die Wichte in den Bergwerken (Deutsche Sagen No. 37) rufen, und wenn die Arbeiter herbeieilen, finden sie niemand. In Norwegen nehmen sie den Menschen ihr Werkzeug weg und bringen es mit Hohngelächter zurück.

Dagegen vertragen die Elfen selbst keinen Scherz, und so gerne sie die Menschen auslachen, so gestatten sie doch nicht den Menschen, es zu vergelten. Der Hausgeist duldet keine Neckerei. Die Elfen luden ein Dienstmädchen, das sie sehr liebten, zu einer Hochzeit; als das Brautpaar daher kam, lag unglücklicherweise ein Strohhalm auf dem Weg, der Bräutigam kam wohlbehalten darüber, aber die Braut nicht, sie fiel. Das Mädchen konnte Lachen nicht unterdrücken und augenblicklich verschwand alles (Swenska Visor III, 159). Ein Knecht verspottete einen Kleinen, weil er an einem einzigen Weizenkorn schwer trug, zornig warf er es zur Erde, es war vom feinsten Golde, aber er und die Seinigen verschwanden seit der Zeit und das Haus gerieth in Verfall (Strack Beschr. v. Eilsen S. 124). Das alte Sprichwort vom Halm an dem Wege

(Bertholds Predigten S. 194a) erhält durch solche Erzählungen Bedeutsamkeit.

Die Elfen necken besonders gern, indem sie unsichtbar mit kleinen Steinen werfen. Ein schottischer Brownie erhielt davon einen Beinamen. Die Bergmännlein in Deutschen Sagen (No. 37) lieben diesen Scherz; auch Elberich wirft nach Otnit, ohne dass dieser ihn sehen kann (Str. 162). Nach der Legenda aurea cap. 177 war im Jahr 856 ein Poltergeist in Mainz, der die Priester, welche Messe sangen, mit Steinen warf.

2) Aber die Elfen sind auch treu und scheinen nur Vertrauen von den Menschen zu fordern. „Niemand soll feste Gelübde brechen!" sagt der eddische Zwerg (Alvîsmâl III). Elberich, der im Nibelungenliede dem Siegfried von dem Augenblick an, wo er ihm Treue gelobt hat, völlig und aufrichtig ergeben ist, hält auch dem Otnit Wort und löst sich, wie er versprochen hat. Er sagt:

Str. 136. nû lâ mich ûf die triuwe mîn.

und

Str. 137. ez sprechent mîn genôzen, daz ich getriuwe sî.

Dagegen bedrohen sie den, der ihnen das gegebene Wort nicht hält (Thiele III, 48) oder bestrafen ihn (Deutsche S. No. 29). In Island glaubt man, dass sie Recht und Billigkeit in allen Dingen üben. Einem, der ihnen einen Goldschuh heimlich mitgenommen, brannte das ganze Haus ab (Thiele III, 64). — Unbezweifelt ist die Treue der Hausgeister, die keine Unredlichkeit dulden und deshalb selbst das Gesinde strafen. Die höchste Anhänglichkeit zeigt die irische Banshi, die den Tod eines Familiengliedes jedesmal in der grössten Trauer verkündigt, und ihr Klaggesang bildet den Gegensatz zu dem verspottenden Lachen anderer Elfen. Auch in Tirol und Niedersachsen glaubt man an einen Geist, der zu dem Fenster hineinschaut und schwer über das Haus legt, wenn jemand darin stirbt (Deutsche S. No. 266), und die weisse Frau mit ihrer Schleierhaube (No. 267) gleicht der Banshi vollkommen.

3) Als verschlagen und listig werden die Zwerge überall geschildert und es bedarf keiner Beispiele. Auch Elbe-

rich „ist kluoc“ Str. 451 und weiss alles durch kluge Streiche zu erlangen, den Ring wie die Schiffe, die er den Heiden stiehlt, und von dieser Seite muss man es betrachten, wenn die Elfen als Diebe berühmt sind. Sie wenden dazu ihre Kenntnisse an, wie die schottischen Elfen Wirbelwinde erregen, selbst Feuersbrünste, um Gelegenheit zum Stehlen zu haben. Merkwürdig heisst Elberich deshalb in der Wilk. Sage (Cap. 16) der grosse Dieb (hinn mikli stelari). Von den Diebereien der Zwerge kann man andere Deutsche Sagen (No. 152. 153. 155) nachlesen. Meist holen sie sich Lebensmittel. Ein dänischer Trold stahl Bier, und als er erschreckt wurde, entfloh er und liess seinen Kupferkessel stehen (Thiele I, 35); die shetländische Elfin, welche die Kuh unsichtbar gemolken hatte, liess ein seltsames aber schönes Gefäss bei ihrer Flucht zurück. — Der Däumling in den deutschen und englischen Märchen, der nichts als ein kleiner und behender Elfe ist, hat seine Neigung zum Diebstahl nicht vergessen, holt im Spiel seinen Gesellen das Ihrige aus dem Beutel und wirft die Thaler aus der Schatzkammer des Königs (Hausm. No. 37 und 45, vgl. III, S. 401). Dass wir einen im dreizehnten Jahrhundert bei den hochdeutschen Dichtern berühmten Dieb, der geschickt war, den brütenden Vögeln die Eier unter dem Leib wegzuholen (eine Sage, die noch in den Hausmärchen fortdauert, vgl. No. 129), gleichwohl so weit entfernt von gemeinen Dieben, dass er Carl dem Grossen in einem durch einen Engel gebotenen Diebstahl Beistand leistete, als einen ursprünglichen Elfen hieher ziehen, scheint uns, theils weil er ganz die Natur eines treuen, seinen Herrn begleitenden Hausgeistes zeigt, theils seines Namens Elbegast wegen, nicht zu kühn (vgl. Museum für altd. Litteratur II, 234. 235).

XII. VERHÄLTNIS ZU DEN MENSCHEN.

1) Die Unterirdischen lieben ein verborgenes, heimliches Leben, können Lärm und Geräusch nicht vertragen und heissen in dieser Beziehung das stille Volk. „Daheim soll man nicht die Ruhe nehmen (stören)!“ sagt ein eddischer Zwerg (Alvîsmál I). Bei Tag halten sie sich ruhig, erst wenn die Menschen

schlafen, in der Nacht, werden sie thätig und munter. Sie haben es ungern, wenn ein menschliches Auge sie erblickt; begehen sie ein Fest, feiern sie eine Hochzeit, so vergönnen sie wohl dem Hausherrn zuzusehen (Deutsche S. No. 31), aber wenn ein anderes Auge nur durch die kleinste Öffnung neugierig schaut, entfliehen sie plötzlich und ihre Lust ist gestört. *In Tipperary entfernen sie sich, wenn Menschen sich ihren alten Tanzplätzen nahen und das Gebrüll der Heerden klingt ihren Ohren unerträglich. Kommt ein Geistlicher des Wegs (s. unten S. 21), so verstecken sie sich eilig. Die erzgebirgischen Zwerge wurden durch Errichtung der Hämmer und Pochwerke (Deutsche Sagen No. 36) verjagt, andere durch das Glockengeläut in nahgebauten Kirchen. Als ein Bauer im Wald Bäume fällt und Balken haut, verdriesst es den Berggeist, er ruft klagend: „wer lärmt hier so stark?" „Ein Christ", antwortet ihm sein Gesell, „ist gekommen, haut uns den Wald und unsere Schlupfwinkel weg und thut uns grosses Leid an" (Danske Viser I, 175. 176. 178). Thiele (Danske Folkesagn I, 42. 43. 122. 174. 175) hat ähnliche Sagen gesammelt, nach welchen die Trolde vor dem Glockengeläut das Land verlassen oder an einzelnen Orten wegbleiben. Eine Stelle im angelsächsischen Gedicht von Beovulf zeigt das hohe Alter dieser Überlieferungen, der König hatte eine Burg unfern dem Aufenthalt des Geistes Grendel bauen lassen, fröhlich hausten darin die Helden, aber (S. 9)*

se ellengäst earfodlîce
thrage getholode, se the in thystrum bâd,
thät he dôgora gehvam dreám gehyrde
hlûdne in healle; thär väs hearpan svêg
svutol sang scôpes.

(Der gewaltige Geist, der im Finstern wohnte, duldete heftigen Kummer, dass er jeden Tag den lauten Lärm in der Halle hörte, Harfenspiel und Gesang des Dichters). Grendel suchte mit aller Macht die Menschen zu schrecken, er und seine Mutter schlichen sich Mitternachts in die Burg, mordeten und raubten die Schlafenden, dass bald alles verödete. Chaucer gleich im Eingang von the wif of Bathes tale 6446—6463 schildert die Austreibung der Elfen folgendergestalt:

but now can no man see non elves mo;
for now the grete charitee and prayeres
of limitoures (Bettelmönchen) and other holy freres,
that serchen every land and every streme,
as thicke as motes in the sonne beme,
blissing halles, chambres, kichenes and boures,
citees and burghes, castles highe and toures,
thorpes and bernes, shepenes and dairies,
this maketh, that ther ben no fairies.
For ther as wont to walken was an elf,
ther walketh now the limitour himself
in undermeles and in morweninges,
and sayth his matines and his holy thinges,
as he goth in his limitatioun.
Women may now go safely up and doun
in every bush, and under every tree,
ther is non other incubus but he,
and he ne will don hem no dishonour.

2) Die Elfen heissen aber auch, wie in Schottland, das gute Volk, gute Nachbarn, friedliche Leute (men of peace); in Wales (Fairy tales p. 134) die Familie, die Gesegneten ihrer Mütter, die lieben Frauen; im Altnordischen und noch jetzt auf den Färöer Huldufolk; in Norwegen Huldre, und zeigen in Übereinstimmung mit diesen Benennungen ein dem vorigen ganz entgegengesetztes Bestreben, in der Nähe der Menschen zu sein und mit ihnen in gutem Vernehmen zu stehen. Sie legen ihre Wohnungen neben den menschlichen an, selbst, wie in Schottland, unter der Thürschwelle, und es bildet sich ein gegenseitiger Verkehr. Die Zwerge bei der Stadt Achen haben Kessel und Töpfe und allerlei Küchengeschirr bei den Einwohnern geliehen und redlich zurückgebracht (Deutsche S. No. 33, vgl. Thiele I, 121), dagegen bei Quedlinburg ihr eigenes Zinnwerk den Leuten zu ihren Hochzeiten geborgt (No. 36, vgl. Thiele II, 15). Das genauste Verhältnis drückt jene Sage aus, der zufolge die Familie der Elfen sich völlig nach der menschlichen richtete, welcher sie zugehörte und von der sie gleichsam ein Abbild war. Die Hauselfen hielten mit den Menschen an demselben Tage Hochzeit, ihre Kinder wurden an demselben Tag geboren, und sie beklagten ihre Todten an demselben Tage (vgl. No. 42). Dieses gute Volk

hilft in Trübsal und Noth und bezeigt sich dankbar für empfangene Wohlthat (Deutsche Sagen No. 30. 32. 45, Thiele I, 72). Manchmal machen die Elfen Geschenke mit seltsamen und wunderbaren Dingen, die, so lange sie erhalten werden, Glück bringen (Deutsche S. No. 33. 41. 70). In Wales, wenn man ihrem Ausgang aus den Häusern kein Hindernis in den Weg legt und ihnen eine Schüssel mit Milch hinstellt, lassen sie ein kleines Geschenk zurück. Dankbar zeigte sich jener schottische Elfe, der den Hausherrn hernach von dem Tod rettete, weil er eine gewünschte Verbesserung seiner unterirdischen Wohnung bewilligt hatte. In der Schweiz sind die Zwerge oft Nachts aus den Bergen gekommen und haben die schwere Arbeit gethan, das Korn geschnitten, so dass die Landleute, die Morgens mit ihren Wagen anlangten, schon alles verrichtet fanden. Oder sie haben die Kirschen gepflückt und gleich an den Ort getragen, wo sie gewöhnlich aufbewahrt wurden (Deutsche S. No. 149). Ein gutartiger Zwerg legte für verwundete Arbeiter heilende Kräuter bündelweise hin, die er Nachts zubereitet hatte (Krieger, der Bodenthäler, Halberst. 1819, S. 41). Napfhans führt die Kühe auf die gefährlichsten Stellen zur Weide, ohne dass je nur eine verunglückte.

Man muss aber von ihren Wohlthaten schweigen und das Geheimnis nicht verrathen. Weil darüber gesprochen wurde, verlor jener schottische Bauer das segenreiche Saatkorn, das kein Ende nahm, so wie die sich immer füllende Kanne leer wurde, die ein Knabe von den Elfen geschenkt bekommen hatte (Deutsche S. No. 7). Jene Zwerge in der Schweiz, als man Asche streute, um ihre Spur zu entdecken, flohen und versagten fortan ihre Hülfe.

3) Die Elfen nehmen auch Dienste der Menschen in Anspruch. Zwei Musiker mussten in einem schottischen Shian hundert Jahre lang aufspielen. Am häufigsten kommt jedoch vor, dass sie Wehemütter in ihre Berge oder unter das Wasser eilig geholt und ihren Beistand verlangt haben (Deutsche S. No. 41. 49. 304, Thiele I, 36).

4) Von genaueren Verbindungen der Elfen und Menschen reden nicht bloss schottische Sagen, mehrmals auch die dänischen Lieder. Rosmer, der Meermann, hat sich eine Frau von

der Erde geraubt, Agnete lebt acht Jahre mit einem Wassermann in der Tiefe und zeugt acht Kinder (vgl. Thiele I, 114, Schwedische Volkslieder I, 1. II, 2), so wie ein anderer mit Marstigs Tochter hinab in die Wellen tanzt (Danske Viser I, 311, vgl. Schwedische Volksl. III, 129), eine Sage, die ziemlich übereinstimmend auch in Deutschland erzählt wird (No. 51). In Island glaubt man, solche Verbindungen nähmen immer ein trauriges Ende, wenn sie auch anfänglich glücklich zu sein schienen. Die Verbindung des Staufenbergers mit der Wassernixe bringt zuletzt Verderben. Elberich hat an einem Maitage Otnits Mutter unsichtbar gewonnen (Str. 181), und Signild theilt mit dem Zwerg Laurin den Thron in dem unterirdischen Reich.

5) Schliesst sich ein Elfe an einen einzelnen Menschen oder eine Familie an und begiebt sich in seinen Dienst, so heisst er Kobold, Brownie (in Schottland), Cluricaune (in Irland), der Alte im Hause (Tomte gubbe, in Schweden), Nisse-god-Dreng (in Dänemark und Norwegen), Duende, Trasgo (in Spanien), Lutin, Goblin (in Frankreich), Hobgoblin (in England), erhält auch wohl noch einen Eigennamen, wie ein Napfhans (Jean de la Bolièta) in der franz. Schweiz (Alpenrosen für 1824, S. 74. 75) und in deutschen Sagen ein Hodecken, Hinzelmann, Ekerken (Eichhörnchen), Kurd Chimgen, Klopfer, Stiefel (No. 71—78), Pück (nordisch Pûki), Knecht Ruprecht, König Goldemar[1]) vorkommt. Von nun an weicht er nicht mehr, zeigt die grösste Anhänglichkeit an seinen Herrn und fördert dessen Angelegenheiten, wie er immer kann; nur unter gewissen Umständen verlässt er ihn, sonst bleibt er, so lange der Herr oder ein Glied der Familie am Leben ist. Dagegen aber auch umgekehrt, kann ihn der Herr nicht wieder los werden, verändert er den Ort, so folgt ihm sein Hausgeist

[1]) Goblinus Persona, der gegen das Ende des 15. Jahrh. bis in das 16. hinein lebte, erzählt von dem König Goldemer, einem Hausgeist, der sich drei Jahre bei einem Neveling von Hardenberg aufhielt, alle Eigenthümlichkeiten eines solchen zeigte und wahrscheinlich derselbe Goldemar ist, dessen im Reinfried von Braunschweig f. 194c, wo er „daz riche keiserliche getwerc" genannt wird, und im Anhang vom Heldenbuch Erwähnung geschieht (vgl. Altdeutsche Wälder I, 297. 298).

nach: Hinzelmann flog in Gestalt einer Feder neben dem Herrn her, andere kriechen in ein Fass und gucken bei der Abfahrt zum Spündloch heraus, oder sitzen hinten auf dem Karrn (Deutsche Sagen No. 72. 44, vgl. Anmerkung zu dem irischen Märchen No. 12). Sie wohnen gewöhnlich unten in dem Keller und in der Nähe der Küche. Der irische Cluricaun durchsucht alle Weinkeller.

Der Hausgeist behält den Charakter des Elfen bei, er ist behend, schalkhaft, gutmüthig und nur, wenn er beleidigt wird, zu heftiger Rache geneigt (vgl. No. 74 und 273, Thiele III, 8. 61), in allen Arbeiten höchst geschickt und unermüdlich, an geheimen und übernatürlichen Kräften unerschöpflich; „er dienete im sô sîn kneht, allerhande dinge was er im gereht", heisst es übereinstimmend von Elberich im Nibelungenlied (V. 405) [100, 1. 2], und dem Otnit leistete er, obgleich selbst ein König, jeglichen Dienst. Nur scheint der Hausgeist einige Stufen herabgesunken zu sein und menschlichere Bedürfnisse zu fühlen. Nach Speise und Kleidung zeigt er überall deutliches Verlangen. Die Speise muss jedesmal an den bestimmten Ort gestellt werden, sonst zürnt er aufs Äusserste (Deutsche Sage No. 73 und Anm. zu dem irischen Märchen No. 12. Dänische Sage bei Thiele I, 135); um die Kleidung scheint er ordentlich zu dienen. Manchmal verschwindet er, wenn er sie empfangen hat, das erzählt übereinstimmend eine schottische und holländische Sage (Ol. Wormii epist. II, 669) und ein deutsches Märchen (No. 39, I), am deutlichsten aber die mecklenburgische Sage (in Hederichs Schwerin. Chronik) von Pück, der sich einen bunten Rock mit Schellen ausbedingt, eh' er in Dienst geht, und den er bei seinem Abschied anzieht. Verlässt er das Haus, so schenkt er gewöhnlich einige wunderbare Stücke, die bei der Familie müssen erhalten werden, oder sie sinkt in Verfall.

Glück verbreitet sich in dem Haus, das einen Elfen besitzt, das Vieh gedeiht besser als an andern Orten und wird von keiner Krankheit befallen, alle Unternehmungen gelingen. Nachts, wo der Geist am meisten thätig ist, denn er lässt sich, wie schon oben bemerkt ist, nicht gerne sehen und belauschen, verrichtet er dem Gesinde, falls er gut mit ihm steht, die sauerste

Arbeit: trägt Wasser, haut Holz, besorgt die Pferde, die er manchmal besonders zu lieben scheint (Thiele II, 4). Das ganze Haus findet sich jeden Morgen gereinigt und geordnet, jedes Ding an seiner Stelle. Dabei ist er streng, hasst Faulheit und Unredlichkeit, zeigt Vergehungen an und bestraft das nachlässige Gesinde, wie Hinzelmann den Stock gebraucht und jener Brownie den trägen Reitknecht mit der eignen Peitsche züchtigt. In Dänemark glaubt man sogar (Thiele I, 135), dass in der Kirche ein Geist wohne, der darin Ordnung halte und bei ärgerlichen Vorfällen strafe.

Ein altes Zeugnis von dem Hausgeist findet sich bei Gervasius von Tilbury, das um so merkwürdiger ist, als es ihn genau so beschreibt, wie ihn die heutige Sage darstellt. Otia Imper. p. 180. Ecce enim in Anglia daemones quosdam habent, daemones, inquam, nescio dixerim, an secretae et ignotae generationis effigies, quos Galli Neptunos, Angli Portunos nominant. Istis insitum est quod simplicitatem fortunatorum colonorum amplectuntur, et cum nocturnas propter domesticas operas agunt vigilias, subito clausis ianuis ad ignem calefiunt et ranunculas ex sinu proiectas prunis impositas comedunt, senili vultu, facie corrugata, statura pusilli, dimidium pollicis non habentes. Panniculis consertis induuntur et si quid gestandum in domo fuerit aut onerosi operis agendum, ad operandum se iungunt, citius humana facilitate expediunt. Id illis insitum est, ut obsequi possint et obesse non possint. Verum unicum quasi modulum nocendi habent. Cum enim inter ambiguas noctis tenebras Angli solitarii quandoque equitant, Portunus nonnunquam invisus, equitanti se copulat et, cum diutius comitatur euntem, tandem loris acceptis equum in lutum ad manum ducit, in quo, dum infixus volutatur, Portunus exiens cachinnum facit et sic huiuscemodi ludibrio humanam simplicitatem deridet.

XIII. FEINDLICHE GESINNUNG.

Die Elfen zeigten sich bei aller Lust zu Neckereien als gutgesinnte Wesen, den Menschen geneigt und wenn auch manchmal in die Stille sich zurückziehend, doch im Ganzen gern mit ihnen verkehrend. Völlig entgegengesetzt ist eine

andere Ansicht, wovon gleichwohl die Sagen aller Völker durchdrungen sind und welche die feindlichste Stellung der Elfen gegen die Menschen behauptet.

1) Schon ihr blosser Anblick tödte, glaubt man in Wales, oder sei im höchsten Grad gefährlich. Krankheit, heftiges Fieber, Verlust des Verstandes erfolgt daraus nach Thomas Bourkes Bekenntnissen (s. unten S. 71. 72). Ein Jüngling erblickte einen braunen Zwerg, fiel in eine langwierige Krankheit und starb in Jahresfrist (Walter Scott Lady of the Lake p. 386). Überall wird gerathen, sich zu entfernen oder nicht aufzublicken, wenn der nächtliche Zug der Elfen kommt. Wer durch ein Astloch nach den Elfen sieht, verliert das Auge. Eine Wehmutter erzählt, was sie im Berg bei den Unterirdischen gesehen hat, und erblindet (Thiele I, 36).

2) Sie haben ein Geschoss, einen Pfeil, wodurch Menschen und Thiere unfehlbar getödtet werden; die blosse Berührung reicht schon hin (s. die schottischen Sagen). Die Elfenjungfrauen drohen dem Olof mit Krankheit und geben ihm einen Schlag zwischen die Schultern, und am andern Morgen liegt er todt auf der Bahre (Danske Viser I, 238, Schwed. Lieder III, 163). Ein Jüngling auf der Insel Man entzog sich den Liebkosungen einer Nixe und erzürnt warf sie nach ihm; ob er sich gleich nur leicht vom Kiesel getroffen fühlte, so empfand er doch von dem Augenblick eine qualvolle Angst und starb nach sieben Tagen. Elberich übt noch die gewohnte Rache; als Otnit ihn berührt und forttragen will, heisst es:

Str. 108. im wart zuo dem herzen sin grôzer slac getân.

Und der Heidenkönig wird von dem lauten Schlag, den der unsichtbare ihm giebt, wüthend (Str. 299). Die Vermuthung ist wohl erlaubt, dass Elberich in dem Nibelungenlied die ungewöhnliche siebenfache Geisel mit den schweren Knöpfen führt (V. 1991) [463, 3], um damit den Elfenschlag zu thun.

Der blosse Anhauch der Elfen bringt schon Gefahr. In Irland und Schottland entstehen davon Beulen und Krankheiten. In Norwegen heisst die Krankheit Alv-Gust oder Alvild (Elfenfeuer), im Altnordischen âlfabruni, und befällt den Menschen, wenn er nur an den Ort kommt, wo die Elfen hingespieen oder

Wasser gelassen haben. Der schottische Elfe speit in das Auge, das ihn gesehen hat, der preussische haucht hinein und es erblindet; der dänische reisst es aus (s. Nyerups Abhandlung), wie jener, von dem Gervasius in der gleich anzuführenden Stelle erzählt, es mit dem Finger ausdrückt.

3) Wer von Speise oder Trank, den Elfen vorsetzen, das Geringste anrührt und geniesst, ist ihnen nach den schottischen Sagen verfallen und kann nicht mehr in das Menschenleben zurück. Darum tragen sie Goldbecher in den Händen und bieten sie dar (Thiele I, 23. 55. II, 67. III, 44. Schwed. Volksl. I, 111), was aber aus dem Oldenburger Horn aufs Pferd sprützte, versengte die Haare (vgl. Thiele I, 4 und 49). Bei den Zwergen im Berg nimmt die Frau von Alvensleben nach der Deutschen Sage (No. 68) von dargebotner Speise und Trank nichts und kehrt deshalb wieder zurück; andere bringt der erste Trunk um die Freiheit (No. 305, vgl. Thiele I, 119). Die Elfinnen versuchen alles, den schönen Jüngling zum Reden zu bewegen (Danske Viser I, 234, vgl. Deutsche Sagen No. 7), oder dass er mit ihnen in den Tanzkreis trete; dann gehört er ihnen. Wer ihnen Dienste geleistet hat und ein wenig mehr von dem hingeschütteten Gold nimmt, als er zu fordern hat, dessen Leben steht in Gefahr oder er muss bei ihnen bleiben (Deutsche Sagen No. 41. 65). Selten kommt jemand von ihnen zurück, und wenn es geschieht, so ist der Mensch (wie man in Norwegen glaubt) auf immer wahnwitzig oder stumpfsinnig (elbisch). Manchmal erhält er nach langem Todesschlaf die Sinne wieder (vgl. unten S. 75 und Thiele Dän. Sagen I, 119). Deshalb glaubt man auch von einem Einfältigen, er stehe in Verbindung mit den Unterirdischen, und wenn sie nächtlich erscheinen, springt er auf, zieht mit ihnen und zeigt sich vertraut mit den Bewegungen ihres Tanzes, wie eine shetländische Sage erzählt.

4) Die Elfen tragen Verlangen nach kleinen, gesunden Kindern, blühenden Jünglingen und schönen Frauen, die sie mit Gewalt oder List rauben. Unsichtbare Hände nehmen das Kind der Mutter weg (Waldron S. 128), Nixen ziehen es ins Wasser (Deutsche S. No. 4. 61). Oder sie suchen durch

Musik und Tanz, durch Versprechungen wunderbarer Geschenke oder eines glückseligen Lebens die Menschen an sich zu locken; davon enthalten die schottischen und dänischen Sagen (Thiele I, 58) Beispiele genug. Wie etwa Homer von den Geistern erzählt, dass sie Blut begierig einsaugen, um das Gefühl des Lebens zu erlangen, so scheinen diese geisterhaften Wesen ihren Kreis durch die geraubten jugendlichen Menschen zu erfrischen oder wieder herzustellen, welches in Wales wirklich Volksglaube ist.

Am häufigsten vollbringen sie Diebstahl durch Vertauschung. In den deutschen Hausmärchen (No. 11. 135) wird mehrmals erzählt, dass an die Stelle einer schönen Frau während des Wochenbetts die hässliche Tochter einer Hexe sei vertauscht worden (vgl. Thiele I, 89). Sie sollen die Kinder der Elfen säugen, das sagt die schottische Sage ausdrücklich. Doch gewöhnlich ist es ein neugebornes rothwangiges Kind, dem der Platz in der Wiege von einem Wechselbalg geraubt wird. Der irische und schottische Glaube darüber ist so ausführlich abgehandelt, dass nur die grosse Übereinstimmung der deutschen Sagen (No. 81. 82. 87—90) und der nordischen (Thiele I, 47. II, 1) anzumerken ist. Das Alter desselben bezeugt auch eine zugleich ihres Inhalts und ihrer schon oben angezeigten Ähnlichkeit mit einer noch lebenden schottischen Sage wegen wichtige Stelle des Gervasius von Tilbury Otia Imper. 987.

Sed et dracos vulgo asserunt formam hominis assumere primosque in forum publicum adventare sine cuiusvis agitatione. Hos perhibent in cavernis fluviorum mansionem habere et nunc in specie annulorum aureorum supernatantium aut scyphorum mulieres allicere ac pueros in ripis fluminum balneantes. Nam dum visa cupiunt consequi, subito raptu coguntur ad intima delabi, nec plus hoc contingere dicunt quam foeminis lactantibus, quas draci rapiunt, ut prolem suam infelicem nutriant et nonnunquam post exactum septennium remuneratae ad hoc nostrum redeunt hemispherium; quae etiam narrant, se in amplis palatiis cum dracis et eorum uxoribus in cavernis et ripis fluminum habitasse. Vidimus equidem huiuscemodi foeminam raptam,

dum in ripa fluminis Rhodani panniculos ablueret, scypho ligneo superenatante, quem dum ad comprehendendum sequeretur, ad altiora praegressa a draco introfertur, nutrixque facta filii sui sub aqua, illaesa rediit, a viro et amicis vix agnita post septennium. Narrabat aeque miranda, quod hominibus raptis draci vescebantur, et se in humanas species transformabant, cumque uno aliquo die pastillum anguillarem pro parte dracus nutrici dedisset, ipsa digitos pastilli adipe linitos ad oculum unum et unam faciem casu ducens, meruit limpidissimum sub aqua ac subtilissimum habere intuitum. Completo ergo suae vicis anno tertio, cum ad propria rediisset, in foro Pellicadii (al. Belliquadri h. e. Beaucaire) summo mane dracum obvium habuit, quem agnitum salutavit, de statu dominae ac alumni sui quaestionem faciens. Ad haec dracus, heus, inquit, quonam oculo mei cepisti agnitionem? at illa oculum visionis indicat, quem adipe pastilli pridem perunxerat, quo comperto dracus digitum oculo infixit sicque de caetero non visus aut cognoscibilis divertit.

Wie der Hausgeist Glück und Gedeihen, so bringt die Gegenwart des Wechselbalgs Verderben über Menschen und Thiere und jedes Unternehmen misslingt (vgl. unten S. 32).

5) Die Todten gehören den Elfen an und sie feiern daher das Absterben eines Menschen, wie ein Fest mit Tanz und Musik. Diesem irischen Glauben entspricht die deutsche Sage (No. 61), wonach man die Nixen auf dem Wasser tanzen sieht, bevor ein Kind ertrinkt. In dem Zug des wüthenden Heers bemerkt man längst verstorbene Menschen (Eyring Sprüchwörter I, 781—786).

6) *Ein feindlicher Geist ist der Alp, schon bei den Dichtern des Mittelalters ein böses, schlafende Menschen zäumendes und reitendes Gespenst (getwâs), das ihnen im Traum vorgaukelt. Die Stellen sind oben im ersten Abschnitt mitgetheilt. Daher immer der Ausdruck triegen (täuschen), so wie für Gespenst selbst getruc (phantasma), schon bei O. III, 8. 48 gidrog stehet; das Adj. elbisch bezeichnet nicht bloss die Eigenschaft des Alpseins, sondern auch des vom Alp besessen seins, daher noch im Vocabul. 1482 elbischer: Phantast. Niederländische Dichter jener Zeit äussern dieselbe Ansicht. Vgl. Maerlant spec. hist. I, 5 elfs ghedroch*

(elbischer Trug.) — Ein altes Zeugnis für diesen Glauben findet sich in Snorres Heimskringla (I, p. 20): der schwedische König Vanland klagt, dass ihn die Mara im Schlaf gedrückt habe (at mara trad hann), und der Skalde Thiodolf wiederholt das in einem Gedicht (mara qualdi). Ein anderes enthält Gervasius von Tilbury otia imper. c. 86: ut autem moribus et auribus hominum satisfaciamus, constituamus, hoc esse foeminarum ac virorum quorundam infortunia, quod de nocte celerrimo volatu regiones transcurrunt, domos intrant, dormientes opprimunt, ingerunt somnia gravia, quibus planctus excitant. Dass es nicht Elfen sind, sondern Geister wirklicher Menschen, welche andere im Schlaf drücken, kommt mit dem heutigen Glauben in Schweden (Westerdahl Beskrifning am svenska Seder S. 40) und Dänemark (Thiele II, 18) überein, wornach Mädchen im Schlafe unbewusst entrückt werden und andere schlafende quälen. Der Name ist Mare, auf den Färöer Marra, in England Night-mare und in Holland Nachtmaer. In Deutschland, und wie es scheint allein, bedient man sich zwar des Ausdrucks der Alp, allein das gleichbedeutende Mahr und Drud wird beides männlich und weiblich gebraucht und stimmt insoweit zu Gervasius, der von Männern und Frauen spricht. Glaube und Sagen (was jetzt noch gäng und gäbe in Deutschland ist, findet sich gesammelt in No. 80) scheinen aller Orten ziemlich dieselben zu sein. Seltsam, dass man den Alp auch mit blossen Gedanken aus Zorn und Hass andern zuschicken kann; dann kriecht er als ein kleiner weisser Schmetterling aus den zusammengewachsenen Augenbraunen des Menschen hervor, fliegt und setzt sich auf die Brust des Schlafenden. Zu diesem Glauben stimmt vollkommen, dass (nach Stalder) in der Schweiz Toggeli beides zugleich den Alp und den Schmetterling bedeutet *und dass in den Hexenprocessen der böse Geist (der Elbe) als Molkendieb und Schmetterling vorkommt.* In Frankreich kennt man den Cauchemar. Die irische Phuka entspricht in ihrem Wesen völlig der Mahr, und es ist nur anzumerken, dass es noch eine besondere deutsche Sage (No. 79, vgl. 272) von einem in Schilf und Erlengesträuch sitzenden Gespenst giebt, welches, wie die Phuka, Abends den Vorüber-

gehenden auf den Rücken springt und sie nicht eher verlässt, bis sie ohnmächtig zur Erde fallen.

XIV. ALTE ZEUGNISSE.

Ein hohes Alter des Elfenwesens ergiebt sich aus dem frühen Dasein verschiedener dabei vorkommender Benennungen, welche wir an den passenden Orten nachgewiesen haben. Aber es fehlt auch nicht an (bisher noch von niemand aufgesuchten) Zeugnissen, die sich auf den Inhalt der Sagen selbst beziehen und insoweit ein noch grösseres Gewicht haben, als ihre Beweiskraft mehr in die Sinne fällt. Zwar hätten sie sich gleichfalls einfügen lassen, doch schien es theils vortheilhafter, sie der Reihe nach zu übersehen, theils war es nicht gut möglich, sie anders als hier, vorzüglich nachdem das Wesen des Hausgeistes dargestellt ist, vollständig zu erläutern.

1) Cassianus (im 5. Jahrh. Geistlicher zu Marseille) collationes patrum VII, c. 32.

Nonnullos (immundos spiritus), quos faunos vulgus appellat, ita seductores et ioculatores esse manifestum est, ut certa quaeque loca seu vias iugiter obsidentes nequaquam tormentis eorum, quos praetereuntes potuerint decipere, delectentur, sed derisu tantummodo et illusione contenti fastigare eos potius studeant, quam nocere; quosdam solummodo innocuis incubationibus hominum pernoctare.

Er beschreibt die Kleinen, welche das Volk Waldgeister nennt, die sich an Spielen vergnügen und die Menschen anlocken. Sie haben ihre Lieblingsplätze, wollen den Vorübergehenden nicht schaden, nur sie necken und auslachen, wie alles die Elfen zu treiben gewohnt sind. Zuletzt gedenkt er des Alps, der nächtlich die Menschen drückt.

2) Isidorus hispal. (Anfang des 7. Jahrh.) Etym. Lib. VIII, c. ult.

Pilosi, qui graece panitae, latine incubi appellantur — hos daemones Galli Dusios nuncupant. Quem autem vulgo Incubonem vocant, hunc Romani Faunum dicunt.

Die pilosi sind die haarigen Erdelfen, wie der schottische Brownie noch jetzt zottig und im Wolfdieterich die rauche

Els ausdrücklich dargestellt wird. Der gallische Name Dusii findet sich schon ein Paar Jahrhunderte früher bei dem heil. Augustin de civ. Dei c. 23: daemones, quos Dusios Galli nuncupant, von dem vielleicht Isidor diese Bemerkung entlehnt hat, so wie aus einem von beiden nachher Hincmar de divortio Lotharii p. 654 und Gervasius I, 989. Sämmtlich führen sie an, dass Frauen unerlaubten Umgang mit diesen Geistern gepflogen hätten. Die Erklärung von Incubo durch Faunus, welche gleichfalls aus dem Augustin genommen ist, zeigt, wie wir Faunus in der Stelle bei Cassian verstehen müssen; *vgl. incubo in der oben angeführten Stelle des Petronius.*

3) Eine Stelle bei Dücange (v. aquaticus) aus dem cod. reg. 5600, welcher um das Jahr 800 geschrieben ist:

Sunt aliqui rustici homines, qui credunt aliquas mulieres, quod vulgum dicitur, strias esse debeant et ad infantes vel pecora nocere possint, vel dusiolus vel aquaticus vel geniscus esse debeat.

Die Dusii werden also auch als kleine Geister gedacht, und es bestätigt sich durch den Gegensatz zu den andern angeführten, dass sie Wald- oder Hausgeister sind, denn unter aquaticus wird ohne Zweifel ein Nix, unter geniscus aber (von genius, Alp) ein eigentlicher Elfe oder Lichtgeist verstanden; beide Worte enthalten wörtliche Übersetzungen. (*Hincmarus remensis, opp. Paris 1645, T. I, p. 654 nennt lamiae sive geniciales feminae).* Sie schaden den Kindern, indem sie Wechselbälge an ihre Stelle legen, und dass sie das auch bei den Thieren thun, sagt die schottische Sage ausdrücklich.

4) Monachus Sangallensis (starb 885) de Carolo M. (Bouquet V, p. 116).

Daemon, qui dicitur larva, cui curae est ludicris hominum illusionibus vacare, fecit consuetudinem ad cuiusdam fabri ferrarii domum (in Francia quae dicitur antiqua) venire et per noctes malleis et incudibus ludere. Cumque pater ille familias signo salutiferae crucis se suaque munire conaretur, respondit pilosus: „mi compater, si non impedieris me in officina tua iocari, appone hic potiunculam tuam et quotidie plenam invenies illam. Sum miser ille plus penuriam

metuens corporalem, quam aeternam animae perditionem, fecit iuxta suasionem adversarii. Qui adsumpto praegrandi flascone cellarium bromii vel ditis illius (eines habsüchtigen Erzbischofs) irrumpens, rapina perpetrata, reliqua in pavimentum fluere permisit. Cumque iam tali modo plurimae cubae exinanitae fuissent, animadvertens episcopus, quia daemonum fraude periissent, benedicta aqua cellam adspersit et invecto crucis signaculo tutavit. Nocte autem facta furis antiqui callidus satelles cum vasculo suo venit et cum vinaria vasa propter impressionem sanctae crucis non auderet attingere, nec tamen ei liceret exire, in humana specie repertus et a custode domus alligatus, pro fure ad supplicium productus et ad palum caesus, inter caedendum hoc solum proclamavit: „vae mihi! vae mihi! quia potiunculam compatris mei perdidi!"

Deutlich wird hier der Hausgeist beschrieben, und die ganze leicht tausendjährige Sage ist so sehr in dem Geist der noch heute umgehenden, dass man glauben könnte, sie sei daraus entnommen. Man nennt ihn larva, das heisst, Wicht, Schrat, wie die oben angeführten alten Glossen übersetzen; dann auch wie bei Isidor: Pilosus; er zeigt gleich den Wichtlein menschliche Gestalt. Er kommt Nachts und hat sein Spiel mit den Werkzeugen des Schmieds, so wie der Cluricaun klopft und man die Unterirdischen nächtlich hämmern hört. Er ist ihm dafür gewogen, macht ein Geschenk mit einer nie versiegenden Weinkanne, um nach Art des Kobolds für den Vortheil des Hauses zu sorgen. Er macht sich kein Gewissen daraus den Wein anderwärts zu stehlen, wie der irische Cluricaun nächtlich in die angefüllten Keller schlüpft, und um nach seiner Art Gerechtigkeit zu üben und den Geizigen zu bestrafen, lässt er den Wein aus den Fässern fliessen.

5) Odericus Vidalis (geb. in England im Jahre 1075, lebte in der Normandie) hist. eccl. V, p. 556.

Deinde Taurinus fanum Dianae intravit Zabulonque coram populo visibilem adstare coegit, quo viso ethnica plebs valde timuit. Nam manifeste apparuit eis aethiops niger et fuligo, barbam habens prolixam et scintillas igneas ex ore mittens. Deinde angelus Dei splendidus ut sol advenit cunctisque

cernentibus ligatis a dorso manibus daemonem adduxit. Daemon adhuc in eadem urbe degit et in variis frequenter formis apparens neminem laedit. Hunc vulgus Gobelinum appellat et per merita S. Taurini ab humana laesione coercitum usque hoc affirmat.

6) Poenitentiale in einer Wiener Handschr. aus dem 12. Jahrh. (Cod. univ. 633); wahrscheinlich ist das Werk älter.

fol. 12. Fecisti pueriles arcus parvulos et puerorum sutularia et proiecisti eos in cellarium sive in horreum ut satyri vel pilosi cum eis ibi iocarentur et tibi aliorum bona comportarent et inde ditior fieres.

Den Hauswichtlein werden, da sie klein sind, Kinderspielsachen, in den Keller oder die Scheune, ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort, hingelegt: ein Bogen, um kleine Pfeile auf die Menschen abzuschiessen und sie damit, wie sonst mit Steinchen zu necken, denn der gefährliche Elfenpfeil der schottischen Sage hat gewiss sein Gegenstück in einem unschädlichen. Ein Paar Kinderschuhe, das sind die sutularia (bei Notker, Capella 16. 37 suftelâre, petasus, subtalare, was man unter den Fuss bindet, sie wurden nur bei Nacht und im Sommer getragen, s. *Dü Cange*), denn die Wichte lieben Kleidungsstücke über alles. Das thut der Hausherr, damit der listige Kobold andern heimlich etwas (meist Nahrungsmittel) stehle und es ihm bringe, denn wo er haust, da ist Zufluss von allen Dingen.

7) Radevicus (im 12. Jahrh.) de gestis Frid. I. L. II. c. 13 bemerkt die Vorzeichen, ehe die Kirche zu Freisingen abbrannte, darunter:

Pilosi, quos Satyros vocant, in domibus plerumque auditi.

Man hört nämlich die Kobolde in den Häusern klopfen und pochen, als Warnung, wie die Wichte dem Bergmann den Tod anklopfen (Deutsche Sagen No. 47) und die Hausgeister Unglück voraus verkündigen.

8) Hieran schliessen sich die in den vorigen Abschnitten angeführten Stellen aus dem Gervasius Tilburensis, dessen Otia imperalia in das 13. Jahrh. gehören, worin der Glaube von

dem Brownie, Wechselbalg und Nachtmahr übereinstimmend mit den heutigen Sagen dargestellt wird.

9) Endlich führen wir ein Märchen von einem Hausgeist an, das in einem Heidelberger Codex (No. 341. f. 371. 372) sich befindet und dessen mit der heutigen Sage völlig übereinstimmender Inhalt ebenso merkwürdig, als seine Darstellung artig ist. Die Handschrift gehört in das 14. Jahrhundert, das Gedicht selbst aller Wahrscheinlichkeit nach ist älter und noch in dem 13. Jahrhundert abgefasst. Was die Quelle dieser Erzählung betrifft, so scheint am natürlichsten anzunehmen, dass ein Deutscher im Norden die Sage gehört oder ein reisender Norwege sie in Deutschland erzählt habe.

Der König von Norwegen will dem König von Dänemark einen zahmen, weissen Bären zum Geschenk machen. Der Normann, der ihn dahin führt, kehrt unterwegs in einem Dorfe ein und bittet einen Dänen um Nachtherberge. Dieser schlägt es nicht ab, klagt aber dem Fremden, dass er seines Hauses und Hofes nicht Herr sei, weil ihn ein Geist darin quäle:

mit niht' ich daz ervarn kan
swaz creatiuren ez sî.
sîn hant ist swær' alsam ein blî:
wen ez erreichet mit dem slage —
ez slæt in, daz er vellet nider.
sîn gestalt unt sîniu gelider
diu moht ich leider nie gesehen,
wan daz ich des vürwâr muoz jehen
unde sage ez iu ze wunder,
daz ich gevriesch nie kunder
sô stark noch sô gelenke:
tische, stuele unde benke
die sint im ringe alsam ein bal;
ez wirfet ûf unde ze tal
die schüzzeln unde die töpfe gar,
ez rumpelt stæte vür sich dar,
ovenbrete unt ovensteine,
körbe, kisten algemeine,
die wirfet ez hin unde her.
ez gêt ot allez daz entwer
waz ist in dem hove mîn.

Darauf habe er mit seinem Gesinde das Haus verlassen und sich lieber auf dem Feld eine Hütte gebaut. Der Normann

will nur die Nacht über in dem Haus zubringen, kehrt in die Küche ein, brät sich bei angemachtem Feuer die Speise und ist guter Dinge; endlich legt er sich schlafen. Der Bär, der auch gefressen hat und wegmüde ist, ruht neben dem Feuer aus:

dô nû der guote man gelac
unde slâfes nâch der muede pflac
unt ouch der muede ber entslief,
hœret, wie ein schretel dort her lief,
daz waz kûme drîer spannen lanc,
gein dem viure ez vaste spranc.
ez was gar eislîch getân,
unde hæt ein rôtez keppel an.
daz ir die wârheit wizzet,
ez hæt ein vleisch gespizzet
an einen spiz îsenîn,
den truoc ez in der hende sîn.
daz schretel ungehiure
sich sazte zuo dem viure
unde briet sîn vleisch durch lîpnar,
unz ez des bern wart gewar.
ez dâhte in sinem sinne:
waz tuot diz kunder hinne?
ez ist so griulîche getân!
unde sol ez bî dir hie bestân,
dû muost sîn lîhte schaden nemen;
nein, blîbens darf ez niht gezemen.
ich hân die andern gar verjaget,
unde bin ouch noch niht sô verzaget,
ez muoz mir rûmen diz gemach.
nîtlîch' ez ûf den bern sach,
ez sach ot dar unt allez dar,
zelest erwac ez sich sîn gar
unde gap dem bern einen slac
mit dem spizze ûf den nac.
er rampf sich unde grein ez an,
daz schretel spranc von im hindan
unde briet sîn vleischel vürbaz,
unz daz ez wart von smalze naz,
dem bern ez aber eines sluoc,
der ber im aber daz vertruoc,
ez briet sin vleisch vür sich dar
unz daz ez rehte wart gewar,
daz nû der brâte sûsete,
unt in der hitze brûsete,
den spiz ez mit dem brâten zôch
vaste ûf über daz houbet hôch,

daz bœse tuster (oder custer?) ungeslaht
sluoc ûz aller sîner maht
den mueden bern über daz mûl.
nû was der ber doch niht sô vûl,
er vuor ûf unde lief ez an.

Nun geht es an ein Balgen und Kratzen zwischen dem Bären und Schretel, der Bär brüllt laut, dass sein Meister erwacht und vor Angst in einen Backofen kriecht:

nû bîzâ bîz, nû limmâ lim!
nû kratzâ kraz, nû krimmâ krim!
si bizzen unde lummen,
sie krazten unde krummen.

Der Kampf ist lange ungewiss, endlich überwindet der Bär und das Schretel verschwindet plötzlich. Der Bär, zerzaust und zerkratzt, legt sich auf dem Estrich nieder und rastet die kampfmüden Glieder. Morgens frühe kriecht der Normann ganz russig aus dem Ofen, nimmt von dem Dänen Abschied, der sich verwundert, ihn noch lebendig zu erblicken, und zieht mit dem Thiere seines Weges fort. Unterdessen rüstet der Däne seinen Pflug:

ze acker er damite gienc,
er mente sîn ohsen, hin treip er,
nû lief daz schretel dorther
unde trat ob im ûf einen stein,
mit bluote wâren sîniu bein
berunnen ûf unt ze tal,
sîn lîbel daz was überal
zekratzet unde zebizzen,
zezerret unde zerizzen
was sîn keppel daz ez truoc.
ez rief eislîch' unt lûte genuoc
unde sprach dem bûmanne zuo,
ez rief wol drîstunt: „hœrest dûz dû?
hœrest dûz dû? hœrest dûz iedoch?
lebet dîn grôze katze noch?“
er luoget ûf unde sach ez an,
sus antwurt' im der bûman:
„jâ, jâ, mîn grôze katze,
dir ze trutze unt ze tratze
lebet sie, dû bœsez wihtel, noch:
sam mir daz öhsel unde daz joch!

vümf jungen sie mir hînt gewan,
die sint schœne unde wolgetân
lancsîtic, wîz unde herlîch,
der alten katzen alle gelîch."
„vümf jungen?" sprach daz schretelîn.
„jâ, sprach er, ûf die triuwe mîn,
louf hin unde schouwe sie,
dû ne gesæhe sô schœner katzen nie,
besich doch, ob ez wâr sî."
„pfî dich! sprach daz schretel, pfî!
sol ich sie schouwen, wê mir wart,
nein, nein, ich kom niht ûf die vart,
sint ir nû sehse worden,
sie begunden mich ermorden.
diu eine tæt mir ê sô wê,
in dînen hof ich niemer mê
kom, die wîle ich hân mîn leben."
diu rede kam dem bûman eben,
daz schretel sâ vor im verswant,
der bûman kêrte heim zehant,
in sînen hof zôch er sich wider
unde was dâ mit gemache sider,
er unde sîn wîp unt siniu kint,
diu lebeten dâ mit vröuden sint.

Merkenswerth ist, dass der Schrat Nachts zum Feuer herbeinaht, Fleisch zu braten, denn dies stimmt zu dem, was Gervasius von Tilbury in der vorhin angeführten Stelle sagt: die Kleinen kämen in der Nacht zum Feuer, wo sie sich Frösche brieten und solche verzehrten. *Das Schretel hat dem Eigenthümer Haus und Hof verleidet, wie der oben genannte teuflische Geist Grendel seine Burg dem dänischen König, welcher gleichfalls durch einen fremden Helden von der Plage befreit wird. Und Grendel treibt sein Spiel immer bei Nacht. In dieser Beziehung ist nicht zu verkennen, dass vielen heutigen Kindermärchen, worin ein muthiger Wanderer seine Nachtherberge von Geistern und Spuk reinigt, ganz dieselbe Idee unterliegt. Frühmorgens bezeigt sich der Wirth ebenso verwundert, dass der Gast mit dem Leben davon gekommen sei; zuweilen wird auch der Reisende von Thieren begleitet, die ihm, wie hier der Bär dem König, eigentlich die Sache gegen die Geister ausrichten.*

XV. ELFISCHE THIERE.

Auf den Färöer glaubt man, dass grosse und fette Kühe und Schafe der Elfen unsichtbar unter dem übrigen Vieh weiden und dass manchmal ein Stück davon oder einer ihrer Hunde gesehen werde. Derselbe Glaube herrscht auf Island, man hält ihre Heerden nicht für zahlreich, aber für sehr fruchtbar, sie zeigen sich nur, wenn es ihnen gefällt. In Norwegen treiben die Huldre Vieh vor sich her, das blau ist, wie sie selbst. Auch in Deutschland erzählt man von einer elfischen blauen Kuh, die voraus wusste, wenn Feinde sich näherten und den Menschen sichere Zufluchtsorte zeigte (Strack Beschr. von Eilsen. S. 7). In Schweden treibt die Meerfrau schneeweisses Vieh auf Inseln und auf den Strand, da zu weiden (Schwed. Volksl. III, 148), und die Elfenjungfrauen versprechen in einem Lied (das. III, 171 und 175) zwölf weisse Stiere.

Ausführlich ist die schottische Sage von dem Elfstier, gleichwohl schon sehr alt, denn bereits im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts muss sie in Island bekannt gewesen sein, wie aus der in jene Zeit fallende Eyrbyggia-Saga (Cap. 63) erhellt. Eine Kuh kam abhanden, man wollte sie auf der Weide mit einem Stier, der die Farbe eines Grauschimmels hatte (apalgrâr) und der offenbar dem mäusefarbigen Stier der schottischen Sage entspricht, gesehen haben. Im Winter findet sie sich auf einmal wieder vor dem Stall ein, ist trächtig und wirft gegen den Sommer ein Stierkalb, das so gross ist, dass sie beim Kalben umkommt. Eine alte blinde Frau, die in ihrer Jugend hellsehend gewesen war, ruft, als sie das Kalb brüllen hört: „das ist das Gebrüll eines Elfen und nicht eines lebendigen Wesens, Ihr werdet wohl thun, es sogleich zu tödten!“ Sie wiederholt ihren Ausspruch, dem aber wegen der Schönheit des Thiers nicht Folge geleistet wird. Es wächst gewaltig heran, brüllt zum Entsetzen und durchbohrt mit den Hörnern im vierten Jahr seinen eigenen Herrn.

Auch in Deutschland scheint der Elfstier nicht unbekannt gewesen zu sein. Im Simplicissimus (Buch V, Cap. 10) wird erzählt, dass aus dem Mummelsee (d. h. dem See der Wasser-

nixen, denn sie heissen auch Muhmen, Mummeln, so wie die Landelfinnen Roggenmuhmen vgl. No. 89), als Hirten ihr Vieh dabei gehütet, ein brauner Stier herausgestiegen sei und sich zu dem andern Vieh gesellt habe; doch ein Wassernixe sei ihm sogleich nachgefolgt, um ihn wieder zurückzutreiben, dem er aber nicht gehorchen wollen, bis ihm dieser gewünscht, es solle ihm sonst aller Menschen Leid ankommen, worauf beide sich wieder in den See begeben hätten. *Man muss hiermit die irische Sage von der Kuh mit den sieben Färsen und die Schweizersage von dem gespenstigen Thier, das die Alpen verheerte und nur durch einen besonders dazu auferzogenen Stier gebändigt werden konnte (Deutsche Sagen Num. 142), vergleichen.*

XVI. HEXEN UND UNHOLDE.

Wir schliessen diese Betrachtungen mit folgender aus ihnen zugleich hervorgehender. Der Glaube an Elfen und Geister hat in ganz Europa dem Christenthum lange voraus bestanden. Die Lehrer des neuen Glaubens suchten die tiefgewurzelten heidnischen Ideen und Gebräuche des Volks dadurch zu bekämpfen und zu vertilgen, dass sie solche als sündlich und im Zusammenhang mit dem Teufel darstellten. Dadurch nahmen allmählich viele ursprünglich heitere Mythen und Volkslustbarkeiten eine finstere, gemischte und zweideutige Farbe an. Nicht als hätte der Gegensatz des Bösen dem heidnischen Glauben gemangelt; die nordische Fabel weiss von Wesen, die nicht geheuer sind, zumal weiblichen, die Nachts auf Schaden ausreiten, Sturm und Unwetter stiften; in Deutschland waren sie nicht unbekannt [1]).

Auch hat das Volk die unschuldige Ansicht seiner alten Meinungen sich nie völlig abgewinnen lassen, es sind selbst, wie wir darzuthun bemüht waren, in den Legenden, Gebräuchen und

[1]) Folgende Glossen gehören hierher: gl. vindob. lamia: holzmuwa und holzmove. gl. trev. 70a holzmvia, lamia. — gl. lindenbrog. 996b lamia: holzmuwo — gl. flor. 988b holzruna, lamia. gl. doc. 219b holzmuoja, wildaz wîp, lamia. muoja scheint die schreiende, brüllende, muhende zu bedeuten. — Tradit. fuldens. II. p. 544 domus wildero wîbo, ein Ort. — Ein solches wildes Waldweib scheint die rauche Else, die den Wolfdietrich an sich zu locken sucht und Zauber über ihn wirft.

Festen der christlichen Kirche einzelne Züge und Bilder aus dem Heidenthum unvermerkt aufgenommen worden. Doch im Ganzen hat sich der Gesichtspunkt und die Beurtheilung jener uralten Überlieferungen im Sinne des gemeinen Manns getrübt. Zu der Scheu des Geisterhaften ist auch die des Sündlichen und Teuflischen getreten. Er meidet das stille Volk, wie man etwa einem Ketzer aus dem Wege geht, vielleicht ist manches von dem, was die Ketzer auszeichnet, darum auch den Elfen zugeschrieben worden, namentlich die Enthaltsamkeit von Fluchen und Schwören. Die Reihen auf dem Brocken, die Tänze um das Johannisfeuer waren sicher nichts anders, als Feste der Lichtelfen, sie haben sich in greuliche, teuflische Hexentänze verkehrt, und die Spuren im Wiesenthau, vorher den leichten Fusstritten der Geister beigelegt, wurden aus jener Ursache hergeleitet. Auch die vormals hold und gnädig geglaubten Wesen sind gehässige und feindliche geworden, Unholde aus Holden, wenn schon der alte, milde Name noch hin und wieder fortdauert (in Hessen und Thüringen Frau Holle, woraus man die abgöttischere Frau Venus gemacht hat) [1]. *Alle Hexengeschichten haben etwas Dürres, Einförmiges; es ist bloss die Hefe der alten Phantasie darin zurückgeblieben. Sie sind unfruchtbar und freudenlos, wie die Hexerei selbst, die den Ausübenden arm und dürftig lässt, ohne weltlichen Ersatz für den Verlust der Seele; Cervantes sagt (Persiles II, 8), die Hexen thun nichts, das zu einem Zweck führt. Aber man sieht dennoch durch, wie genau, was die gemarterte Einbildungskraft der Unglücklichen zu bekennen weiss, in so trübem Fluss auf die Quelle der Geistersage führt* [2]. *Die Hexen tanzen in nächtlicher Stille auf Kreuzwegen, entlegnen Bergen, auf Wiesen im Wald. Naht sich ein Ungeweihter, ruft er einen heiligen Namen aus, so zerstiebt alles Blendwerk. Auch Hahnenkrat (der Anbruch des Tages)*

[1]) *Die ältesten Verordnungen gegen die Hexen sind lex salica tit. 67, lex langob. L. I. tit. XI. cap. 9, Caroli M. Capitul. de partibus Saxoniae cap. 5, s. eine besonders merkwürdige Stelle bei Regino eccl. discipl. lib. 2. § 364. Vgl. Mone Heidenthum 2, 128, der die Sache richtig ansieht.*

[2]) *Die alte Benennung kommt hier und da noch vor (s. oben S. LIX)* [442]: *im niederdeutschen Roman von Malagis (Heidelberg. Handschr. f. 118 b) heisst das Zauberweib ausdrücklich die Elfin.*

unterbricht die Zusammenkunft (Remigius Daemonolatria, deutsche Übers. Frankf. 1598. 8. S. 121); *Salz und Brot fehlt bei ihren Mahlzeiten (das. S. 126. Actenmässige Hexenprocesse, Eichstädt 1811. S. 32), wie bei denen der Elfen. Der Drudenschuss ist der Elfenpfeil; Freitags (s. oben S. XXI)* [S. 414] *hört die Drud am schärfsten. In der Dunkelheit reiten die Hexen auf Thieren schnell durch die Lüfte, oder auf leblosen mit Zaubersalbe* gekräftigten *Stöcken und Gabeln,* wie jener irische Cluricaun auf Binsen; *wer, ihnen unbemerkt, mit dahin gefahren, hat Tage und Wochen lang zur Heimreise nöthig. Sie brauen Wetter in Töpfen, dass ein Hagelschlag aufsteigt und „das liebe Getreide" trifft, wie das franz. Volksbuch vom Oberon berichtet, dass er Sturm, Hagel und Regen machte oder die serbische Vile Wolken sammelt (bei Wuk I, No. 323). Ihr Blick, ihr Händedruck thut es dem Vieh an, seltner dem Menschen, zumeist kleinen Kindern. Fast jedes Bekenntnis solcher Handlungen musste auf ein wirkliches Ereignis gerecht sein, dessen tausendfältige natürliche Veranlassungen übersehen wurden. Aber weniger das Volk, als die Richter haben gegen die Hexen gewüthet, ein Process zeugte den andern, und warum soll in einem kleinen Landstrich, in einem Städtchen, wo man früher so wenig von Zauberern hörte, wie jetzt in unsern Tagen, im 16. 17. bis in die Hälfte des 18. Jahrhunderts die entsetzliche Menge von Hexen gehaust haben? Der Umgang mit dem bösen Feinde* [1]*, dessen man sie zieh, ist nichts als was die früheren Überlieferungen von Verbindungen der Elfen und Elfinnen mit den Sterblichen erzählen. Die peinlichen Gesetze jener Zeit (bestärkt und hervorgerufen durch Innocenz des VIII. Bulle von 1484) nach Carls V. Halsgerichtsordnung (ccc. 109), sprachen grausame Wasserprobe, Folter und Feuertod dagegen aus, und Tausende wurden hingerichtet. Der angeklagten, unmöglichen Verbrechen alle unschuldig; den unbarmherzigen Irrthum*

[1] *Er heisst Meister Hemmerlein (Remigius aaO. S. 181. 240. 280. 298. 359. 387. 408. 448) grade wie der Berggeist (Deutsche Sagen I, 3); hängt das mit dem Zürcher Hämmerlin (geb. 1389) zusammen? vgl. Joh. Müller 3, 164. 4, 290 und Kirchhofers Sprüchwörter S. 79. Oder ist Hammer ein viel älterer Mann für Teufel und Hexenmeister? vgl. Frisch unter Hämmerlein: Poltergeist, Erdschmidlein, Klopfer.*

mag, wenn es kann, entschuldigen, dass die meisten Verurtheilungen Weiber von unreinem, auch sonst zur Strafe reifem Lebenswandel getroffen zu haben scheinen. Nicht in allen Ländern hat ein unscheinbarer Aberglaube des Volks so schreckliche Macht ausgeübt; es war eine schauderhafte Parodie des baaren Lebens auf das in der alten Poesie gegründete Geisterwesen.

REDEN.

GÖTTINGER REDE.

Rerum praesentium vicissitudines tam citato cursu sese proripiunt, ut reputantibus nobis quae fiunt atque id agentibus ut ea animo comprehendere, nexum eorum accuratius perspicere nosque ad id quod adest quodque praesens est accommodare contendamus, iam erepta sint ex oculis nostris oblivionique tradita, quae praesentia etiam nunc esse crediderimus. Ea enim est nostrae aetatis indoles ut rem magnam maior, maiorem maxima excipiat et qui inde nascuntur graviores animi motus placide non deleniantur, sed terrore potius supprimantur. Qui quidem anxius rerum status, dum cogitationes multorum occupat, eo alios adducit ut mentem a tali perturbatione avocantes praeteritis advertant oculos omnemque operam indagandae historiae perscrutandaeque antiquitati impendant. Vetusta monumenta accuratissima diligentia anquirunt, morum, iuris linguaeque primordia et progressus investigant nec quidquam omnium eorum est, quod detrahi sibi sinant. Quin tumulos effodiunt memoria hominum antiquiores, arma, suppellectilem et quidquid pietas ossibus defunctorum apposuit, educunt curiosoque ardore perscrutantur.

Quod quidem acre historiae studium, cui laudis, qua iure fruitur, is profecto nihil detrahet, qui in illo promovendo facultates qualescunque ipse collocaverit, tantum abest, ut omnem spem nostram atque exspectationem sustineat, ut pectus anxiis curis quodammodo implere videatur. Crescit enim in dies moles rerum, molis instar nivium de monte sese volventis, ut illis amplectendis vel tenacissima memoria vix par esse videatur. Is certo, qui omnia, quae facta peractaque sint, retinere studuerit,

adumbratas potius intellegentias hebetatumque ingenium quam acutum sentiet. Adde taedium, quod nobis affert, quae sit mentis humanae indoles, consideratio. Num quid enim in dubium vocari potest, errori saepius successisse errorem veritatisque lucem, ubi e tenebris emerserit, nubibus mox esse obductam?

In his itaque angustiis ne ab aestu rerum abripiamur oculosque mentis perstringamus, petenda nobis est altior quaedam historiae contemplatio. Qui quae ab hominibus suscepta sint, quae peracta sive inchoata relicta, diligenter reputaverit, facile intelliget, alia manasse ex intimo eorum animo, alia in temeritate fortunae posita esse. At vero historia illis unice contineri mihi videtur, quae ex vitae prodierint veritate. Quemadmodum itaque verus eius fons animus habendus est hominis, sive grandis et erectus sive pusillus, cupiditatesque, quae nobis in visceribus atque medullis haerent, sic etiam expleta mentis humanae comprehensio verus est ex omni historia isque uberrimus fructus.

Patriae historiae annales evolventibus una res obvia memorabilis sane dignaque admiratione, quod Germani, adversa fortuna miseriisque oppressi, omni fere tempore confirmato refectoque animo malum a cervicibus depulerint. Quamvis enim fortunae iniuriam nimia saepe patientia, ne dicam ignavia acceperint, tamen callo animum obduci haud passi ingeniique tarditatem vincentes mox partes suas fortiter susceperunt. Magistra vitae ipsa fuit calamitas monuitque, ut laetiorem sortem ab insita innataque virtute, ab integritate et amore patriae repeterent. Germani contra Romanos summa virium contentione frustra dimicantes bellique artibus victi a superbiente imperatore in silvas erant repulsi. Nondum vero ducenti intererant anni, cum generosus ille vir, dilapsa iam re Romana, a Germanis imaginem sumeret vitae purae incorruptaeque, quam popularibus suis tanquam antiquae probitatis atque fidei exemplar proponeret.

Germania nostra, in media Europa sita et ab oceano, qui commercium societatemque cum aliis terrarum partibus periculo vacuam tuetur earumque opes subvehit, praeclusa, undique peregrinis cincta est populis. Peregrini vero alieni, saepius hostes. Quo quidem singulari suo situ aeque coacta est affectare gentium imperium ac impedita, quo minus hoc scopum attigerit,

quamvis negari non potest, medii aevi tempore, quod prae ceteris eiusmodi cogitationes fovebat, propius saepe ad illud accessisse. At communis Europae fortuna semper fere in media nostra patria ferro diiudicata est nec ullum vix exarsit bellum magnum et atrox, quale confusae hominum rationes nonnumquam provocare solent, cui implicata non fuisset. Inde factum est, ut eius humus sanguine vix omnium populorum iam sit infecta madefactaque. Saepenumero rudi violentia lacerata domum suam vidit vastatam, laboris operosi ac honesti fruges ademtas, fruges sedulo collectas in ventos disiectas. At sedata tempestate cum nihil iam reliqui esse videretur, naturali quodam instinctu vel in animalibus obvio ducta muros refecit lapsos fundamentaque restauravit. Quid quod acerbitates miseriaeque maiorem quam res florentes vim habuere ad ingenium populi germanici excolendum suique ipsius naturam cognoscendam? Cuius quidem rei non est quod petam ex antiquiori historia exempla. Taceo res horrendas apud Burgundiones commissas, saevissimam Francorum feritatem, ex quibus surrexit regnum Caroli, cuius nomen iure, quamvis minus recte explicat historia, quum magnum eum appellat. Quis est qui neget vexationes pontificiae potestatis, quae nullo pacto ferri amplius potuerint, suscitasse immortalis Lutheri vim roburque animi, quo nobis aditum ad puram incorruptamque evangelii doctrinam comparaverit. Quod omnium, quae vitam fortunent, rerum copiae bello tricennali sublatae fuerint ac deletae, hoc in postremis fuisse iudicabit qui exortam inde in Germaniam barbariem languor[em]-que reputaverit. Tanta fuit, ut parem vix ulla aetas viderit. At depressam dignitatem resque inclinatas atque adeo iacentes restituere renatae ex antiquitatis studio litterae ingenuaeque artes. Nihil attinet reducere in memoriam vim nobis a tyranno nuper illatam, qui totam paene Europam ad pedes sibi iacentem viderat; haeret in mente tum malorum praeteritorum acerba tum gloriae laeta recordatio, qua Germania libertatem suam atque honorem recuperaverit. Quid plura? alias uberioresque fruges nobis tulerunt studia indefessa opera fota et latens quasi animi cultus. Gens enim illa, quae semper ita superbam se praebuit, ut principatum Europae adfectare haud dubitaret, facere non

potest, quin principatum Germaniae in politiori humanitate inque artibus, quibus vera mentis cultura contineatur, libere agnoscat. Ipsa enim hac tempestate viros suos doctos emittit, qui scholarum nostrarum rationem, universitatum literarum et academiarum per saecula apud nos florentium instituta perscrutentur. Qui ubi tractus nostros tangunt, mox alio illos ingenio oppletos esse alioque deflectere viam in animo excolendo intellegunt, ita ut inde sibi sumendum exemplum cum quadam admiratione profiteantur.

GÖTTINGER REDE ÜBER GESCHICHTE UND POESIE.

[2 halbe Bogen A. B, d. h. 8 Quartseiten fehlen.]

Ich scheine von meinem Ziele mich zu entfernen, indem ich mich diesen Betrachtungen über die Geschichte und ihr Wesen überlasse, allein ich befürchte weniger diesen Vorwurf zu verdienen, als den anderen, Sie, geehrteste Herren, zu ermüden, wenn ich länger dabei verweilen wollte. Die Poesie ist mit der Geschichte verwandt, und wenn sie sich gleich in dem Fortgange der Bildung davon getrennt hat und in der That trennen musste, so hat diese ursprüngliche Verwandtschaft sie oft wieder zusammengeführt und genähert, ja ein inneres Bedürfnis eine Vermischung beider nothwendig gemacht. Haben wir es doch selbst erlebt, dass ein grosser Dichter unserer Zeit die Wahrheit, mit der er sein Leben beschreiben wollte, nicht ohne Beimischung der Poesie erfassen konnte. Nachdem ein gewisses, sicher schreitendes Naturgefühl, das ein Volk in der frischen Jugendzeit zu begleiten pflegt, untergegangen war, ist zum Ersatze die kritische Kunst erwacht, die auf einem andern, wenn auch mühsamern Wege zu der Wahrheit gelangt, welche heutzutage die Grundlage der Geschichte ausmacht. Verschmähen wir darum die Wahrheit jener Zeiten nicht, denn das, was die Geschichtsschreibung unserer Zeit belebt und ihren wahren Erfolg sichert, ist doch zuletzt eine lebendige Anschauung, eine poetische Kraft, die angeboren sein muss und durch die mühevollste Arbeit und Anstrengung nicht kann erworben werden.

Die Poesie ist das erste und einfachste und zugleich das grossartigste Mittel, welches dem Menschen verliehen wurde, um ein hohes Gefühl, eine höhere Erkenntnis auszudrücken. Sie ist die Schatzkammer, in welche ein Volk seinen geistigen Erwerb niederzulegen und zu sammeln pflegt. Sie ist mehr

gegen den Einfluss des Zufalls, gegen gewaltsame oder erkünstelte Einmischungen gesichert, als andere Äusserungen und Offenbarungen des menschlichen Geistes, die einen höheren Grad von Selbstbewusstsein und eine kunstreichere Vorbereitung verlangen. Ihnen kann das Fremdartige leichter aufgedrungen, ihre naturgemässe Entwicklung gestört, ihre Richtung von einem äusseren gewaltsamen Einfluss vorgeschrieben werden. Die bildenden Künste werden erst mühsam der Form Meister und müssen lange Zeit in dem Zustande hülfloser Kindheit verharren. Welche mannigfachen Kenntnisse müssen erworben, welche Schwierigkeiten beseitigt werden, bis der Augenblick kommt, wo der Baumeister ein kühn ersonnenes Werk ausgeführt sieht. Welch' eine lange Reihe von Versuchen geht voraus, von mühsamen Beobachtungen, bis das Bild des Menschen, das der Abglanz eines göttlichen ist und seine Abkunft verkündigen soll, die hemmenden Fesseln gesprengt hat, bis die Statue ihre Glieder löst und in freier Bewegung aus dem Marmor oder Erz hervorschreitet. Die Poesie, weil sie sich des einfachen, im Anfange gleich in feiner Vollendung verliehenen Mittels, ich meine jenes Wunders, das in der menschlichen Sprache liegt, bedient, weiss sich in allen verschiedenen Graden und Abstufungen der Bildung auszudrücken und durch das Einfache und Kunstlose, ebenso wie durch die reiche Pracht der kunstreichsten Rede zu dem menschlichen Herzen [zu] reden. Das ist ihr wesentlicher Unterschied vor den übrigen Künsten, der ihr eine grössere Freiheit und Ausdehnung zusichert.

Die Poesie ist lyrisch oder episch, denn die dramatische ist eine in der Regel spätere Ausbildung der epischen und zieht von dieser ihre Nahrung. Von der lyrischen rede ich hier nicht, sie wird kaum von der Geschichte berührt, da sie die unvergänglichen, zu allen Zeiten wiederkehrenden Gefühle des menschlichen Herzens ausspricht. Wie weit sie über die ganze Erde ausgebreitet ist, sie erscheint in naher Verwandtschaft, sie drückt etwas aus, das jedem verständlich ist, und die Gesänge, in welchen der in den Wäldern wandelnde Wilde eines fremden Himmelstrichs seine Gefühle ausströmen lässt, finden einen Anklang in der Brust des Menschen, welchen die Cultur der Jahr-

hunderte auf eine hohe Stufe gehoben hat. Die lyrischen Gedichte, Lieder z. B. der Serben, gesungen von Menschen, die ihre Muttersprache nie gelesen und geschrieben haben, sind von solcher Zartheit des Gefühls und des Ausdrucks, dass der edelste Dichter unserer Zeit sich ihrer nicht zu schämen braucht. Diese Poesie[en] bedürfen nur eines nicht herabgebeugten, mit aufgerichtetem Antlitz, in natürlichen Verhältnissen wandelnden Menschen.

Anders verhält es sich mit der epischen Dichtung, sie hängt ab oder vielmehr sie erwächst aus den verschiedenartigen Zuständen, in welche die Geschichte ein Volk versetzt, oder damit ich es in einem Worte selbst ausdrücke, sie ist die erste und frühste Geschichte eines Volkes selbst. Alles, was es erlebt hat, sei es nun in wirklichen Ereignissen oder in dem, was der Geist ersonnen oder ausgedacht hat, oder was ihm auf eine unergründliche Weise, die ich mich nicht scheue eine geheimnisreiche zu nennen, ist überliefert worden, das nimmt sie in sich auf. Jene höhere Betrachtung der Ereignisse, die nicht in einer Sammlung des Geschehenen beruht, sondern in einem Ergreifen dessen, was Zeugnis vom Geiste giebt, ist ihr eigen und macht ihr Wesen aus. Sie wandelt sich daher in gleichem Schritte fort, in dem ein Volk fortschreitet, sie nimmt von dem Augenblick Gehalt, Farbe, Gesinnung an, sie hat Bestand in demselben Masse, in welchem das Volk Bestand hat, dem sie angehört, und versinkt mit diesem unwiederherstellbar. Ihre Wahrheit aber ist nur eine geistige und von den Begebenheiten selbst, aus welchen sie zum Theil hervorgegangen (ist, unabhängig)*), sie überschreitet ohne Bedenken die Gesetze der kritischen Geschichte, welche auszubilden der Beruf unserer Zeit ist.

Nicht bestimmt aufgezeichnet zu werden, ja ihrer Natur nach aller Feststellung entgegen, sind ihre Denkmäler viel jünger, als ihr Ursprung, von dem überhaupt nur in dem Sinne kann geredet werden, in welchem wir von dem Anfang einer Geschichte reden. Wir haben endlich eingesehen, dass dieser nirgends kann ergründet werden.

*) [Das in runder Klammer Stehende ist im Manuscript durchgestrichen.]

Die Annalen der deutschen Geschichte reichen um Jahrhunderte weiter zurück, als die uns erhaltenen Denkmäler der epischen Poesie. Dennoch wage ich zu behaupten, dass ihr Inhalt selbst älter ist, als jene geschichtlichen Quellen, und dass der Geist, der in ihnen spricht, den Zustand einer Zeit erhalten hat, von dem sonst kein Denkmal redet und den wir ohne sie nicht kennen lernen würden. Im siebenten, vielleicht erst im achten Jahrhundert sind sie aufgefasst worden, nicht einmal in Deutschland selbst sind sie erhalten worden, sondern der Norden, durch seine geographische Abgeschlossenheit und innere Abgeschlossenheit zur Aufbewahrung geschickter, hatte sie sich angeeignet und gleichsam aus Dankbarkeit zurückgegeben. Ich meine hier die epischen Lieder der Edda, welche vor einem Jahrzehend oder etwas länger durch den Druck vor dem möglichen Untergange geschützt und der gelehrten Betrachtung sind überliefert worden.

Was sie uns vor Augen rücken, ist das Bild des germanischen Lebens aus der heidnischen Zeit, als die Römer und ihre Bildung noch keinen Einfluss geäussert hatte[n], mit allen Vorzügen, welche die kräftige und ungestörte Entwickelung eines so eigenthümlichen und ursprünglichen Volkes, wie das deutsche ist, darbietet, aber auch mit dem, was ein Zeitalter Furchtbares hat, das noch nicht von der Religion des Christenthums gemildert ist. Und mit welcher Wahrheit, Lebendigkeit und Frische thun sie das. Zuerst als Grundlage des bürgerlichen Lebens finden wir eine hohe Verehrung der Heldengeschlechter, wie sie aus dem Glauben hervorgieng, dass sie ihren Ursprung von den Göttern selbst herzuleiten berechtigt seien. Aus dieser Verehrung, die zunächst dem eigenen Geschlechte zu Theil wird, entspringt ein anderes Gefühl, das wir Selbstsucht nennen würden, das aber für jene Zeit anders beurtheilt werden muss. Es ist die Überzeugung, dass jeder, der in einem solchen Geschlecht geboren wird, verpflichtet sei, die Reinheit, die ihm innewohnende Göttlichkeit und den Glanz, von dem es mehrmals heisst, dass er nur mit dem Untergang der Welt selbst erlöschen werde, (um jeden Preis zu erhalten). Dies ist die Blutrache, welche hier mit voller Macht herrscht. Sie ist die Grundlage jener

epischen Lieder, der Mittelpunkt, aus welcher die Begebenheiten sich entwickeln. Herrliche Menschen zernichten sich gegenseitig mit unerbittlicher Strenge und genügen ihrer Pflicht mit Aufopferung alles dessen, was ihnen werth ist; ja die innigste Liebe muss dem gebotenen Hasse weichen. Die Gesänge schliessen mit dem völligen Untergange der in den Kampf verflochtenen Geschlechter. Nahe an heroische Tapferkeit und erhabene Grösse grenzt die wilde und ungebändigte Grausamkeit des Heidenthums, das Tragische dieser Grundlage tritt ebenso deutlich hervor als das Entsetzliche und Greuelhafte, welches darin liegt. Wie sehr eine solche Grundansicht unserer Gesinnung entgegensteht und uns davon entfernt, so werden (wir) doch wieder zu diesen Liedern durch eine andere Eigenschaft, die sich darin kund thut, hingezogen. Die sittliche Natur, die sie in anderer Hinsicht als das Eigenthum des deutschen Volkes zeigen, entspricht dem, was wir noch jetzt gern zu den Vorzügen unseres Volkes zählen, Liebe, Treue, ausharrende Tapferkeit, ein ungebeugter Muth und jene Erhebung, die, wie wir vorhin sagten, durch das Herannahen der höchsten Noth erregt (wird), gleich als wenn die Gefahr erst aus einem gewissen Hinträumen den deutschen Geist völlig erwecken könne —, diese Tugenden erscheinen auch in diesem Epos und zwar in der Stärke und Kraft einer jugendlichen Heldenzeit. Es scheinen die Eigenschaften des deutschen Volkes zu sein, die hervortreten, wenn es von dem Feuer der Geschichte gereinigt wird.

Die Darstellungsweise entspricht ganz dem sittlichen Charakter dieser Lieder. Nicht in gleichförmig fortschreitender Erzählung wollen sie neugierige Zuhörer von den Begebenheiten der Vorzeit unterrichten. Ihnen fehlt die redselige Fülle, die in Homers Gedichten uns entzückt, uns auf dem sanft fortgleitenden Strome der Erzählung fortgleiten lässt und in eine behagliche Stimmung versetzt. Die Edda setzt den Inhalt der Sage als bekannt voraus und schreitet gleichsam nur über die Bergeshöhen der Fabel, aber indem sie diese in das volle Licht der Dichtung setzt, weiss sie uns auf das Heftigste zu bewegen, und ganz dem griechischen Dichter entgegengesetzt, reizt sie auf, statt zu sänftigen und zu beruhigen.

Als das Christenthum nicht bloss in äusseren Formen angenommen war, sondern den Geist des deutschen Volkes durchdrungen hatte, konnte das heidnische Epos nicht länger in dieser Form bestehen. Statt der Blutrache und des übermüthigen Glaubens an eine unter die sterblichen Menschen vertheilte Göttlichkeit lehrte es den Feind lieben und gebot Demuth und Erkenntnis der angeborenen Hinfälligkeit. Es [das Epos]*) war zu Carl des Grossen Zeiten noch vorhanden, aber es fieng schon an in Verfall zu gerathen, welches wir aus der Sorge schliessen, mit welcher er es durch die Schrift aufbewahren wollte. Wie seine Umwandlung von Statten gieng, wissen wir nicht, durch fünf Jahrhunderte ist kein Denkmal aufbewahrt worden, an welchem wir die Übergangsformen beobachten könnten, obgleich deutliche Zeugnisse über seine Fortdauer keinen Zweifel übrig lassen. Wir würden deutlicher die Fortbildung des deutschen Geistes erkennen, wenn uns aus der ernsten, strengen und einfachen Zeit der Ottonen eine Auffassung der alten Sage wäre erhalten worden. Glücklich ist ein Volk, das, wenn in dem Fortschritt der Zeit die alten Formen nach und nach zusammensinken und sich selbst zertrümmern, Kraft und Tüchtigkeit in ein neues Saeculum rettet und von der Gewalt des Geschickes nicht genöthigt wird, das zerstörte Haus in seinen Fundamenten wieder neu zu errichten.

Erst im Anfange des 13. Jahrhunderts erscheint die fast tausendjährige Sage in einer neuen und ausgezeichneten Gestalt, gleichsam um vor dem völligen Erlöschen noch einmal in hellem Glanze zu leuchten. Welche Umwandlung hat sie erfahren! In ihrer Grundlage zwar noch kenntlich, aber doch gestört, ist der einfache Zusammenhang getrübt, manchmal ganz verschwunden und von den Fäden eines neuen Gewebes übersponnen und bedeckt. Neue Bestandtheile hat sie aufgenommen, die bis zu einem gewissen Grade mit den frühern verwachsen sind, aber doch die verschiedene Wurzel erkennen lassen. Der Geschichte hat sie sich genähert und spätere anerkannte Helden an die Stelle der frühern treten lassen und beide zu einem einzigen

*) [Der vorige Satz ist am Rande eingeschoben.]

verschmolzen, wie etwa zwei verschiedenartige Stammvölker sich vermischen und zu einem einzigen werden. So erscheint jetzt Attila und sein weltbeherrschender Einfluss, an dessen Platz in der früheren Bildung nur das Haupt einer angesehenen Familie gestanden hatte. Die Blutrache konnte das Mittelalter nicht mehr anerkennen, aber die Thaten, die sie in der Sage veranlasste, waren übrig geblieben. Jetzt versucht die Dichtung ihnen eine neue Grundlage zu verschaffen, aber sie schwankt und die Unsicherheit zeigt, dass es über ihre Kräfte geht. Eine allgemeine Verwüstung und der Untergang aller Helden will sie durch die Liebe erklären, welche ein treues Weib antreibt, den Mord ihres geliebten Gemahls durch den Untergang seiner Feinde zu bestrafen.

Auch jener berühmte ostgothische Theodorich der Grosse, von dem die frühere Dichtung nichts wusste, hat jetzt eine Stelle in dem Cyklus erhalten. In ihm aber äussert sich vorzugsweise die vorhin bemerkte Eigenthümlichkeit der deutschen Natur. Bei dem grossen Kampfe, der vor seinen Augen beginnt und in den er befreundete und verwandte Geschlechter verwickelt sieht, erscheint er als Zuschauer mit einer Unbeweglichkeit und scheinbaren Gleichgültigkeit, bis endlich der Augenblick kommt, wo er selbst verletzt und beleidigt nicht länger antheillos bestehen kann. Er entwickelt nun eine Kraft, die ihn höher stellt als alle andern Mitkämpfer. Er bleibt Sieger, aber nicht ein freudiger, denn auch seine Helden sind alle mit in das allgemeine Verderben gerissen worden, und er allein scheint nur übrig geblieben zu sein, um es beweinen zu können.

Die Darstellung zeigt alle Vorzüge der ausgezeichneten geistigen Bildung, welche dem 13. Jahrhundert eigen war. Die frühe[re] Herbheit und Strenge ist durch eine reiche und behagliche Breite ersetzt und die Einfachheit, das Ansprechende und die Süssigkeit der Rede ist so gross, dass sie an die Homerische Anmuth erinnert; ich spreche hier nicht meine Meinung aus, sondern ich wiederhole, was Männer wie Joh. Müller und Niebuhr geurtheilt haben.

Die Fähigkeit, ein nationales Epos hervorzubringen, scheint einer gewissen Zeit eigen zu sein, und zum zweiten Male nicht

wieder hervorzukommen, wie in der organischen Natur die Bildungskraft erkaltet und Geschlechter verschwinden, aber keine neue entstehen. Noch schwache Versuche wurden, nachdem jene Höhe erreicht war, gemacht, bis jene Kraft gänzlich erstarb.

Vor uns liegt ein anderer Weg, welchen die wiedererwachte Wissenschaft uns zeigt. Die kritische Kunst ward geboren und ihr Beruf, die Wahrheit durch Scheidung und Sonderung zu gewinnen und Poesie und Geschichte streng zu scheiden, ist an sich ehrwürdig und vergilt der Geschichtschreibung, was sie auf einer Seite verloren hat, durch grosse und unvergängliche Vorzüge.

Wie könnte ich aber von dem Werthe der Wissenschaft reden und der Herstellung der kritischen Geschichte, ohne des grossen Einflusses zu gedenken, welchen unsere Universität darauf gehabt hat. Indem mir die Ehre zu Theil wird, der edlen Versammlung, welche in diesem Augenblick die Universität auf eine so glänzende Weise darstellt, beigezählt zu werden, fühle ich mich beschämt und ich kann dieses Gefühl nur durch den festen Vorsatz und das feierliche Versprechen besiegen, nach meinen besten Kräften mich dieser Ehre würdig zu machen.

Doch schwach und nichtig sind menschliche Bemühungen, wenn wir Gottes Beistand nicht erbitten.

ANTRITTSREDE IN DER AKADEMIE

GEHALTEN AM 8. JULI 1841.

Als,*) vor längerer Zeit schon, *die königliche Akademie eine nähere Verbindung mit sich meinem Bruder und mir eröffnete, lag es noch ausser aller Berechnung*, *dass* die erwiesene *Gunst* einmal uns in die Mitte dieser Versammlung selbst führen und wir uns *des unschätzbaren Vorrechts* erfreuen würden, *an hiesiger Universität öffentliche Vorlesungen halten* zu dürfen. Um so lebhafter erkennen wir den Werth der uns zu Theil gewordenen Ehre, um so aufrichtiger ist der Dank, den wir der Akademie darbringen. Wie die Genossenschaft mit Gelehrten, welche, und zwar mit so glänzendem Erfolg, der Wissenschaft ihre Kräfte gewidmet haben, die Nacheiferung erwecken muss, so ist auch die Erinnerung an die Hingeschiedenen, welche einst diese Plätze einnahmen und durch ihren Geist noch unsere Gegenwart verherrlichen, die Erinnerung zumal an jenen gewaltigen Mann, dessen Tag wir heute festlich begehen, die edelste Anregung der Seele. Deutsche Akademien sollen, wie ihre Wahlsprüche andeuten, die Wissenschaft auf höhere Bahnen leiten: sie sollen sie zieren, aber auch fruchtbar machen und dem Leben den Gewinn des einsam schaffenden Geistes überliefern: möge es mir vergönnt sein, mit reinem Eifer an diesem Bemühen Theil zu nehmen. Redlicher Wille hofft zu ersetzen, was den Kräften abgeht.

In beneidenswerther Lage befinden sich jene Wissenschaften, welchen Jahrhunderte lang fortgeführte Arbeiten schon eine Grundlage bereitet haben, auf welcher sie in gesichertem Wohl-

*) [Die cursiv gedruckten Worte sind von Jacob.]

stande weiter fortbauen. Sie gleichen einem Manne, der auf ererbten, längst durchfurchten Boden seinen Samen wirft und der Ernte gewiss sein kann, unbesorgt, ob sie jeden Sommer gleich ergiebig ist; er weiss, was das eine Jahr nicht einbringt, wird das nächste doppelt vergüten. In solch einer glücklichen Lage befindet sich die Erforschung des deutschen Alterthums noch nicht. Sie hat noch schwere Arbeit vor sich, sie muss den Boden umreissen und urbar machen, eingewurzelte Vorurtheile ausroden, wenn sie sich auch freuen darf, dass einzelne Felder schon grünen, selbst reife Früchte tragen. Es ist eine befremdende, aber doch leicht erklärbare Erscheinung, dass das Einheimische am spätesten die wissenschaftliche Betrachtung erweckt. Wie die schriftliche Aufzeichnung der überlieferten Poesie, des fortgepflanzten Rechts, wie die Beachtung althergebrachter Sitten erst zu einer Zeit beginnt, wo der Untergang droht, so pflegt das einheimische Alterthum erst dann äusserlich Macht und Ansehen zu gewinnen, wenn die Gegenwart von ihrem Zusammenhang mit der Vergangenheit soll abgelöst und die Fäden eigener Entwickelung sollen abgeschnitten werden. Die deutsche Alterthumswissenschaft hat den Ruhm, zu einer Zeit entstanden zu sein, wo fremde Gewalt auf Deutschland lastete. Sie wollte, soweit es bei ihr stand, den Geist stärken, dessen Kraft langsam wächst, dessen Erfolg sicher ist. Sie wird diesen Ursprung nicht verläugnen, sondern daran fest halten, dass Sicherung und Wiederbelebung des Vaterländischen ihr letztes Ziel ist.

Möge daher die Akademie ihre Theilnahme auch einem Vorhaben schenken, das ein solches Ziel im Auge zu haben sich bewusst ist. Ich meine das Unternehmen, die deutsche Sprache der letzten Jahrhunderte von der Zeit an, wo sie, von Luthers lebenskräftigem Geist erwärmt, aus ihrer Erstarrung erwachte und neue Wurzeln zu schlagen anfieng, in Einem Werke zusammenzufassen. — Die Rede unserer Zeit bewegt sich in einem nicht allzugrossen Kreis und sucht, was ihr fehlt, durch geschickte Handhabung des Bekannten zu bedecken; vielleicht wird sie selbst überrascht, wenn sie sieht, wie viel umfangreicher der Baum ist, den jene drei Jahrhunderte hervorgetrieben haben, wie

reich seine Zweige sich nach allen Seiten ausbreiten. — Den höchsten Dank zu erreichen, geht über die Kräfte des Einzelnen, aber warum sollten wir nicht hoffen dürfen, mit treuem Fleiss und ernstlicher Anstrengung den Weg bis dahin zurück zu legen, wo sich das Gebiet unserer Sprache, soweit sie eine noch bestehende darf genannt werden, mit einiger Sicherheit überblicken lässt? — Welcher Gewinn daraus entspringen, wie weit unsere Zeit dadurch gefördert, ob Reinheit, Adel, Wahrheit, sinnliche Kraft der Sprache wachsen, ob das Gefühl für das gemeinsame Vaterland dadurch zunehmen wird, das wird von der geistigen Freiheit und Lebendigkeit der Gegenwart abhängen. Nur im Sonnenschein, von frischer Luft angehaucht, gedeiht die Kornähre zu nährender Frucht.

Doch ich habe nicht nöthig, an die Akademie diese Bitte besonders zu richten, sie hat ihre Theilnahme an diesen Bestrebungen schon durch die Wahl ihrer Mitglieder ausgedrückt, und ein Gelehrter aus ihrer Mitte hat ein mühsames Werk bereits nahe zu seinem Ende geführt, in welchem die Schätze unserer ältesten Sprache aus den Quellen zusammengestellt sind. *Auch braucht es nicht erst in unser aller Gedächtnis zurückgerufen zu werden, dass schon vor hundert Jahren einer der eifrigsten Begründer dieser Akademie selbst, Johann Leonhardt Frisch, indem er den Anbau unserer Muttersprache nach Kräften und auf das Glücklichste förderte, das erste kritische Wörterbuch von ihr mit unverkennbarem Talent zu Stande brachte.* Es bleibt also nur der Wunsch übrig, dass eine *weitere* Ausführung *der von diesem trefflichen Mann entworfenen Pläne, sowohl der von Leibnitz dem Publicum seiner Zeit vergeblich ans Herz gelegten Gedanken und Vorschläge über die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, als auch der Fortschritte eingedenk sei, welche die Philologie seitdem in ihrem ganzen Umfang gewonnen hat, und dass wir* des geschenkten Zutrauens uns nicht ganz unwerth zeigen mögen.

BERICHT ÜBER DAS DEUTSCHE WÖRTERBUCH.

Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt am 24., 25. und 26. September 1846. Frankfurt am Main, Sauerländers Verlag. 1847. Lex.-8. S. 114—124.*)

Meine Herren, ich erlaube mir Ihre Aufmerksamkeit für kurze Zeit auf eine Sache zu lenken, die an sich Ihrer Betrachtung nicht unwürdig ist: da sie aber zugleich als eine persönliche Angelegenheit erscheint, so muss ich im voraus um Ihre Nachsicht bitten. Vor mehreren Jahren haben wir beide, mein Bruder und ich, die Ankündigung eines deutschen Wörterbuchs erlassen. Man hat uns eine Theilnahme gezeigt, die schmeichelhaft war, selbst dann, wenn sie einige Ungeduld über die noch nicht eingetretene Erfüllung zeigte, oder wenn man, irre ich nicht, von Berlin aus, wo man leicht Erkundigung einziehen konnte, in öffentlichen Blättern anzeigte, dass der erste Theil des Werks bereits der Presse übergeben sei. Ja, es ist schon an die Buchhandlung das Begehren gestellt worden, den dreissigsten Bogen zu senden, was natürlich schon neun und zwanzig bereits gedruckte voraussetzt. Es sollte mir lieb sein, wenn dem so wäre. Allein ein Werk dieser Art bedarf langer und mühsamer Vorarbeiten, deren Beendigung nicht erzwungen werden kann. Das Wörterbuch soll die deutsche Sprache umfassen, wie sie sich in drei Jahrhunderten ausgebildet hat: es beginnt mit Luther und schliesst mit Goethe. Zwei solche Männer, welche, wie die Sonne dieses Jahrs den edlen Wein, die deutsche Sprache beides feurig und lieblich gemacht haben, stehen mit Recht an dem Eingang und Ausgang. Die Werke der Schriftsteller, die zwischen beiden aufgetreten sind, waren sorgfältig auszuziehen, nichts Bedeutendes sollte zurückbleiben. Ich brauche

*) [Dieser Bericht ist mit Benutzung von Correcturen und Anmerkungen aus dem Handexemplar, die hier nicht weiter bezeichnet sind, abgedruckt.

nicht zu sagen, dass die Kräfte Zweier, zumal wenn sie über die Mitte des Lebens längst hinweggeschritten sind, nicht zureichen, diesen Schatz zu heben, kaum zu bewegen: aber ganz Deutschland (auch hier machte das nördliche und südliche keinen Unterschied) hat uns treuen Beistand, manchmal mit Aufopferung geleistet; oft ist er uns da, wo wir ihn nicht erwarteten, angeboten, nur selten, wo wir ihn erwarteten, versagt worden. Ich kann die Zahl der Männer von den Schweizerbergen bis zu der Ostsee, von dem Rhein bis zur Oder, welche an der Arbeit Theil genommen haben, nicht genau angeben, aber sie ist beträchtlich: selbst unter den Mitgliedern dieser glänzenden Versammlung erblicke ich einige von ihnen und kann unsern Dank öffentlich aussprechen. In Luther gewann die deutsche Sprache, nachdem sie von der früheren, kaum wieder erreichbaren Höhe herabgestiegen war, wieder das Gefühl ihrer angebornen Kraft. Aus Luthers Jahrhundert war was sich nur erreichen liess zu benutzen. Hernach hat der dreissigjährige Krieg Deutschland und sein geistiges Leben verödet; gleichmässig welkte die Sprache und die Blätter fielen einzeln von den Ästen; was sich in dieser Zeit irgend auszeichnete, musste berücksichtigt werden. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hieng trübes Gewölk über dem alten Baum, dessen Lebenskraft zu schwinden schien. Mit Anmassung, zunächst unter Gottsched, erhob sich die Grammatik und gedachte der Sprache aufzuhelfen. Aber eine Grammatik, die sich nicht auf geschichtliche Erforschung gründete, sondern die Gesetze eines oberflächlichen Verstandes der Sprache aufnöthigen wollte, würde selbst bei minderer Beschränktheit unfähig gewesen sein, den rechten Weg zu finden. Ein solches Gebäude schwankt hin und her, die Sprache gewinnt durch ein willkürliches Gesetz eine gewisse Gleichförmigkeit und scheinbare Sicherheit, aber die innere Quelle beginnt zu versiegen, und das trockene Gerüst fällt schnell zusammen. Für diese Zeit war nur eine Auswahl zulässig: dass wir das Richtige getroffen haben, dürfen wir hoffen, aber das Urtheil steht andern zu. Unserm Vaterland ist mehrmals ein Retter erschienen, der seine Geschicke wieder aufwärts lenkte: so erschien Goethe auch der Sprache als ein neues Gestirn, Goethe, der dieser Stadt ange-

hört, dessen Standbild, das seine schönen und edlen Züge bewahrt, ich ohne Bewegung nicht betrachte, der in die Tiefen der menschlichen Seele hinab, zu ihren Höhen hinauf geblickt hat und über den eigenen Lorbeerkranz, der in seiner Hand ruht, hinweg schaut. Der Stab, mit dem er an den Felsen schlug, liess eine frische Quelle über die dürren Triften strömen; sie begannen wieder zu grünen und die Frühlingsblumen der Dichtung zeigten sich aufs neue. Es ist nicht zu erschöpfen, was er für die Erhebung und Läuterung der Sprache gethan hat, nicht mühsam suchend, sondern dem unmittelbaren Drange folgend; der Geist des deutschen Volkes, der sich am klarsten in der Sprache bewährt, hatte bei ihm seine volle Freiheit wieder gefunden. Was sonst hervorragende Männer, wie Wieland, Herder, Schiller in dieser Beziehung gewirkt haben, erscheint ihm gegenüber von geringem Belang; Lessing stand, was die Behandlung der Sprache betrifft, ihm am nächsten, aber niemand hat ihn bis jetzt erreicht, geschweige übertroffen. Goethe ist also für die letzte Periode, der sein langes Leben eine glückliche Ausdehnung gegeben hat, der Mittelpunkt des deutschen Wörterbuchs. Wenn die Auszüge aus den Werken der Zeitgenossen, die seinem Anstoss bewusst oder unbewusst folgten, völlig beendigt sind, und dieses Stück unseres Weges wird bald zurück gelegt sein, so kann erst das eigentliche Werk, ich meine die Anordnung und Verarbeitung des gesammelten Stoffes, beginnen. Dann wird sich zeigen, ob wir im Stande sind, dem Ziel, das uns vorschwebt, nahe zu kommen: dann vermögen wir der Theilnahme, die sich oft geäussert, und dem Beistand, den man uns geleistet hat, einen würdigen Dank zu bringen.

Meine Herren, wenn ein Franzose unsicher ist über den Begriff eines Wortes, wenn er nicht weiss, ob es überhaupt in der Schriftsprache zulässig ist, wenn er fürchtet, einen orthographischen Fehler zu machen, so holt er sein Gesetzbuch herbei, ich meine das Wörterbuch der Akademie. Er schlägt nach und findet eine Entscheidung, welche, um mich juristisch auszudrücken, kein Gericht wieder umstossen darf, mit andern Worten, er schreibt correct und ist gegen jeden Tadel gesichert. Welch ein glücklicher Zustand! so scheint es wenigstens, die Sprache

zeigt sich in letzter Vollendung, niemand kann ihr etwas anhaben, niemand hat etwas mehr von ihr zu fordern, sie legt, wenn sie weiter schreitet, nur reines Gold in ihre Schatzkammern. Aber die Rückseite des glänzenden Bildes gewährt einen ganz andern Anblick, man kann sagen, einen traurigen. Napoleon drückte sich vortrefflich aus, scharf, bestimmt, wie es die französische Sprache vermag, er schlug den Nagel auf den Kopf, das wird ein jeder eingestehen, auch wer ihn so wenig liebt als ich: aber er schrieb erbärmlich. Auf St. Helena fragte er den Vertrauten Las Cases, der seine Mittheilungen auffasste, ob er Orthographie verstände, und fügte verächtlich hinzu, das sei das Geschäft derer, die sich zu dieser Arbeit handwerksmässig hergäben. In der That, selbst geistig ausgezeichnete Männer, zumeist Schriftstellerinnen, deren sich dort nicht wenige geltend machen, wissen nicht richtig zu schreiben, sie übergeben die Handschrift jenen Handlangern, die das Unzulässige streichen, das Fehlerhafte bessern, die Orthographie berichtigen, kurz die Sprache auf gesetzlichen Fuss bringen. Jetzt erst wird das Buch gedruckt und die Welt erfährt nichts von dem Zustand, der dahinter besteht und allein der wahre ist. Diese Einrichtung hat etwas Bequemes und sorgt für den äussern Anstand, ja man könnte in Versuchung gerathen, der verwahrlosten, hingesudelten Sprache, die bei uns oft genug in ihrer Blösse sich zeigt, eine solche polizeiliche Aufsicht zu wünschen. Aber die natürliche Freiheit, die keine Fesseln duldet, hat sich in Frankreich gegen jene Allgewalt schon aufgelehnt. Es giebt eine Partei, welche die Aussprüche des Wörterbuchs der Akademie nicht mehr anerkennt und ihre Sprache nach eigenem Belieben bildet, nicht bloss frei, kühn und keck, auch rücksichtslos und gewaltsam; man kokettirt in der Bildung neuer Wörter, wie in dem Gebrauch der bekannten. Dies ist die Gefahr, welche jede Rückwirkung gegen übergrosse Spannung mit sich führt, und es wird noch zweifelhaft sein, was dieses plötzliche Umstürzen der alten Grenzpfähle herbeiführt, grössern Vortheil oder grössern Nachtheil. So steht es nicht bei uns, und ich glaube, wir dürfen sagen zu unserm Glück. Unsere Schriftsprache kennt keine Gesetzgebung, keine richterliche Entscheidung über das,

was zulässig und was auszustossen ist, sie reinigt sich selbst, erfrischt sich und zieht Nahrung aus dem Boden, in dem sie wurzelt. Hier wirken die vielfachen Mundarten, welche der Rede eine so reiche Mannigfaltigkeit gewähren, auf das Wohlthätigste. Jede hat ihre eigenthümlichen Vorzüge: wie munter und scherzhaft drückt sich der Süddeutsche aus! Geht der grösste Reiz von Hebels alemannischen Gedichten nicht verloren, wenn man sie in das vornehmere Hochdeutsch übersetzt? Zwischen den Kehllauten des Schweizers dringt das Naive seiner Worte um so lebhafter hervor; welche vertrauliche Redseligkeit und anmuthige Umständlichkeit herrscht in der Sprache der Niedersachsen! Ich berühre nur die auffallendsten Gegensätze, denn unter einander würden diese Stämme oft sich gar nicht verstehen, während dazwischen liegende Mischungen und Abstufungen sie wieder verbinden. Unsere Schriftsprache schwebt über dieser Mannigfaltigkeit, sie zieht Nahrung aus den Mundarten und wirkt, wenn auch langsam, wieder auf sie zurück. Dieses Verhältnis ist alt, ein hochdeutscher Dichter des dreizehnten Jahrhunderts wünscht schon, dass sein Gedicht von der Donau bis Bremen gelesen werde; die Schriftsprache ist also das Gemeinsame, das alle Stämme verbindet, und giebt den höheren Klang an zu der Sprache des täglichen Verkehrs. Weil die scharfe Sonderung, wie sie das Gesetzbuch der französischen Akademie fordert, nicht besteht, so pflegen unsere Schriftsteller, und grade die vorzüglichern, die Mundart ihrer Heimat, wenn sie das Bedürfnis darauf leitet, einzumischen, so hat z. B. Voss häufig Wörter und Wendungen des Niederdeutschen hervor gezogen. Niemand verargt ihnen das, dringen sie damit nicht immer durch, so ist das kein Verlust. Goethe hat mit dem richtigsten Gefühl, wie der Augenblick drängte, die ihm angeborne Mundart benutzt und mehr daraus in die Höhe gehoben, als irgend ein anderer. Auch seine Aussprache, zumal in vertraulicher Rede, war noch danach gefärbt, und als sich jemand beklagte, dass man ihm den Anflug seiner südlichen Mundart in Norddeutschland zum Vorwurf gemacht habe, hörte ich ihn scherzhaft erwidern: „man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen, der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.“ Und soll man den Vortheil

aufgeben, den der Wechsel der höhern, geläuterten Rede und der heimischen Mundart, wie ihn verschiedene Stimmungen fordern, natürlichen Menschen gewährt?

Sie sehen, meine Herren, wo ich hinaus will, welches Ziel ich dem Wörterbuch stecke. Sollen wir eingreifen in den Sprachschatz, den die Schriften dreier Jahrhunderte bewahren? entscheiden, was beizubehalten, was zu verwerfen ist? sollen wir, was die Mundarten zugetragen haben, wieder hinausweisen? den Stamm von den Wurzeln ablösen? Nein, wir wollen der Sprache nicht die Quelle verschütten, aus der sie sich immer wieder erquickt, wir wollen kein Gesetzbuch machen, das eine starre Abgrenzung der Form und des Begriffs liefert und die nie rastende Beweglichkeit der Sprache zu zerstören sucht. Wir wollen die Sprache darstellen, wie sie sich selbst in dem Lauf von drei Jahrhunderten dargestellt hat, aber wir schöpfen nur aus denen, in welchen sie sich lebendig offenbart. Sollen wir zusammen scharren, was nur aufzutreiben ist, wie Campe und andere gewollt haben? was aus den Winkeln, wo das Gewürm der Litteratur hockt, sich an das Tageslicht gewagt hat? Unser Werk wird, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben, eine Naturgeschichte der einzelnen Wörter enthalten. Jedem, in welchem sich das Gefühl für die Sprache rein erhalten hat, bleibt das Recht, den Inhalt eines Worts zu erweitern oder zusammenzuziehen, der Fortbildung wird keine Grenze gesetzt, aber sie muss auf dem rechten Weg bleiben. Die französische Sprache neigt dahin, einen logisch bestimmten, vorsichtig beschränkten Begriff eines jeden Wortes zu gewinnen, das entspricht der Natur des französischen Volks und gewährt eine gewisse Bequemlichkeit, zumal denen, deren Geist dürftig geblieben ist, sie reden immer noch besser als sie denken; aber in diesem Zustande steigt der Saft in dem Stamm nur träge und langsam auf. Ich hoffe, es wird dem deutschen Wörterbuch gelingen, durch eine Reihe ausgewählter Belege darzuthun, welcher Sinn in dem Wort eingeschlossen ist, wie er immer verschieden hervorbricht, anders gerichtet, anders beleuchtet, aber nie völlig erschöpft wird; der volle Gehalt lässt sich durch keine Definition erklären. Gewiss, das Wort hat eine organische Form,

die nicht in die Gewalt des Einzelnen gegeben ist; wiederum aber, der Geist ist es allein, der das Wort erfüllt und der Form erst Geltung verschafft; es giebt ebensowenig ein buchstäbliches Verständnis, als der Geist ohne das Wort sein Dasein kund zu thun vermag. Wie wäre die Erscheinung sonst zu erklären, dass einzelne Wörter in dem Fortschritt der Zeit ihre Bedeutung nicht bloss erweitert oder eingeengt, sondern ganz aufgegeben haben und zu der entgegengesetzten übergegangen sind?

Es würde ungeschickt sein, wenn ich hier von der innern Einrichtung des Wörterbuchs oder von der Weise reden wollte, mit der wir den kaum zu überschauenden Stoff zu bewältigen gedenken; man darf auf glücklichen Takt bei der Ausarbeitung eines solchen Werks, das mehr als eine Schwierigkeit zu besiegen hat, zwar hoffen, doch ihn nicht vorausverkündigen. Aber glauben Sie nicht, das Wörterbuch werde, weil es sich der geschichtlichen Umwandlung der Sprache unterwirft, deshalb auch lässig oder nachsichtig sich erweisen. Es wird tadeln, was sich unberechtigt eingedrängt hat, selbst wenn es muss geduldet werden; geduldet, weil in jeder Sprache einzelne Zweige verwachsen und verkrüppelt sind, die sich nicht mehr gerad ziehen lassen. Eben weil es die Freiheit nicht allein, sondern auch die Nothwendigkeit anerkennt und das Gesetz will, aber nur das aus der Natur hervorgegangene, so wird es gegen eine andere Richtung kämpfen, die zwar früher hier und da zum Vorschein gekommen ist, aber erst in der letzten Zeit auf eine unerträgliche Weise sich breit gemacht hat. Ich meine zunächst die Anmassung, mit welcher einzelne sich berechtigt glauben, die Sprache zu bessern und nach ihrem Verstand einzurichten. Kleine Geister haben es gewagt, das Messer zu ergreifen und in das frische Fleisch einzuschneiden. Ich will nur das traurige Andenken an Wolke und Radlof erneuern, die mit Eifer und Fleiss, aber mit beispiellosem Unverstand die natürliche Gestalt der Sprache zerstören wollten. Noch immer spuken sie fort, zwar minder gewaltsam, aber desto gefährlicher; man lebt in dem Wahn, ein jeder dürfe, wie es ihn gelüste, mit der Sprache umspringen und ihr seine geistlosen Einfälle aufdrängen, sobald sie etwa logischen Schein haben oder sich irgend eine Analogie dafür anführen

lässt; ja, auch ohne eine solche Entschuldigung wirft man ihr Schutt und Schlacken dieser Art auf den Weg. Nur ein Paar Beispiele, wie sie mir gerade einfallen. Ich habe lesen müssen und zwar gedruckt von „mehrmaligen ausstreckenden Hinzureimungen", was hinzugefügte Verse eines Gedichtes bedeuten soll. Da ist nicht von der Verstossung der Gemahlin, sondern von dem „Verstoss" die Rede oder von der „Treugestalt" eines Mannes. Was „augenstecherische, meerwerferische Zusicherungen" sein sollten, habe ich vergessen. Ich will die Gelegenheit benutzen, noch einiger Zusammensetzungen (es sind auch nur Beispiele) zu gedenken, die eben jetzt mit der Anmassung auftreten, als liege darin eine Bereicherung und ein Fortschritt der Sprache. Man nennt „selbstredend" was sich von selbst versteht, als wäre es gut Deutsch, wenn man sagte: „der Stumme schwieg selbstredend still." Selbstredend ist nur, wer bei seiner Rede sich selbst vertritt und keines andern bedarf, wie selbstständig, wer auf eigenen Füssen, nicht aber gleich einem Korkmännchen von selbst steht. Wie wohl nach dieser schönen Erfindung ein Selbstdenker zu erklären wäre? er könnte sich jede Anstrengung beim Denken ersparen, wie der Selbstthätige beim Handeln[1]). Was Gegenwart heisst, weiss ein jeder, aber „Jetztzeit"[2]), übelklingend und schwer auszusprechen, soll bedeutungsvoller sein, warum nicht auch „Nunzeit" oder „Nochzeit"? es wäre ebenso zulässig, ebenso sinnreich. Wer nicht fühlt, wie abgeschmackt „Zweckessen" lautet, der ist nicht zu bessern. Alle diese neugeschaffenen Missgestalten springen wie Dickbäuche und Kielkröpfe zwischen schön gegliederten Menschen umher. Will sich die Sprache aus ihrem Alterthum durch Wiederaufnahme einzelner Wörter stärken, so habe ich nichts dagegen, aber es muss mit Einsicht und Mass geschehen, nur wenn man fühlt, dass das Welkgewordene noch Kraft hat, sich wieder aufzurichten, mag man es versuchen; in

[1]) „Er hat die Adresse selbstverständlich ebenfalls unterschrieben." Deutsche Zeitung 1847. S. 540. — Selbstgewachsene Blume wird noch niemand sagen für die, welche sponte wächst.

[2]) „Jetztwelt" Augsburger Allgemeine Zeitung 1847. S. 1381, Simrocks Rheinl. S. 341, „Jetztzustand" Gerv. Deutsche Zeitung 1847. S. 202.

das völlig Abgetrocknete dringt kein neues Leben; wen aber die Erforschung der alten Sprache nicht dazu berechtigt, der thut klug, sich an das zu halten, was die Gegenwart bietet. Glaubt sich doch jeder befugt, auch die Orthographie zu meistern, die, wie verderbt sie ist, doch nur durch Einsicht in das geschichtliche Verhältnis der einzelnen Laute allmählich kann gereinigt werden. Zu diesem kecken Vordrängen macht die Furchtsamkeit einen seltsamen Gegensatz, mit welcher man sich scheut, die grossen Buchstaben aufzugeben (es ist das Natürlichste von der Welt und geschichtlich wohlbegründet): man erschrickt davor wie vor einer Umwälzung der bestehenden Ordnung.

Ein Redner vor mir hat mit Recht behauptet, die Wissenschaft suche nicht sich selbst allein, sie sei vorhanden, um den Geist des ganzen Volks (ich begreife alle Stände darunter) zu erheben und auf seinem Wege zu fördern. Möge daher das Wörterbuch nicht bloss die Forschung begünstigen, sondern auch im Stande sein, das Gefühl für das Leben der Sprache zu erfrischen. Luther hat gesagt, die Sprache sei die Scheide, in welcher der Stahl des Gedankens stecke: die Scheide ist schlotterig geworden, Nebel und Dünste setzen sich mit Rostflecken auf den Glanz. Jede gesunde Sprache ist bildlich, auch der zarteste Gedanke verlangt einen sichtbaren Leib. In der letzten Bildungsstufe hat sich eine überwiegende Neigung zu abstracten Ausdrücken gezeigt: nicht zum Vortheil, denn das abstracte Wort schliesst sich nicht fest an den Gedanken: es lässt eine Leere dazwischen und läuft Gefahr, inhaltlos zu werden. Man nimmt den Mund voll und sagt wenig, manchmal gar nichts. Die Knochen erweichen, das Antlitz wird bleich und bleifarbig. Könnte das Wörterbuch dahin wirken, dass die sinnliche Rede, der bildliche Ausdruck (ich meine nicht die von allen Händen abgegriffenen Gleichnisse) selbst auf die Gefahr, derb oder eckig zu erscheinen, wieder in ihr Recht gesetzt werde! — „Damit der Bezug übersinnlicher Anschauungen auf die Wirklichkeit sichtbarer Wesenheiten vergegenwärtigt werde," würden jene hinzusetzen, die sich darin gefallen, den Kern der Sprache zu verflüchtigen, die nur grau in grau malen wollen.

Ich will noch e i n e Saite anschlagen. Wir geben uns der

Hoffnung hin, dass das Wörterbuch den Sinn für Reinheit der Sprache wieder erwecke, der in unserer Zeit völlig abgestorben scheint. Keine andere Sprache befindet sich, von dieser Seite betrachtet, in einem so erbarmungswürdigen Zustand. Das bleibt wahr, wenn man auch zugiebt, dass abgeleitete wie die romanischen und gemischte wie die englische der Gefahr weniger ausgesetzt sind, ihren Ursprung und ihre Würde zu vergessen. Ich muss andeuten, wie ich das verstehe. Kein Volk, wenigstens kein europäisches, scheidet sich streng von dem andern und setzt geistigen Berührungen Grenzpfähle entgegen, wie man den Waaren und Erzeugnissen des Bodens thut. Sobald aber Völker sich äusserlich nähern, so erfahren auch ihre Sprachen eine nothwendige Wechselwirkung. Wer kennt nicht den Zusammenhang jener beiden Stämme, bei welchen unsere Bildung wurzelt, denen wir Unsägliches verdanken, mehr als wir uns in jedem Augenblick bewusst sind? ich meine natürlich die Griechen und Römer. Ich will nicht berühren, dass die Völker, die man die kaukasischen nennt, Gemeinsames genug, ja unbezweifelte Spuren einer untergegangenen Ursprache bewahren: ich rede nur von der sicheren Wahrnehmung, dass sie eine Anzahl Wörter von einander geborgt und aufgenommen haben. Das musste geschehen und war ein Gewinn. Daheim nicht ausgebildete oder gar nicht vorhandene Begriffe holt man von andern und nimmt das Wort dafür mit: könnten wir z. B. auskommen, wenn wir „Idee“ wieder wegweisen sollten? Schon das Althochdeutsche hat sich dieses Rechts bedient, nur mit richtigem Gefühl die fremde Form der einheimischen angenähert[1]). Hat doch die romanische Sprache in Gallien anfänglich mehr aus der deutschen geborgt, als die deutsche aus ihr[2]). Manche von den Römern empfangene Wörter, wie etwa „Frucht, Tisch, Kampf“ sind zu uns so völlig übergegangen, dass wohl mancher überrascht wird, wenn er von fremdem Ursprung hört. Reden wir von „dichten“, so empfinden wir schon den Hauch des Geistes, jenes geheimnisreiche Schaffen der Seele: es ist nichts als das lateinische

[1]) Über das Gothische vgl. Wackernagel Gesch. der Litt. S. 20. 21.

[2]) Gottfried hat im Tristan schon viele französische Wörter aufgenommen. Der Tanhauser mischt viel französische Worte ein.

dictare, das zu dieser Würde sich erhoben hat. Aber auch Wörter, deren fremde Abkunft offen liegt, müssen geduldet werden: die Wissenschaften, Künste und Gewerbe bedürfen technischer Ausdrücke, die einen scharfbegrenzten, voraus verabredeten Begriff unverändert festhalten sollen. Versucht man eine Übersetzung, so klingt sie hölzern und lächerlich. Kann Jemand bei „Befehl“ an den grammatischen Imperativ denken, bei „Einzahl“ an den Singularis, bei „Mittelwort“ an das Participium, bei „Geschlechtswort“ an Artikel? Ob wohl ein Pedant schon pedantisch genug gewesen ist, für das fremde Wort, das ihn allein genau bezeichnet, ein einheimisches zu erfinden? Einem Humorist wird es nicht in den Sinn kommen sich zu übersetzen: wie wäre es möglich, die in allen Farben glänzenden Strahlen seines Geistes frei spielen zu lassen ohne das Recht, auch nach dem fremden Ausdruck zu greifen: das Anmuthigste und Heiterste müsste ungesagt bleiben. Auch im Ernst zwingt uns die Noth zum Borgen. Wissen wir Germanisten uns doch keinen erschöpfenden deutschen Namen zu geben.

Hat es bisher den Schein gehabt, als wollte ich der Einmischung des Fremden das Wort reden, so ist doch gerade das Gegentheil meine Absicht; ich wollte nur nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Was ich eben vertheidigt habe, ist so sehr in der Natur der Sache begründet, dass der steifleinene Purismus, der sich manchmal aufrichten will[1]), immer wieder zu Boden fällt. Aber gefährlich im höchsten Grad ist der Missbrauch, der in unserer Zeit alles Mass übersteigt; ich kann mich nicht stark genug dagegen ausdrücken. Alle Thore sperrt man auf, um die ausländischen Geschöpfe herdenweise einzutreiben. Das Korn unsrer edlen Sprache liegt in Spreu und Wust: wer die Schaufel hätte, um es über die Tenne zu werfen! Wie oft

[1]) Das Urbild der deutschen Reinsprache von Wr (Dr) J. D. C. Brugger, Heidelberg 1847. Die neuste Albernheit. S. 41: Hochwissanstalt (Akademie der Wiss.), Chaos (Urgemisch), Krisis (Entscheidzeit), philosophisch (weltweisheitlich), Centralorgan (Mittelwerkzeug), mythologisch (sagen- oder götterlehrisch), Phantasie (Schaffkraft), litterarische Demonstration (schriftthümliche Angriffsdrohung), S. 57. 59: Wissner, Wissmeister (Dr), Hochschulinnung (Facultät).

habe ich ein wohlgebildetes Gesicht, ja die geistreichsten Züge von solchen Blattern entstellt gesehen. Öffnet man das erste Buch, ich sage nicht ein schlechtes, so schwirrt das Ungeziefer zahllos vor unsern Augen. Da liest man von „Amplificationen, Collectionen, Constructionen, Publicationen und Manipulationen", da ist die Rede von „Divergenz, Reticenz, Omnipotenz, Cohärenz, Tendenz und Tendenzprocessen", von „Localisirung", von „nobler Natur" und „prolifiquer Behandlung", von „socialen Conglomeraten" oder von „futilem Raisonnement". Die Verhältnisse sollen nicht zart, sie müssen „delicat" sein; wir werden nicht davon bewegt, sondern „afficirt": das Leben versumpft nicht, es „stagnirt". Ungleichartig versteht niemand, aber gewiss „heterogen": das Jahrzehnd nimmt an Gewicht zu, wenn es „Decennium" heisst. Das alles ist auf wenigen Blättern zu finden, und immer bot die Muttersprache das natürlichste, eindringlichste Wort. Und gar wenn Dürftigkeit des Geistes dahinter steckt! Die arme Seele borgt von den Philosophen ein Paar technische Ausdrücke, sie spricht vom „Objectiven und Subjectiven", von der „Speculation und Intelligenz" oder gar von dem „Absoluten", das alle anderen Gedanken verschlingt. Es ekelt mich an, weitere Beispiele aufzusuchen. Diesen traurigen Verfall mag stumpfe Gleichgültigkeit gegen den hohen Werth der Sprache, die ein Volk noch zusammen hält, wenn andere Stützen brechen, mangelndes Gefühl von ihrer innern Kraft, manchmal auch die Neigung, vornehmer zu erscheinen, herbei geführt haben: Gewohnheit und Trägheit halten die Unsitte fest und lassen das Verderbnis immer weiter um sich greifen. Man weiss nicht mehr, dass man sündigt[1]). Habe ich doch, ich muss es sagen, an dieser Stelle, von den geehrten Rednern dieser Versammlung, welchen Glanz und Ruhm des Vaterlands am Herzen liegt, mehr fremde Worte gehört als sich ertragen lassen, sogar von denen, welche gegen die Anwendung des römischen Rechts und dessen Sprache sich so stark erklärt haben. Über Nacht

1) Fällt es denn niemand ein, dass dieser Gebrauch fremder Wörter die Sprache des Volkes, das sie nicht verstehen kann und sie nur ungeschickt und oft lächerlich anwendet, zu Grunde richtet?

lässt sich das Unkraut nicht ausreissen, wir müssen zunächst trachten, dass es nicht weiter hinauf wuchere und der edlen Pflanze Sonne und Luft raube.

Das war es, meine Herren, was ich Ihnen bei Gelegenheit des deutschen Wörterbuchs sagen wollte: ich schliesse mit dem Wunsch, dass es bei Ihnen eine gute Stätte finden möge.

KOSMOS.

ÜBER DIE NATURBESCHREIBUNG IN DEM DEUTSCHEN VOLKSEPOS UND DEM MINNEGESANG.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltordnung von Alexander von Humboldt. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta. II Bd (1847). 8. S. 33—36.

[Brief an AvH. October 1845; vgl. S. 113].

Die vaterländischen Dichter jener Epoche [des Mittelalters] haben sich nirgends einer abgesonderten Naturschilderung hingegeben, einer solchen, die kein anderes Ziel hat, als den Eindruck der Landschaft auf das Gemüth mit glänzenden Farben darzustellen. Der Sinn für die Natur fehlte den altdeutschen Meistern gewiss nicht; aber sie hinterliessen uns keine andre Äusserung dieses Sinnes als die, welche der Zusammenhang mit geschichtlichen Vorfällen oder mit den Empfindungen erlaubte, die in lyrische Gedichte ausströmten. Um mit dem Volksepos, den ältesten und werthvollsten Denkmälern, zu beginnen, so findet sich weder in den Nibelungen noch in der Gudrun[1]) die Schilderung einer Naturscene, selbst da, wo dazu Veranlassung war. Bei der sonst umständlichen Beschreibung der Jagd, auf welcher Siegfried ermordet wird, geschieht nur Erwähnung der blumenreichen Heide und des kühlen Brunnens unter der Linde. In der Gudrun, die eine gewisse feinere Ausbildung zeigt, bricht der Sinn für die Natur etwas mehr durch. Als die Königstochter mit ihren Gefährten, zu niedrigem Sklavendienst gezwungen, die Gewänder ihrer grausamen Gebieter an das Ufer des Meeres trägt, wird die Zeit bezeichnet, wo der Winter sich eben gelöst und der Wettgesang der Vögel beginnt. Noch fallen Schnee und Regen

[1]) S. Gervinus Gesch. der deutschen Litt. Bd I, S. 354—381.

herab, und das Haar der Jungfrauen wird vom rauhen Märzwinde gepeitscht. Als Gudrun, ihre Befreier erwartend, das Lager verlässt und nun das Meer beim Aufgang des Morgensterns zu schimmern beginnt, unterscheidet sie die dunkeln Helme und die Schilde der Freunde. Es sind wenige Worte, welche dies andeuten, aber sie geben ein anschauliches Bild, bestimmt die Spannung vor einem wichtigen geschichtlichen Ereignis zu vermehren. Nicht anders macht es Homer, wenn er die Cyclopen-Insel schildert und die geordneten Gärten des Alcinous: er will anschaulich machen die üppige Fülle der Wildnis, in der die riesigen Ungeheuer leben, und den prächtigen Wohnsitz eines mächtigen Königs. Beide Dichter gehen nicht darauf aus, eine für sich bestehende Naturschilderung zu entwerfen.

Dem schlichten Volksepos stehen die inhaltreichen Erzählungen der ritterlichen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts entgegen, die eine bewusste Kunst übten und unter welchen sich Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg[1]) im Beginn des Jahrhunderts so sehr hervorheben, dass man sie die grossen und klassischen nennen kann. Aus ihren umfangreichen Werken würde man Beweise genug von tiefem Gefühl für die Natur, wie es zumal in Gleichnissen ausbricht, sammeln können; aber der Gedanke an unabhängige Naturschilderungen war auch ihnen fremd. Sie hemmten nicht den Fortschritt der Handlung, um bei der Betrachtung des ruhigen Lebens der Natur stille zu stehn. Wie verschieden davon sind die neueren dichterischen Compositionen! Bernardin de St. Pierre braucht die Ereignisse nur als Rahmen für sein Gemälde. Die lyrischen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, wenn sie die Minne besingen (was sie nicht immer thun), reden oft genug von dem milden Mai, dem Gesang der Nachtigall, dem Thau, welcher an den Blüthen der Heide glänzt: aber immer nur in Beziehung der Gefühle, die sich darin abspiegeln sollen. Um trauernde Stimmungen zu bezeichnen, wird der falben Blätter, der verstummenden Vögel, der in Schnee ver-

[1]) s. Gervinus aaO. Bd I, S. 450.

grabenen Saaten gedacht. Dieselben Gedanken, freilich schön und sehr verschiedenartig ausgedrückt, kehren unablässig wieder. Der seelenvolle Walther von der Vogelweide und der tiefsinnige Wolfram von Eschenbach, von dem wir leider nur wenige lyrische Gesänge besitzen, sind hier als glänzende Beispiele aufzuführen.

Die Frage, ob der Contact mit dem südlichen Italien oder durch die Kreuzzüge mit Kleinasien, Syrien und Palästina die deutsche Dichtkunst nicht mit neuen Naturbildern bereichert habe, kann im allgemeinen nur verneint werden. Man bemerkt nicht, dass die Bekanntschaft mit dem Orient dem Minnegesang eine andere Richtung gegeben habe. Die Kreuzfahrer kamen wenig in nahe Verbindung mit den Sarazenen; ja sie lebten selbst mit anderen Völkern, die für dieselbe Sache kämpften, in grosser Spannung. Einer der ältesten lyrischen Dichter war Friedrich von Hausen. Er kam in dem Heere Barbarossas um. Seine Lieder enthalten vielfache Beziehungen auf die Kreuzfahrt, aber sie drücken nur religiöse Ansichten aus oder den Schmerz, sich von der Geliebten entfernt zu sehen. Von dem Lande fand er und alle, die an den Kreuzzügen Theil nahmen, wie Reinmar der Alte, Rubin, Neidhart, Ulrich von Lichtenstein, nicht Veranlassung etwas zu sagen. Reinmar kam als Pilgrim nach Syrien, wie es scheint, im Gefolge Herzogs Leopold VI von Östreich. Er klagt, dass die Gedanken an die Heimath ihn nicht loslassen und ihn von Gott abziehen. Die Dattelpalme wird hier einige Male genannt, wo der Palmenzweige gedacht ist, welche fromme Pilger auf der Schulter tragen sollen. Ich erinnere mich auch nicht, dass die herrliche Natur Italiens die Phantasie der Minnesänger angeregt habe, welche die Alpen überstiegen. Walther von der Vogelweide, der weit umhergezogen, hatte nur den Po gesehn; aber Freidank[1]) war in Rom. Er bemerkt bloss, dass in den Palästen derer, welche sonst dort herrschten, Gras wachse.

[1]) S. Vridankes Bescheidenheit von Wilhelm Grimm 1834. S. L und CXXVIII.

ZEITGESCHICHTLICHES.

NACHTRÄGE ZU DEN [KRIEGS-] BERICHTEN AUS CASSEL.

Der Preussische Correspondent. 4. No. 148. [Berlin.] Im Verlage der Realschulbuchhandlung. Mittwoch, den 15. Dezember 1813.

[Brief an Arnim.]

Fast allgemein hatte man die Ankunft der Russen erst durch die Kanonenschüsse auf dem Forst und vor dem Thore erfahren; dem König wär' es nicht besser ergangen, wenn nicht einer von den Gensd'armes den Kosaken entwischt wäre. Wie sich die Soldaten nach ihrem Handwerk noch schlugen, so waren die Bürger von der Neuheit des Krieges zu sehr überrascht, um selbst Antheil zu nehmen; als die Russen zum zweiten Mal kamen, hatte man sich besonnen und es war anders. Sie liefen nur in die zum Markt führenden Strassen, wo das Gefecht war, um zuzusehen; umgekommen sind nur wenige und diese gerade auf unerwartete Weise. Einen Gärtnerburschen traf auf dem Friedrichsplatz, der ganz ausserhalb der Kanonen lag, die einzige Kugel, die durch Zufall dahin getrieben ward; einen Mann, einen künstlichen, der zerbrochenes Porzellan eigenthümlich zu flicken erfunden hatte, und der sonst schwerlich neugierig gewesen ist, kam die Lust an, aus seinem Hinterstübchen hervorzukommen, um sich umzusehen, und ward in dem Augenblick getödtet. Ein anderer wollte aus der Fischergasse, als die Kosaken einmal bis auf die Brücke gedrungen waren, um die Ecke sehen, eine Kartätsche nahm ihm aber gerade die Spitze der Nase weg.

Wie der folgende Tag allmählich ruhig ablief, glaubte man, die Sache sei beendigt und das Streifkorps wieder abgezogen: Nachrichten giengen nicht ein, weil die ausgestellten Pikete und

was sonst ausgeschickt war, nicht wieder hinein kam, und der Morgen des dritten Tags (30. September) schien das zu bestätigen. Indessen hatten sich die westphälischen Soldaten selber aufgelöst, was der König mitgenommen, hatte kaum bis Marburg ausgehalten; so waren von der schönen Jägergarde kaum noch 50 bis 60 Mann übrig, ein Linienregiment, das in Minden, 4 Stunden von hier, lag, hatte allein auf dem kurzen Wege 400 Mann verloren; die Leute waren haufenweis und in aller Bequemlichkeit abmarschirt, den reitenden Gensd'armen gab das wieder die beste Gelegenheit, sie warteten ihres Amtes, spannten die Pistolen und machten sich auf, die Flüchtigen wieder einzutreiben, und kamen nicht wieder. Ausser einigen von Paderborn her gekommenen Husaren und andern unbedeutenden Resten blieb daher nichts übrig als der hier gebliebene Theil von dem neuen Garde-Husaren-Regiment Jerome Napoleon, aus vielen Überbleibseln französischer Cavallerie, meist aber aus ganz jungen Conscribirten zusammengesetzt und, wie es im Moniteur hiess, ein Geschenk, das der Kaiser dem König gemacht, d. h. eine neue Auflage auf das Königreich. Da man hier graue, zerlumpte und schmutzige Leute auf einmal prächtig hochroth gekleidet sah, gleichsam neu gesotten, so wurden sie scherzweise die Krebse genannt, sie haben hernach auch in Hinsicht ihrer Bewegungen dem Namen keine Schande gemacht. Zum Kriegsdienst waren sie so geschickt, dass selbst die Franzosen von ihnen sagten: ils tombent de leurs chevaux comme la pluie. Eine Anzahl lockten die Kosaken von der Frankfurter Strasse ab durch die Fulda, drüben nahmen sie ihnen nicht nur die neuen Kleider, sondern sie zogen sie nackt aus, liessen ihnen nur die hohen, spitzen, dunkelblauen Mützen, die ausser dem Dienst getragen wurden, und schickten sie unter grossem Gelächter wieder zum Leipziger Thor herein, wo sie im Wachthaus so lange blieben, bis alte Mäntel gebracht wurden. Um halb drei Uhr zogen die russischen Colonnen unerwartet aus dem Melsunger Wald, man sah deutlich die Waffen in der Sonne blinken und zählte sicher auf Infanterie, die jedem Widerstand gleich ein Ende gemacht hätte. Indessen war es Täuschung, und das Leipziger Thor und die Brücke wurde ver-

rammelt; auch vor das Friedrichsthor ward eine Kanone aufgestellt, und da es gänzlich an Artilleristen fehlte, mussten junge Leute aus der Artillerieschule sie bedienen. Ein Theil der Husaren musste absitzen und auf der Brücke und vor dem Thor Dienst thun. Die Einwohner hatten sich jetzt in grossen Haufen überall versammelt, und es war vorauszusehen, dass sie diesmal nicht so ruhig zusehen würden: die Mauer, welche die Stadt jenseits der Fulda einschliesst, war mit einigen Jägern besetzt, die flink darauf herum sprangen und auf die sich klug und meist ausser Schussweite nähernden Kosaken zielten; so oft nun einer einen Fehlschuss that, wurde er drüben von einer grossen Menge Zuschauer, die an der abgebrannten Seite des Schlosses standen, mit unermesslichem Lachen begrüsst. Diese wurden indessen von den russischen eroberten Kanonen, die jenseits der Fulda hinter dem Augarten aufgestellt waren und zu spielen anfiengen, vertrieben, auch auf der Neustadt, wohin sie gerichtet waren, musste man in die Häuser und Keller sich zurückziehen, dagegen waren die Strassen der Altstadt gedrängt voll und Lärmen und Geschrei fieng an. Jedem Soldaten, der sich sehen liess, ward das Gewehr abgenommen und zerschlagen, geduldiger ist kaum jemand entwaffnet worden, als (was ich grade mit ansah) ein Haufen von jenen Husaren, es waren noch ganz junge Menschen, noch nicht einmal vollständig montirt, sie halfen selber die neue blau und weisse Gurt über ihrem französischen Provinzialkittel oder einer farblosen Uniform abbinden und in der Gosse forttreiben; auch suchten sie ordentlich redlich in den Taschen nach den beigesteckten Patronen und reichten sie hin. Dazwischen drängte sich der gemeine Pöbel, einer mit einer Pferdedecke, der andere mit einer Haberschwinge, ein Weib mit einer Halfter und ein Paar abgelegten Hosen, denn die Casernen wurden sogleich während der Kanonade geplündert; auch schrieen diese, die Lust hatten mehr zu stehlen, Feuer aus, das Einzige, was hier gefährlich war. Bei der Brücke gieng alles noch lebhafter zu, ein grosser Zug fiel über die Soldaten, Flinte und Säbel ward abgenommen und die Mützen und Schackos flogen ins Wasser. Einige suchten bei ihrem Offizier, der aber ein Deutscher war, Schutz, aber er

half sie selber entwaffnen, liess sich ein volles Glas bringen und rief den Bürgern zu: „nun, meine lieben Landsleute, zum ersten Mal wieder für Deutsche Freiheit!“ Dann wurden in Eile die quergestellten Wagen auf der Brücke bei Seite geschoben, eine hinlängliche Anzahl spannte sich vor die Kanone, die da stand, und zog sie fort nach dem Thor. Dort stand etwa eine Compagnie Franzosen, die von der Menge an die Wand gedrückt worden, einige wollten sie entwaffnen, aber, das unglaublich scheint, der Eifer und die Freude hatte alle so eingenommen, dass, als der Offizier rief: „ihr lieben Leute, was wollt ihr, wir sind ja mit euch!“ sie das gelten liessen und nur eilten, durch Hinwegschiebung der Boutiken und was sonst davor stand, das Thor zu öffnen, und nun gieng es in einem Zug bis in die bettenhäuser Vorstadt, wo die Russen hielten. Es wundert mich, dass in keinem Bericht von dieser hinausgeführten Kanonade die Rede war. Wie der Haufen hinaus war, schossen gleich die Franzosen, wovon ein Bürger gestreift wurde, und verrammelten das Thor von neuem, denn ob die Kosaken nicht trauten, sie kamen auf das Winken und Rufen der Bürger nicht heran. Dadurch ward der Haufen ausgeschlossen und musste an bekannten Stellen einzeln über die Stadtmauer zurück. Auch die Kanone vor dem Friedrichsthor ward hineingezogen von jungen Leuten und demontirt. Die nun folgenden Begebenheiten, die Unterhandlungen bei der Übergabe, sind aus den Berichten bekannt, Allix zögerte damit, so lang er noch einen Vorwand finden konnte, und unterzeichnete erst Abends halb zehn Uhr vor dem Cölner Thor, nachdem einzelne Kosaken schon an mehreren Orten eingedrungen waren.

Czernitscheff hat bei seinem von einem heitern Morgen begünstigten Einzug die erste Freude über Befreiung von französischem Joch gesehen, er konnte, wie er auf den Marktplatz, der gleich vor dem Leipziger Thore liegt, kam, nicht mehr fort, an den Stiefeln ward er fest gehalten, ja einer, weil er nicht näher kommen konnte, hielt den Hals seines Pferdes umarmt. Dazu kam die Sage, es sei der Kurprinz, die viele, welche diesen nie gesehen hatten, sich nicht ausreden liessen, selbst andere bestanden darauf: der Herr habe nur etwas dunkle und

kräuslichere Haare bekommen. Nur die Antwort, die einer von einem russischen Offizier wollte gehört haben: sie sollten sich schämen, dass sie ihren Fürsten nicht besser kännten, brachte sie vom Irrthum zurück. Die Bauern nur, die eine Anhänglichkeit, wie vielleicht in wenigen Ländern, besitzen, liessen sich nicht abweisen, brachten Musik zusammen und riefen ein Vivat, so leichtgläubig machen uns unsere Wünsche. Eine Bürgersfrau that das Beste und behauptete, der Prinz habe ihr auf der Brücke die Hand gereicht und gesagt: „Morgen kommt mein Vater!“ — Der Anlauf vor des Generals Haus hörte, so lang er da war, nicht auf, die es am herzlichsten meinten mit der Hoffnung auf die herannahende völlige Befreiung, giengen dahin und die schlechtesten, denn man sah auch die Agenten der geheimen Polizei herumschleichen, zum letzten Mal das Geld zu verdienen, das vor Gott schwerer als Blutgeld wiegen muss[1]).

Wer jetzt durch die Strassen gieng, dem musste es vorkommen, als habe die Luft umgeschlagen, Druck und Spannung sei vorbei, man könne einmal wieder frei athmen und vergnügt um sich sehen. Es war alles in wenigen Stunden unglaublich verändert. Keine von den wappengezierten Kutschen fuhr mehr vorbei, wer es auch sonst gethan hätte, hielt seine Pferde verborgen; der arme Fussgänger kam wieder zu seinem Recht und selbst vor den rasch und gebückt daher reitenden und sicher sich durchwindenden Kosaken brauchte er nicht aus dem Weg zu gehen. Ein Kalmücke war besonders beliebt, ein dicker

[1]) Man glaubt, Czernitscheff habe die Liste dieser Menschen gefunden, die Herzlichkeit, Offenheit und Zutrauen durch die blosse Furcht vor ihrem Dasein vernichteten und die so vielen der rechtschaffendsten und edelsten Menschen eine unerhörte Grausamkeit zugezogen (beinahe 3 Jahre haben manche im Kerker schmachten müssen) oder gar dem Tod überlieferten. Als diese Unglücklichen mit blassem Gesicht und gefalteten Händen hinaus wanderten, welche Verwünschungen dürften nicht über die Lippen kommen, von denen so viele Herzen voll waren. Man wünscht nichts mehr, als dass jene Liste gedruckt und öffentlich bekannt gemacht werde. Mögen diejenigen, die es können, es bewirken! Es ist diese Strafe der Brandmarkung, die sie aus der Gesellschaft der Redlichen stossen wird, die geringste, die ihnen widerfahren sollte, und dann eine Gerechtigkeit gegen manchen Unschuldigen, auf welchem der Verdacht haftet. In kleinere Orte hat diese Pest nicht dringen können, aber in den grösseren Städten ist sie herumgeschlichen.

Kerl mit einer unglaublich freundlichen Miene, die nicht aufhörte, an seinem kleinen, spitzen, himmelblauen Mützchen kenntlich, grüsste er jedermann ohne Unterschied aufs Freundlichste. Überhaupt kamen jetzt die Menschen wieder auf den Strassen zusammen, die sonst nur vereinzelt giengen oder nur selten zum Vorschein kamen, in ordentlichen bürgerlichen Kleidern, und besonders angenehm fiel es auf, dass vor den vielen bunten Soldaten, die sonst der dritte oder zweite Mann waren und alle Brunnen und Ecken besetzt hatten, die Augen einmal Ruhe hatten. Dagegen sah man hin und wieder eine alte hessische Uniform gleichsam hervorkriechen, nachdem sie sieben Jahre verborgen gelegen, wahrscheinlich fest verpackt und zusammengeschnürt, denn die Falten waren noch sichtbar; wer poetische Gleichnisse liebt, ein blau und rother Schmetterling, den die Sonne eben lebendig gemacht hat.

Der Einzug des Königs an einem trüben Tag war still und unbemerkt, wer gerade daher gieng, sah ihn an der Spitze einiger französischer Rekruten einreiten, aufgemacht hatte sich niemand, ihn zu sehen, und es soll ihm selber aufgefallen sein, so wenig er mochte ein Freudengeschrei erwartet zu haben. Zu viele lebten auch in Besorgnis und Kummer über die Arrestationen, die vorhergegangen waren und die geachtetsten Bürger und angesehensten Beamten betroffen hatten. Er besah die aufgestellten Soldaten, und um 6 Uhr Abends wurden zum letzten Mal die Kanonen für ihn gelöst und zum letzten Mal die Lampen, die bereit zu halten schon am vorigen Tag der Befehl ergangen war, angezündet. Ohngeachtet aller Proclamationen herrschte doch ein Gefühl, dass das Königreich nicht mehr bestehe, und das ist vielleicht das Einzige, was man auf beiden Seiten getheilt hat. Der König redete beim Lever selbst von dem Glück, das er als französischer Prinz genossen, woran er genug gehabt, und drohte in der Ferne damit, die Regierung abzugeben. In diese Zeit mag auch der Ausspruch des Kaisers fallen, Westphalen sei aufgelöst ausser dem Gesetz, schwere Worte, bei denen wir recht das Glück des entscheidenden Siegs und der Abwendung des Rückzugs empfinden.

Indessen wiederholte die Regierung in diesen 14 Tagen

gleichsam zum Schluss noch einmal im Kleinen ihren Charakter. Der Lieutenant des Königs, General Allix, der die zwecklose Vertheidigung der Stadt angeordnet hatte, der deswegen und besonders wegen der Despotie, womit er das Castell mit Gefangenen anfüllte (ja er soll sein Wort gegeben haben, eh noch ein Kriegsrecht ernannt war, sie todtschiessen zu lassen), allverhasst war, erhielt ein eigenes Belobungsdekret. Der König nannte ihn seinen treusten Diener, machte ihn zum Grafen mit einer Dotation und einer besondern Pension aus seiner Kasse, und doch dauerte diese Gunst kaum 8 Tage, das Diplom und die Schenkung wurde zurückgenommen. Der Graf von Freudenthal hat vielleicht nicht ein einziges Mal seinen neuen Namen gebraucht, als er Dienstes entlassen. Schwerlich hat in einem Hof eine solche fortlaufende Intrigue geherrscht, wie an dem westphälischen, einer suchte den andern zu stürzen, und es mögen wenige Beispiele sein, dass jemand sich längere Zeit durch in einer Würde erhalten konnte; diejenigen, die sich am eifrigsten und aufrichtigsten für den König bemühten, schickte er selber fort und doch glaubte er ohne Einfluss zu regieren: er hatte keinen beständigen Günstling, aber was schlimmer ist, das Amt desselben war immer von einem andern verwaltet und kam immer in neue Hände. — Sodann theilte der König noch in dieser kurzen Zeit mehreren das Ritterkreuz mit und machte Ernennungen zu bedeutenden Posten, die aber fast alle nicht angenommen wurden; selbst das Grosskommandeurkreuz gab er noch, als das Köstlichste, was er besässe, weniger Köstliches wurde auf fast hundert und funfzig Wagen allmählich fortgefahren.

Es war ein herrlicher Tag, vielleicht der schönste im Herbst, wo die Franzosen abzogen, und einem war zu Muth, als sollte man wieder gesund werden und versuche sich, wie die frische Luft thue. Sie waren in der Nacht gekommen, zersprengte und einzelne Depots, und sahen niedergeschlagen und gleichgültig aus, vom Marsch abgemattet lagen sie zum Theil auf dem Platz, rings um den Brunnen, worauf damals noch das Marmorbild ihres Kaisers stand, das hier so wenig auf ihr Elend hören konnte, als er selber im Leben will.

[anonym.]

DIE STÄNDEVERSAMMLUNG IN HESSEN.

Rheinischer Merkur. Zweyter Jahrgang 1815. [Herausgegeben v. Joseph Görres.] Fol. Koblenz, bey B. Heriot, Buchdrucker am Paradeplatz. No. 205. 206. Donnerstag, den 9. März und Samstag, den 11. März 1815.

Es scheint, als ob der Zeitpunkt, wo Fürsten und Völker einander wieder zu verstehen anfangen, endlich herangebrochen sei. Eine verkehrte Politik hatte beide sich entfremdet, die Willkür bei den Hochmuth obenan gesetzt und unten hin das Misstrauen bei die Unterdrückung. Da tritt jetzt die ständische Verfassung als eine wohlthätige Bindung und Vermittlung dazwischen. Durch ganz Deutschland sind die Völkerschaften in Bewegung, um ihre Erlesenen zu dem Thron zu senden. Hessen hat die Ehre, das zweite nach Hannover, diese Verfassung ins Werk zu richten, und seine Landstände sind seit dem Ersten dieses Monats in Cassel versammelt und der Fürst hat in einer freundlichen Rede sie begrüsst. Er hat richtig eingesehen, wie das Vorgeben, die höchste Gewalt werde durch Begründung eines öffentlichen Rechtszustandes beengt und eingeschränkt, ein Irrthum ist; denn die wahre Kraft des Regenten ist nur die sittliche Macht, die im Volke lebt; diese aber kann nur da gedeihen, wo das Gefühl selbstständiger Freiheit das Gemüth erhebt und stärkt. Nicht immer kann der Genuss friedlicher Herrschaft dauern, es kommen Zeiten schwerer Prüfung, und dann zeigt sich erst der Unterschied zwischen einem Volke, das für Vaterland und eigene Freiheit steht, und einer im Innern entgeisteten Masse, die nur einen Herrn zu vertheidigen hat. Dies bewährt die Geschichte aller Zeiten, am meisten die jüngstvergangene. Darum mag es vergönnt sein, in solcher hochwichtigen Angelegenheit ein wohlgemeintes Wort zu reden, damit auch hier die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes denen nicht unbekannt bleiben, die darüber zu entscheiden haben.

Wie überall, so setzten auch in Hessen die Stände aus den drei Klassen, der Prälaten, Ritter und der Städte sich zusammen, wozu gegenwärtig noch die Bauern hinzugekommen sind. Der Prälatenstand ist seit der Reformation sehr in Abnahme gekommen und besteht gegenwärtig nur aus einigen secularisirten und zu andern wohlthätigen Zwecken bestimmten Klöstern der Universität Marburg und der Landcommendur der deutschen Ordensballei Hessen. Die Ritterschaft bilden diejenigen ansässigen Familien, welchen herkömmlich oder durch Aufnahme das Recht, bei den Landtagen zu erscheinen, zukommt. Mit Ausnahme der Grafschaft Schaumburg, die eine abgesonderte oder ganz ähnliche Verfassung hat, und der Grafschaft Hanau, worin gar keine Standschaft war, theilt sich die hessische Ritterschaft nach den Strömen Fulda, Diemel, Schwalm, Werra und Lahn in fünf Abtheilungen, deren jede aus ihrer Mitte einen Stromdeputirten zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Leitung der Geschäfte wählt. An der Spitze des Ganzen stand der sogenannte Erbmarschall, seine Würde war erblich und wird gegenwärtig von der Familie Riedesel bekleidet. Ebenso waren die Städte nach den Strömen abgetheilt, und einer derselben, welche die ausschreibende Stadt hiess, die Leitung anvertraut. Mit Ausnahme von Schweinsberg, welche denen von Schenk zugehört, von Gross-Allmerode und Carlshafen, welche erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Städten erhoben wurden, ihrer Betriebsamkeit wegen, aber gar wohl den übrigen gleichgesetzt zu werden verdienen, haben alle Städte des Landes das Recht der Standschaft. Vertreten wurden sie durch Abgeordnete, die unter Leitung der ausschreibenden Stadt gewählt wurden, mit Ausnahme von Cassel, die durch den amtsführenden Bürgermeister repräsentirt wurde, der eigentlich jetzt wieder gewählt werden müsste, da der gegenwärtige von der Regierung ernannt ist.

Für den Bauernstand bestimmt die kurfürstliche Verordnung, dass zu dessen Vertretung der Verfassung kundige Männer gewählt werden sollen. Da diese Verfassung so sehr einfach ist, so ist kein rechtlicher, verständiger Mann von der Wahl ausgeschlossen; es würde auch nicht gut sein, diese Wahl auf

Staatsbeamten oder Advokaten hinzulenken, die zwar recht wohl als Consulenten, keineswegs aber als Mandatarien zu empfehlen sind. Über Stimmfähigkeit, Zahl der Deputirten, Einmischung der Beamten ins Wahlgeschäft werden für die Zukunft genaue gesetzliche Bestimmungen festgesetzt werden müssen.

Der grössere Landtag vereinigte die ganze Standschaft, während ein kleiner Theil den engeren Ausschuss bildete, und man nannte es eine einseitige Sitzung, wenn die herrschaftliche Landtagscommission (bestehend aus einem Minister, Regierungsrath und Secretär) nicht zugegen war; auch vereinigten sich oft Ritter und Prälaten abgesondert von den Städten in besondern Sitzungen und verhandelten alsdann miteinander durch Abgeordnete oder Conferenzen. Der Geschäftsgang war so geordnet, dass in gemeinschaftlichen Angelegenheiten die Ritterschaft ihre Beschlüsse aufsetzte und im Entwurfe sie den Städten mittheilte, die ihre Erinnerungen durch Abgeordnete den Rittern kund thaten. Dann wurde noch einmal berathschlagt und nach gefasstem gemeinschaftlichem Beschluss zur Ausfertigung geschritten, und diese der herrschaftlichen Commission überreicht. Nachdem diese Schriften höchsten Ortes eingereicht und die Berichte der ordentlichen Behörden darüber eingenommen waren, erfolgte die landesherrliche Resolution, die alsdann wieder den Ständen zu weiterer Berathschlagung und Entschliessung zugefertigt wurde. Nach getroffener Übereinkunft wurde alsdann zum Entwurf des Landtagsabschiedes geschritten und dieser dem Landesherrn zur Bestätigung vorgelegt.

Man sieht aus dieser Darstellung, dass der ganzen Ordnung das rechte Leben fehlt, dass die Geschäfte darin allzu breit, umständlich, weitschichtig, mit vielen todten Schreibereien hin und zurück behandelt werden, und dass die beste Kraft schon in der Form aufgeht. Gerade bei diesen Ständeversammlungen müssen die Angelegenheiten so viel wie möglich durch das lebendige Wort und so wenig als möglich in dem ertödtenden Buchstaben behandelt werden. Die ordentlichen Collegien sind auf die Schreiberei eingerichtet und können sich Zeit dazu nehmen; Stände aber sollen recht eigentlich die Sprecher und nicht die Schreiber des Volkes sein; ihnen werden ohnehin

die Resultate früherer Untersuchung in grossen Massen hingelegt, und sie können die Erörterung nun in möglichst freier Behandlung und in lebhaftem Wechselstoss der Kräfte führen, die weit schneller und besser fördern und zum Ziele führen, als das ewig lange Hin- und Herschreiben. Es wird den Deutschen gar heilsam sein, wenn sie künftig in solchen Dingen weniger mit den Händen und mehr mit dem ganzen Menschen verrichten wollen. Darum ist auch die Öffentlichkeit bei solchen Verhandlungen vortheilhaft, wo das Volk selbst Zeuge der gepflogenen Berathschlagungen ist und zusieht, wie die Abgeordneten seine Rechte wahren, welche ihren heiligsten Pflichten nachkommen und welche sie dem Eigennutz oder der Menschenfurcht opfern.

Bisher war in Hessen keine Zeit bestimmt, nach deren Verlauf die Landstände nothwendig berufen werden mussten, und es war der Landschaft das Recht bestritten, im Nothfall von selbst zusammen zu treten. Man sieht leicht, dass hierin, besonders in Rücksicht der letzten Frage, feste Grundsätze aufgestellt werden müssen, weil sonst jeder Regent, dem die Stände lästig wären, durch das einfachste Mittel sich davon befreien könnte, dass er sie gar nicht beriefe, wie der König von Westphalen wirklich gethan. Es fragt sich ferner, ob und in welchen Fällen der Landesherr berechtigt sei, einen oder mehrere geeignete Abgeordnete zurückzuweisen, und ob dies ohne Urtheil und Spruch von Seiten der übrigen Stände geschehen könne. Bei dem zugestandenen Recht der Einwilligung zu allgemeinen Landesgesetzen müssten die Grenzen zwischen Gesetz und Verordnung genauer bestimmt, auch allem, was etwa unter dem Namen Analogie, authentische Erklärung der Gesetze usw. die Willkür verbergen und beschönigen könnte, die gehörigen Schranken gesetzt werden. Wird diesem nicht vorgesehen, dann werden die Gesetze, welche die Landstände als solche verworfen haben, leicht in anderer Form von der Regierung durchgesetzt werden können, wie wir an den französischen Decreten und Ministerialinstructionen das Beispiel erlebt haben.

Soll das zugestandene Recht der Mitaufsicht über die Verwendung der Steuern gehörig gehandhabt werden, dann versteht

es sich von selbst, dass dem mit der Revision beauftragten Ausschuss alle ihm nöthig scheinenden Aktenstücke und Belege zur schärfsten Prüfung vorgelegt werden, und dass ihm die Behörden alle sonst erforderliche Auskunft geben. Was sich am Ende bei der Untersuchung ausgeworfen hat, musste vom Ausschuss unterzeichnet, im Drucke bekannt gemacht werden. Das gleichfalls zugestandene Recht der Beschwerdeführung bei Veruntreuungen und Missbräuchen muss die gerichtliche Verfolgung mit einschliessen; denn alle Gesetze helfen nichts, wenn es an Zwangsmitteln zur Aufrechterhaltung fehlt. Der Regent selbst kann nicht in solcher Weise zur Verantwortung gezogen werden; auch mag das Reichsgericht nicht über jede verfassungswidrige Handlung, die oft bei anscheinenden Kleinigkeiten stattfinden kann, angegangen werden. Darum muss der Staatsdiener, der sich als Werkzeug gebrauchen lässt, verantwortlich sein, und es wäre daher zu wünschen, dass ein Ausschuss der Standschaft, dessen Commissär zu dem Ende immer in Cassel anwesend sein müsste, dazu ermächtigt wäre, in erster Instanz und mit Vorbehalt der Appellation an die Reichsgerichte über Vergehen der Art zu erkennen, und zugleich auch in Klagen über den Despotismus der Justizbeamten, die öfters vom platten Lande her laut werden, entscheiden könnte. In Rücksicht auf den Justizgang überhaupt wären vorzüglich feste Bestimmungen über die Grenzen der Polizeigewalt zu wünschen und ein Grundgesetz, dass niemand verhaftet werden könne, ohne binnen einer gewissen Zeit vor seinen ordentlichen Richter gestellt zu werden, und jede Verletzung dieses Gesetzes müsste mit unerbittlicher Strenge geahndet werden. Ist irgendwo ein Bedürfnis allgemein und lebhaft gefühlt, so ist es dieses, zumal bei uns, denen noch die Kriegsgerichte und Füsilladen und die zahllosen Verhaftungen zur angeblichen Erhaltung der öffentlichen Ruhe vor Augen schweben.

Auch die Pressfreiheit könnte man uns gesetzlich bewilligen, um den Geistern ein freies Feld zur Übung zu eröffnen, deren sie bei uns gar sehr bedürfen. Die Nachtheile sind gering, die Vortheile nicht zu berechnen. Jede Klage wird durch Rechtfertigung, jeder Angriff durch Vertheidigung wieder aufgewogen.

Auf gemeine Schmähschriften achtet kein verständiger Mann, und in kurzem ist auch der Pöbel derselben überdrüssig. Dagegen, wie vieles Gute wird nicht durch sie gestiftet, wie manche Wahrheit ans Licht gefördert, wie vieles Böse schon aus Furcht vor dem öffentlichen Urtheil unterlassen. Eine Pressfreiheit aber, welche mit Vorbehalt derjenigen Beschränkungen, die das öffentliche Wohl nöthig machen dürfte, gestattet worden, ist in Zeiten des Despotismus, welchem vorzubeugen ja eben unser Zweck ist, so gut als gar keine. Nur in einer Rücksicht kann Beschränkung der Pressfreiheit und eine vernünftige Aufsicht der Regierung zweckmässig sein, in Rücksicht auf Religion und Sittlichkeit aus Gründen, die jedem einleuchten.

Man soll nicht glauben von den hier ausgedrückten Wünschen, sie seien aus undankbarer Verkennung unserer jetzigen wohlmeinenden Regierung hervorgegangen. Wir Hessen wissen alle, dass wir unter unserm gegenwärtigen Herrn die Missbräuche nicht zu fürchten haben, denen wir zuvorkommen wollen, und wir hoffen dasselbe auch vom Nachfolger. Aber wir möchten gern, so viel es in menschlichen Kräften steht, Vorkehr treffen, dass die Schmach und Erniedrigung, die wir erlebt, nicht an unsern Kindern wiederkehre, weil vielleicht kein zweiter russischer Feldzug zu ihrer Errettung hülfreich kommen möchte. Das kann aber nur geschehen, wenn wir den jetzigen Augenblick benutzen und den durch unsere Zeit angeregten bessern Geist in uns zu erhalten und von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen streben. Denn wie ein stehend Wasser faul und sumpfig wird, so verarmt und zerfällt in sich jedes Volk, wenn es an lebendiger Anregung der vaterländischen Liebe fehlt. Übel ist es um ein solches Volk, übel um seinen Regenten bestellt, und kein Fürstenhaus steht fest im neunzehnten Jahrhundert, das nicht in dem Gemüthe des Volkes seine Wurzeln geschlagen hat. Das aber wird geschehen, wenn Bürger und Bauer und jedes Kind im Lande weiss, dass ein Zustand des Rechts und der Freiheit, nicht der Gewalt und Unterdrückung, zwischen ihm und seinem Regenten besteht, und dass daher im Kampfe mit den Fremden alles zu verlieren, nichts zu gewinnen ist.

Ein Missbrauch dieser Freiheit ist in einer wohleingerichteten Verfassung und bei treuer Befolgung derselben von Seiten der Regierung unter den Deutschen kaum denkbar; und die Hessen haben durch so viele Beweise ihrer Liebe und Treue hoffentlich alle Furcht davor gänzlich ausgetilgt. In der Nacht auf den 1. November 1806 zeigten sie sich bereitwillig, ihren Fürsten auch gegen die unverhältnismässigste Übermacht zu vertheidigen. Vier Jahre später, zur Zeit des österreichischen Krieges, griffen sie freiwillig, und ohne dass das lange insgeheim verabredete Unternehmen den Fremden wäre verrathen worden, zu den Waffen, und wenn gleich der innerhalb wenig Wochen zweimal wiederholte Versuch aus Mangel an Ordnung und wegen unbegreiflicher Verwirrung der Anführer misslang, so verdienen darum die nicht weniger Lob, die Weib und Kind und, was ihnen das Liebste war, verlassen und alles für Fürst und Vaterland gewagt hatten. Viele sind als Opfer gefallen, und der Forst bei Cassel beschliesst manch edles Gebein in seinem Schoosse, leider ohne dass bis jetzt noch das geringste Denkmal bezeugte, dass ihre Erinnerung in den Lebenden nicht erloschen ist.

Und als im Erlösungsjahr 1813 die Fürsten endlich in die Heimath zurückkehrten, zuerst und höchst unerwartet der Kurprinz, wie drängte sich da alles Volk zu ihm hin, dass das Pferd oft keinen Schritt thun konnte, und liess nicht nach, ihm die Hände zu drücken und freudig ihm zuzujauchzen! Und als vier Wochen später der Kurfürst mit seiner Gemahlin selbst anlangte, wie war da weit und breit alles ausgezogen und von der Grenze bis zur Hauptstadt nur ein Jubel und ein Freudenruf! In der Stadt aber war alles stiller und feierlicher, und nur zuweilen der Gesang der Waisenkinder durch ein aus tiefer Brust herausgedrungenes Lebehoch unterbrochen. Über die Menge ragte der siebenzigjährige Greis hervor und sah gerührt auf sein Volk herab, das den Wagen zog, während die Kurfürstin fast erdrückt wurde von Blumen und Kränzen, so gut sie der Winter geben wollte. Auch noch den folgenden Tag erneuerte sich dies Schauspiel, als die Kronprinzessin einzog und die Kinder freudig aus dem Wagen blickten und nach allen Seiten Grüsse

winkten. Es ist gut, solche Vorgänge in der Erinnerung nicht untergehen zu lassen, weil dabei das Innere eines Volks sich frei aufthut und den Blick in das unbewusst Grosse und Tiefe gestattet, das eben, weil es unbewusst ist, der Einzelne nicht auszusprechen vermag. Möchte Wilhelm I dazu berufen sein, noch am Abend seines Lebens, dem das Unglück nicht verloren war, die Wohlfahrt des Volkes dauernd zu begründen, das so viele Treue und Anhänglichkeit in Zeiten schwerer Prüfung bewiesen und ihm mit so viel Liebe und Zutrauen entgegenkam! Möge auch keiner von denen, die bei uns und allerwärts ans Werk gestellt sind, durch Schwachheit oder Lässigkeit, noch weniger durch Bosheit oder Selbstsucht die goldene Gelegenheit dieser Zeit, die so nicht wiederkehrt, ungenützt verstreichen lassen; die Verantwortung vor Mit- und Nachwelt ist allzugross, als dass sie leichtsinnig ausser Acht gelassen werden dürfte.

[anonym.]

AUS HESSEN.

Rheinischer Merkur. No. 224. Montag, den 17. April 1815.

Hier sind die Rüstungen anfangs nur mit grosser Lässigkeit betrieben worden; es hiess, in acht Tagen würde Napoleon verdorben sein. Als das nicht geschehen wollte und die Sachen ernstere Wendung nahmen, wurden vorerst 10,000 Mann aufgeboten. Da zeigte sich gleich die gänzliche Auflösung, in die das Heer gerathen war. Dieser Vorfall hatte verschiedene Ursachen.

Wenn die Liebe, mit der unser Fürst zu uns heimgekehrt, die Milde in den hergebrachten Formen, selbst an Verräthern geübt, und die schnelle, bereitwillige Aufstellung eines zahlreichen Heeres hoffen liess, dass bei einsichtiger Anerkennung des neuen deutschen Lebens er nur die Liebe zum Alten behalten, so zeigte sich's bald, dass er vielmehr alle die alten Neigungen unversehrt zurückgebracht. Wir können es wohl

denken, wie die harte Verbannung ihn verschlossen gegen das sehnsüchtige Verlangen einer lebendigeren Zeit, deren Triebe er nicht kennt und die ihn so hart bedrängt, wie auch das unendliche Unrecht seiner Gegner ihm leicht zu dem Gefühl seines Übergewichts verhilft: aber die überwältigende Sparsamkeit umbaut ihn nicht minder gegen die Noth und Leiden seines Volkes; gegen die ihm sonst so natürlichen, mitleidigen Regungen; gegen die tiefen Anmahnungen des gesammten Vaterlandes und selbst gegen die üblichsten Regeln der politischen Waltung.

Das Heer, das im deutschen Kriege wenig Ruhm erwerben konnte, ist zwar durch hunderte von Ordres im Kleindienste hinlänglich gequält, in Rüst- und Mannhaftigkeit aber höchst vernachlässigt. Der völlig unzulängliche Sold lässt Offiziere und Soldaten muthlos und verdrossen werden. Ein grosser Theil der Artillerie hat noch kein Geschütz abgebrannt, weil nie im Feuer exerciert wird, und die Vorräthe sind aus Geiz mangelhaft oder unbrauchbar. Den Reiterregimentern werden die vom Lande gestellten Pferde für den Gebrauch kurfürstlicher Gespanne genommen. Bei ausbrechendem Kriege muss der Staat neue kaufen, und mancher Reiter wird auf ungeübtem Pferde unsicher dahin ziehen müssen. Ein anderer Verderb des Heeres sind die Garden, die ganz in alter Form und Art nur unter Spott und Lachen sich selbst den gewöhnlichen Augen der Residenzbewohner zeigen können. Anfänglich nur aus alten hessischen Veteranen erlesen, oft Männer von 50—60 Jahren mit Frau und Kindern, der Sohn wohl selbst Soldat, aus der Heimath gerissen, um bei täglichen 2 gGr. mit schlotternden Knieen, ein Bild des Jammers, die Wachtparade zu verherrlichen. Jetzt meist junge Soldaten von der Landwehr und junge Offiziere, die aus Noth hineintreten und in so drückenden Verhältnissen alle soldatische und bürgerliche Ehre einbüssen müssen. Soll das stehende Heer jetzt mit Lust ins Feld ziehen und den rechten Platz mit dem rechten freudigen Muthe wieder einnehmen, so muss voran auch ganz anders für Personen der Invaliden und Wittwen gesorgt sein. Vertrauen und Sicherheit sind hier, wie in so vielem andern, nicht durch öffentliches

Gesetz und Ordnung bewahrt; alles hängt an allerhöchster Gnade, die nur selten einen segnenden Schein werfen mochte. Man trägt sich mit harten Vorfällen der Art, und wirklich sieht man noch schwer verwundete Krieger unversorgt, denen die Behörden Gehör und Stütze zu versagen nicht umhin können. Der Offizier hat von Glück zu sagen, der 4 Fl. monatlicher Pension erhält; und es wird erzählt, der Wittwe eines Gardisten, der dreissig Jahre in hessischen Diensten sich mit Gefahr den westphälischen entzogen, seien 4 Fl. einmal für allemal ausdrücklich sine consequentia gereicht worden.

Sollten jetzt wieder freiwillige Schaaren errichtet werden, freiwillige Offiziere würden sich schwerlich finden, weil die gerade am schlechtesten und spätesten versorgt worden. Die Freiwilligen sind im Übrigen recht wohl behandelt worden; man hat ihnen die selbst angeschafften Waffen und Kleidungsstücke gelassen, und sie wurden von der Stadt Cassel aufs Trefflichste empfangen und bewirthet. Es ist nicht unterlassen, sie in Stellen zu berücksichtigen, doch fehlte die laut theilnehmende Erklärung, die, wie in Preussen geschehen, zu neuer Lust ermuthigt; und man verhehlt sich's nicht, dass Se. Durchlaucht seitdem einigen Widerwillen gegen „die Studenten“ gefasst, wie denn kürzlich jemanden, der sich zum Offizier gemeldet, gerathen worden, nicht in Jägeruniform zu erscheinen.

Der Landsturm ist aus andern Gründen wohl nicht geordnet, nicht gerüstet, nicht geübt, ohnerachtet die Neigung dazu sehr stark im Lande, vorzüglich auf dem platten. So tragen unsere braven hessischen Bauern den Spott der benachbarten, auf ihre Wehrhaftigkeit stolzen Darmstädter; wie denn dergleichen Streit nicht selten an den Grenzen vorfällt. Der Volksbewaffnung wird das Gewitter furchtbringend sein.

Die schwer drohende Zeit, dass sie uns nicht wehrlos finde, und die gemeine Landesnoth, dass sie die Kraft nicht breche, die nun sich heben soll, haben mich gedrungen, hart von dem zu sprechen, was ich so gerne verehren möchte; und so mag jetzt, wo vielen aus Kampf und Gefahr neue Hoffnung aufzublühen scheint, noch alles gesagt sein, was ich in meinem hessischen Vaterlande unrecht und hülfsbedürftig achten muss.

Dasselbe, was im Wehrstande so vieles verschuldet, hat in der bürgerlichen Verwaltung Grosses zu verantworten. Tiefe Bitterkeit herrscht im Lande über die geringen Gehalte der Staatsdiener bei dem Reichthum des Landesherrn; über die Eigenmacht, mit der bedeutende Kassenüberschüsse und der Ertrag der englischen Subsidien, 1786 offiziell als Staatseigenthum erklärt, durchaus als Chatullvermögen behandelt wird. — Während bekannt ist, dass durch Vermittelung des allgemein verabscheuten Geheimraths Buderus von Karlshausen grosse Kapitalien dem Auslande vorgeschossen worden, bleibt der Kronprinz fast bloss auf die alte, knappe Apanage beschränkt, wird an jeder Besoldung geknausert, dem hart bedrängten Lande ausser den gewöhnlichen Abgaben und der Tilgungssteuer vier Millionen Thaler abgefordert, und die Rückstände von 1809 bis 1813 werden mit grösster Strenge unter militairischen Executionen eingetrieben.

Jene unverantwortliche Forderung von 4 Millionen Thalern soll nun auf 1500000 herabgestimmt sein, weil die wackern Volksvertreter gefunden, dass einiges mit Bewilligung Sr. Durchlaucht auf verschiedene Weise abgetragen worden und die Kriegskosten für 24000 Mann zu hoch angesetzt gewesen, weil nur 18000 ins Feld gerückt, überall aber genaue Berechnung des Staatsvermögens begehren. Solcher gerechter Widerstand ist unerwartet gekommen, darum sucht man durch Begünstigungen einzelne Glieder und durch allerlei Wege und Einreden die verschiedenen Stände vom Gesammtinteresse zu trennen. Mögen unsere Stimmführer nach so tüchtigem Beginnen sich nicht irren lassen. Das kühne Beispiel der würtemberger Stände mag ihrem redlichen Bestreben voranleuchten; bei den bekannten oft gerühmten Gesinnungen unsers Fürsten bedarf es zudem so wenig gleich hohen Muthes, als guter Erfolg und freie Zustimmung leichter zu erwarten ist.

Die wieder eingeführte Censur giebt unangenehme Deutung, wenn sie gleich von weniger Bedeutung und Auswärts-Gedrucktes ohne Ausnahme zulässt. — In der Polizei besonders soll noch vieles Westphälische mitunterlaufen, und so geschähe es, wie Deutschland, ja Europa zwischen dem südlichen ungestümen

Ungethüm und der milden Ritterlichkeit aus Norden übel gebettet worden, wir zwischen althessischer Pedanterei und westphälischem gewandtem Schleichwesen unbehaglich eingeschraubt uns fänden; nur dass jene von aussen herein engen, diese von innen heraussprengen die alte Liebe und starke Anhänglichkeit, die sich bei der Rückkehr unseres Fürsten so freudig kundgegeben und für das angestammte Fürstenhaus nie erlischt in den treuen Hessen. So warm hat sich dazumal das Volk an Fürst und Vaterland angeschlossen und so reichen Schatz hat es aufgethan und so vielen Ruhm auch hat es wieder zu erstreiten, dass es jeden brennen muss, die neu sich öffnende Bahn nicht versperren zu lassen. Den Hessen ist es Pflicht und Recht, voran zu ziehen in den Kampf, und wo die Brüder vorm Jahr heiss gefochten, des Vaterlandes Preis sich zu erringen; und in diesem begeisterten Sinne haben schon viele hessische Jünglinge sich bekannt.

Dem also reinen reichen Quell des Volkes hat noch kein treuer Ruf von oben begegnet. Das aber müssen alle wollen, dass alle in gleicher Liebe das gleiche Ziel erkennen. Darin ruht und kräftigt die Eintracht, die den Sturm mit Sturm sänftigt und bändigt. Darum ist mit Recht gesagt worden: dass alles Schlechte mit dem Feind im Bunde, wenngleich hier nur unwilliglich, aber lähmend unseres Armes Straffung, unsers Geistes Muthigung. Seines Vertrauens harrt die feste Treue des Volks, und dass er der sich freue, entferne er, die sein Herz abgezogen von dessen gerechten Klagen, von dessen Trauer- und Freuderufen; ich meine vor allen den schon genannten Buderus von Karlshausen, der mit Hass beladen von hinnen gegangen und mit Hass und Steinwürfen ward empfangen, dem allein alles Unheil zugeschrieben wird, und darum schon keines öffentlichen Ranges, am wenigsten solch steten Umganges vom Landesherrn gewürdigt werden dürfte.

Es ist ein gewaltiger Ruf abermals durch Deutschland zur Wehr erklungen, und in helleren Strömen braust das frische Leben des Volkes. Dem Schall entgeht keiner, ihn verschmähe keiner, über den die Gewässer nicht zusammenschlagen sollen.

[anonym.]

AUS HESSEN.

Rheinischer Merkur. No. 227. Samstag, den 23. April 1815.

Der Kurfürst von Hessen verdient in vieler Hinsicht Lob als Regent gegen seine Staatenbewohner; aber er verdient in diesem Augenblick auch grossen Tadel, weil er keine ordentliche Landwehr eingerichtet hat. Der Geist der Nation zeigte sich dazu sehr bereitwillig, allein man unterdrückte ihn. Anstatt dass an andern Orten, z. B. in Darmstadt, Frankfurt usw. alle waffenfähige Mannschaft mit regelmässigen Waffen und Kleidern versehen wurden, war es hier nur Nachsicht der Oberbehörden, wenn etwas der Art geschah, weil nicht allein keine Vorschriften gegeben, sondern selbst alle Vorschläge der Art nur mit Missfallen aufgenommen wurden. Was kann und soll in dem jetzigen Augenblick geschehen? Jeder Waffenfähige soll zu den Waffen greifen, das heisst aber in Wahrheit die Menschen auf die Schlachtbank führen, ohne Kenntnis der Waffen, ohne Übung, ohne Einrichtung und Ordnung im Ganzen. Ist dieses für jeden hochherzigen Hessen nicht traurig? Gehn wir aber auf die Ursachen unserer Nachlässigkeit zurück, so ist es kleinliche Furcht, dem Volke seine Stärke fühlen zu lassen und allen Widerstand demselben zu benehmen, wenn Einrichtungen und Verordnungen der Willkür es zum Sklaven machen wollten. Gleichfalls widerstreitet eine allgemeine Landesbewaffnung dem alten Soldatenstolz, womit vorzüglich früherhin Preussen und Hessen vergiftet waren. Ersteres Land hat sich rühmlich durch die Noth davon befreit, im letztern wird er von oben herab noch begünstiget, und wahrlich! wenn wir Deutsche nicht alle thun, wie Preussen gethan hat, so wird es nicht gut um unser deutsches Vaterland stehen!

[anonym.]

ÜBER GESETZGEBUNG UND RECHTSWISSENSCHAFT IN UNSERER ZEIT.

(Von Dr Nikolaus Thaddäus v. Gönner, Ritter des königlich-baierischen Civilverdienst-Ordens, Director des Appellations-Gerichts und Mitglied der Gesetzgebungs-Commission in München. Erlangen, bei Palm. 1815.)

Rheinischer Merkur. No. 245. Dienstag, den 30. Mai 1815.

Grosser Noth bereitet die Natur oft vorsorgend ungewöhnliche Mittel der Erhaltung: so war, ehe noch der Druck der nun abgewälzten Despotie einbrach, lebendige Neigung zur Geschichte beim deutschen Volke erwacht. Man schien es zu ahnen, dass, wenn die tyrannische Gewalt erst so sehr alle Bewegungen gehemmt, dass selbst die Luft zu athmen der Gegenwart kärglich zugetheilt würde, ein edler Sinn nur in der Betrachtung und den Erinnerungen der Geschichte Stärke und Trost gewinnen könne. Auch dem Recht ward die geschichtliche Betrachtung zum Theil und sein Ursprung im Geist des Volks und seine Bildung, als das ruhelos sich darin entfaltende Leben erkannt, während man es bisher meist als eine Anhäufung, nach irgend einem System geordnete Willkür eines Einzelwillens, dem die Gewalt äusserlich in Händen lag, angesehen: hinter sich hatte es keinen sichtbaren Weg, worauf es gekommen, vor sich keinen, darauf fortzuschreiten, sondern es stand so lange, bis ein neuer Einzelwille (d. h. alles, was nicht aus dem Gefühl und Willen des Volkes hervorgegangen ist) es niederwarf. Als nach unserer Befreiung sich jeder Redliche zu frischen Hoffnungen vereinigte, erwarteten mehrere, welche der oben bemerkten Ansicht zum Theil wenigstens zugethan waren, nur in der Abfassung eines allgemein deutschen Gesetzbuchs Erlösung aus dem verwirrten und schwer lastenden Zustand unseres Rechts. Die Bequemlichkeit, für die häufigsten Rechtsfragen darin eine bestimmte, unabänderliche Antwort zu finden, die jetzt mühsam müssen gesucht werden, leuchtet für den Richter ein. Savigny zeigte nun in einer kleinen Schrift (Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Heidelberg 1814) klar,

einfach und geistvoll, dass das Recht nicht von Menschenhänden gemacht werde, sondern höheren Ursprungs sei; dass, ehe man daran denke, es aufzuzeichnen, erst eins im Leben da sein müsse und ohne dieses Stoff, und nothwendig auch Ausdruck, Sprache (so herrlich sie in andern Richtungen sich könne entwickelt haben) und volksmässige Nähe und Eindringlichkeit fehle; demnach vor allem es darauf ankomme, dieses Leben neu aufzuregen und zu erfrischen. Ferner, dass ein neues Gesetzbuch, was noch übrig ist, niederdrücken und vernichten würde und mit dem Leben auch die Wissenschaft untergehe; dass demnach die Frage sei, ob man, um den scheinbaren Vortheil, die wenigen Früchte, die daran hängen, zu erlangen, den Baum ganz abhauen solle oder ihn pflegen im Vertrauen auf seine innere Kraft, dass er neu grüne und blühe. Was zu thun sei, ihm Sonne und Luft wieder zuzuwenden, das gab er an; auch konnte er aus dem Reichthum seiner Gelehrsamkeit die Antwort der Geschichte mittheilen, wenn man fragt, ob einem frischen Leben des Rechts eine Sammlung desselben wünschenswerth oder nothwendig sei. Leicht hat er die Wiedererlangung einer solchen Zeit auf keine Weise dargestellt, im Gegentheil schwer, ja, wenn wir etwas tadeln sollen in dieser Schrift, so ist es der Ausdruck (S. 134) „dass dieser Zustand jemals eintreten werde, sage ich nicht“, denn es giebt ein gewisses, unbewusstes, von allen Vernunftschlüssen unabhängiges Leben der Hoffnung, das von der sicheren Wiederkehr alles Rechten und Trefflichen innerlich überzeugt ist, wie die Pflanze im Winter von ihrem kommenden Frühling. Wohlfeil ist der menschliche Verstand, der sich darüber stellt; aber wir haben es herrlich erlebt, wie er vor ihm ist zu Schanden geworden.

Dieser Ansicht nun stellt sich die vorliegende Schrift entgegen; sie ist weder geistreich noch gewandt geschrieben, vielmehr gemein und sich wiederholend; nur einige Gifttropfen sind mit hineingeschlossen, welche die Reinheit der Gesinnung am Gegner beflecken sollen, dagegen ist sie vollständig und bietet überall eine freche Stirne. Das Recht ist hier nicht ein wirkliches, zum ganzen Leben gehöriges und genau verbundenes Wesen, aufgewachsen mit dem Volk, wie Sprache und Sitte,

und fest damit zusammenhängend, sondern es geht einzig vom Herrscher und dessen Einzelwillen aus (S. 22. 48. 124), und es wird Neues allerdings erfunden und von Menschenhänden gemacht (127). Das Volk aber hat kein Recht und weiss, dass vom Regenten, der etwas Höheres ist, es ihm zugetheilt wird; auch wollte man anders, so fehlt ihm die höhere Erkenntnis des Unsichtbaren, und man darf ihm nicht logische Gewandtheit in Schlüssen zutrauen. Die Vorzeit wird geschmäht, viele Rechtsgewohnheiten sind Überreste der Kinderjahre (36), und diese bilden einen elenden Zustand des Volks (45); die Liebe aber für diese Gewohnheiten ist ein Vorurtheil (36). Um nichts einwenden zu können, wird ohne Weiteres vom deutschen Mittelalter gesagt: Barbarei habe darin geherrscht und eine grobe Unwissenheit unter allen Ständen (110. 116). Es kommt daher gar nicht darauf an, wie geschichtlich ein Recht entstanden, sondern wie es entstehen soll (28), was zu beurtheilen wiederum dem Herrscher lediglich anheim fällt, dessen Gesetzbuch einer jeden angemassten gesetzgebenden Gewalt des Volkes ein Ende macht.

Damit aber etwas sei, was den Herrscher berathe, und woraus er das positive Recht, das er über das Volk ausgiesst, schöpfe, so wird ihm ein Vernunftsrecht beigegeben, das unfehlbar ist und ihn niemals ohne Antwort weggehen lässt. Wir haben geglaubt, dass das Ewige, Unsichtbare, wonach zu streben allen edlen Herzen eingepflanzt ist, so weit es offenbar geworden, am deutlichsten und reinsten in der Gesammtheit, d. h. in der Idee eines Volkes sich ausspreche. Höher ist nie die Weisheit eines Einzelnen gestiegen, und wo sie gestrebt, dagegen sich zu erheben, da ist sie auch beschämt worden; ja, der Grösste in seinem Volk hat sich gerne davor gedemüthigt, wie Goethe in seinem Leben den Einfluss der Zeit bekennt. Diesen Ausdruck aber des Ewigen bei einem Volke einzusehen, leitet uns allein die geschichtliche Betrachtung und ist daher das erste Element der Weisheit und Wissenschaft. Darum kann die lebensvolle Rechtswissenschaft keinen höhern Gewinn erlangen, als der aus dem rein geschichtlichen Ergreifen der Gegenwart fliesst: hierdurch wird die Quelle eröffnet, welche zu einem ge-

deihlichen Fortwachsen stärkt und ohne welche alles Augenblickliche, in eitlem Wahne von Menschengewalt hervorgetrieben, verdorrt. Eine ganz andere aber ist dieses Vernunftrecht, es hat keine Geschichte und erkennt nicht die Eigenthümlichkeit und nothwendige Verschiedenheit des lebendigen Rechts an, sondern, allen Menschen gleich zugetheilt, hat es nicht Farbe, Geschmack, Geruch, und ist ein fader, schaler Abzug, wovon der Herrscher, so viel gutdünkt, den ihm gefälligen Bestimmungen zutröpfelt. Während also ein historisches Recht eignen Leib und Ausdruck hat, fühlt das Vernunftrecht darnach kein Bedürfnis, und an dem Vorschlag, das französische oder österreichische Gesetzbuch, je nachdem es politisch sei, einzuführen, findet diese Ansicht gar nichts zu tadeln, da jedem ja hinlängliche Vernunft beigemischt worden.

Dieser Streit ist nicht bloss ein wissenschaftlicher, der sich überlassen bleiben könnte, sondern er geht auf etwas allgemein Menschliches, und insofern gehört er in dieses öffentliche, die freien Rechte der Völker vertheidigende Blatt. Man könnte ebenso füglich einem Volk seine Geschichte voll grosser Erinnerungen, die ja doch auf seine Gegenwart wirken, wenn es nur ins Werk zu setzen wäre, hinwegnehmen wollen und ihm eine andere dem Willen des Herrschers angemessenere unterschieben. Die Gesinnung dieser Schrift aber liefert dem entschiedensten Despotismus die Rechte des Volkes gebunden in die Hände. An nichts hat er sich mehr zu halten, als an ein Vernunftrecht, das ausser des Despoten Leib und Geist keinen hat und nichts anders ist, als seine ungezügelte Willkür, damit gar kein Zweifel bleibe, ist diesem Vernunftrecht noch ein Anhang gegeben (257): das B e d ü r f n i s der Menschen, d. h. des Herrschers, (denn das Volk kommt hier nicht zur Sprache) und die a n s i c h z u f ä l l i g e n Bestimmungen, womit er die Vernunft „in Harmonie bringt“ (27). Ja, so sorgfältig wird diese Willkür umstellt, damit niemand schauend sich nähere, dass selbst die Behauptung sich nicht scheuet: dieses Vernunftrecht brauche nicht „von jedem eingesehen zu werden“, weil dies Streit gäbe, denn allerdings sei von ihm zum positiven „eine Brücke“ nöthig, diese aber „dem Volke gefährlich.“ Da der Teufel sich nur

in der Geschichte kund gegeben und anfänglich nach der blossen geschichtlosen Vernunft unter den Engeln wandelt, also gar wohl bei der Gesetzgebung mitsprechen darf, so giebt uns auch die Geschichte Natur und Art des Vernunftrechtes schon in etwas zu erkennen. Geherrscht und geblüht nämlich hat es in den Gesetzen, die der französische Kaiser und westphälische König gegeben, denn was hier anbefohlen und geordnet wurde, davon zeigten die Nothwendigkeit nach jenen ewigen Vernunftrechten allzeit in mehreren Sätzen die vorangestellten Beweggründe, welche also, noch nachsichtiger als Herr v. Gönner, die Brücke zum Positiven den Augen der Unterthanen frei gaben. So siegreich war auch die überzeugende Gewalt dieser Herrschervernunft und des Bedürfnisses, dass nicht leicht in dem Staatsrath, wo berathschlagt wurde, gegen jene etwas mit Erfolg von einer anderen Vernunft konnte behauptet werden. Welch schöner einfache Naturgedanke, welche liebreiche Mildigkeit, welche Redlichkeit ist nicht amtlich an den Tag gelegt worden! Was war z. B. die Conscription, die Besteuerung anderes, als das wiedergefundene natürlichste Gesetz, eine blosse gedruckte Vernunft?

Die Kette aber, womit die Willkür des Herrschers das Volk umfassen und festhalten soll, ist in allen ihren Ringen angegeben. Dass er nach politischen oder andern selbstischen Absichten, die nichts beschränkt, bei Abfassung eines Gesetzbuchs handeln könne, davon hat dieses Buch keine Ahnung; dagegen deutet es an, wie gefährlich dem Herrscher es werden könne, wenn das Volk und der es vertretende Stand der Rechtsgelehrten „treibe, was ihm beliebe“; unter ihnen werde „ein erbärmlicher Zustand des Volkes entstehen“ (43. 118), denn sie „ändern nach Gefallen“ (87) und das Recht ist ihnen „ein Spielzeug“ (103). Gern also setzt er voraus, dass diese leichtsinnig und pflichtvergessen handeln, während das Volksurtheil über sie wachen und sie richten wird, über das sich bloss die herrschende Willkür, mit der Gewalt in der Hand, ohne Mühe erhebt. — Da der Herrscher nicht selbst das Gesetzbuch abfassen kann, wird das Geschäft zehn Männern übertragen; aber welche Gesinnung wählt sie? es müsste ein sehr kleiner Staat sein,

wo der Herrscher sie nicht schon in der Nähe nach seinem Gefallen auswählen und ihrer Unterwürfigkeit in seine leitenden Grundsätze gewiss sein könnte. Vier befassen sich mit der Redaction und entscheiden nichts durch Stimmenmehrheit, sondern berathschlagen so lange, bis sie eins sind. Gestört dürfen sie in ihren Berathungen durch Anderweitiges nicht werden, denn weil nur die Natur in sicherer Klarheit fortbildet, so „verlieren sonst die Mitglieder den Faden, den festzuhalten ohnehin schwer ist.“ Zwei von den vieren gehen zu den andern sechs hernach über, welche, aus allen Ministerien gewählt, sich zur eigentlichen Berathung vereinigen. Diese läutern nun (281. 282) nach der ganz reinen allseitigen Vernunft den Entwurf, und ihnen sitzt der Herrscher im Minister vor und lenkt. Zwar entscheidet Stimmenmehrheit, doch damit Gleichheit der Meinungen leicht entstehe, ist ihre Anzahl gerade und ihm fällt die Entscheidung natürlich zu; endlich aber, damit kein Widerstand irgend sich anfassen könne, bleibt dem Minister das Recht, einem Beschlusse Einhalt zu thun und neue Berathungen zu gebieten, ganz nach dem Hauptsatz, dass die höchste Vernunft nur im Herrscher eingeschlossen sei.

Es brauchte nicht ausdrücklich (54) bemerkt zu werden, dass die Oberaufsicht des Staats durch die mit Hülfe des Gesetzbuches eingeführte Gleichförmigkeit „eingreifender“ werde. Der Herr v. Gönner aber lässt merken, dass er noch weiter schaue: das Wesen der deutschen Universitäten bedarf nach seinem Gefühl einer Umwandlung; es herrscht dort noch das Leben eines von keiner einseitigen, vorgezeichneten und, wie man sich ausdrückt, praktischen Richtung gebundenen, nach bloss wissenschaftlicher, rein menschlicher Bildung strebenden Geistes. Die Studenten müssen, wie bei den Franzosen, die der Herr v. Gönner doch zu wenig nennt und die wegen dieser Verläugnung allerdings krähen dürften, gleichförmiger werden „und ihr Studium nicht frei sein.“ Was willkommener, als solche Lyceen und Specialschulen, die strenge Aufsicht führen und das Pensum aufgeben? Sie also werden empfohlen und auf der umgebildeten sogenannten Universität, wo der Staat (Herrscher) weiss, „wo und wie“ sich der Unterthan für den Staats-

dienst bildet, hören die Fürsten vor allem das einheimische Gesetzbuch; eine halbjährige Vorlesung über römisches Recht, das zur geschichtlichen Betrachtung leitet, reicht wohl hin, höchstens dürfte noch eine halbjährige gestattet werden.

Ein deutsches Vaterland kennt dieser Geist nicht, nur selbständige und unabhängige Staaten, deren jeder sein besonderes Gesetzbuch haben muss (275); und er rühmt selbst diesen dauerhaften Zustand. In jenem allen ja zukommenden Vernunftrecht wird sich die nöthige Vereinigung schon finden, und er hat Recht und aus neuer Erfahrung ist gewiss, dass eine Willkür gern die andere erhält, die nur neben ihr steht. Wir gewinnen dadurch die freudige Hoffnung, mit den Türken und den afrikanischen Raubstaaten in recht brüderliche Gemeinschaft zu gerathen, falls nur für ein Gesetzbuch dort die Herrscher das ihnen innewohnende Vernunftrecht zu Tage fördern.

Solcher Gesinnung wird das edle baierische Volk überliefert, denn Herr v. Gönner ist Mitglied der Gesetzgebungscommission, und ihr Geist scheint aus ihm zu reden. Eigenthümlichkeit, Sitte, werthe Gewohnheiten, durch Jahrhunderte gepflegt, Recht, das von selbst sich ergeben, dem gehorcht wurde, weil die Achtung dafür angeboren war, kurz das wirkliche Leben desselben wird von oben herab, nach bestimmter Willkür, die der Herrscher ändern kann, so bald sie ihm unbequem ist, niedergedrückt und die Finger der Gewalt näher an jedes Verhältnis gelegt; was übrig bleiben und sich dennoch erhalten wird, steht in Gottes Händen. Von Amtswegen aber wird die Freude darüber ausgedrückt werden, wie schon hier (36) zu lesen ist: „Verschwunden ist das Vorurtheil der Völker für Gewohnheiten, das Volk, belehrt von den Vortheilen einer gleichförmigen Gesetzgebung und schon gewöhnt, alles Grosse und Gute zu empfangen aus der Hand seines Regenten, huldigt dankvoll dem Gesetzbuche, womit er es beglückt.“ G.

KUNSTWERKE.

Rheinischer Merkur. No. 340. Mittwoch, den 6. Dezember 1815.

Cassel, im November.

Unsere Kunstwerke sind nun angekommen und mit allgemeiner Freude empfangen, selbst von solchen, die nur das Zeichen des besiegten Feindes darin erblicken und in diesem Sinne einige Wagen vor dem Thor mit Bändern geschmückt haben, damit sie gleichsam im Triumphe hereingeführt würden. Alles ist wohlerhalten, wird nun ausgepackt und aufgestellt, und es soll dann jeder freien Zutritt haben. Die schönen alten Bildsäulen sind zurückgeliefert, auch der Zahl nach der grösste Theil der Bildergallerie, allein hier werden berühmte Stücke vom ersten Rang: die vier Tageszeiten von Claude Lorraine, eine heilige Familie von da Vinci, die wunderherrliche Charitas, die Kuh von Potter u. a. vermisst. Diese Gemälde hatte die Josephine in Malmaison aufhängen lassen, wo sie Casseler Künstler mit traurigem Herzen oft genug gesehen haben. Niemand dachte an die Möglichkeit, dass sie könnten zurückgehalten werden, dennoch haben es, wie es allgemein heisst und auch öffentliche Blätter von Paris aus gemeldet, die Russen gethan. Ein Recht ist hier auf keine Weise denkbar, die Gemälde sind anerkanntes Eigenthum des Kurfürsten, jeder Kunstfreund weiss, dass sie der Gallerie zu Cassel gehören, sie sind daselbst vielfach kopirt, selbst durch Kupferstiche verbreitet worden. Die Russen sollen eingewendet haben, dass der Kaiser Alexander dem Prinzen Eugen die Erbschaft seiner Mutter zugesichert. Das ist wohl in dem Charakter dieses grossmüthigen Fürsten, aber es ist doch ganz gewiss nichts mehr von Grossmuth entfernt, als sie auf Kosten eines Dritten zu üben. Zudem gab es einen schönen Ausweg, den nämlich, da dem Prinzen Eugen die Bilder feil waren, sie russischer Seits zu kaufen und dann ihrem Eigenthümer zurückzugeben. Wie öffentliche Blätter gleichfalls versichern, ist dieser Weg aber nur halb ein-

geschlagen; der russische Hof hat diese Gemälde für eine halbe Million Franken gekauft; bloss die vier Stücke von Claude sind mehr werth; allein dem Verkäufer wird sie doch annehmbar sein, eben weil ihm nichts gebührt. Wir hoffen, dass der Kaiser, wenn ihm die Wahrheit der Sache zu Ohren kömmt, nicht anstehen wird, dem Kurfürsten sein Eigenthum zukommen zu lassen, sollte es aber nicht geschehen, so wird man als eine trockene Wahrheit erzählen können, dass die Rechte eines deutschen Kurfürsten, dessen Haus zu den ältesten Deutschlands gehört, einen Prinzen des Napoleon zu Gefallen gekränkt sind. Aber auch die Hessen, ja alle Deutschen, welche die Herrlichkeit solcher Kunstwerke fühlen, werden gekränkt. Diese Gemälde waren Fremden wie Einheimischen zugänglich und fast immer in dem Arbeitszimmer ausgestellt. Aus Hessen sind nicht wenig Künstler hervorgegangen; hier in Cassel leben mehrere von ausgezeichneten Gaben; andere hat besondere Aufmunterung in andere Gegenden Deutschlands gezogen, und einer der ersten Landschaftsmaler, dieser Zeit in Rom, ist ein geborner Casselaner. Hierzu kommt nun in der Gegenwart, dass die Kurprinzessin mit nicht gewöhnlichem Geist die Kunst selbst übt und sie auf jegliche Weise schützt und zu beleben sucht.

[anonym.]

CASSELER KÜNSTLER, CENSUR UND SCHLOSSBAU.

Gesellschafter oder Blätter für Geist u. Herz. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Erster Jahrgang. Berlin, 1817. In der Maurerschen Buchhandlung, Poststrasse No. 29. 4. Sonnabend, den 3. Mai. 73. Blatt. S. 292.

[Brief an Arnim.]

Cassel, den 19. April.

Ich kann den Wunsch nicht erfüllen, über hiesige Künstler ausführlich meine Ansicht mitzutheilen; sie haben alle ihre Absonderlichkeiten, so kann Lob und Tadel, Verschweigen und Erwähnen ihnen ein gleicher Anstoss sein. Der bedeutendste hier ist der junge Henschel, der gründlich arbeitet, in eigenthümlichen und neuen Gedanken. Ein Sohn von dem bekannten Bildhauer Ruhl ist in Rom und zeigt ein schönes Talent. Er hat ein Bild vom wilden Jäger hergeschickt. Die Kurprinzessin arbeitet an dem Karton zu einem grossen Bilde, die heilige Elisabeth darstellend, der ihr Vater, als er von ihrer Armuth hört, prächtige Kleider schickt, aber wie die Gesandten ankommen und sie in der Kirche finden, halten ihr Engel himmlische Gewänder um, die viel schöner sind als die, welche jene überbringen. — Hier geht es im Ganzen viel besser, als es im Auslande und in den Zeitungen scheint; es ist viel von der Censurcommission gesprochen, aber noch kein einziges Buch von ihr verboten. Der Kurfürst hat nur zwei selbst verboten, wovon das eine vom Herrn v. Berlepsch wirklich erbitternd geschrieben ist. — Das Schloss ist fast ganz abgebrochen und liegt als ein gewaltiger Steinklumpen da. Die gewölbten Säle werden schwerlich so schön wieder erbaut, auch waren so verschiedenartige Erinnerungen mehrerer Jahrhunderte an dieses alte Schloss gebunden. Man kann sagen, die Franzosen hätten es entweiht, inzwischen hatte das Feuer es schon wieder rein gebrannt und sie hinausgejagt. Den Kurfürsten mochte der Gedanke erfreuen, sein Stammschloss vor seinem Ende wieder neu und schöner aufzuführen; wir wünschen, dass er noch die Freude habe, die Ausführung des grossen Baues zu erleben.

[anonym.]

TEUTOBERG.

Gesellschafter. 1817. Sonnabend, den 1. November. 179. Blatt. S. 716.

Cassel, den 12. October.

Ich war auf dem Teutoberg im Lippischen. Ungeheure Felsenpfeiler ragen aus dem Bergrücken heraus. In den Spalten sind, ohne dass es stört, Treppen angebracht und auf dem Gipfel sichere Sitze mit Tischen, so dass man in aller Bequemlichkeit die Gegend überschauen kann, in welcher die Varusschlacht angenommen wird. Einen Felsen hat unten ein Einsiedler, wahrscheinlich schon im 13. Jahrhundert, zum Theil zu einer Wohnung für sich ausgehöhlt. Es ist eine geräumige, helle, ganz in den Stein gesprengte Stube und eine Capelle daneben; aussen ist colossal die Abnahme vom Kreuz halberhaben ausgearbeitet, die Figuren sind gross und mager, aber in dem Ganzen ist Composition, der byzantinische Styl und der byzantinische Heiligenschein. Ganz unten in einem von der Erde schon bedeckten Felsen hat er sich auch sein Grab ausgehauen, genau die Formen des Leibes, gleichsam ein Futteral dafür, so dass man sich bequem hinein legen kann. Der Tritt davor ist noch sichtbar ausgeknieet. Das kleine Lippische Ländchen zeichnet sich sehr aus, überall findet man Ordnung, Wohlstand, vergnügtes Wesen, auch soll die Noth des letzten Jahres durch frühe Vorsorge hier ganz abgewendet worden sein.

G.

GOLOWNINS GEFANGENSCHAFT IN JAPAN.

Begebenheiten des Capitains von der Russisch-Kaiserlichen Marine Golownin in Gefangenschaft bei den Japanern in den Jahren 1811—13. Nebst seinen Bemerkungen über das japanische Reich und Volk und einem Anhange des Capitains Rikord. A. d. Russischen übersetzt v. Dr C. J. Schultz. Mit einem Kupfer und einer Karte. (Leipzig, bei G. Fleischer dem Jüngeren.)

Gesellschafter. 1817. Sonnabend, den 19. Juli. 119. Blatt. S. 475.

Von jenem in ihren Grenzen eingeschnürtem Volke hat man des Zuverlässigen nicht viel, um so willkommener ist ein Bericht, der, neben Aufstellung allgemeiner Eigenthümlichkeit der Japaner, sie uns auch besonders in ihrem amtlichen Treiben bald höchst ehrwürdig, bald sehr belustigend zeigt, und alles Erzählte hat noch einen grösseren Reiz dadurch, dass man schon selbst von dem Schicksale Golownins und seiner Leidensgefährten zu lebhaftem Antheile aufgeregt wird. Das Werk gehört unbezweifelt zu den besten Neuigkeiten, die wir über Völkerkunde haben, und auch die Leser, die nur Unterhaltung suchen, werden sich befriedigt fühlen. — Dass die Japaner nicht so sehr für ihre Staatsverfassung eingenommen sind, als man zu glauben gewohnt ist, bezeugen mehrere hier eingefügte Aussprüche von Eingebornen; so sagte ein Gouverneur: „Wenn Sonne, Mond und Sterne, die Schöpfungen des Allmächtigen, in ihren Bahnen Veränderungen unterworfen sind, so sollten die Japaner ihre Gesetze, das Werk schwacher Sterblicher, doch nicht für ewig und unveränderlich halten!“

[anonym.]

GOLOWNINS GEFANGENSCHAFT IN JAPAN.

Gesellschafter. 1818. 208. Blatt. Mittwoch, den 20. Dezember. S. 832.

Der zweite Band von Golownins Begebenheiten in seiner Gefangenschaft bei den Japanern ist nun von Carl Jos. Schulze ins Deutsche übersetzt erschienen (Leipzig 1818). Er enthält ausser dem schon von Kotzebue übersetzten Bericht des Flottkapitäns Rikord in einzelnen Abschnitten die Nachrichten, die der Gefangene über dieses Volk und Reich sammelte und grösstentheils aus dem Munde der Dolmetscher und Wächter schöpfte; an Vollständigkeit ist natürlich nicht zu denken, aber alles, was über dieses seltsame Volk an den Tag kommt, verdient Aufmerksamkeit. Das Klima ist im Ganzen rauh und unfreundlich, und wenn man bemerkt, dass in Matsmai, welches mit Livorno und Toulon parallel liegt, Äpfel, Birnen, Weintrauben kaum die völlige Reife erlangen und in der Hauptstadt Eddo, die mit Mallaga unter dem 36° der Breite liegt, in den Wintermonaten der Schnee zolltief herabfällt, so überzeugt man sich, dass das Klima der östlichen Erdhälfte ungleich rauher ist, als das der westlichen. Wie bei den Südamerikanern eine Sage prophezeiet hatte, dass bärtige Männer landen und sie besiegen würden, so geht bei den Japanern von Alters her eine ähnliche: „dass eine Zeit kommen werde, wo ein Volk vom Norden sie unterjoche.“ Die Japaner sind immer fröhlich gestimmt, bei den Arbeiten wird gesungen; aber ihre Gesänge haben etwas Melancholisches und Wehmüthiges. Die Religion ist nach vier Hauptsecten verschieden, jeder Bürger kann sich zu einer davon bekennen und seinen Glauben so oft verändern, wie es ihm gut dünkt. Nur das Christenthum ist bekanntlich streng verboten. Der geistliche Kaiser oder Kin-Rey ist das Haupt der alten japanischen Religion, doch auch die übrigen Secten hegen eine anbetende Verehrung für ihn. Er ist für

alle Volksklassen, seinen Hofstaat und die Beamten des weltlichen Kaisers, die zuweilen zu ihm gesandt werden, abgerechnet — unsichtbar. Nur einmal im Jahre, an einem grossen Festtage, — spaziert er in einer Gallerie, die nur nach unten zu offen ist, so dass jeder sich nähern kann, um — seine Füsse zu besehen. Er trägt beständig seidene Kleider, die von der ersten Bereitung der Seide an von den Händen unbefleckter Jungfrauen verfertigt werden. Das Essen wird ihm jedes Mal auf neuem Geschirre gereicht, welches dann zerbrochen wird. Dies geschieht, weil niemand würdig ist, nach ihm daraus zu essen: wagte es jemand absichtlich oder thäte es aus Versehen, so wäre er augenblicklich des Todes. Auf den grossen Landstrassen ist jeder Berg, jeder Hügel, jede Kluft einer Gottheit geweiht, daher müssen Reisende an diesen Orten Gebete und diese oft mehrmals hersagen. Um den Aufenthalt, der dadurch verursacht wurde, abzuwenden, haben die Japaner ein Mittel erdacht: sie errichteten Pfähle, auf welchen sich eine eiserne flache Scheibe dreht, in welche das der Gottheit des Orts geweihte Gebet eingegraben ist. Diese Scheibe drehen gilt eben so viel als das Gebet selbst verrichten, und so vielmal sie gedreht wird, so vielmal ist das Gebet hergesagt. Gerade wie die Gebetmaschine der Kalmucken; also erstarrt der Geist auch auf ähnliche Weise bei den Völkern, wie er auf ähnliche Weise erwacht und lebendig wird! Die Stände sind in Japan streng geschieden. Der Adel ist erblich, geht aber nur auf den ältesten Sohn über, oder nach Gutachten des Vaters auf den Würdigsten; dadurch ist es möglich gemacht, dass der Adel immer ausgezeichnet bleibt. Die Soldaten, welche auf die Geistlichkeit folgend den vierten Stand bilden und deren Beruf gleichfalls erblich ist, haben einen leichten Dienst und guten Unterhalt, dabei sind sie geehrt. Gemeine Soldaten sind von Europäern für angesehene Beamte gehalten, und es ist auch sehr natürlich, da jene gewöhnlich, wenn europäische Schiffe einlaufen, kostbare seidene, mit Gold gestickte Kleider anziehen, die Europäer stolz empfangen, sitzend mit ihnen reden und Tabak rauchen. Golownin glaubte anfangs selbst, es seien Offiziere zu seiner Bewachung angestellt worden, nachher fand sich, dass es Soldaten eines Fürsten

wären. Die Stadtpolizei ist streng. Nachts gehen oft Patrouillen durch die Strassen, und niemand darf sich dann ohne Laterne blicken lassen. Zum Löschen der Feuersbrünste werden in Eddo, der Hauptstadt des weltlichen Kaisers, 48000 Brandsoldaten in 48 Regimentern unterhalten. Nun wird man sich nicht mehr darüber wundern, dass nach den Aussagen der Japaner in jener Hauptstadt 10 Millionen Menschen in 280000 Häusern wohnen, unter denen allein 36000 Blinde sich befinden. Golownin meint, dass diese Angaben sehr wahr sein könnten; nach einem Plan von der Stadt, der ihm gezeigt wurde, enthielt sie vollkommen 10 Meilen im Umfang. — Zu den Völkern, die den Japanern Tribut zahlen, gehören die Bewohner der südlichen kurilischen Inseln, die sich selbst Ainu nennen. Diese leben in einer bewunderungswürdigen Eintracht unter einander, und von der Sanftmuth ihrer Sitten zeugt der gänzliche Mangel an Schimpfwörtern in ihrer Sprache.

W. Gm.

RIKORDS FAHRT NACH JAPAN UND MÜLLERS NORDISCHE SAGENBIBLIOTHEK.

Gesellschafter. 1818. 29. und 30. Blatt. Freitag, den 20. und Sonnabend, den 21. Februar. S. 116. 120.

Erzählung des russischen Flottkapitäns Rikord von seiner Fahrt nach den japanischen Küsten in den Jahren 1812 und 1813 und von seinen Unterhandlungen mit den Japanern. Aus dem Russischen übersetzt vom Staatsrath von Kotzebue. (Leipzig, bei Kummer 1817.) — Diese Erzählung vervollständigt nun Golownins grösseren Bericht und liest sich gleich angenehm und mit immer gesteigerter Theilnahme, so dass man zuweilen versucht wird, ein poetisch gebildetes Werk darin zu sehen, ob wir gleich an der Wahrhaftigkeit desselben keinen Zweifel hegen. Beide Bücher lassen uns erst recht das Wesen der Japaner erkennen. Krusenstern fehlte es an Gelegenheit zur Beobachtung, auch musste er seinen besonderen Verhältnissen nach zu

sehr gegen sie eingenommen sein. Wie merkwürdig und wie lehrreich zugleich ist die Betrachtung ihres öffentlichen und Privatlebens! Die geographische Lage der Inseln hatte es möglich gemacht, sich fremdem Einfluss zu entziehen oder ihn gewaltsam abzuschneiden, und die Folgen davon haben sich sehr deutlich entwickelt. Die ganze Verfassung ist aus den natürlichen Bedürfnissen entsprungen, darum sind die Sitten und Gesetze fest bestimmt und mit dem Leben innig verbunden; sie geniessen der höchsten Ehrfurcht und haben vielleicht (auch wohl die Sprache) schon lange Zeit, namentlich insofern sie das Privatleben betreffen, ohne merkliche Veränderung bestanden. Darum ist für alle Zustände und Verhältnisse im voraus gesorgt, und das muss ein zufriedenes, heiteres und glückliches Dasein gewähren, wie wir stets bewegten und angeregten Europäer es kaum ahnen. Die Klassen der Gesellschaft sind streng geschieden, doch verbindet alle eine liebreiche Gesinnung. Es leuchten hier Tugenden, nach denen wir uns wahrhaftig sehnen müssen; wer hat nicht die vielen einzelnen Züge von Herzensgüte bei Golownin mit Rührung gelesen: wie sie den Gefangenen heimlich ihre Leiden zu mildern gesucht, wie selbst der Soldat, der durch Golownins Entweichung unglücklich wurde, das Wohlwollen gegen ihn nicht verloren. Takati-Kachi, welcher eine Zeit lang mit dem Kapitän Rikord zusammenleben musste und dessen Charakter sich sehr deutlich giebt, zeigt eine durchaus edle Gesinnung und in den ergreifendsten Augenblicken eine Fassung, Ruhe und Ausbildung des Geistes, die man bewundern muss. Als Rikord ihm ankündigt, dass er ihn, falls der japanische Befehlshaber von Kunaschir die an ihn abgeschickten gefangenen Japaner nicht zurücksende und gar keine Nachricht ertheile, wieder mit nach Ochozk führen werde, welches die Ehre eines Mannes von seinem Stande, denn er gehörte zu den Vornehmeren, verletzte, so fasst er ohne Zaudern seinen Entschluss. Nur wenig Augenblicke zeigt sich sein Gesicht verändert, mit ziemlicher Gemüthsruhe antwortet er dem Kapitän und macht die letzten Anordnungen. Seine knieenden Matrosen nähern sich mit gesenkten Häuptern und hören aufmerksam seine Worte. Darnach versinkt er in tiefes Schweigen und betet. Nun über-

liefert er dem Matrosen, den er am liebsten hat, seinen grossen Säbel, den väterlichen genannt, um ihn seinem einzigen Sohne und Erben einzuhändigen. Nachdem dies abgethan ist, steht er auf mit ruhigem, selbst fröhlichem Antlitz und bittet um etwas Branntwein, seine Matrosen beim Abschied noch einmal zu traktiren; er trinkt mit ihnen und begleitet sie bis zum Verdeck. Sein Entschluss war gewesen, sich selbst umzubringen, um durch freiwilligen Tod der Schande zu entgehen. Das ist die eine Seite des Bildes; auf der andern muss man gestehen, dass über dem Ganzen dort eine eigene Ängstlichkeit schwebt, gleich als sei ein Theil der Luft hinweggenommen; kein tieferer Athemzug wird vergönnt, jede neue Bewegung trifft sogleich die nahgelegte Schranke, die kalt, selbst mit Grausamkeit niederfällt und zerschneidet. So viel ist gewiss, dass eine solche Verfassung nur bei einem so stätigen, pflanzenhaft lebenden Volke möglich und wohlthätig sein kann, jedes andere würde darunter verdorren oder sie zersprengen. Neben den vielen deutlichen Beweisen der sanftesten, liebreichsten Gesinnung wird uns unheimlich vor der unglaublichen, stets mitschreitenden List. Auf keine Aussage, keine Versicherung konnte Golownin vertrauen, es war jedes Mal ein Hinterhalt dabei. Bedenklichkeiten, Vorsorgen wurden völlig ins Lächerliche übertrieben, und man fühlt lebhaft die Qual des Gefangenen bei dem endlosen Ausfragen, das keinen bestimmten Zweck mehr hatte und gar wohl zu einer Verzweiflung hätte führen können. Es ist im Verhandeln nichts von jener frischen, freien, vertrauenden Gesinnung, die, wie das Sprichwort sagt, den Mund im Herzen hat; man scheint an den Spruch jenes französischen Diplomatikers zu glauben: dass der Mensch die Sprache erhalten habe, um dadurch seine Gedanken zu verbergen. Auch das fühlt man, dass bei aller Festigkeit der Formen (einem höheren Befehl wird sogleich gefolgt, wenn auch die Ausführung ohnmöglich oder der Sinn des Befehls auf andere Weise leicht zu befriedigen wäre) sich dennoch die Erstarrung darin rächen muss. Schon die Staatsveränderung im sechszehnten Jahrhundert durch Fideschossi enthält den Keim eines Umsturzes, wodurch die geistliche Gewalt getrennt und als ein bedeutungsloser

Schatten zurückgesetzt worden; merkwürdig sind auch die Winke, die der scharfsinnige Tesko über die Regierung gab. Die Form kann noch lange aushalten, aber man denkt an die orientalische Mythe von Salomon. Sterbend nahm er eine Stellung an, wodurch er auch als todt, auf dem Throne aufrecht stehend, noch lebend erschien. Er legte seine beiden Hände hinter den Rücken und stützte dieselben sowohl als die ganze Last des Körpers von rückwärts auf einen feststehenden Stock. So stand er, das Volk ahnete seinen Tod nicht und alles gieng den gewöhnlichen, wohleingerichteten Gang fort. Das erste Geschöpf aber, das seines Lebens Ende gewahr ward, entzog sich auch sogleich der dem Lebenden schuldigen Ehrfurcht; es war ein Holzwurm, der gleich nach Salomons Tod den Stab zu benagen anfieng. Er nagte ein ganzes Jahr, da brach der Stab entzwei, Salomon stürzte nieder und alles lief durch einander in Zwietracht und Verwirrung.

Es ist belehrend, nach jenen Büchern etwa Müllers nordische Sagenbibliothek (übersetzt von Lachmann, Berlin 1817) zur Hand zu nehmen. Gelehrten vom Fach, die seinen Werth schon kennen, brauchen wir das Buch nicht zu empfehlen, aber jeden, der für die Geschichte einer Entwickelung des germanischen Geistes Theilnahme hegt, machen wir darauf aufmerksam. Es sind darin aus den Originalquellen eine Menge Züge von dem öffentlichen und Privatleben der Isländer zusammengestellt. Auch hier gewährte die geographische Lage Freiheit vor fremden Einwirkungen, ja gerade sie war der Grund, warum der rauhe Felsen gesucht und mit einer wohnlicheren Heimath vertauscht wurde. Während bei den Japanern alles bis zur grössten Kleinigkeit hinab von obenher geleitet wird, hat sich hier die Ordnung aus der Mitte der edlen Geschlechter, welche sich vereinigten, gebildet. Recht, wo es verlangt wird, finden und sprechen auf dem Thing Ehrenmänner, doch in den meisten Fällen lebt der Familienvater frei, wie ein Herr in seinem Bereich, und ihn beherrscht nur, so weit er ihr zugethan ist, die alte aus dem Mutterlande mitgebrachte Sitte. Diese ist ernst und tiefsinnig, sie erzeugt grossartige Gesinnungen und Tugenden, aber in dem Übergewicht, das sie dem Willen, der

Naturkraft und kühner Tapferkeit lässt, erscheint sie manchmal entsetzlich und grausam. An der Tracht erkannte man schon Valnaliots Gesinnung; sah man ihn in kurzem Kleide mit einer Axt mit eisernem Schaft, so war er mordlustig; trug er ein braunes Kleid und den Streithammer, so war er guter Laune. Es ist nie jene kalte, überlegte asiatische Grausamkeit, es ist das wilde, tobende Blut: die Berserkerwuth. Unter allen Gesetzen der Sitte das mächtigste war die Blutrache; aus kleinem Anlasse hervorspringend, konnte sie den Untergang ganzer Geschlechter erzeugen. Sie konnte lange Jahre ruhen, aber keine Zeit sie dämpfen, und ein friedliches, stilles Leben scheint, wo sie herrscht, kaum möglich zu sein. Die Mutter selbst schlägt ihren Sohn ins Angesicht und verbietet ihm, an seines erschlagenen Bruders Stelle zu sitzen, bis er ihn gerächt habe. Es ist rohe Ansicht, blosse Mordsucht darin zu erkennen; sie beruht in der Idee der Familienliebe, als des Grundsteins der Wohlfahrt, aber sie erscheint in ihrer Ausartung, Verderben auf Verderben häufend, fürchterlich. So zeigen sich neben harter Grausamkeit die rührendsten Züge edler und treuer Herzen. Als Flose, um sich an Nials Söhnen zu rächen, den Hof des Alten mit hundert Männern umringte und Feuer anlegte, erhielten erst Weiber, Kinder und Gesinde Erlaubnis wegzugehen. Dann trat Flose an die Thür und bot dem alten Nial an, mit seinem Weibe herauszugehen. Nial antwortete: „Nicht will ich hinausgehen, denn ich bin ein alter Mann und nicht fähig, meine Söhne zu rächen, und mit Scham will ich nicht leben.“ Da sprach Flose zur Bergthora: „Geh du heraus, Hausfrau, denn ich wollte auf keine Weise, dass du verbränntest.“ Bergthora antwortete: „Ich ward jung dem Nial gegeben, da habe ich ihm gelobt, dass eins sollte ergehen über uns beide.“ Sie sagte darauf zu Kares (ihres Schwiegersohnes) kleinem Sohne: „Dich soll man hinausbringen, du sollst nicht verbrennen.“ „Du hast mir gelobt, Grossmutter“, sagte der Knabe, „dass wir nie getrennt werden sollten, so lange ich bei dir sein wollte, und mich dünkt weit besser, mit dir und Nial zu sterben, als nach euch zu leben.“ Darauf giengen die zwei Alten zu ihrem Lager, legten sich nieder und das Kind zwischen sie,

bis das Feuer sie verzehrte. Ihr Schwiegersohn Kare war der einzige, der entkam durch den Rauch des brennenden Hauses. Wie wohlthätig musste diesem Volk, welches der Hass der Geschlechter zerstörte, die milde Lehre des Christenthums sein: „So ihr nur liebt, wer euch liebt, was für einen Lohn werdet ihr haben? und so ihr nur freundlich thut gegen eure Brüder, was thut ihr Sonderliches?“

W. Grimm.

PREDIGTEN
DES ALTEN HERRN MAGISTER MATHESIUS
ÜBER DIE HISTORIEN VON DES EHRWÜRDIGEN, IN GOTT SELIGEN, THEUERN MANNES GOTTES DOCTOR MARTIN LUTHERS ANFANG, LEHRE, LEBEN UND STERBEN.

Mit einer Vorrede herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim. Mit den Bildnissen Luthers und Melanchthons. Berlin, bei Maurer. 1817 in 4.

Wünschelruthe. (Ein Zeitblatt.) Herausgegeben von H. Straube und Dr J. P. v. Hornthal. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 4. No. 11, den 5. Februar 1818. S. 43.

Melanchthons Erzählung von Luthers Leben, um das sich der sel. Villers noch verdient gemacht, ist bekannt und behält seinen Werth, doch hier wird ein ganz anderes Bild von Luthers Dasein und Wirken uns vor die Augen gerückt. Mit welcher Lebendigkeit und Kraft, zugleich mit welcher Eigenthümlichkeit ist es gezeichnet! Nicht bloss, was Luther für die Welt gethan und was sich in einer gelehrten Schrift zu erzählen ziemt, hören wir an; wir sehen ihn auch, wie er mit sich und seinen heimlichsten Gedanken gestanden, mit seinen Freunden, mit Weib und Kindern, wie er freundlich und demüthig, stark und wahrhaftig gewesen, in jedem, was er berührt, selbst im Kleinsten, das ihm nahe kam, eine edle Spur hinterlassen und wie ihn die innewohnende Tugend seines Herzens unbewusst dazu lenkte. Wo er ganz frei ist, da erscheint er immer am herrlichsten. Es ist eine Beschreibung, wie sie wohl in Albrecht Dürers Bildern vorkommt, die ganze Umgebung, jedes Geräth, der dunkelfaltige Bettvorhang, die Ordnung und Reinlichkeit der Stühle und Bänke, die aufgeschlagenen Bücher kündigen uns die würdige und liebreiche Natur des Menschen an, der sinnend dasitzt, während durch die runden Fensterscheiben gnädig des Herrn Sonne einleuchtet. In dieser Schrift ist der Geist des Protestantismus wie in keinem Lehrbuche ausgedrückt: das

Vertrauen des Christen auf den lebendigen Gott und sein gegebenes Wort, die Freiheit vor Menschensatzungen und die unbestechliche Wahrheit gegen alle Welt. Es kann erschrecken, wenn man liest, wie Zweifel ihn mitten im Vortrage gequält, aber sein freies Bekenntnis bei gleicher Qual eines andern kommt doch von jenem Geist, der ihn zur Wahrheit und Beruhigung geführt und der ihm den schönen, vertrauensvollen Tod verliehen, dessen Erzählung besonders rührend und ergreifend ist. Jedem, der sich in diesem Glauben stärken will, empfehlen wir das Buch von ganzem Herzen. Dem Herausgeber danken wir für die Erfrischung desselben sowie für die geistreiche Einleitung.

G.

ERZÄHLUNGEN.

DER SÜNDER UNTER DEN GERECHTEN.

(AUS ALTER HANDSCHRIFT ÜBERSETZT VON DEN BRÜDERN GRIMM.)

Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Zweiter Jahrgang. Berlin, 1818. In der Maurerschen Buchhandlung. 26. Blatt. Sonnabend, den 14. Februar. S. 103.

Der Wolf, der Fuchs und der Esel wollten Busse thun und pilgerten nach Rom. Als sie nah bei der Stadt waren, hub der Wolf an: „Da Gott uns in Gnaden bis hierher gebracht hat, wäre mein Rath, unsere Beichte abzulegen, ehe wir vor des Papstes Antlitz kommen.“ „Das soll geschehen“, sprach der Fuchs, „der heilige Vater hat mit jedermann, Pfaffen und Laien, viel Arbeit, so dass ihm wenig Zeit übrig bleibt. Wir wollen einander beichten und die Busse festsetzen, hernach bitten wir ihn um Bestätigung, Gottes und unseres Flehens wegen.“ „Wohlan“, sagte der Wolf, „beichte je einer den zwei andern seine grössten Sünden. Also heb' ich an und beichte etwas, das mir schwer auf dem Herzen liegt: Ein Mann hatte ein Zuchtmutterschwein mit zwölf Jungen, die lagen unter einer kalten Stiege, und ich hörte oft, wie sie den Tag über ganz jämmerlich nach ihrer Amme schrieen, aber die lief mit vollem Wanst auf dem Felde herum und liess ihre Kinder den schmählichsten Hunger leiden. Mich erbarmte das und ich rächte mich einmal, als sie ihre Jungen wieder nicht pflegte, zerriss sie und füllte meinen Leib mit ihr an. Aber das ist noch nicht alles. Hernach, als ich mich bedachte, dass ich übel gethan, dauerten mich die armen Ferklein, die da Hunger litten; ich half ihnen aus der Noth und schloss sie auch in meinem Magen ein. Das bekenne ich mit weinenden Augen, nun bestimmt mir die Busse.“ „Wenn ich die Sache recht betrachte“, antwortete der Fuchs, „so ist eure Sünde nicht gar gross; ihr habt es aus Gutheit gethan, wie

noch jetzt mancher brave Mann thut, der für arme Waisen und Hausarmen ein mitleidiges Herz trägt. Doch sollt ihr vor unserem Kloster knieen und mit Andacht ein Paternoster sprechen; das ist für die Sünde mehr als zuviel. Aber nun will ich meine Sünde beichten, sie schmerzt mich und lockt mir manchen Seufzer hervor: Bei einem Dorfe wohnte ein Bauer, der hatte einen so boshaften Hahn, dass er alle Hähne biss, die in sein Bereich kamen; dabei trieb er ein lästerliches Geschrei mit zwölf Hennen, Tag und Nacht, dass oft gesunder und kranker Leute Hirn davon betäubt ward. Diese Hoffahrt verdross mich über die Massen; als ich ihn daher eines Tages mit seinen Buhlerinnen scherzen sah, packte ich ihn bei der Schwarte und trug ihn in eine andere Pfarrei, wo ich den Bann nicht zu scheuen brauchte; dort ward ich bald Herr über ihn. Jetzt gieng das Geschrei seiner Weiber über mich los, das ärgerte mich, so dass ich eine nach der andern auffrass; ohnehin trugen sie grossen Hass gegen mich.“ „Nun“, sprach der Wolf, „da findet sich noch Rath, das Schreien und Lärmen wird zu gutem Ende gebracht. Faste drei Freitage, wenn du kein Fleisch haben kannst. Wohlan, Herr Esel, nun kommt die Reihe an euch!“ Der Esel antwortete: „Ich weiss nicht, was ich beichten soll. Ihr beide wisst, was für grosse Noth und Arbeit mir beschieden ist; wenn ich davon anfangen wollte, wäre kein Ende zu finden. Ihr seht, wie ich Wasser, Korn, Holz, Mist und was sonst vorkommt tagtäglich auf eine hohe Burg tragen muss und dass ich ohne Dank an mancher harten Arbeit mich abwürge. Eine Sünde macht mir Sorgen und hat mich oft schon gereut: Der Knecht, der mein zu aller Zeit pflegte, gieng einmal im Schnee vor mir her; da sah ich ein Paar Strohhalme, die aus seinen Schuhen hervorragten, davon riss ich ein Paar Stückchen ab und frass sie vor Hunger. Es war sein Schaden und ein Verderben an meiner Seele: die Schuld trage ich, setzt mir nun gnädiglich eine Busse.“ „Weh dir ewig, du Mörder!“ riefen die beiden, „was hast du gethan? Du hast einen Menschen verderbt, dem seine Füsse erfroren sind. Dieser Mord kostet dir deine Seele, kein Dieb und Mörder mag genesen!“ Darauf fielen sie über ihn her und brachten ihn um.

DER BÜSSENDE WOLF.

MITGETHEILT VON WILH. GRIMM.

Gesellschafter. 1818. 85. Blatt. Freitag, den 29. Mai. S. 339.

Einsmals sprach der Wolf zu seinem Sohn: „Liebes Kind, mir nagt bitteres Leid am Herzen und ich dulde einen heimlichen Kummer, schwerer als der Tod selbst. Ich habe durch Unrecht, das ich armen Leuten zugefügt, grosse Sünden auf mich geladen und meiner Seele damit die ewige Verdammnis erkauft. Ich fürchte, sie ist auf immerdar in den Abgrund versenkt, so dass ich sie durch keine Busse erlösen kann. Dennoch möchte ich die grosse Reue, die ich empfinde, durch gute Werke an den Tag legen. Sieh, ich will meinen Leib nicht schonen, ich will ihn also kasteien und quälen, dass Gott schauen soll, wie treu und ernstlich meine Reue ist.“ Der Sohn antwortete: „Vater, du redest gar wohl und verständig; auch mir ist wie dir schwer zu Muth, auch mich reuen meine Sünden, und da du älter bist als ich, so ziemt es sich, den Rath von dir anzuhören.“ — „Wohlan“, sprach der Vater, „wir wollen Busse thun und alles Fleisches uns enthalten.“ — „Ich höre mit Freuden, was deine Zunge verkündigt“, antwortete der Sohn, „dein Geist wendet sich zu dem Herrn.“ — Nachdem dieser Entschluss gefasst war, begannen sie ihre Busse. Als der Mittag und die Essenszeit heranrückte, giengen sie hinaus auf eine Wiese; da stand bei einem Wasser ruhig ein Esel und frass. Als der alte Wolf ihn gewahr ward, zeigte er ihn seinem Sohn und sprach: „Sieh an, mein Sohn, uns will der Herr darum noch nicht zu Grund gehen lassen, weil wir das Fleisch abgesagt haben; diesen Krebs da hat er mildiglich aus dem Wasser ans Land uns zugesendet. Einen so schönen fetten Krebs habe ich noch niemals gesehen! Wie gnädig ist der Herr, dass er so früh schon uns beräth! Lauf geschwind nach dem Wasser und schneid' ihm den Weg dahin ab, sonst geht er wieder zurück; ich will ihn von der Landseite einschliessen.“ Der Sohn befolgte des Vaters Geheiss: die Unglücksstunde des

armen Esels war gekommen; beide Wölfe packten und frassen ihn als einen weichhäutigen Krebs auf; dabei meinten sie fromme Büsser zu sein, die sich Fleisches enthielten. — Als aber die Leute von dem Feld her der beiden Wölfe ansichtig wurden, kamen sie mit einem Rudel von zwanzig Hunden herzugerannt. Die Wölfe nahmen bei dem Anblick die Flucht, wurden aber angeschrieen und von den Hunden gehetzt. Da sprach der Alte: „Sag' an, mein lieber Freund, was bedeutet nur das Geschelle? Sollten wir etwas Unrechtes begangen haben! Der Krebs, den wir da aufgezehrt, möchte wohl ein Esel gewesen sein? Ich vermuthe das, weil die Leute so gewaltig hinter uns her sind." — „Ein Esel war es freilich", antwortete der Sohn, „ich hätte dir das leicht sagen können, aber deinem grossen Verstand habe ich blindlings Glauben beigemessen. Einen Krebs kenne ich sonst recht gut, er ist weder so gross als ein Esel, noch geht er in dem Gras weiden." — „Lass das jetzt", sprach der Alte, „und schau fleissig hinter dich, was die Hunde vorhaben. Meldest du mir das immer, so will ich dir darnach schon rathen." — Da rief der Sohn: „Sie bellen laut und strecken Schwanz und Kopf in die Höhe; ihrer sind so viel, dass sie uns ohne Widerstand tödten werden. Zwei laufen allein voran; ich weiss nicht, ob aus Zorn oder einem anderen Grunde; die zwei schweigen und bellen nicht, ihr Haupt ist gesenkt, ihr Schwanz eingezogen; es ist schrecklich, wie sie daher rennen, nicht anders als ein Bolz vom Bogen!" — „Weh, lieber Sohn!" sprach der Alte, „die so schnell laufen, sind zwei Windhunde und die sind unser Tod. Jetzt ist Gefahr, eil' und fliehe, du bist noch jung und hast noch manches Jahr vor dir; ich will meinen Leib aufgeben, ich bin alt und schwach, es hätte doch nicht lange mehr dauern können. Komm, küsse mich noch einmal und dann ziehe deines Weges; ich will den Tod hier erwarten. Bitte nur unsern Herrn, dass er mir die Seele bewahre!" Da gieng der Sohn herzu und küsste den Alten; dieser aber packte ihn an der Kehle und biss ihn also sehr, dass ihm der Gedanke an die Flucht vergieng und er halb todt liegen blieb. Nun erhob sich der Alte selbst gen dem Walde; die Windhunde kamen, und als sie den jungen

Wolf fanden, fielen sie über ihn her und bissen ihn, bis er ganz todt war; indessen rettete sich der alte glücklich in den Wald. — Wer noch Wolfes Treue hat, — den soll man fliehen, das ist mein Rath.

KARLS DES GROSSEN HEIMKEHR AUS UNGERLAND.

MITGETHEILT VON WILH. GRIMM.

(Nach der alten Kaiserchronik in der Heidelberger Handschrift Nr. 336.)

Gesellschafter. 1818. 33. Blatt. Freitag, den 27. Februar. S. 129—131.

Es geschah im Jahr, da man zählte achthundert nach Christi Geburt, dass König Karl gen Ungarn zog und bis zu den Polachen die Völker zum christlichen Glauben bekehrte. Mit seinem Volk lagerte er nah an dem Meer. Er hatte aber daheim der Königin hinterlassen, wo er länger als zehn Jahre ausbleibe, habe ihn gewisslich der Tod hinweggerafft; auch hatte er ihr gesagt, wenn er ihr ein wohlbekanntes Ringlein sende, solle sie dem Boten, der es vorzeige, gläubig sein in allem, was er ihr berichte. Als nun neun Jahre herum waren, da erhob sich zu Achen und durch das ganze Reich Raub und Brand. Die Grossen des Landes konnten das nicht mit ansehen, sie giengen zu der Königin und sprachen: „Wir leiden viel, weil wir keinen Herrn haben, darum bitten wir euch, edle Frau, bescheidenlich, dass ihr einen Fürsten zum Gemahl nehmet, der die Lande behüten kann. Unser Herr ist gewisslich todt, sonst hätte er euch, wie gross immer seine Noth gewesen, Botschaft zugesendet.“ Die Königin antwortete: „So müsst' ich geschändet sein, wenn König Karl hereinkäme in die Stadt, er würde mich gewisslich tödten. Das Zeichen, das er mir beim Scheiden verhiess, hat er noch nicht gesendet. Noch nie brach ich meine Treue, sie soll auch immerdar stät an mir sein.“ Sie antworteten:

„Wir können in diesen Zeiten nicht ohne Herrn sein, König Karl ist todt, wir haben Boten ausgeschickt und wissen, dass er in grossen Nöthen umgekommen ist.“

Also redeten sie der Königin lange zu und gedachten ihres Ungemachs, bis sie sprach: „Was mich betrübt, das kommt von euch; ich bin unschuldig, das bezeige ich bei Gott, dem getreuen und wohlgemuthen. Thut von mir eure Rede, was Unheils mich betrifft, das soll euch nicht quälen, ich kann mich selbst wohl bewahren.“ Die Herren antworteten: „Frau, so werdet ihr nimmer froh! Sollen wir in dieser Verwirrung stets ohne Herr sein, so wisst, ihr seid des Teufels und von uns mag keiner genesen.“ Da sprach die Königin endlich: „Wohlan, wie schwer mein Geschick sei, ob mir wohl oder weh werde, ich will euch folgen. Wie gross mein Kummer ist, wollt ihr mich sein nicht erlassen, so muss ich euern Willen begehen.“

Darnach stund es nicht lange, so ward eine grosse Hochzeit festgesetzt und ein mächtiger König ihr gegeben; nach dem dritten Tag sollten sie vermählt werden, aber Gott wollte das nicht zulassen. Er schickte selbst einen Engel als Boten nach Ungerland, wo König Karl lag. Als er ihn fand, sprach er zu ihm: „König, es sei dir lieb oder leid, kommst du nicht zu der Königin, so nimmt sie ein anderer, und die schöne Frau ist gesinnt, sich mit ihm zu vermählen. Darum sollst du binnen dreien Tagen in deinem Reich sein.“ König Karl sprach: „Wie soll ich in dreien Tagen in mein Land kommen? Ich sage dir, bis dahin sind hundert Rasten und ich denke noch funfzehen mehr dazu; auf welche Weise soll ich hinkommen? soll ich reiten oder gehen? Ich kann das nicht wissen.“ Da sprach der Engel: „Ist dir nicht kund, dass Gott thun kann, was er will? So viel Gewalt steht bei ihm.“ Der König antwortete: „Das mag wohl sein, ich glaub' es und hab keinen Zweifel, dass er Wunder genug vollbringen kann.“ Da sprach der Engel: „Geh hin zu deinem Schreiber, der hat ein starkes Pferd, das kauf' ihm ab um Pfennige und Mark, wie du es gewinnen kannst. Das Pferd reite einen vollen Tag, der Weg wird dir lang, doch es ist der Art, dass es dich schnell trägt gen Rab durch Moos, Feld und Heide, dort soll deine erste

Tagweide sein. Den andern Tag sollst du dich früh aufmachen und schnell fortreiten, so kommst du bei Sonnenschein noch gen Passau an der Donau, das ist die zweite Tagweide. Da trenne dich von dem Pferd, zu Passau findest du einen Wirth, der dich wohl hält; er hat ein Fohlen, das sollst du ihm abkaufen; dieses Fohlen wird dich schnell weiter tragen, also dass du die Vermählung noch hindern kannst."

Da kaufte der König Karl das Pferd von seinem Schreiber und ritt heimlich am Morgen aus und ritt, bis er gen Rab kam, wie ihm der Engel verkündigt hatte, und also machte er von der Bulgarei aus die gewaltige Reise in einem Tag. Da rief er aus: „Gott vertraue ich wohl!" und ritt den andern Tag nach Gottes Lehre bis Passau und kam da an noch bei Sonnenschein. Hier fand er einen Wirth, der ihm gutes Gemach schuf. Abends, als das Vieh eingieng, kam auch das Fohlen gelaufen; er fieng es bei der Mähne und sprach: „Herr Wirth, gebt mir das Fohlen, das will ich reiten durch Moos und Feld." Der Wirth antwortete: „Herr, das Fohlen ist noch zu jung, es kann euch noch nicht tragen." Karl antwortete: „Was redet ihr, gebt mir das Fohlen." Der Wirth sprach: „Weil es euch denn so lieb ist, soll es euch nicht versagt sein, wär' es nur gezäumt und geritten." Karl kaufte es um güldene Pfennige. Am dritten Morgen ritt er fort; ein Wunder war es, dass ihm das Pferd nicht erlag. Er ritt aber tapfer, bis er gen Achen vor das Burgthor kam. Da fand er einen Wirth, der ihn herbergte, wie es ziemlich war.

Nun hörte man von allen Seiten einen grossen Schall von Flöten und Gesang, von Tanzen und Springen, in allen Gassen war ein Drängen und Treiben. Da fragte der König: „Was es in der Stadt gäbe?" „Herr, eine Hochzeit, wie sie nicht grösser sein kann, soll hier vor sich gehen. Dazu hat sich mancher Mann versammelt, wie unsere Frau Königin entboten hat; sie nimmt einen andern Gemahl, wie ich euch fürwahr sagen kann, einen mächtigen König. Da wird Brod und Wein gegeben und Speise in der Stadt, jedermann im Überfluss, wer es sei, Alt oder Jung; Futter wird den Rossen vorgeworfen ungemessen, wie ich alles angesehen habe." Der König sprach:

„Herr Wirth, kann ich bei euch gut Gemach haben, so mag vom Hofe Speise nehmen, wer da will, ich kann ihrer Gaben wohl entbehren. Herr Wirth, kauft mir meine Speise in der Stadt, hier sind goldene Pfennige, die geb' ich euch in Ehren. Ihr sollt guten Nutzen von mir haben: heisset die Speise bald bereiten und lasset eure Diener und Knechte meiner froh werden.“ Da gab ihm der König Pfennige genug. Als der Wirth das Gold sah, sprach er zu sich selbst: „Es muss ein Edelmann sein! Seines Gleichen habe ich nie beherbergt, noch haben meine Augen je einen mildern gesehen!“ Als die Speise bereitet war, setzte sich der König zu Tisch; alles war überaus köstlich. Darnach, wie es Nacht ward, legte er sich schlafen und bat den Wirth um einen Wächter, der sein Nachts pflege. Als er zu Bette lag, sprach er zu dem Wächter: „Früh, wenn man die Glocken läutet im Dome, so sollst du mich sicherlich wecken, ich will, so Gott mir das Leben lässt, dir dies Ringlein dafür verehren. So lieb dir nun solch ein Kleinod ist, so gewiss weck du mich, wann es läutet; dann werde ich sorgenfrei!“

Der Wächter that, wie ihm geheissen war, fand den Herrn schlafend, weckte ihn und sprach: „Steht auf und gebt mir meinen Lohn, denn man läutet.“ König Karl es nicht verdross; er legte sein reiches Gewand an und hiess den Wirth mitgehn, dass man ihn nicht fieng, denn er war leider unbekannt. Er fasste den Wirth bei der Hand, und sie giengen beide zum Burgthor, das war aber stark verriegelt. Der Wirth sprach: „Herr, ihr müsst da durchschliefen, aber da wird euer Gewand kothig.“ „Das acht' ich nicht“, sprach der König, „und ob es ganz zerreisse!“ und schlof hinein; den Wirth liess er umgehen. Da gieng der König in den Dom, und weil er wohl wusste, dass, wann er auf dem gesegneten Stuhl sass, er als König musste begrüsst werden, setzte er sich darauf, liess die Scheide vom Schwert sinken, nahm es also entblösst und legte es über seine Kniee. Der Messner kam und wollte die Bücher hervortragen; als er ihn da sitzen sah mit blossem Schwerte, ohne ein Wort zu reden, verzagte er, gieng zum Priester und sprach: „Es sitzt ein greiser Mann auf dem gesegneten Stuhl und hat ein blosses Schwert über dem Knie liegen; wie ich zum Altar

gieng, sah ich ihn sitzen, da ward mir angst.“ Der Domherr sprach: „Was redest du für Dinge, damit kommst du schlecht bei uns an, die Wahrheit will ich wissen.“ „Glaubt ihr mir nicht“, antwortete der Messner, „so ist mirs leid, geht und seht selbst alles an.“ Da gieng der Domherr und nahm ein Licht in die Hand und gieng unverzagt zum Königsstuhl, und als er dabei kam, sah er selbst den greisen Mann darauf sitzen. Da eilte er zum Bischof und sprach: „Wollt ihr hören, wie uns im Dom geschehen ist?“ Der Bischof hörte seine Worte und gieng aus seinem Gemach hin in den Dom. Zwei Knechte leuchteten mit grossen Kerzen. Da sass der König auf dem Stuhl mit dem blossen Schwert über den Knieen. Als der Bischof mit seinen Mannen ihn erblickte, erschrack er in Furcht. „Ihr sollt mich wissen lassen“, redete er den König an, „wer euch Leids gethan, oder was für ein Mann ihr seid, fürwahr, das sollt ihr mir sagen! Seid ihr nicht geheuer? redet! ich beschwöre euch bei Gott! gebt mir Antwort, es ist Zeit!“ Da sprach der König: „Ich war euch wohl bekannt, damals, als ich König Karl hiess und an Gewalt keiner über mir war.“ Nun trat der König zu ihm hin, und der Bischof, als er ihn recht ansah, sprach: „Seid willkommen, lieber Herr! Eurer Kunft will ich froh sein!“ Lieblich näherte er sich ihm, umfieng ihn mit seinen Armen und führte ihn in sein Haus. „Läutet“, sprach der Bischof zu seinen Dienern, „läutet die Glocken aller Orten.“ Da war ein grosser Schall, doch wusste noch niemand, weder die Fremden noch Einheimischen, was es zu bedeuten habe; sie fragten: „Was geschehen sei?“ Es ward ihnen geantwortet: „König Karl, der Mächtige, ist zurückgekommen in die Stadt.“ Da eilten sie fort über Berg und Thal, und wer nicht reiten konnte, wollte doch nicht bleiben und sprang die Mauer hinab. Es gab grossen Lärm durch die Stadt, wie sie also entronnen. Der Bischof aber bat den König Karl, dass er der Königin seine Huld wieder gebe, und er gewährte ihm die Bitte und war ihr hold.

BROD UND SALZ MIT GOTTES SEGEN.

ALTE SAGE; MITGETHEILT VON WILH. GRIMM.

Gesellschafter. 1818. 37. Blatt. Freitag, den 6. März. S. 147.

Es ist gemeiner Brauch unter uns Deutschen, dass der, welcher eine Gasterei hält, nach der Mahlzeit sagt: „Es ist nicht viel zum Besten gewesen, nehmt so vorlieb.“ Nun trug es sich zu, dass ein Fürst auf der Jagd war, einem Wilde nacheilte und von seinen Dienern abkam, also dass er einen Tag und eine Nacht im Wald herumirrte. Endlich gelangte er zu einem Köhler, der vor der Thüre seiner Hütte stand. Da sprach der Fürst, weil ihn hungerte: „Glück zu, Mann, was hast du zum Besten?“ Der Köhler antwortete: „Ick hebbe Gott un allewege wol (genug).“ „So gieb her, was du hast“, sprach der Fürst. Da gieng der Köhler und brachte in der einen Hand ein Stück Brod, in der andern einen Teller mit Salz; das nahm der Fürst und ass, denn er war hungrig. Ob er gleich gern dankbar gewesen, so hatte er doch kein Geld bei sich, darum löste er den einen Steigbügel ab, der von Silber war, und gab ihn dem Köhler. Dann bat er, dass er ihn auf den rechten Weg brächte, was auch geschahe.

Als der Fürst heim gekommen war, sandte er Diener aus, die mussten diesen Köhler holen. Der Köhler kam und brachte den geschenkten Steigbügel mit. Der Fürst hiess ihn willkommen und zu Tische sitzen, auch getrost sein, es sollt' ihm kein Leid widerfahren. Unter dem Essen fragte der Fürst: „Mann, es ist diese Tage ein Herr bei dir gewesen, sieh herum: ist derselbe hier mit über der Tafel?“ Der Köhler antwortete: „Mi duicht, ji sünd et wol sülvest“, zog damit den Steigbügel hervor und sprach weiter: „will ji düt Dink wedder hebben?“ „Nein“, antwortete der Fürst, „das soll dir geschenkt sein, lass dir's nur schmecken und sei froh und lustig.“ Wie die Mahlzeit geschehen und man aufgestanden war, gieng der Fürst zum

Köhler, schlug ihn auf die Schulter und sprach: „Nun, Mann, nimm so vorlieb, es ist nicht viel zum Besten gewesen.“ Da zitterte der Köhler, der Fürst fragte nach der Ursache, aber er antwortete, er dürfe es nicht sagen. Als aber der Fürst darauf bestand, sprach er: „Och Herre, ase ji säden, et wäre nig vele tom besten west, do stund de Düfel aichter ju!“ „Ist das wahr, so will ich dir auch sagen, was ich gesehen: Als ich vor deine Hütte kam und dich fragte, was du zum Besten hättest, und du antwortetest: „Gott und allgenug!“ da sah ich einen Engel Gottes hinter dir stehen. Darum ass ich von dem Brod und Salz und war zufrieden, will auch nun künftig hier nicht mehr sagen, dass nicht viel zum Besten gewesen!“

DER SEGEN DES VATERS UND DER MUTTER.

Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Gratz in Steiermark. Erzählungen, vermischte Aufsätze und Gedichte von Einhundertsechsundzwanzig deutschen Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern diesem Zwecke gewidmet. Mit einer musikalischen Beilage von G. Meyerbeer. [Herausgegeben von Karl von Holtei.] Braunschweig, Wien und Gratz, Friedrich Vieweg & Sohn; F. Manz & Comp.; Aug. Hesses Buchhandlung. 1857. S. 4—7.

In den heissen Sommermonaten verliess ich die grosse Stadt und gelangte, als der Tag sich neigte, zu einem einsamen am Fuss des Gebirges gelegenen Ort, wo ich zu verweilen beschloss. Welch ein Unterschied! Statt der drückenden Luft der glühenden Strassen wehte mich der frische kühlende Athem der harzigen Fichtenbäume an; statt des Gerassels und Lärmen der Wagen eine friedliche Stille und Ruhe, und die Sonne schien beim Untergange mit ganz anderer Lust die Wipfel der Bäume zu vergolden, als die hohen Schornsteine der Maschinenfabrik.

Ich erhielt in einem reinlichen Haus ein hübsches Zimmer und eine Kammer, deren Fenster mit Weinlaub fast zugedeckt war. Bald war ich eingewohnt, und wenn ich am frühen Morgen herausblickte, sah ich den Eigenthümer des Hauses schon in seinem Garten beschäftigt. Es war ein Greis mit weissen Haaren, der alles langsam und bedächtig that. Er pflanzte Salat und grünen Kohl, band die Sträucher fest und begoss Blumen und Kräuter. „Ich habe schon Vortheil von Ihnen“, sagte er; „Sie haben einen Thermometer ausgehängt, danach sehe ich gleich, wenn ich in der Frühe komme, und weiss dann, ob ich viel oder wenig begiessen muss.“ „Es ist wohl ein guter Boden?“ fragte ich. „Ach ja, für die Pflanzen, aber nicht für die Bäume; es liegt unten Felsen; wenn die Hauptwurzel darauf stösst, so hört das Wachsthum auf und sie fangen an langsam abzusterben. Es ist wie mit den Menschen, wenn es mit ihnen bergab geht.“ — Er that den ganzen Tag nichts, als dass er den Garten besorgte. Dieser war von mässiger Grösse, umfasste

das Haus von beiden Seiten, vereinigte sich unten und streckte sich bis zu dem Bach, der von dem Berge über Granitblöcke krystallklar vorbeisprang. Auf der einen Seite standen Obstbäume, und ein Wallnussbaum breitete seine Äste über die Landstrasse, an der das Haus lag. Auf der anderen Seite war ein Küchengarten. Nie habe ich einen solchen gesehen: er war in guter Ordnung, d. h. wohlgehalten, aber zugleich in grösster Unordnung. Alles stand da dicht gedrängt untereinander: Bohnen, Erbsen, Rüben, Grünkraut, russisches Korn, Salat, Gurken, Zwiebeln, ich kann nicht alles nennen. Nur ein Pfad in der Mitte und zwei Lauben an beiden Seiten, eine von Baumrinden, die andere von spanischem Flieder. Stachelbeersträucher verengten noch den schmalen Pfad, und wo ausserdem ein Plätzchen übrig war, standen Blumen aller Art, hochstämmige Rosenbäume, Levkojen, Lilien bis zu den Orangen-, Lorbeer- und Myrthenbäumen, Stiefmütterchen, die jetzt in Gunst stehen, von allen Farben. „Da ist auch ein seltenes, fast ganz schwarzes," sagte er, „das ich erst aus der Stadt erhalten habe." Der Garten sah aus, wie auf dem Jahrmarkt eine grosse Krämerbude, wo alles nebeneinander aufgestellt ist, um viele Käufer herbeizulocken.

Der Mann war allzeit freundlich, grüsste und erzählte gerne. „Das treibe ich nun seit langen Jahren. Das Haus habe ich meiner Tochter und ihrem Manne gegeben und nur oben ein Stübchen für mich behalten; die Enkel pflegen mich, wie man einen alten Mann pflegen muss. Was in dem Garten steht, verkaufe ich alles; die Leute wissen, was ich habe, und dass sie auch für wenig Geld etwas bekommen, Salat und Kraut für ein Paar Pfennige. Wenn eine Hochzeit gefeiert wird oder eine Kindtaufe, so holen sie die Blumen bei mir. Ich bin sparsam und brauche wenig; mit der Zeit kommt etwas zusammen, und was ich erübrige, das thue ich in ein leinen Säckchen. Nach meinem Tode werden es die Kinder in meiner Lade finden, und ich freue mich schon jetzt darüber, dass es ihnen einmal, wenn harte Zeiten kommen, aus der Noth helfen wird."

Auf derselben Landstrasse etwas weiter hinauf stand eine

ärmliche, sichtbar in Verfall gerathene Hütte. Sie gehörte einer schon ziemlich bejahrten Wittwe, die ich öfter Abends nach Hause kommen sah. Sie schien stets etwas auf dem Arm zu tragen, das sie auf den Hof nebenan legte, bevor sie zur Thür eingieng. Ich begegnete ihr einmal und redete sie an. „Wir haben ein kleines Feld“, sagte sie, „von dessen Früchten wir viere leben, ich und meine drei Söhne. Es stehen Kartoffeln darauf, Bohnen und Rüben und ein wenig Flachs. Das Feld zu bestellen ist meine Arbeit. Ich gehe hinaus, wenn ich das Hauswesen besorgt, das Essen gekocht und die vier Hühner auf dem Hofe gefüttert. Die drei Söhne suchen Arbeit und verdienen so viel, dass wir nothdürftig davon leben können. Wir leiden keinen Hunger und tragen keine zerrissenen Kleider, aber wir müssen sparsam sein. Wenn ich Kaffee koche statt des Essens, so werden die Bohnen gezählt, die in die gebrannte Gerste kommen: für jeden Sohn sechs und für mich, weil ich eine alte Frau bin, acht.“ „Aber was tragt Ihr da auf dem Arm?“ „Ach, Herr“, sagte sie und reichte mir einen Stein, „seht wie schön ist der Stein, viereckig und glatt von allen Seiten, als wäre er behauen. Wenn ich einen solchen auf dem Acker ausgrabe oder an dem Wege finde oder in dem Waldbach liegen sehe, so hebe ich ihn auf und trage ihn auf unsern Hof, wo schon viele der Art aufeinander liegen.“ „Aber was wollt Ihr damit anfangen?“ „Das will ich Euch sagen. Unsere Hütte verfällt und wir sind nicht im Stande, sie wieder aufzurichten. So lange ich lebe, verlassen mich meine Söhne nicht; aber wenn ich todt bin, können sie ins Ausland gehen. In der Erntezeit werden die Schnitter in Holland gut bezahlt, und sie können sich genug verdienen, um das Haus herzustellen. Sie haben dann keinen Steinmetzen nöthig, der ihnen die Steine zurichtet; und wenn sie die, welche ich zusammengetragen habe, aufeinanderlegen, so denken sie, die Mutter hilft und baut uns das Haus auf.“

Berlin. Wilhelm Grimm.

Zu S. 212—227 sind einige Versehen zu verbessern aus einer mir von Herrn Dr Ippel gütigst nachgewiesenen

ANZEIGE.

Leipziger Litteraturzeitung 1812. 4. Bd I. Nr. 108. Intelligenzblatt S. 864.

In der vorläufigen Ankündigung unseres bei Cotta erscheinenden Werks: die Lieder der alten Edda (Originaltext, zweifache Übersetzung und Glossar) im Morgenblatt Nr. 65—69 d. J. ist folgendes zu verbessern: Nr. 65 p. 259 a [S. 213] ist eine Zeile ausgelassen und zu lesen: Wie Saemund sammelte Snorro, der noch sein Geistesgenosse, obgleich nicht sein Zeitgenosse war. Col. b. Note [S. 213 2)] skandinaviske statt skandinariske. Nr. 66 p. 264 [S. 217] Faffners statt Jaffners. Nr. 67 p. 266 [S. 221] du Hunding statt du Hündling. Nr. 68 p. 271 [S. 223] Brynhilldarquida statt Begehildarquida. Ebenso ist zu bemerken, dass das poetische Fragment aus dem Gudrunalied in Nr. 69 [S. 226 f.] falsch abgesetzt worden, und was einen zweiten Halbvers zu bilden scheint, als selbständiger Vers nicht neben, sondern unter den vorhergehenden zu setzen war, indem wir vorerst die übliche Abtheilung beibehalten und die uns wahrscheinlich richtige im Vers selbst in dem Band, welcher den Commentar enthält, rechtfertigen werden.

Cassel. Grimm.

S. 171 und 172 lies: Hervararsaga, S. 176, Z. 2 v. u.: die kritische.

Das in der Anmerkung auf S. 73 angegebene Verhältnis des verschiedenen Drucks ist durch ein Versehen von S. 77 bis 88 gerade umgekehrt worden.

Staatl. Bibliothek Bamberg

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 45/46

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Jacob Grimm, Kleinere Schriften.

Fünf Bände. gr. 8. geheftet. 45 M.

Erster Band. Reden und Abhandlungen. Zweite Auflage. 1879. M 9.—

Inhalt: Selbstbiographie. — Ueber meine entlassung. — *Italienische und skandinavische eindrücke. — Frau Aventiure klopft an Beneckes thür. — Das wort des besitzes (jubelschrift zu Savigny's doctorjubiläum). — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das alter. — Ueber schule, universität, akademie. — Ueber den ursprung der sprache. — †Ueber etymologie und sprachvergleichung. — *Ueber das pedantische in der deutschen sprache. — Rede auf Schiller. — Anhang von kleineren aufsätzen.

Zweiter Band. Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde. Mit einer photolithographirten Tafel. 1865. M 9.—

Inhalt: *Ueber zwei entdeckte gedichte aus der zeit des deutschen heidenthums. — *Deutsche grenzalterthümer. — Ueber das finnische epos. — Ueber Marcellus Burdigalensis. — Ueber die Marcellischen formeln. — *Ueber schenken und geben. — Ueber das verbrennen der leichen. — Ueber den liebesgott. — *Ueber eine urkunde des X. jahrhunderts. — Ueber frauennamen aus blumen. — Ueber die namen des donners. — Ueber das gebet.

Dritter Band. Abhandlungen zur Litteratur und Grammatik. Mit einer photolithographirten Tafel. 1866. M 9.—

Inhalt: Gedichte des mittelalters auf könig Friedrich I. den Staufen und aus seiner sowie der nächstfolgenden zeit. — Ueber diphtongen nach weggefallnen consonanten. — *Ueber Jornandes und die Geten. — Ueber den personenwechsel in der rede. — Ueber einige fälle der attraction. — Von vertretung männlicher durch weibliche namensformen. — †Der traum von dem schatz auf der brücke.

Die mit einem * bezeichneten Abhandlungen sind nur in den Schriften der Akademie veröffentlicht worden, die mit einem † bezeichneten waren bisher ungedruckt; die übrigen Abhandlungen sind gröfstentheils nur in einer sehr kleinen Zahl von Einzelabdrücken in den Buchhandel gekommen.

Vierter und fünfter Band. Recensionen und vermischte Aufsätze. 2 Bde. 1869. 1871. M 19.50

Jacob Grimm, Auswahl aus den kleineren Schriften.

Zweite Ausgabe. 1874. Velinpapier. gr. 8. geh. M 4.—
In Leinwand gebunden M 5.—

Inhalt: Selbstbiographie. — Ueber meine Entlassung. — Italienische und scandinavische Eindrücke. — Das Wort des Besitzes. — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das Alter. — Ueber Schule, Universität, Akademie. — Ueber den Ursprung der Sprache. — Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache. — Die Sprachpedanten. — Rede auf Schiller. — Anhang: Reden bei der Frankfurter Germanisten-Versammlung. — Wesen der Thierfabel. — Anzeige. — Widmung an Wilhelm Grimm. — Widmung an Gervinus. — Vorwort.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Grimm, Jacob, Deutsche Grammatik. Neuer vermehrter Abdruck, besorgt durch Wilhelm Scherer. Erster und zweiter Theil. 1869—78. gr. 8. geh. ℳ 36.—

Grimm, Jacob, Deutsche Mythologie. Vierte Ausgabe, besorgt von Elard Hugo Meyer. 3 Bände. 1875—78. gr. 8. geh. ℳ 36.—

Grimm, Jacob, Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter. Gehalten in der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von Herman Grimm. Dritte Auflage. 1865. gr. 8. geh. ℳ 1.—

Grimm, Jacob, Rede auf Schiller. Gehalten in der feierlichen Sitzung der K. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Vierter Abdruck. 1871. gr. 8. geh. 60 Pf.

Grimm, Jacob, Ueber den personenwechsel in der rede. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1856. gr. 4. cart. ℳ 2.20

Grimm, Jacob, Ueber den ursprung der sprache. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften vom jahr 1851. Siebente und unveränderte Auflage. 1879. gr. 8. geh. ℳ 1.—

Grimm, Jacob, Ueber einige fälle der attraction. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1858. gr. 4. geh. ℳ 1.20

Grimm, Jacob, Von vertretung männlicher durch weibliche namensformen. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1858. gr. 4. cart. ℳ 2.—

Grimm, Jacob und **Adolph Pictet,** Ueber die Marcellischen Formeln. Aus den Abhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1855. gr. 4. geh. 80 Pf.

Grimm, Wilhelm, Bruchstücke aus einem unbekannten gedicht vom rosengarten mitgetheilt. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin 1859. 1860. gr. 4. geh. 80 Pf.

Grimm, Wilhelm, Die deutsche Heldensage. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1867. gr. 8. geh. ℳ 8.—

Grimm, Wilhelm, Die sage vom Polyphem. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1857. gr. 4 geh. ℳ 1.—

Grimm, Wilhelm, Thierfabeln bei den meistersängern. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1855. gr. 4. cart. ℳ 1.20.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

G. Gunzert-Freihen,
Heidelberg.

SBB013401251304

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grimm, Wilhelm,

Kleinere Schriften

Bd.: 1

(1881)

Bamberg, Staatsbibliothek -- 53.505(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11736666-6